


EX LIBRIS
WOJEWÓDZKIEJ
I MIEJSKIEJ
BIBLIOTEKI
PUBLICZNEJ
IM. EMANUELA SMOŁKI
W OPOLU

GUSTAV FREYTAG / BILDER AUS DER DEUTSCHEN VERGANGENHEIT III

GUSTAV FREYTAG

Bilder aus der deutschen Vergangenheit

3. Band.
Vom Dreißigjährigen Kriege bis zur neueren Zeit

*

mit einem
Nachwort und Ergänzungen
von Hans Ostwald.

Berlin

Deutsche Buch-Gemeinschaft G. m. b. H.

4087 S

4086/III

ZBIORY ŚLĄSKIE

943.0

Alle Rechte vorbehalten

Akc. V Nr. 278/70/S

AUS DEM JAHRHUNDERT DES GROSSEN KRIEGES

(FORTSETZUNG)

Der Dreißigjährige Krieg

Die Städte

Als der Krieg ausbrach, waren die Städte bewaffnete Hüter der deutschen Kultur, welche reich und geräuschvoll in engen Straßen zwischen hohen Häusern arbeitete. Fast jede Stadt, nur die kleinsten Märkte ausgenommen, war gegen das offene Land abgeschlossen durch Mauer, Tor und Graben, eng und leicht zu verteidigen waren die Zugänge, oft stand die Mauer doppelt, noch ragten häufig die alten Türme über Zinnen und Tor. Dieses mittelalterliche Befestigungswerk war bei vielen der größeren seit hundert Jahren verstärkt worden, Bastionen aus Feld- und Backsteinen trugen schwere Geschütze, ebenso einzelne starke Türme; oft war ein altes Schloß des Landesherrn, ein Haus des frühern Vogtes oder des Grafen, den der Kaiser gesetzt, besonders befestigt. Es waren nicht Festungen in unserm Sinne, aber sie vermochten, wenn die Mauer dick und die Bürgerschaft zuverlässig war, auch einem größeren Heer wenigstens eine Zeitlang zu widerstehen. So hielt sich Nördlingen im Jahre 1634 achtzehn Tage gegen die vereinigten kaiserlichen Heere von König Ferdinand, Gallas und Piccolomini — zusammen mehr als 60 000 Mann —; die Bürger schlugen mit nur 500 Mann schwedischer Hilfstruppen sieben Stürme ab. Für solche Verteidigung wurden Erdschanzen als Außenwerke aufgeworfen und schnell durch Gräben und Pfahlwerk verbunden. Viele Plätze aber, bei weitem mehr als jetzt, waren wirkliche Festungen. Dann bestand ihre Hauptstärke schon in Außenwerken, die mit niederländischer Kunst angelegt waren. Längst hatte man erfahren, daß die Kugeln der

Kartaune an Steinwand und Brüstung mehr zerstörten als an Erdwällen.

In den größern Städten wurde schon viel auf Reinlichkeit der Straßen geachtet. Sie waren gepflastert, auch ihr Fahrweg, die Pflasterung zum Wasserabfluß gewölbt, Hauptmärkte, z. B. in Leipzig, schön mit Steinen ausgelegt. Längst war man eifrig bemüht gewesen, der Stadt sicheres und reichliches Trinkwasser zu schaffen, unter den Straßen liefen hölzerne Wasserleitungen; steinerne Wasserbehälter und fließende Brunnen, oft mit Bildsäulen verziert, standen auf Markt und Hauptstraßen. Noch gab es keine Straßenbeleuchtung; wer bei Nacht ging, mußte durch Fackel oder Laterne geleitet werden, später wurden auch die Fackeln verboten; aber an den Eckhäusern waren metallene Feuerpfannen befestigt, in denen bei nächtlichem Auflauf oder Feuersgefahr Pechkränze oder harziges Holz angebrannt wurden. Es war Sitte, bei ausbrechendem Feuer das Wasser aus den Behältern oder fließenden Brunnen in die gefährdeten Straßen laufen zu lassen. Dafür hingen an den Straßenecken Schutzbretter, und es war Pflicht einzelner Gewerke — in Leipzig der Gastwirte — mit solchen Schutzbrettern das Wasser an der Brandstätte zu stauen, indem man aus ihnen und zugetragenem Dünger einen Querwall zog*. Die Straßen- und Sicherheitspolizei war seit etwa sechzig Jahren sehr verbessert worden. Kurfürst August von Sachsen hatte in seinem Land die gesamte Verwaltung mit nicht gemeinem Geschick neu organisiert. Seine zahlreichen Ordnungen waren im ganzen Reich Muster geworden, nach denen Fürsten und Städte ihr neues Leben einrichteten.

Der Hauptmarkt war am Sonntag Lieblingsaufenthalt der Männer. Dort standen nach der Predigt Bürger und Gesellen in ihrem Feststaat, plaudernd, Neuigkeiten austauschend, Geschäfte beredend. In allen Handelsstädten hatten die Kaufleute besondere Räume zu ihrem „Konvent“,

* Z. B. Braunschweiger Feuerordnung von 1647, § 33, Leipziger Feuerordnung von 1596. Leipzig ist gut zum Beispiel geeignet, es war noch eine mäßige Stadt, aber in starkem Fortschritt.

den man schon damals die Börse nannte. Auf dem Ratsturm durfte über der Uhr auch der Gang nicht fehlen, von dem der Türmer seine Rundschau über die Stadt hielt, wo die Stadtpfeifer mit Posaunen und Zinken bliesen.

Die Stadtgemeinde unterhielt für ihre Bürger Bier- und Weinkeller, worin die Preise des ausgeschenkten Trunkes sorglich bestimmt wurden, für die Vornehmen besondere Trinkstuben zu anmutiger Unterhaltung. In den alten Reichsstädten hatten die Patrizier wie die Zünfte häufig ihre besonderen Klubhäuser oder Stuben, und der Luxus solcher Geselligkeit war damals verhältnismäßig größer als jetzt. Auch die Gasthäuser waren zahlreich, sie werden in Leipzig als schön und herrlich eingerichtet gerühmt. Selbst die Apotheken standen unter Aufsicht, hatten besondere Ordnungen und Preise; sie verkauften noch viele Spezereien, Delikatessen und was sonst dem Gaumen behagte. Mehr Bedürfnis als jetzt waren die Badestuben. Auch auf dem Lande fehlte selten dem Bauernhof ein kleines Badehaus, eine Badestube war in jedem größeren Gebäude der Stadt. Die ärmeren Bürger gingen zu den Badern, welche auch einigen Chirurgendienst verrichteten. Außerdem aber unterhielten die Städte auch große öffentliche Bäder, in denen umsonst oder gegen geringe Bezahlung mit allen Bequemlichkeiten warm und kalt gebadet wurde. Dieser uralte deutsche Brauch ging durch den Krieg fast verloren; noch jetzt ist er nicht im alten Umfang wiedergefunden.

In den ansehnlichen Städten waren die Häuser der innern Stadt um das Jahr 1618 in großer Mehrzahl aus Stein, bis drei und mehr Stock hoch, mit Ziegeln gedeckt. Die Räume des Hauses werden oft als sauber, zierlich und ansehnlich gerühmt, die Wände häufig mit gewirkten und gestickten Teppichen, sogar von Samt, und mit schönem, kostbarem Tafelwerk, auch anderem Zierat geschmückt, nicht nur in den alten großen Handelsstädten, auch in solchen, die in jüngerer Kraft aufblühten. Zierlich und sorgfältig gesammelt war auch der Hausrat. Noch war das Porzellan nicht erfunden, reichliches Silbergeschirr fand sich nur an großen Fürstenhöfen und in wenigen der reichsten Kaufmanns-

familien. An dem einzelnen Stück von edlem Metall erfreute noch mehr die kunstvolle Arbeit des Goldschmiedes als die Masse. Die Stelle des Silbers und Porzellans aber vertrat bei dem wohlhabenden Bürger das Zinn. In großer Menge, hellglänzend aufgestellt, war es der Stolz der Hausfrauen; daneben seine Gläser und Tongefäße aus der Fremde, oft bemalt, mit frommer oder schalkhafter Umschrift versehen. Dagegen war Kleidung und Schmuck auch der Männer weit bunter und kostbarer als jetzt. Noch war darin der Sinn des Mittelalters lebendig, eine Richtung des Gemüts, der unsern gerade entgegengesetzt, auf das Äußere, das Auge Fesselnde, auf stattliche Repräsentation. Und diese Neigung wurde durch nichts so sehr erhalten als durch die entsprechenden Bemühungen der Obrigkeit, auch das äußere Aussehen des einzelnen zu regeln und jeder Bürgerklasse ihr eigenes Recht zu geben gegen Vornehme und Geringere. Die endlosen Kleiderordnungen gaben der Kleidung eine unverhältnismäßige Wichtigkeit, sie nährten mehr als etwas anderes die Eitelkeit und die Sucht, sich über seinen Stand herauszuheben. Es ist für uns ein komischer Kampf, den durch vier Jahrhunderte bis zur französischen Revolution die würdigsten Behörden gegen alle Launen und Ausschreitungen der Mode führen, stets erfolglos.

In solcher Ordnung tummelte sich ein kräftiges, arbeitsames, wohlhabendes Volk mit Selbstgefühl; eifersüchtig hielt der Bürger auf Privilegien und Ansehen seiner Stadt, gern bewies er sich unter seinen Mitbürgern reich, tüchtig und unternehmend. Noch war Handwerk und Handel in starkem Gedeihen. Zwar im Großverkehr mit dem Ausland hatte Deutschland bereits viel verloren, der Glanz der Hansa war längst verblichen, auch die großen Handelshäuser Augsburgs und Nürnbergs lebten bereits wie Erben von dem Reichtum ihrer Väter. Italiener, Franzosen, vor allem Niederländer und Engländer waren gefährliche Rivalen geworden, auf der Ostsee flatterten schwedische, dänische, holländische Flaggen schon fröhlicher als die von Lübeck und den Osthäfen, der Verkehr mit den beiden Indien lief in neuen Straßen und fremden Stapelplätzen. Aber noch hatte

der deutsche Heringsfang große Bedeutung, noch waren die ungeheuren Slawenländer des Ostens auch dem Landverkehr ein offener Markt. Und in dem weiten Reich selbst blühte die Industrie, und ein weniger gewinnreicher, aber gesünderer Export der Landesprodukte hatte einen mäßigen Wohlstand allgemeiner gemacht. Die Woll- und Lederarbeiten, Leinwand, Harnische und Waffen, die zierliche Industrie Nürnbergs wurden vom Ausland eifrig begehrt. Fast jede Stadt hatte damals eine besondere Handwerksindustrie, massenhaft unter Zucht und Kontrolle der Innungen entwickelt. Töpfe, Tuche, Lederarbeit, Bergbau, Metallarbeiter gaben den einzelnen Orten eine besondere Physiognomie, auch kleineren einen Ruf, der weit durch das Land reichte und den Bürgern zu wohlberechtigtem Stolz half. Was am meisten störte, waren die unsicheren Valutenverhältnisse. In allen Städten aber, kaum die größten ausgenommen, hatte der Ackerbau mehr Wichtigkeit als jetzt. Nicht nur in den Vorstädten und Vorwerken des Stadtgrundes, auch in der inneren Stadt lebten viele Bürger von Ackernahrung. In kleineren Städten hatten die meisten Eigentum in der Stadtflur, die reicheren wohl auch außerhalb. Deshalb waren in den Städten viel mehr Nutz- und Spanntiere als jetzt, und die Hausfrau erfreute sich eines eigenen Kornbodens, von dem sie selbst das Korn buk und, wenn sie geschickt war, landesübliches feines Backwerk verfertigte. Auch an dem Weinbau, der im Norden bis an das Land der Niedersachsen reichte, hatten die Städter großen Anteil; die Braugerechtigkeit galt für einen wertvollen Vorzug einzelner Häuser, fast jeder Ort braute das Bier auf eigene Art, unzählig sind die lokalen Namen des uralten Getränkes, auf Kraft, süßen Weingeschmack und öligen Fluß ward viel gehalten, geschätzte Biere wurden weit versendet.

Größer als jetzt war das sinnliche Behagen im Volke, lauter und unbefangener die Fröhlichkeit. Auch der Luxus der Gastmähler, zumal bei Familienfesten, war nach dem Rang der Stadtbürger gesetzlich bestimmt; auch er war durch Verordnungen nicht einzuschränken. Es wurde in Gängen

aufgesetzt, wie noch jetzt in England, bei jedem Gang eine Anzahl ähnlicher Gerichte. Schon wurden die Austern so weit versandt, als sie selbst die Reise vertragen wollten, zumal seit dem Eindringen der französischen Kochkunst zu feiner Soße verwendet; Kaviar war wohlbekannt, und in der Herbstmesse waren Leipziger Lerchen ein berühmtes Gericht. Noch hatte in der volkstümlichen Küche außer den indischen Gewürzen die Lieblingswürze des Mittelalters, der Safran, viel zu färben, noch wurden schön verzierte Schaugerichte hoch gepriesen, zuweilen wurden auch eßbare Speisen vergoldet aufgesetzt, und der Marzipan war an anspruchsvoller Tafel das vornehmste Konfekt.

Eifrig suchte der Bürger jede Gelegenheit, sich gesellig zu vergnügen. Fastnachtsmummereien waren auch im nördlichen Deutschland allgemein, dann schwärmten die Masken durch die Straßen, das Lieblingskostüm war Türken, Mohren, Indianer. Als im Kriege der Rat von Leipzig die Masken verbot, erschienen sie bewaffnet mit Spieß und Pistolen, und es gab Tumult mit den Stadtwächtern. Nicht weniger beliebt waren die Schlittenfahrten, zuweilen auch sie im Kostüm. Weit seltener als jetzt war der öffentliche Tanz, selbst bei Hochzeiten und Handwerkerfesten wurde er mißtrauisch beaufsichtigt, schwer war dabei der Ungebühr wilder Knaben zu steuern. Sie wollten ohne Mantel tanzen, sie hoben, schwenkten und verdrehten ihre Tänzerinnen, das war streng verboten; auch daß die Dienstleute sich gaffend in den Saal drängten, war der Obrigkeit zuwider. Und mit der Abenddämmerung mußte jedes Tanzvergnügen aufhören.

Die größeren Städte hatten Rennbahnen, in denen die Patriziersöhne ritterliche Übungen hielten und nach dem Ring stachen, Schießhäuser und Schießgräben für Armbrust und Büchse. Große Volksfreude waren durch das ganze Land die Schützenfeste, dazu wurden Buden, Zelte und Garküchen aufgeschlagen. Auch an den Festen einzelner Zünfte nahm das Volk lebendigen Anteil, und fast jede Stadt hatte ihre eigenen Volksfeste, z. B. Erfurt ein jährliches Wettlaufen für die Ärmeren, dann liefen die Männer um

Strümpfe, die Frauen um einen Pelz. Ein beliebtes Spiel der jungen Bürger, das leider in der Verkümmerung des nächsten Jahrhunderts fast verschwand, war das Ballspiel. Es gab eigene Ballhäuser und einen städtischen Ballmeister. Kamen vornehme Herren in die Stadt, so wurde wohl gar eine Lage Sand auf den Markt gestreut und durch Pflöcke und Schnuren dort ein Spielraum abgesteckt. Dann spielten die vornehmen Herren, und aus den Fenstern sah die Bürgerschaft fröhlich zu, wie ein junger Prinz von Hessen den Ball warf und einer von Anhalt das Beste tat. Bei großen Jahrmärkten aber war seit mehr als hundert Jahren der Glückstopf ein beliebtes Spiel. Zuweilen stellte ihn die Stadt selbst auf, in der Regel wurde einem Spekulanten die Erlaubnis gegeben. Wie das Volk sich dafür interessierte, erkennen wir daraus, daß die Stadtchroniken nicht selten Einzelheiten darüber berichten. So war 1624 in der Michaelismesse zu Leipzig ein Glückstopf von 17 000 Gulden eingerichtet; der „Zettel" kostete 18 Pfennig. Siebzehn ledige Zettel gingen auf einen Gewinn, der höchste Gewinn betrug 350 Gulden; es waren an 300 000 Nieten. Die vielen Nieten machten zuletzt die Studenten zornig, sie stürmten und zerschlugen die Glücksbude. — Auch die Schaulust des Volkes gar größer als jetzt, jedenfalls genügsamer. Häufig waren Aufzüge und städtische Feierlichkeiten, die Komödie allerdings ein seltenes Vergnügen, dafür wurde den Bürgerkindern fast immer die Freude, selbst die Rollen darzustellen, denn die Banden fahrender Komödianten waren etwas Neues und Seltsames. Schon war die Geistlichkeit den weltlichen Stücken nicht günstig, dafür wurden geistliche Stoffe und Allegorien mit sittlicher Tendenz immer mit burlesken Szenen verziert, und groß war die Anzahl der Spieler. Auf den Jahrmärkten standen die Schaubuden häufiger als jetzt. So war auf der Leipziger Ostermesse von 1630 unter anderem zu sehen: ein Vater mit sechs Kindern, die sehr schön auf der Laute und Geige musizierten; ein Weib, das mit den Füßen nähen, schreiben, Speise und Trank zum Mund führen konnte; ein einjähriges Kind ganz voll Haare mit einem Bart; von fremden Tieren zwei Mammonet-

affen, ein Meerschwein, eine Löffelgans, und wie jetzt wurden die fremden Ungeheuer durch Bilderbogen dem Volk empfohlen. Dazu Seiltänzer, Feuerfresser, Taschenspieler, starke Männer, zahlreiche Bänkelsänger und Liederverkäufer.

Was aber um 1618 dem Bürger das größte Selbstgefühl gab, war seine Wehrhaftigkeit. Wohl jeder hatte einige Übung im Gebrauch der Waffen. Jede größere Stadt besaß ein Zeughaus; auch die schweren Geschütze der Wälle wurden von Bürgern bedient, und eine Bürgerschaft, welche ihre Stadt verteidigte, war unter gewöhnlichen Verhältnissen den jungen Kompanien der belagernden Soldaten fast vorzuziehen. Auch Magdeburg hätte widerstanden, wäre nicht Zucht und Pflichtgefühl der Bürger bereits schwächer gewesen als bei früheren Belagerungen, in denen die Jungfrau des Stadtwappens ihr Kränzlein so tapfer verteidigt hatte.

Außer den Stadtbürgern gab es aber in den meisten Kreisen des Reiches eine Landmiliz, das Defensionswerk. Etwa den zehnten Mann in Stadt und Land hatte man ausgehoben, regelmäßig bewaffnet, während des Dienstes besoldet und zur Verteidigung innerhalb der Landesgrenzen bestimmt. Die Anfänge solcher Landwehr stammten aus dem 16. Jahrhundert. Von militärischen Theoretikern war die Einrichtung als vortrefflich empfohlen, von Zeit zu Zeit war sie erneuert worden. So wurde sie in Sachsen 1612 durch die Landstände eingeführt, 1618 renoviert. Es sollten im Kurfürstentum 9000 Defensioner sein, der gemeine Mann täglich vier, der Feldwebel zehn und einen halben Groschen Sold erhalten; die Kosten wurden auf die Häuser verteilt. Aber diese Miliz erwies sich im Kriege als unbrauchbar. Viel zu gering war die Disziplin; wenn nicht die Gefahr der eigenen Stadt drängte, suchte der fleißige Bürger sich zu entziehen; die Folge war, daß viel loses Volk in Waffen lief und ritt. Wenn sie von den Ortschaften requiriert wurden, die Pflüge auf dem Felde gegen streifende Marodeure zu beschützen, so forderten sie besondere Vergütung, oder sie liefen davon; bald wurden sie dem eigenen Land mehr zur Plage als zum Nutzen.

Wie der Krieg in den Städten zerstörte, lehrt jede Stadtchronik. Zuerst schlug die Unordnung der Kipperzeit tiefe Wunden in Wohlstand und Sittlichkeit. Dann kamen die Leiden, welche auch entfernter Krieg auf den Bürger legt, Nahrungslosigkeit und Teuerung. Alles war unsicher geworden, zuletzt wollte jeder den Tag genießen. Roher und wilder wurde die Vergnügungssucht; fremde Moden, welche man den Soldaten und viel umherreisenden Hofleuten absah, nahmen überhand. Von 1626 ab beginnt in den deutschen Städten das Stutzertum nach französischem Zuschnitt. Die à la mode Messieurs stolzierten und belästigten auf dem steinernen Fußpfad der Straßen. Kurze Spitzbärte, das Haar lang, in gekräuselten Locken oder gar auf der einen Seite kurz geschnitten, auf der andern in Zopf oder Locke auf die Schulter hängend, große Schlapphüte, Sporen an den Füßen, den Degen vor dem Herzen, gerissene und zerschnittene Kleider, geckenhafte Gebärden, dazu eine korrumpierte Sprache voll französischer Wörter. Die Frauen blieben nicht zurück; sie fingen an die welsche Larve vor dem Gesicht zu tragen, in der Hand einen Federfächer, Fischbein in den Kleidern, die verpönten Zobel-, Gold- und Silberstoffe und zu allem — was sehr bedenklich erschien — silberne, endlich gar weiße Spitzen.

Solches Wesen empörte als phantastisch und unsittlich Obrigkeiten und Seelsorger. Uns erscheint es als charakteristisches Leiden einer Zeit, in welcher das sichere Selbstgefühl des deutschen Bürgertums dahinschwand.

Näherten sich aber die Heere einer Stadt, dann hörte der Verkehr mit der Landschaft fast ganz auf, dann wurden die Tore sorgfältig bewacht, die Bürger erhielten sich von den aufgesammelten Vorräten. Die Pressuren begannen, Durchmärsche, Einquartierung befreundeter Heere mit allen ihren Schrecken. Noch ärger hausten die durchziehenden Feinde. Jede Art von unsicherer Schonung mußte erkauft werden. Es war Gnade des Feindes, wenn er nicht anzündete, nicht den Stadtwald niederschlug, das Holz zu verkaufen, nicht die Stadtbibliothek auf seine Troßwagen warf; alles, was zum Raub einlud, die Orgel, die Kirchenbilder, mußte aus-

gelöst werden, sogar die Kirchenglocken, welche nach Kriegsgebrauch der Artillerie gehörten. Waren die Städte nicht imstande, den Forderungen der Kriegsobersten zu genügen, dann wurden die angesehensten Bürger als Geiseln mitgeschleppt, bis die auferlegte Summe bezahlt wurde.

Galt eine Stadt aber für fest genug, um dem feindlichen Heer Widerstand zu leisten, dann wurde sie beim Herannahen des Feindes mit Flüchtlingen gefüllt, deren Zahl so hoch stieg, daß an ein Unterbringen bei Bürgern gar nicht zu denken war. In Dresden z. B. kamen 1637 nach der Einnahme von Torgau in drei Tagen, vom 7. bis 9. Mai, 12 000 Wagen mit flüchtigem Landvolk an. Umschloß der Feind den übersüllten Ort, dann raste um die Mauern der Kampf und innerhalb nicht weniger gefräßig Elend, Hunger und Krankheit. Der wehrhafte Flüchtling wurde zu strengem Besatzungsdienst gebraucht; auch der Adel der Nachbarschaft half zuweilen. Dehnte sich die Belagerung in die Länge, dann hatte die Teuerung einen schändlichen Wucher zur Folge, die Müller mahlten nur den Reichen, die Bäcker forderten Unerschwingliches. Die Bilder der Hungersnot, einer Not, wie sie damals viele Städte erlebt haben, sind zu greulich, um dabei zu verweilen. Als in Nördlingen ein Mauerturm von den Belagerern eingenommen war und die Bürger selbst ihn ausbrannten, stürzten sich hungernde Weiber über die halbgebratenen Leichname der Feinde und trugen Stücke derselben für ihre Kinder nach Hause.

Wurde aber die Stadt im Sturm erobert, so wiederholte sich an ihr das Schicksal Magdeburgs, massenhaftes Niedermetzeln, Entehrung der Frauen, scheußliches Quälen und Verstümmeln. Dazu kam die Pest. Wie die Seuchen damals in den Städten wüteten, ist für uns kaum glaublich. Sie rafften oft mehr als die Hälfte der Bewohner hinweg. Schon 1626 und in den nächsten Jahren hatten sie weite Landstriche geleert, von 1631—1634 und am ärgsten um 1636 kehrten sie wieder. —

Allerdings gab es für jede Stadt jahrelange Zwischenräume verhältnismäßiger Ruhe, und die — nicht zahlreichen

— Ortschaften, welche nur einmal im Krieg zerschlagen wurden, vermochten sich wohl wieder zu erholen. Aber das Fürchterlichste von allem war die zweite, dritte, vierte Wiederholung des alten Leidens. Leipzig wurde fünfmal belagert, Magdeburg sechsmal, die meisten kleineren Städte noch öfter mit fremden Soldaten gefüllt. So verdarben die großen Städte wie die kleinen.

Aber noch nicht genug. Weite Territorien traf eine Plage ganz anderer Art: die religiöse Verfolgung. Sie wurde von der kaiserlichen Partei fast überall geübt, wo sie sich festgesetzt hatte. Den Heeren folgte ein Haufen Bekehrer, Jesuiten und Bettelmönche, auf dem Fuß. Diese verrichteten ihr Amt mit Hilfe der Soldaten. Wo der Katholizismus noch einen Boden hatte, wurden die Führer der protestantischen Partei weggefegt, vor allen die Seelsorger. Am gründlichsten in den Provinzen, in denen der Kaiser selbst Landesherr war. Viel war dort schon vor dem langen Krieg geschehen, aber noch war beim Anfang des Krieges in Oberösterreich, Mähren, Böhmen und Schlesien die politische Majorität, die rührigste Intelligenz, die Mehrzahl der Gemeinden evangelisch. Da wurde gründlich gebessert. Bürger und Landvolk wurden scharenweise durch die Soldaten in die Beichte getrieben; wer — oft nach Gefängnis und Körperqualen — seinen Glauben nicht aufgeben wollte, mußte das Land verlassen und viele, viele Tausende taten dies; es wurde als Gnade betrachtet, wenn den Flüchtlingen eine unzureichende kurze Frist zum Verkauf ihrer beweglichen Habe gelassen wurde.

Aus einer solchen Provinz, der einzigen, welche dem geistigen Leben der Deutschen in späterer Zeit wieder erobert wurde, sei hier das Geschick einer kleinen Stadt mitgeteilt, gerade deshalb, weil nicht die Monotonie des Elends, sondern andere charakteristische Seiten des alten Bürgerlebens zu erkennen sind.

Da, wo das Riesengebirge in die schlesische Ebene hinabfällt, liegt in fruchtbarem Tal, am Ufer des Bobers, die alte Stadt Löwenberg, einer der ersten Orte, welche in Schlesien nach deutschem Recht eingerichtet wurden. Schon im Mittel-

alter eine kräftige Gemeinde, zählte sie im Jahre 1617 in Stadt und Vorstädten 738 Häuser und wenigstens 6500 Einwohner*. Stattlich erhob sie sich zwischen Wiesenstreifen und Wald mit starken Mauern, Gräben und Tortürmen. Sie war angelegt wie fast alle deutschen Städte Schlesiens, in der Mitte ein großer Markt, „der Ring", welcher das Rathaus und vierzehn „Bauden", privilegierte Häuser mit Schank- und Handelsgerechtigkeit, umschloß; die Häuser der inneren Stadt von Stein, den hohen Giebel der Straße zugewendet, bis zu seiner Spitze vier bis fünf Stockwerke. Einst war der Unterstock zu „Lauben" gemauert gewesen; diese bedeckten Gänge waren seit etwa 60 Jahren abgeschafft. Die Häuser enthielten im Unterstock eine große Hausflur und ein starkes Gewölbe, dahinter eine große Stube, in ihr den Backofen und über diesem eine hölzerne Bühne, die den hinteren Teil des Zimmers einnahm, zu ihr führte eine Treppe, die Bühne war Speiseraum, der vordere Teil Schlafraum der Familie. Im Stock darüber war eine gute Stube, mit Holzwerk getäfelt, alles übrige war Kammer und Bodenraum, zu Waren, reichlichem Hausrat, dem Getreide, der Wolle. Denn Löwenberg war eine berühmte Tuchmacherstadt; im Jahre 1617 verfertigten 300 Tuchmacher 13 702 Tuche**, und bis tief nach Böhmen und in das Reich, vorzüglich aber nach Polen trug der Händler ihre dauerhafte Arbeit. Das Stadtsignal, ein Löwe im Mauertor, war von lauterem Gold.

Im Jahre 1629 hatte die Stadt bereits viel vom Krieg gelitten. Die Bürger verwildert, zerquält, hatten den größten Teil ihres alten Mutes verloren. In den Nachbarstädten hauste das kaiserliche Dragonerregiment Liechtenstein, welches mit Säbel und Pistolenschrauben die bekehrenden Jesuiten unterstützte. Die Bürgerschaft der Stadt Löwenberg, mit ihrer Ankunft bedroht, wurde gezwungen, ihre alten Geistlichen zu entlassen. Mit Tränen schieden sie, laut weinend begleitete sie die Volksmenge in ihre Wohnungen und trug ihnen zur Sühne die letzten Abschiedsgeschenke zu. Die Jesuiten folgten; in der Nacht, bevor sie kamen, richtete sich ein Uhu zum Schrecken der Bürgerschaft auf dem Kirchturm häuslich ein und ängstigte die Stadt allmählich durch sein Geheul. Die Jesuiten predigten, wie ihre Art war, täglich, versprachen Freiheit von aller Kontribution und Einquartierung, besondere Gnade und Privilegien des Kaisers, den Widerspenstigen aber auch das zeitliche Verderben. Sie brachten es soweit, daß die geängstigte Bürgerschaft selbst den Rat drängte, die „Konfirmation" anzunehmen; die meisten Männer der Gemeinde genossen das Abendmahl nach katholischem Brauch, den Kelch ungesegnet. Die standhaften Bürger aber mußten in das Elend ziehen. Doch kaum hatten die Jesuiten die Stadt verlassen, so fiel das Volk wieder ab, die Bürger liefen auf die benachbarten Dörfer, wo sich noch evangelische Geistliche erhalten hatten, ließen dort trauen und taufen; ihre Kirche stand unter einem katholischen Pfarrer leer. Neue Drohungen, neue Gewalttaten. Der redliche Bürgermeister Schubert ward in hartes Gefängnis abgeführt, aber der Rat erklärte jetzt männlich, bei der augsburgischen Konfession sterben zu wollen; die Bürgerschaft bedrängte sogar den Landeshauptmann in wildem Tumult. Da ritten die Exekutoren des Kaisers, die „Seligmacher", durch die Tore. Der größte Teil der Bürger floh mit Weib und Kind aus der Stadt, alle Dörfer waren voll Exulanten, sie wurden durch Soldaten und abtrünnige Bürger mit Gewalt zurückgeholt und ins Gefängnis gesetzt, bis sie Beichtzettel vorwiesen; die weiter geflohenen wurden nach Sachsen getrieben. Jetzt wurde ein neuer Rat eingesetzt, wie es in solcher Zeit zu gehen pflegt, aus übel berüchtigten und untüchtigen Männern, die verlassenen Bürgerhäuser wurden geplündert, viele schwer beladene Wagen mit Hausrat von katholischen Nachbarn den Soldaten abgekauft und fortgeführt. Der neue Rat wirtschaftete gewissenlos, der Königsrichter — ein bekehrter Löwenberger Advokat — und die Ratsherrn mißhandelten die heimlichen Protestanten und suchten sich aus dem Stadtvermögen zu bereichern. 250

* Im Jahre 1770 erst 2126 Einw., im Jahre 1845 4500 Einw.

** Ein „Tuch" hielt nach Nürnberger Rechnung 32 Ellen, ein „Saum" 22 Tuch; ein „Barchat" (halb Leinen, halb Wolle) 22 Ellen; „Tuch" und „Barchat" bezeichnen den Stoff und sein Maß.

Bürger lebten mit ihren Familien als Exulanten, die eine Seite des Marktes war ganz unbewohnt; dort wuchs langes Gras, und das Vieh weidete darauf. Im Winter trieb Hunger und Kälte wenigstens Frauen und Kinder in die zerstörten Häuser zurück. Einige Zeit war der leitende Geist des neuen Rates ein zugezogener Franziskaner, Julius, gewesen, ein verwegener Gesell, gar nicht wie ein Mönch, der unter seiner Kutte goldene Armbänder trug. Dann wurde ein katholischer Pfarrer Exelmann, Sohn eines evangelischen Predigers, eingesetzt. Aber wie zerschlagen auch die Bürgerschaft war, das Amt des Pfarrers und der neuen Stadtregenten war doch nicht ohne Widerspruch. Noch waren nicht alle Mächte der Stadt bezwungen. Wie die Opposition widerstand, sei hier nach dem Bericht eines Zeitgenossen*, welchen der fleißige Sutorius in seiner Geschichte von Löwenberg (172 Teil II) abgedruckt hat, mitgeteilt.

„Am Morgen (9. April 1631) früh kamen die nachfolgenden Herren, als erstlich der Pfaffe, zweitens der Königsrichter, welcher ein Advokat Elias Seiler war, drittens Georg Mümer Se. Wollenweisheit, ein Tuchmacher, viertens Schwob Franze, ein Tuchmacher, fünftens Doktor Melchior Hübner, ein gewesener Mühlknecht und verdorbener Bäcker, sechstens Meister Daniel Seiler, ein Tischler, siebentens Peter Beier, der Stadtschreiber, auf dem Rathause zusammen und besetzten den Ratsstuhl. Der Herr Bürgermeister lag an Podagra krank. Da proponierte der Pfaffe, der die Oberhand im Rat hatte, mit diesen Worten: ‚Ihr meine geliebten Kirchkinder, nachdem ich von euch vernommen, daß ihr an Königlicher** Majestät Hof nach Wien eine Absendung tun wollt, so habe ich und der Herr Königsrichter reiflich befunden, daß vor eurem Aufbruch alle Weiber zu unserer Religion gezwungen würden. Dadurch werdet ihr euch bei Hofe eine große Gnade zuwege bringen. Ich

* Die Handschrift – es existieren mehrere alte Abschriften – ist nach Sutorius II. S. 234 vom Jahre 1631, jedenfalls von einem Augenzeugen verfertigt. Hier wurden nur wenige Längen gekürzt, ein paarmal rauhe Scheltworte gemildert.

** Der Kaiser war als König von Böhmen Oberherr Schlesiens.

will auch nicht unterlassen, euch durch Handbriefe bei meinem hochgeehrten Herrn Vetter, dem Herrn Pater Lemmermann, jetzo Königlicher Majestät Beichtvater, der gewiß in allen geheimen Ratschlägen viel gilt, zu rekommandieren, wie fleißig und eifrig ihr gewesen und die Weiber zurecht gebracht habt, so daß euch allen, die ihr jetzo beisammen seid, ein sonderlich Gratial gegeben werden soll. Derowegen fahret eifrig fort. Wollen sie nicht gutwillig, so habt ihr Türme und Gefängnisse genug, sie damit zu zwingen.‘

Auf diese Proposition wurde herumvotiert, und sagte zuerst der Königsrichter: ‚Ja, ihr Herren, weil ich solche Reise zum Besten gemeiner Stadt gutwillig auf mich nehmen will, so befinde auch ich für sehr gut, man nehme diese Geschöpfe mit Eifer und Ernst vor. Wollen sie nicht gutwillig, so sperre man die vornehmsten ein. Was gilt's, die andern werden bald nachgeben. Sie werden kommen und bitten, daß man sie herauslasse. Es würde auch mancher froh sein, daß die seine wegliefe und er sie los würde. Haben wir die Männer zurecht gebracht, so wollen wir's mit diesen Bestien auch machen.‘

Herr Mümerus, Seine Wollenweisheit, sagte: ‚Ihr Herren, ich bin nun ein Witwer bald ein halbes Vierteljahr; ich weiß davon zu sagen, was einer für Kreuz hat, wenn ihm von seinem Weib Tag und Nacht das Gewissen gerührt wird. Es wäre wohl gut, wenn Mann und Weib einen Glauben und ein Vaterunser hätten, mit den zehn Geboten möchte es nicht so dringend sein. Es wäre auch gut, daß die Weiber täten wie wir, weil sie unser Einkommen mit genießen und Ratsfrauen werden. Allein ich besorge, es wird schwer angehen. Ich wollte lieber fast raten, man konsultierte hierüber zuvor den Herrn Landeshauptmann, wie er es mit seinem eigenen Weib anstellen wollte. Man könnte dann einen bessern Nachdruck geben, wenn man einen bestimmten Befehl dazu hätte. Mein Weib hätte ich wohl nimmermehr dazu gebracht!‘

Schwob Franze sagte: ‚Ihr Herren, mein Weib ist mir, wie ihr wißt, dieser Tage gestorben, so daß ich nunmehr wieder frei und ein Witwer bin; ich weiß auch davon zu

Státní vědecká knihovna v Opavě

sagen, wie ich von meinem bösen Weib wegen des Papsttums geplagt worden bin. Gleichwohl weiß ich nicht, wie man die Sache recht angreifen soll. Es hat gleichwohl noch hübsche Weiber und Witwen unter den lutherischen Ketzern. Wäre es auch gut und übers Herz zu bringen, daß man sie alle auf einmal wegjagte und einsperrte? Ihr Herren, ihr werdet's wohl machen. Ich bin der Meinung wie mein Herr Kollege Mümer. Wenn ich heute oder morgen freie, muß mein Weib meinen Glauben haben oder den Mund über den Glauben halten.'

Hierauf fing nun Doktor Melcher an: ‚Ihr Herren, Gotts Sakrament, ma — ma — man sperre sie nur zusammen ein und la — la — lasse keine heraus, wenn sie gleich im Gefängnis verfaulen sollten, bis sie es zusagen. Ich habe gestern mein Hauskreuz darüber geschlagen. Der Teu — Teufel ho — ho — hole mich, sie muß es tun, oder ich jage sie ganz davon.'

Meister Daniel sagte: ‚Ihr meine hohen und wohlgroßgünstigen Herren, fahret in solchem guten Werk nur mit Gewalt fort. Der Landeshauptmann hat uns hierin nichts zu befehlen, er sehe selbst zu, wie er seine ketzerische Frau zurechtbringt, welche kein geringes Ärgernis und ein Spiegel für unsere Weiber ist. Derowegen bitte ich, man fahre gegen die Weiber mit der Exekution fort.'

Des Herrn Stadtschreibers Peter Baiers Votum war: ‚Ihr Herren, ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Ich habe eine böse Sieben, die beißt um sich wie der Teufel. Ich traue mir nicht, sie zu bändigen. Könnt ihr's tun, so versucht's. Ich rate aber, daß man anfangs freundlich mit den Frauen rede, ihnen Bänke setzen lasse in der Ratsstube und sie niedersitzen heiße, ob es möglich wäre, daß man sie mit guten Worten und hernach erst mit Drohung bekehren könnte. Vielleicht nehmen sie sich's zu Herzen.'

Hierauf wurde das Konklusum gemacht von dem Pfaffen und Königsrichter. Sie sagten: ‚Die Zeit ist kurz, man kann nicht viel Frist geben, es heißt hier: Friß, Vogel, oder stirb.'

Es läutete deswegen der Königsrichter dem Stadtknecht und fragte: ‚Sind die Weiber draußen?' Er sagte: ‚Nein,

es ist noch keine da.' Darauf befiehlt ihm der Richter: ‚Geht hin, ihr werdet sie entweder bei mir oder bei der Frau Geneußin finden.' Der Stadtknecht fand aber bei dem Königsrichter niemand, bei der Frau Geneußin etwa eine Mandel Weiber beisammen. Zu diesen sagte er: ‚Ihr Frauen, es läßt der Herr Pfarrer nebst dem Herrn Königsrichter und einem Ehrbaren Rat den Frauen einen guten Morgen sagen und daß sie aufs Rathaus kommen sollten, die Herren wären beisammen.'

Darauf gab die Königsrichterin zur Antwort: ‚Ja, ja, sagt ihnen einen guten Morgen wieder; wir werden bald kommen.' Also gingen die Frauen Paar und Paar, die Königsrichterin und Bürgermeisterin voran, und stiegen die Ratstreppe hinauf. Die anderen Frauen aber, so sich in den Brotbänken und sonst hin und wieder in Häusern gesammelt hatten, kamen in großer Anzahl truppweise hinterdrein. Als nun der Diener im Rat angesagt, daß die Frauen da wären, fing der Königsrichter an: ‚Laßt sie herein.' Der Diener sprach: ‚Herr, sie alle haben hier drin nicht Raum. Ich halte dafür, daß ihrer ein halbes Tausend beisammen ist. Das Rathaus ist bald ganz voll. Sie sitzen auch schon zum Teil auf den Pfeiferstühlen.'

Da fing der Pfaffe an: ‚Ei, ei, halt still, das ist nicht gut. Ich habe nichts anderes gemeint, als daß zuerst nur die vornehmsten Frauen von Rat, Schöppen und Geschworenen heraufgefordert würden. Ei, ei, was habt ihr getan!' Da sprach der Diener: ‚Ew. Ehrwürden lassen sich berichten: Als mir gestern der Herr Königsrichter befahl, ich sollte alle Weiber, die nicht bekehrt wären oder es nicht werden wollten, herauffordern und bei seiner Frau anfangen, habe ich solches bestellt, und weil es ziemlich spät war, sagte ich den meisten, die mir begegneten, eine sollte es der andern anzeigen, daß sie morgen bei Strafe kämen und nicht ausblieben. Ich vermeine, daß ich nicht unrecht getan habe.'

Da sprach der Pfaffe abermals: ‚Ei, ei, ihr Herren, ihr Herren, das ist nicht gut. Ich weiß nicht, wie man's macht, daß man einen Teil der Weiber los werde.'

Darauf sagte der Königsrichter zum Pfaffen: ‚Geben sich

Ew. Ehrwürden nur zufrieden; wir wollen die Sache schon machen und anfangs nur die vornehmsten Weiber hereinfordern. Wenn sie sehen, daß man ihnen durch den Sinn fährt oder sie gar einsperren lassen will, werden sich die andern bald verlieren und davonlaufen.' Es wurde deshalb beschlossen und dem Diener angedeutet, er solle den erwähnten Frauen ansagen, daß sie allein hereinkommen sollten.

Als nun der Diener solches ausgerichtet, fing die Königsrichterin an: ‚Mit nichten, wir lassen uns nicht trennen; wo ich bleibe, da bleibt auch mein Schwanz. Sprecht, wir lassen bitten, man solle uns nur vorlassen.' Solches berichtete der Diener wieder dem Rat hinein. Da entrüstete sich der Königsrichter und sagte mit großem Ernst: ‚Geht wieder hinaus und saget den elementischen Weibern, sie sollen sich nicht widerspenstig und ungehorsam zeigen, oder sie sollen erfahren, wie man mit ihnen umgehen werde.' Dann ging der Diener wieder hinaus und überbrachte den Befehl ernstlich; aber die guten Weiber bestanden auf ihrer vorigen Meinung und sagten, sie begehrten zu wissen, warum man sie gefordert hätte; keine lasse sich von der andern trennen, wie es einer ergehe, solle es allen ergehen. Es war darüber unter den Weibern ein großes Getümmel und Gemurmel, daß es die Herren in der Stube wohl hören konnten.

Als der Diener solche Antwort wieder hereinbrachte, erschraken sie, daß sie lieber gesehen hätten, die Weiber wären ich weiß nicht wo. Es wurde daher einhellig beschlossen, den Herrn Stadtschreiber hinauszusenden, damit er ihnen beweglich, doch freundlich mit guten Worten zuspräche, daß doch die vornehmsten Frauen hineinkommen wollten, die andern möchten nach Hause gehen; keiner solle ein Leid widerfahren. Aber alles war vergeblich. Die Weiber blieben fest, nicht voneinander zu weichen. Und die Königsrichterin fing an und sagte zum Stadtschreiber: ‚Ja, ja, Lieber, ja, meint Ihr auch, daß wir so einfältig sind und den Possen nicht merken, wie man uns arme Weiber wider unser Gewissen zwingen und bringen will, den Glauben zu wechseln? Mein Mann und der Pfaffe sind in diesen Tagen nicht vergebens zusammengelaufen, haben fast Tag und

Nacht beieinander gesteckt, gewiß haben sie einen Teufel gekocht oder gebraten, den mögen sie auch selber aufessen; ich gehe nicht mit hinein. Wo ich bleibe, da bleibt auch mein Schwanz und Anhang.' Sie wandte sich herum zu dem andern Haufen und sprach: ‚Ihr Frauen, ist das euer Wille?' Da ward abermals von allen Weibern großes Geschrei: ‚Ja, ja, nun wohlan, wir stehen alle für einen Mann.'

Hierüber erschrak nun der Herr Stadtschreiber heftig, er lief eilend wieder in den Rat und brachte mit Wehmut den Handel vor, daß der Rat in nicht geringer Gefahr wäre, denn er habe gesehen, daß fast jede Frau ein großes Gebund Schlüssel an der Seite hangen hätte*. Darüber entfiel ihnen der Mut ganz und gar, sie hingen die Köpfe und wußten weder aus noch ein; einer wünschte sich hier, der andere dort hinaus. Doktor Melcher faßte noch einen Mut und sprach zum Pfaffen: ‚Potz Sakrament, wohlehrwürdiger Herr, hätte ich nur jetzt ein paar hundert Musketiere, ich wollte das Pa — Pa — Pack wohl niedermachen lassen, außer denen, die auf die Knie niederfielen.'

Zuletzt kolligierte sich der Herr Stadtschreiber etwas. ‚Ihr Herren, ich wüßte wohl Rat, wie wir hinab und von den Weibern fortkämen. Wenn die Herren beide Türen am Rathause zuschließen lassen, wollen wir stillschweigend aus der untersten Ratsstube durch die Turmtüren hinaus und uns davonmachen; so werden sie nicht gewahr, wo wir hinkommen. Doch ich weiß nicht, wo die Schlüssel zu den Turmtüren sind.' Dieser gute Rat gefiel allen wohl, die Schlüssel wurden eifrig gesucht, unterdes aber die Stadtknechte hereingerufen und befehligt, den Weibern anzudeuten, sie möchten sich ein wenig gedulden. Die Stadtknechte aber sollten sehen, wie sich einer zur vordern, der andere zur hintern Tür spielen könnte, darauf sollten sie jählings hinauslaufen und die Tür hinter sich zuschlagen.

Dieser Anschlag glückte, die guten Weiber, deren 263 waren, wurden so eingesperrt. Der Stadtschreiber aber

* Das Schlüsselbund war im Mittelalter nicht nur bedeutsames Rechtssymbol, auch die volkstümliche Waffe der Frau.

machte die Turmtüren, die seit etlichen Jahren nicht eröffnet worden, geschwinde auf, kam gelaufen und rief: ‚Ihr Herren, fort, fort, das Loch ist offen; aber still, still, um Gottes willen still, daß es die Weiber nicht inne werden, sonst betrügt uns der Teufel.‘

Darauf liefen sie, was jeder laufen konnte, zum Teil ohne Hut und Handschuh, einer lief heim, der andere zum Nachbar, und wo jeder in der Eile sicher zu sein vermeinte. Alle wußten von erschrecklicher Angst zu sagen. Der Pfaffe lief in vollem Trab die Kirchgasse hinauf, sah mehr rückwärts als vor sich, ob die Weiber etwa nachfolgen und ihm mit den Schlüsseln zur Messe läuten wollten. Er schloß das Pfarrhaus hinter sich zu, wie die Stadtknechte das Rathaus. Er war so matt, daß er weder essen noch trinken mochte, seine beiden Damen hatten genug an ihm zu kühlen.

Als nun die versperrten Weiber, welche zum Teil an den Fenstern saßen, das Geschrei hörten, so unten in der Stadt umherging, daß die ehrenfesten Herren so fein ausgerissen wären, lief die Königsrichterin zur Ratstubentür, klinkte auf, rief überlaut mit großer Verwunderung: ‚Der Teufel hat die Schelme alle hinabgeführt; seht, da liegt ein Hut, ein Handschuh, ein Schnupftüchel, alle Türen sind offen. Kommt, laßt uns selbst zu Rat sitzen und nach unsern Männern schicken, sie sollen bei Strafe kommen und unsern Bescheid anhören.‘ Darauf ward von allen Weibern ein großes Geschrei und Gelächter, daß man's über den ganzen Ring hören konnte.

Zuletzt aber traten die Frauen doch zu Häuflein, zu zehnen und zwölfen, sie beklagten ihre Männer, Kinder und Säuglinge, die würden nichts zu essen haben. So wurden sie einig, durch etliche Weiber, die draußen vor der Tür warteten und auch gern drinnen bei den versperrten gewesen wären, den Königsrichter zu bitten, sie loszulassen und ihnen anzuzeigen, weshalb man sie heute auf das Rathaus gefordert.

Unterdes aber empfand der Königsrichter, daß er jetzt beim Heimgang vom Rathaus klüger geworden, als er heute früh beim Hinaufgehen gewesen, ihm deuchte, nicht alle

Männer möchten so gegen ihre Frauen gesinnt sein als er. Auch sah er ein ziemliches Laufen um das Rathaus von Kindern und Gesinde, die den Frauen gern etwas von Speise und Trank zutragen wollten, ja es war von einem guten Freund schon angestellt, den lieben Weibern ein ganzes Viertel Bier zum Labsal zuzustoßen. Überdies fand sich auch schon eine Anzahl Männer zusammen, welche zu wissen begehrten, was ihre Frauen getan, daß man sie eingesperrt hätte. Da faßte der Königsrichter wieder einen Mut und ließ die Herren cito citissime in sein Haus zu einer notwendigen Unterredung zusammenbitten. Die vier Herren des Rates und der Stadtschreiber wurden mit großer Mühe gefunden, der Pfaffe aber hatte sich tief versteckt und ließ sich wegen Mattigkeit und weil er Ruhe nötig hätte, entschuldigen. Es ward aber eine wiederholte Absendung an ihn beschlossen, die dem Pfaffen zu Gemüt führte, er müsse sich unfehlbar einstellen, weil er diese Händel mit verursacht habe.

Unterdes kam der Ratsdiener ans Rathaus gelaufen, auf wessen Geheiß, weiß man nicht, rief durch die verschlossene Tür seine Frau, die mit im Konklave war, und sagte ihr: ‚Deutet den andern Frauen an, daß die Herren jetzt wieder beim Königsrichter zusammengekommen sind; man wird bald heraufschicken und das Rathaus öffnen lassen, damit eine jede wieder heimgehe.‘ Darauf gab die Königsrichterin Antwort: ‚Ja, gar gern wollen wir uns gedulden, sitzen wir doch im Trocknen. Aber sagt ihnen auch, sie sollen uns berichten, warum man uns heraufgefordert und ohne Verhör eingesperrt hat.‘

Der Pfaffe ließ sich endlich bewegen und kam zum Königsrichter in den Rat. Sie klagten einander anfangs heftig ihre Mattigkeit wegen großer ausgestandener Angst und Gefahr, weshalb ihnen auch geschwind ein Labetrunk Wein herumgegeben ward; was sie aber sonst damals für Anschläge gemacht, habe ich so genau nicht erfahren können, weil alles in Eile und stehend geschah und kein Protokoll daneben gehalten ward. Gewiß aber ist es, daß sie sich, wie bei Lumpenleuten Gebrauch ist, ziemlich gebissen und einer dem

andern bald dies, bald das an den Bart geworfen haben. Doch zuletzt wurden sie einhellig, eine Absendung an die versperrten Frauen zu tun, dieselben cito loszulassen und auf das allerfreundlichste zu bereden, damit sie das Rathaus wieder quittieren möchten. Zur Absendung wurden vermocht Herr Mümer, Meister Daniel und Herr Notarius.

Als diese ankamen, wurde die Tür sogleich geöffnet, und die Abgesandten traten mitten unter die Weiber in einen Kreis.

Da fing der Stadtschreiber so an: ‚Ehrbare, viel ehr- und tugendsame, insonders großgünstige, liebe Frauen! Der Herr Pfarrer nebst dem Herrn Königsrichter und ein wohlweiser Rat lassen den Frauen samt und sonders einen guten Tag vermelden, verwundern sich höchlich, daß die Frauen die Sache so übel aufgenommen und anders verstanden haben, als sie gemeint war. Und weil die Frauen so inständig begehrt haben zu wissen, warum dies geschehen, so haben gemeldete Herren uns abgefertigt, mit Wahrheit dies zu vermelden. Erstens, weil nunmehr die Marterwoche herbeikäme, an welcher in der Kirche vornehmlich von dem heiligen Sakrament gepredigt wird, so hätte man die Frauen christlich und treulich vermahnen wollen, daß sie sich dazu fleißig einstellen möchten. Zweitens wird gebeten, daß am bevorstehenden Osterfest sich die Frauen ebenfalls sämtlich einstellen und mildreich erzeigen wollen, weil des Herrn Pfarrers Akzidenzien bei so geringer Anzahl der Bürger gegenwärtig schlecht wären.‘

Nach solchem Anbringen des Stadtschreibers wollte es Meister Daniel, der Tischler, noch besser machen und sprach: ‚Meine großgünstigen Frauen! Die Frauen sollen es nicht anders verstehen, als daß dies eine freundliche Unterredung ist, und daß gar keine Gewalt angewendet werden soll. Denn meine Herren und ein hochweiser Rat haben nicht den Gebrauch einen henken zu lassen, bevor sie ihn haben.‘

Auf diese leichtfertige, unbesonnene Rede, die doch ganz und gar nicht dem Rat diente, stießen ihn Herr Mümer und Herr Notarius selbst auf der Stelle an, unter den gesamten Weibern aber wurde ein großes Gelächter und Getümmel.

‚Ja, ja, jetzt hören wir wohl, sie vergleichen uns Leuten, die gehenkt werden sollen. Ihr selber seid solche Gesellen untereinander. O ihr ungetreuen Schelme, ihr Kornwucherer, ihr Wolldiebe!‘ Darauf schrie die Königsrichterin: ‚Still, still, ihr Weiber!‘ und sprach zu Meister Daniel: ‚Hört, lieber Schwager, Ihr versteht's nicht, seid auch viel zu geringe, uns wider unser Gewissen zu zwingen. O wie wird Euch Gott strafen und meinen Mann dazu, der so öffentlich wider sein Gewissen handelt. Euer beider lieber seliger Vater ist ein stattlicher lutherischer Geistlicher gewesen, der hat Euch etwas anderes gelehrt. Jetzt sprecht Ihr, Ihr seid gut katholisch. Zu Euren Schelmstücken braucht Ihr Euren neuen Glauben; wenn Ihr betrunken seid, redet Ihr selber schandlos genug von der Mutter Gottes, und wenn Ihr zu Euren schlechten Dirnen geht, nennt Ihr Euch nicht anders als Marienbrüder. Oh, wenn man Euch Euren Gewinn abschaffen wollte, den Ihr aus Euren Ämtern und aus den Gütern gemeiner Stadt macht und den Ihr doch alle wieder verfreßt und vertrinkt, wenn Ihr wieder Hobelspäne machen und tapfer arbeiten müßtet, daß Euch warm würde, wie bald solltet Ihr Euer Papsttum wieder los werden. Daß Euch Gott strafe! Nimmermehr sollt Ihr uns unsern Glauben nehmen, Ihr selbst werdet noch darüber gehenkt werden.‘

Die Frau Bürgermeisterin sagte: ‚Habt ihr sonst nichts mit uns zu reden gehabt, so hätte das auch der Pfarrer von der Kanzel tun können, und man hätte uns deshalb nicht einsperren dürfen. Ich lasse mich nicht so zur Kirche zwingen. Bei unseren vorigen Pfarrern und Predigern bin ich mit großer Freude zur Kirche gegangen, habe dort Trost aus Gottes Wort genommen; jetzt werde ich nur noch mehr darin betrübt und geärgert, daß es Gott im Himmel zu klagen ist. Was den Opferpfennig anbelangt, so steht es einem jeden frei, wer ihn zu geben hat, der mag ihn geben.‘ Hierauf schrien die andern Weiber überlaut: ‚Ja, einen Teufel wollen wir dem Pfaffen auf den Kopf geben.‘ Die Herren Abgesandten erschraken über solche Reden, baten um ihren Abtritt, sagten kein Wort weiter und gingen davon.

Als nun die Herren Abgesandten beim Königsrichter wie-

der ankamen, war der Pfaffe und die anderen Herren schon wieder davongegangen; sie machten ihre Relation und gingen auch nach Hause. Die Frauen waren nun gleichfalls ihres Arrestes entledigt. Dem Königsrichter aber stieg die Sache ernstlich zu Kopf, er nahm es sich zu Herzen, daß ihn seine Gedanken so schändlich betrogen und die Sache zu einem ewigen Spott für ihn ausgelaufen war. Er ging in der Stube auf und ab, murmelte mit sich selbst, zuletzt sagte er: ‚Gebt mir was zu essen.' Als der Tisch gedeckt und von seiner Magd und Kindern aufgetragen wird, eine Schüssel Krebse und ein Stück Weißbrot und Käse, auch Butter, erzürnt sich der gute Herr heftig, nimmt zuerst das liebe Brot, dann die Butter mit der zinnernen Buttermulde und wirft sie zum Fenster hinaus auf den Markt. Auch die Krebse alle wirft er in der Stube herum, greift auch nach der Wurst, die auch auf dem Tisch stand, welche die Kinder aus Hunger wohl gemocht hätten, weil sie damals den ganzen Tag noch nichts gegessen hatten. Ja, er war so ergrimmt, daß er aus der Stube hinauslief, Schüsseln und Tiegel zerschlug und alles, was ihm unter die Hände kam, daß darüber ein Zulauf von den Nachbarn geschah. Danach lief er ins Stübel hinauf und hielt ein großes Geschrei und Wesen nur mit sich selbst, als wenn alles voller Leute wäre. Den andern Tag stand er früh auf, verreiste und übertrug sein Amt dem Doktor Melcher. —

An diesem Tage ruhten die Herren aus bis gegen Abend. Da rief der Pfarrer den Stadtknecht zu sich und befahl ihm, daß er in seinem und des Doktor Melchers als des Vize-Königrichters Namen die Frau Bürgermeisterin und die Frau Geneußin auf morgen früh nach der Messe zu ihm auf den Pfarrhof fordern solle. Das bestellte der Stadtdiener. Die Bürgermeisterin gab zur Antwort: ‚Ja, ja, ich will kommen, will es aber zuvor meinem Herrn sagen.' Als sie aber zur Frau Geneußin kam und es ihr auch anmeldete, war bei dieser der Eidam, Herr Krekler, der nachher Bürgermeister wurde, der gab den Bescheid: ‚Ist der Pfaff und Doktor Melcher euer Herr? oder sind sie die Herren meiner Frau Schwiegermutter? Antwortet, daß sie nicht kom-

men, es befehle ihnen denn der Herr Bürgermeister.' Das sagte der Stadtknecht dem Bürgermeister; der besann sich etwas, endlich sagte er: ‚Meinetwegen, sie sollen gehen, ich bin es zufrieden, damit man mir nicht die Schuld gebe.'

Am Morgen Freitag um die angeordnete Stunde ging die Frau Bürgermeisterin zum Pfaffen; die Frau Königsrichterin, welche doch gar nicht gefordert war, ebenfalls mit der Frau Geneußin. Da fing der Pfaffe an aufs freundlichste mit ihnen zu reden und bat sehr höflich, sie sollten sich doch bequemen und die heilige, alleinseligmachende Religion annehmen, wie ihre Herren auch getan hätten. Sie würden sehen, wie wohl man sich dabei befände, und wie wohl es ihnen ergehen würde. Darauf gaben die Frauen sogleich zur Antwort: ‚Nein, wir sind von unsern Eltern und vorigen Predigern anders unterrichtet worden; dabei befinden wir uns gar wohl. In eure Religion können wir uns nicht schicken.' Darauf sagte der Pfarrer: ‚So kommen die Frauen doch nur zur Kirche, oder wenn sie Kummer oder Bedenken haben, zu mir, sooft sie wollen; ich will sie gewiß fleißig unterrichten.' Die Frauen gaben zur Antwort: ‚Nein, der Herr darf sich unsertwegen keine Mühe geben, wir tun's nicht.' ‚Ei,' sprach der Pfaffe, ‚so geben die Frauen doch gute Exempel, und gehen sie wenigstens zur Kirche und zur Messe und ärgern nicht etwa andere, die schon erklärt haben, wenn die Frauen gingen, so wollten sie auch gehen.' Die Frauen antworteten: ‚Aber wir tun's nicht. Wir wollen auch niemand wehren. Das sind Gewissenssachen, darüber hat niemand als Gott zu richten.' Als nun der Pfaffe sah, daß alles vergebens war, bat er: ‚Ei, ei, sagen sie doch wenigstens zu den andern Frauen und Weibern, sie hätten sich vierzehn Tage Bedenkzeit ausgebeten und auch erlangt.' Darauf antworteten die Weiber fast im Zorn: ‚Nein, lieber Herr, wir haben von unsern Eltern nicht lügen gelernt, wir wollen's von Euch auch nicht lernen; wir bitten, Ihr wollt uns verschonen.' So gingen sie davon.

Während aber die drei Frauen beim Pfaffen waren, fanden sich unterdes zum Verwundern schnell eine große Menge Weiber zusammen, viel mehr als das erstemal beieinander

gewesen. Dies nahm Herr Schwob Franze wahr, kam eilend und keuchend zum Bürgermeister gelaufen und sagte: ‚Herr, ich bitte Euch um Gottes willen, habt ein Einsehen und wehrt dem Pfaffen die Händel mit den Weibern, es sind ihrer wieder eine große Menge beisammen, die ganzen Brotbänke und alle Häuser in der Kirchgasse sind voll. Hilf mir Gott, sie erschlagen uns mitsamt dem Pfaffen; ich laufe davon.‘

Der gute Bürgermeister lag so krank zu Bett, daß er weder Hand noch Fuß regen konnte. Er schickte eilend nach dem Pfaffen und sagte ihm ziemlich deutsch, was er für abenteuerliche Händel anfinge, dergleichen sonst in keiner Stadt gehört worden. Würde ihm von den Weibern Ungelegenheit begegnen, so wolle er nicht schuldig sein.

Darauf fing der Pfaffe an: ‚Ei, nein, Herr Bürgermeister, der Herr erzürne sich nicht so. Ich sehe, daß ich von dem leichtfertigen Mann, dem Doktor Melcher, betrogen bin, der die Sache ganz anders berichtet hat. Ich bitte, der Herr lasse den Weibern andeuten, daß sie wieder nach Hause gehen; es soll gewiß nicht mehr geschehen, was geschehen ist, das versichere ich dem Herrn hiermit.‘

Als dies die Weiber hörten und daß den Frauen nichts weiter begegnet war, als was oben erzählt ist, waren sie auch zufrieden, gingen heim und legten ihre Schauben und Schlüsselbunde weg, jedoch nicht weit von sich, damit sie solche im Falle der Not bei Tag und Nacht sogleich zur Hand hätten.“

So weit der alte Bericht. Der Geistliche mußte das Jahr darauf Löwenberg schimpflich verlassen, weil seine ärgerlichen Händel nicht aufhörten. Er hatte unter anderm einen öffentlichen Bierschank mit Schöps, dem alten schlesischen Bier, errichtet. Der böse Doktor Melcher wurde später in Desperation Soldat und bei Prag gehenkt. Und die tapfern Frauen? — Wir hoffen, sie sind mit ihren Männern nach Breslau oder nach Polen geflüchtet.

Von 1632 verfiel die Stadt mit jedem Jahre mehr; bald Schweden, bald Kaiserliche, bald evangelische, bald katholische Seelsorger; im Jahre 1639 hatte die Stadt noch vierzig Bürger und eine Schuldenlast von anderthalb Tonnen Goldes; 1641 deckten die Bürger selbst ihre Häuser ab, um keine Steuern mehr zu zahlen, und hausten in Strohhütten. Als der Friede kam, war die Stadt fast ganz „über den Haufen gefallen“. Im Jahre 1656, acht Jahre später, waren wieder 121 Bürger, ungefähr 850 Einwohner in Löwenberg; etwa 87 Prozent der Bevölkerung waren untergegangen.

Der Dreißigjährige Krieg

Der Friede

Der Friede war unterzeichnet, die Gesandten hatten einander zur Bestätigung feierlich die Hand gereicht, auf allen Straßen ritten die Trompeter, das glückliche Ereignis zu verkündigen.

Zu Nürnberg hielten die Kaiserlichen und die Schweden im großen Saale des Rathauses das Friedensbankett*. Die hochgewölbte Halle war glänzend erleuchtet, zwischen den Kronleuchtern hingen dreißig Arten Blumen und lebendige Früchte in Goldlahn eingebunden herab; vier Musikchöre waren zu lustigem Spiel aufgestellt, in sechs verschiedenen Zimmern versammelten sich die sechs Klassen der eingeladenen Gäste. Auf den Tafeln standen die beiden ungeheuren Schaugerichte, ein Siegesbogen und ein sechseckiger Berg, bedeckt mit mythologischen und allegorischen Figuren, lateinischen und deutschen Sinnbildern. Aufgetragen wurde in vier Gängen, jeder Gang hundertundfünfzig Speisen, dann kamen die Früchte in silbernen Schüsseln und an „lebendigen" Zwergbäumen, mit denen die ganze Tafel besetzt war, dazwischen brannte feines Rauchwerk, das einen sehr guten Geruch von sich gab. Danach wurde das oberste Blatt der Tafel stückweis abgenommen, der Tisch von neuem mit Tellern und Servietten besetzt und mit kandierten Blumen überstreut, und jetzt folgte das Konfekt, dazu riesige Marzipane auf zwei Silberschalen, von denen jede zehn Pfund schwer war. Und wenn die Gesundheit Seiner Kaiserlichen Majestät zu Wien und Ihrer Königlichen Majestät

* Kurtze Beschreibung des Schwedischen Friedenmahls, gehalten zu Nürnberg den 25. Herbst-Monat des 1649. J. 4. 4 Bll.

von Schweden ausgebracht und auf das Gedeihen des geschlossenen Friedens getrunken wurde, mußte auf der Burg aus fünfzehn großen und kleinen Stücken geschossen werden. Zuletzt, als dies Friedensfest bis tief in die Nacht gedauert hatte, wollten die anwesenden Kriegsherrn und Generäle zum Abschied noch einmal Soldaten spielen. Sie ließen sich Ober- und Untergewehr in den Saal bringen, erwählten zu Hauptleuten die beiden Gesandten, Seine Hochfürstliche Durchlaucht den schwedischen Generalissimus Herrn Karl Gustav, Pfalzgrafen bei Rhein, der nachher König von Schweden wurde, und Seine Exzellenz den General Piccolomini, zum Korporal aber den Feldmarschall Wrangel; alle Generäle, Obersten und Oberstleutnants wurden zu Musketieren gemacht. So marschierten die Herren um die Tafel, schossen eine „Salve", zogen in guter Ordnung auf die Burg und brannten dort vielmals die Stücke los. Bei ihrem Rückmarsch aber wurden sie von dem Herrn Oberst Kraft scherzweis abgedankt und des Dienstes entlassen, weil nunmehr Friede sei. Für die Armen aber wurden zwei Ochsen geschlachtet und vieles Brot ausgeteilt, und aus einem Löwenrachen lief sechs Stunden lang weißer und roter Wein herab. Aus einem größeren Löwenrachen waren dreißig Jahre lang Tränen und Blut geflossen.

Und wie die Herren Gesandten, rüstete das Volk in jeder Stadt, in jedem halbzerstörten Dorf eine Festfeier. Welche Wirkung die Friedensbotschaft auf die Überreste der deutschen Nation machte, ist noch aus rührenden Einzelheiten zu erkennen. Den alten Landleuten erschien der Friede als eine Rückkehr ihrer Jugend, sie sahen die reichen Ernten ihrer Kinderzeit wiederkehren, dichtbevölkerte Dörfer, die lustigen Sonntage unter der umgehauenen Dorflinde, die guten Stunden, die sie mit ihren getöteten und verdorbenen Verwandten und Jugendgenossen verlebt hatten; sie sahen sich selbst glücklicher, männlicher und besser, als sie in fast dreißig Jahren voll Elend und Entwürdigung geworden waren. Die Jugend aber, das harte, kriegerzeugte, verwilderte Geschlecht, empfand das Nahen einer wunderbaren Zeit, die ihm vorkam wie ein Märchen aus fernem Land. Die Zeit,

wo auf jedem Ackerstück des Winter- und Sommerfeldes dichte gelbe Ähren im Winde wogen, wo in jedem Stall die Kühe brüllen, in jedem Koben ein rundes Schweinchen liegen sollte, wo sie selbst mit zwei Pferden und lustigem Peitschenknall auf das Feld fahren würden und wo kein feindlicher Soldat die Schwestern oder ihr Mädchen mit rohen Liebkosungen an sich reißen durfte; wo sie nicht mehr mit Heugabeln und verrosteten Musketen dem Nachzügler im Busch auflauern, nicht mehr als Flüchtlinge in unheimlicher Waldesnacht auf den Gräbern der Erschlagenen sitzen würden; wo die Dächer des Dorfes ohne Löcher, die Höfe ohne zerfallene Scheuern sein sollten; wo man den Schrei des Wolfes nicht in jeder Winternacht vor dem Hoftor hören müßte, wo ihre Dorfkirche wieder Glasfenster und schöne Glocken haben würde, wo in dem beschmutzten Chor der Kirche ein neuer Altar mit einer seidenen Decke, einem silbernen Kruzifix und einem vergoldeten Kelch stehen sollte, und wo einst die jungen Burschen wieder Bräute zum Altar führen müßten, die den jungfräulichen Kranz im Haar trügen. Eine leidenschaftliche, schmerzliche Freude zuckte damals durch alle Seelen, auch die wildeste Brut des Krieges, das Soldatenvolk, wurde davon ergriffen. Fühlten doch selbst die harten Regierenden, die Fürsten und ihre Gesandten, daß der große Friedensakt die Rettung Deutschlands vor dem letzten Verderben sei. Feierlich und mit aller Inbrunst, deren das Volk fähig war, wurde das Fest begangen. Aus demselben Kreise von Dorferinnerungen, welchem frühere Beispiele entnommen sind, sei auch die nachfolgende Festbeschreibung dem Bankett der Fürsten und Feldherren entgegengestellt.

Döllstedt, ein stattliches Kirchdorf des Herzogtums Gotha, hatte schwer gelitten. Im Jahre 1636 hatte das Hatzfeldische Korps den Ort überfallen, großen Schaden getan, die Kirche geplündert, das Holzwerk ausgebrochen und verbrannt, wie solches der Herr Pfarrer Deckner kurz vorher prophezeit hatte. „Dieser liebe Mann", so schrieb sein Nachfolger, Herr Pfarrer Trümper, „hatte seine Zuhörer mit gerechtem Eifer ihrer Sünden wegen gestraft." Aber seine

Strafen und Warnungen hatte man verlacht, ihm allen Verdruß und Undank erwiesen, den Hopfen von den Stangen geschnitten, das Korn von den Feldern entführt, wie er anno 1634 mit weinenden Augen klagte. So hatte er auch nichts anderes als Gottes gerechte Strafe solchen verstockten Herzen ankündigen können. Nicht nur öffentlich von der Kanzel, sondern auch noch wenige Stunden vor seinem seligen Abschied hatte er solche Klage geführt: „Ach, du armes Döllstedt! wie wird dir's nach meinem Abschied übel gehen!" Und darauf hat er sich gegen die Kirche gewendet und sein mattes und mit dem Tode ringendes Haupt über Vermögen mit Hilfe des Wärters aufgerichtet, als wollte er aus der Kammerecke, wo er sein Leben beschlossen, die Kirche noch einmal ansehen, und hat gesagt: „Ach, du liebe, liebe Kirche! wie wird dir's nach meinem Tode gehen! Mit Besen wird man dich zusammenkehren."

Seine Prophezeiung traf ein: das Dorf hatte im Jahre 1636 an 5500 Gulden Kriegsschaden zu liquidieren, von 1627—1637 zusammen 29 595 Gulden, so daß die Einwohner sich nach und nach verloren und die Stätte fast ganz wüst stand; im Jahre 1636 waren noch zwei Paar Eheleute im Dorf; im Jahre 1641, nachdem Banér und im Winter wieder die Franzosen gewirtschaftet hatten, war ein halber Acker Korn bestellt und vier Einwohner vorhanden. Die eifrige Sorge Herzog Ernst des Frommen von Gotha bewirkte, daß sich in seinem Land die verlassenen Dörfer verhältnismäßig schnell wieder mit Menschen besetzten. Im Jahre 1650 konnte auch in Döllstedt das „Jubel- und Friedensfest" gefeiert werden. Die Beschreibung desselben folgt hier, wie sie der damalige Pfarrer Trümper im Kirchenbuch aufgezeichnet hat.

„Den 19. August, morgens vier Uhr, sind wir mit unsern Adjuvanten und den Hausleuten von Gotha auf unsern Turm gestiegen und haben den Morgensegen musiziert. Gegen sechs Uhr ist, wie den vorigen Tag um ein Uhr auch geschehen, mit allen Glocken angefangen worden zu läuten, eine ganze Viertelstunde, halb acht wieder so lange. Unterdes hat sich das Volk, Mann und Weib, jung und alt, außer

was beim Geläute bleiben müssen, vor dem Tor versammelt, und ist 1. das Weibervolk auf einer Seite gestanden, und vor demselben der Friede, welchen die adeligen Jungfrauen mit einem schönen grünseidenen Kleid und anderem Zierat ganz schön ausstaffieret hatten, auf dem Haupt einen schönen grünen Kranz mit eingemengten gelben Flittern und einen grünen Zweig in der Hand haltend. 2. Auf der andern Seite gegen das Dorf standen die Mannspersonen, und vor denselben die Gerechtigkeit in einem schönen weißen Hemd, einen grünen Kranz auf dem Kopf, ein bloßes Schwert und gelbe Wage in den Händen tragend. 3. Gegen das Feld auf dieser Seite standen die Junggesellen mit Röhren, etliche mit bloßen Schwertern, und vor denselben der Mars, als ein Soldat gekleidet und eine Armbrust in den Händen tragend. 4. In der Mitte standen die Schüler, Hausleute und Adjuvanten neben mir. Da habe ich eine Erinnerung getan, daß wir oft mit tränenfließenden Augen zu unsern Toren hätten ausfliehen und räumen müssen, und wenn der Sturm vorüber, mit Freuden wieder heimgegangen wären, ungeachtet wir alles verwüstet, zerschlagen und umgekehrt gefunden. Also wären wir billig itzund, dem lieben Gott zu Ehren, vor unser Tor herausgegangen, und weil er uns durch gnädige Verleihung des edlen, lang erwünschten Friedens von dergleichen Verwüstung, Fliehen und Flüchten errettet habe, wollten wir auch jetzt zu demselben Tor hineingehen mit Danken und zu seinen Vorhöfen mit Loben, und wollten dazu unsere Stimmen einmütig erheben und singen: ‚Allein Gott in der Höh' sei Ehr' usw.' 5. Unter Musizierung dieses Gesätzleins näherten sich der Friede und die Gerechtigkeit einander mehr und mehr. Auf die Worte: ‚All' Fehd' hat nun ein Ende' steckten die mit bloßen Schwertern dieselben ein, die mit den Büchsen taten einige Salven und kehrten sie darauf auch um. Der Friede winkte denen hierzu Bestellten; die nahmen dem Marti, welcher tat, als wollte er sich wehren, seine Armbrust und zerbrachen sie ihm; Friede und Gerechtigkeit traten zusammen und küßten sich. 6. Darauf wurde der angefangene Gesang fortgesungen, und schickte man sich an zu gehen. Vor den Schülern

ging Andreas Ehrhardt nach Vermögen ausgeputzt, einen Stab über der Hand, mit einem grünen Kranz umwunden. Darauf folgten die Schüler alle mit grünen Kränzen auf den Häuptern, grüne Zweige in den Händen, und hatten die Kleinen weiße Hemden an, darauf die Adjuvanten und Spielleute, nach diesen ich, der Pfarrer, neben dem Herrn Pfarrer von Vargula, welcher zu mir gekommen war. Nach uns gingen die Mägdlein, die kleinen vorher, die großen danach, alle nach ihrem Vermögen geschmückt, und grüne Kränze auf ihren Häuptern. Nach diesen ging der Friede und hinter ihnen Knaben, die trugen einen Korb mit Wecken, eine Schüssel mit Äpfeln, welche hernach unter die Kinder ausgeteilt wurden, item allerlei Früchte des Feldes.

Auf diese folgten die adeligen Jungfrauen neben ihren Muhmen, welche sie zu sich gebeten, nach ihnen die Edelleute von Seebach, Sachsen und andere, die zu ihnen gekommen waren. Nach diesen ging die Gerechtigkeit und hinter ihr her die Heimbürger und Gerichtsschöppen, alle weiße Stäbe in den Händen tragend, mit grünen Kränzen umwunden. Hierauf folgte der Fähnrich Christian Heum in seinem besten Schmuck, mit einem Stab, daran er ging, in der Hand, aber mit einem grünen Kranz umwunden. Nach diesen gingen die Mannspersonen zu Paaren mit grünen Sträußen in den Händen. Auf die Mannspersonen folgte der Mars gebunden, und hinter ihm die jungen Burschen mit den umgekehrten Röhren. Darauf folgte der Wachtmeister Herr Dietrich Grün in seinem Schmuck, einen Stab in der Hand wie der Fähnrich; auf ihn folgten die Weibspersonen, alle auch zu Paaren in ihrer Ordnung, alle singend durch das Dorf nach der Kirche. Als der obgedachte Gesang ausgesungen war, sangen wir: ‚Nun lob, mein Seel, den Herren.'

In der Kirche wurde es mit Singen und Predigten der fürstlichen Ordnung gemäß gehalten. Nach vollendetem Gottesdienst gingen wir in voriger Ordnung aus der Kirche auf den Platz vor der Schenke, da die Mannspersonen auf einer Seite, die Weibspersonen auf der andern Seite einen halben Zirkul und alsdann einen feinen weiten Kreis

schlossen, und wurde unter dem Hingehen gesungen: ‚Nun freut euch, liebe Christen gemein.' Nach geschlossenem Kreise bedankte ich mich gegen sämtliche, daß sie nicht allein dem Ausschreiben unserer hohen landesfürstlichen Obrigkeit zu diesem Mal gehorsamlich nachgelebt, sondern auch auf mein Begehren allesamt, Adlige und Unadlige, vor das Tor gegangen und in so schöner Ordnung mir zur Kirche gefolget usw., mit Vermahnung, nachmittags dem Gottesdienst wieder fleißig beizuwohnen. Und ob ich zwar sagte, es möchte ein jeder nachmittags aus seinem Hause zur Kirche gehen, so hatten sie sich doch allesamt wie vormittags vor der Schenke versammelt, waren auch der Friede und die Gerechtigkeit wieder in ihrem Schmuck da, Mars aber hatte sich verloren. Als ich dessen berichtet wurde, ging ich unter dem letzten Puls mit den Schülern, Adjuvanten und Hausleuten zur Hintertür hinaus, durch die Kirchgasse nach der Kirche, da mir jeder männiglich wiederum, wie früh geschehen, in die Kirche folgete. Darinnen wurde damals gesungen: ‚Nun laßt uns Gott dem Herrn usw.' Aus der Kirche gingen wir in solcher Ordnung wieder singend: ‚Lobet den Herrn, lobet den Herrn usw.' auf gedachten Platz, wo ich abermals gegen Fremde und Einheimische mit einem herzlichen Friedenswunsch mich bedankte. Und wurden hier vor sechs Groschen Wecken und etliche reife Äpfel unter die Kinder ausgeteilt."

Bekannt ist, daß der große Friede sehr langsam kam wie Genesung aus einer tödlichen Krankheit. Die Jahre 1648—1650 vom Friedensschluß bis zur Feier des Friedensfestes gehörten noch zu den schwersten der eisernen Zeit; unerschwingliche Kriegssteuern waren ausgeschrieben, die Heere der verschiedenen Parteien lagen bis zur Abzahlung auf den Landschaften, und der Druck, welchen sie auf die elenden Bewohner ausübten, war so furchtbar, daß mehr als ein Verzweiflungsschrei der Völker sich in den Hader der immer noch verhandelnden Parteien mischte. Dazu kamen Plagen anderer Art, alle Länder wimmelten von „herrenlosem Gesindlein". Banden entlassener Kriegsknechte mit Dirnen und Troßbuben, Scharen von Bettlern, große Räuberhaufen streiften aus einem Gebiet in das andere, sie quartierten

sich gewaltsam in den Dörfern ein, welche noch Einwohner hatten, und setzten sich wohl gar in den verlassenen Hütten fest. Auch die Dorfbewohner, mit schlechten Waffen versehen, der Arbeit entwöhnt, fanden es zuweilen bequemer zu rauben als das Feld zu bestellen und machten heimliche Streifzüge in benachbarte Territorien, die Evangelischen in katholisches Land und umgekehrt. Sogar die fremden Söhne eines gesetzlosen Lebens, die Zigeuner, waren an Zahl und Dreistigkeit gewachsen und lagerten, phantastisch aufgeputzt, mit ihren hochbeladenen Karren, mit gestohlenen Pferden und nackten Kindern um den Steintrog des Dorfplatzes. Wo gerade ein kräftiger Regent und eifrige Beamte tätig waren, wurde dem wilden Wandern nach Kräften entgegengearbeitet. Die Dorfleute des Herzogstums Gotha mußten noch im Jahre 1649 von den Kirchtürmen Wache halten, Brücken und Fährten über die Bäche des Landes besetzen und Lärm machen, sooft sie einen marschierenden Haufen erblickten. Ein System von Polizeiverordnungen, durchaus notwendig und heilsam, war das erste Zeichen des neuen Selbstgefühls, welches die Regierungen erhalten hatten. Wer sich niederlassen wollte, dem wurde die Ansiedelung leicht gemacht. Wer fest saß, mußte angeben, wieviel Land er bebaut hatte, in welchem Zustand ihm Haus und Hof war, ob er Vieh halte. Neue Flurbücher und Verzeichnisse der Einwohner wurden angefertigt, neue Steuern in Geld und Naturalien wurden ausgeschrieben und auch durch solchen harten Druck die Dorfbewohner zur Arbeit gezwungen. Allmählich besetzten sich die Dörfer wieder mit Menschen. Viele Familien, die sich zur Kriegszeit in die Städte geflüchtet hatten, besserten ihre verwüsteten Höfe aus, andere zogen aus dem Gebirge oder der Fremde zurück; auch verabschiedete Soldaten und Troßknechte kauften von dem Rest ihrer Beute zuweilen Acker und ein leeres Haus oder liefen zu dem heimischen Dorf. Es wurde viel geheiratet und eifrig getauft.

Aber die Erschöpfung des Volkes war doch jämmerlich groß; die Ackerstücke, deren viele geruht hatten, wurden ohne Dünger notdürftig bestellt, nicht wenige blieben mit

wildem Buschholz und Unkraut bewachsen noch lange als Weideland liegen. Den Grund verwüsteter Ortschaften kauften zuweilen die Nachbardörfer, an einigen Stellen zogen sich zwei oder drei kleine Gemeinden zu einer zusammen.

Noch viele Jahre nach dem Krieg muß das Aussehen der Dörfer trostlos gewesen sein. In Thüringen ist das zuweilen aus Verhandlungen mit der Obrigkeit erkennbar. Die Hausbesitzer von Siebleben und einigen andern Gemeinden um Gotha haben seit dem Mittelalter das Recht auf freies Bauholz aus dem Waldgebirge. Im Jahre 1650 forderte die Regierung auf, dieses Recht gegen Entrichtung einer herkömmlichen kleinen Abgabe von Hafer auszuüben. Da entschuldigten sich einige der Gemeinden, sie seien noch zu sehr herunter, um ans Aufbauen der schadhaften Häuser denken zu können. Zehn Jahre darauf hatte die Gemeinde Siebleben doch schon zweiundvierzig Schulknaben, welche ein geringes Schulgeld bezahlten, und das jährliche Opfergeld in der Kirche betrug über 14 Gulden. Ein Teil dieses Opfergeldes wurde auf kleine Almosen an Fremde verwendet, und man kann aus der sorgfältig geführten Berechnung ersehen, welcher Strom von Bettlern jeder Art durch das Land zog. Abgedankte Kriegsleute, Krüppel, Heimatlose, Greise und Kranke, darunter auch Aussätzige mit Legitimationen ihres Siechhauses, dann Exulanten aus Böhmen und Ungarn, die der Religion wegen ihre Heimat aufgegeben haben wollen, vertriebene Edelleute aus England, Irland, Polen; Sammler, welche gefangene Verwandte aus der türkischen Gefangenschaft loskaufen wollen, Reisende, welche von Wegelagerern ausgeplündert sind, ein blinder Pfarrer aus Dänemark mit fünf Kindern. Bereits sucht sich jeder Fremde durch Zeugnisse zu empfehlen. Die Regierung aber wird nicht müde, gegen das Beherbergen solcher bettelnden Leute zu eifern.

Wie der Kampf, waren auch die Zustände, welche nach dem Krieg eintraten, außer allem Vergleich mit andern Niederlagen kultivierter Völker. Gewiß sind in einzelnen Zeiträumen der Völkerwanderung große Landschaften Europas noch mehr verödet worden, zuweilen hat im Mittelalter eine Pest die Bewohner großer Städte ebensosehr dezimiert; aber solches Unglück war entweder lokal und wurde leicht durch den Überschuß von Menschenkraft geheilt, der aus der Umgegend auf den geleerten Grund zusammenströmte, oder es fiel in eine Zeit, wo die Völker nicht fester auf dem Boden standen als lockere Sanddünen am Strand, welche leicht von einer Stelle zur andern geweht werden. Hier aber wird eine große Nation mit alter Kultur, mit vielen hundert festgemauerten Städten, vielen tausend Dorffluren, mit Acker- und Weideland, das durch mehr als dreißig Generationen desselben Stammes bebaut war, so verwüstet, daß überall leere Räume entstehen, in denen die wilde Natur, die so lange im Dienst des Menschen gebändigt war, wieder die alten Feinde der Völker aus dem Boden erzeugt, wucherndes Gestrüpp und wilde Tiere. Wenn ein solches Unglück plötzlich über eine Nation hereinbräche, es würde ohne Zweifel auch eine kleine Zahl der Überlebenden unfähig machen, ein Volk zu bilden, ja schon das Entsetzen würde sie vernichten; hier hatte das allmähliche Eintreten der Verringerung den Überlebenden das Schreckliche zur Gewohnheit gemacht. Eine ganze Generation war aufgewachsen innerhalb der Zeit der Zerstörung. Die gesamte Jugend kannte keinen andern Zustand als den der Gewalttat, der Flucht, der allmählichen Verkleinerung von Stadt und Dorf, des Wechsels der Konfession; man mußte schon auf der Höhe des Lebens stehen, sich daran zu erinnern, wie es im Dorf vor dem Krieg ausgesehen hatte, wieviel Paare unter einer Dorflinde getanzt hatten, wie stark die Viehherde im Riedgras und auf den Weidehöhen gewesen war, und wieviel einst durch den Klingelbeutel oder Opferpfennig in der Kirche eingesammelt werden konnte. Nicht viel anders war es in den Städten; innerhalb der meisten halbzerstörten Ringmauern gab es wüste Plätze, welche vor dem Krieg mit Häusern besetzt gewesen waren, in den schadhaften Häusern aber hatte vor dem Krieg die doppelte Zahl arbeitsamer Menschen gewohnt. Es gab Landschaften, wo ein Reiter viele Stunden umhertraben mußte, um an eine bewohnte Feuerstätte zu kommen; ein Bote,

der von Kursachsen nach Berlin eilte, ging von Morgen bis Abend über unbebautes Land, durch ausschließendes Nadelholz, ohne ein Dorf zu finden, in dem er rasten konnte. Und doch bezeichnet das Ende des Krieges im ganzen nicht den niedrigsten Stand der Bevölkerung und Produktion. Die Zeit der größten Depression liegt etwa sechs Jahre vorher, Jahre, aus welchen Sammlungen statistischer Notizen gar nicht vorhanden sind. Denn wie es nach der Pest und Banérs Zügen aussah, davon geben nur einzelne Ortschroniken spärliche Kunde. Seit dieser Zeit half die Politik der Neutralität, durch welche die größeren Landesherren den Krieg von ihren Grenzen abzuhalten suchten, doch etwas dazu, die Schäden nicht zu heilen, aber die Bevölkerung und selbst den Viehstand wieder festzusetzen. Selbstverständlich aber ist der Zuwachs unter den Überlebenden nach so großer Verwüstung ein verhältnismäßig starker. Die Ehen sind massenhaft durch den Tod eines Ehegatten gelöst, neue Ehe wird leicht, leere Hütten, unbebaute Äcker, fast wertlos, vermag auch der Arme leicht zu besetzen. Der Friede fand in vielen Landschaften schon wieder neue kleine Brut. Und dennoch sind zwei Dritteile bis drei Vierteile der Menschen verloren. Noch größer sind die Verluste an Zug- und Nutzvieh, an Hausrat.

Viel ist über die Verwüstungen des Krieges geschrieben worden, aber noch fehlt die große Arbeit, welche aus allen Territorien die erhaltenen statistischen Notizen zu einem Bild zusammenstellte. Wie ungeheuer die Arbeit sei, sie muß doch unternommen werden, denn erst aus unwiderleglichen Zahlen wird die volle Größe des Unheils verständlich. Was bisher von Einzelheiten bekannt wurde, berechtigt kaum zu einer ungefähren Schätzung der Einbuße, welche Deutschland an Menschen, Nutztieren und produktivem Vermögen erlitten hat. Auch die folgenden Schlüsse machen nur den Anspruch, eine persönliche Ansicht auszudrücken; wenige Beispiele sollen dieselbe unterstützen.

Die Verhältnisse von Thüringen und Franken sind nicht übel geeignet, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu vergleichen. Beide Landschaften sind durch den Krieg nicht

ausnahmsweise mehr heimgesucht worden als andere Länder, die Kulturverhältnisse beider entsprechen bis zur Gegenwart ziemlich genau dem mittleren Durchschnitt deutscher Industrie und Landwirtschaft. Beide sind im ganzen nicht reich. Hügellandschaften ohne großen Fluß, ohne beträchtliche Steinkohlenlager, mit einem Ackerboden, der nur in einzelnen Strichen durch besondere Fruchtbarkeit ausgezeichnet ist, waren sie bis zur Neuzeit vorzugsweise auf Landbau, Gartenkultur und kleine Gebirgsindustrie angewiesen. So hat dieser Teil von Deutschland kein massenhaftes Einströmen von Menschenkraft und Kapital erfahren, er ist dagegen auch nicht Schauplatz der zerstörenden Kriege Ludwigs XIV. gewesen, und die Landesherren, zumal die Enkel Friedrichs des Weisen, sind auch in argen Zeiten ziemlich schonend mit der Volkskraft umgegangen.

Hier im Herzen Deutschlands lag die alte gefürstete Grafschaft Henneberg, ein stattliches Gebiet von zirka 30 Quadratmeilen und — im Jahre 1634 — von 177 Ortschaften, welche jetzt zwischen Preußen, Meiningen und Weimar geteilt sind. Mit seinem nördlichen Teil streckte es sich in die Talschluchten des Thüringer Waldes, ja ein kleiner Teil — Ilmenau — lag auf der Nordseite des Gebirges. Nur am Westrand führte die Heerstraße; das große Gebirge deckte von Norden, und die Einwohner hatten gute Gelegenheit, sich und ihre Habe durch die Flucht in der Bergwald zu schützen. So war die Grafschaft Henneberg in verhältnismäßig günstiger Lage. Auch war ihr gerade in den ärgsten Jahren des Krieges das Glück einer besonders sorgfältigen Verwaltung zuteil geworden, welche in der schlechtesten Zeit mit bewunderungswürdiger Ausdauer bemüht war, die Menschen zusammenzuhalten und zum Aufbau der eingeäscherten Dörfer zu ermuntern. Endlich kam ihr noch zustatten, daß die Greuel des Krieges verhältnismäßig spät, erst um 1633, eine massenhafte Zerstörung begannen; denn während Pommern und die Mark, Schlesien und Böhmen, die Länder der Nordsee und der Westen Deutschlands schon unter den Geißelhieben der Kriegsfurie todwund lagen, waren dort noch friedliche Jahre. Noch 1634 erstaunten die

räuberischen Kroaten über den Wohlstand der Bauern und Bürger, die Schätze und reichen Vorräte, die in den festgebauten Häusern aufgesammelt waren. Das glückliche Land hatte durch fast hundert Jahre Frieden gehabt und mehrere hausväterliche und wohlwollende Regenten. Nicht weniger wichtig war, daß der ärgste Druck des Krieges dort auch eher endete als in andern Territorien; denn seit dem Jahre 1643 genoß das Land durch die Neutralitätspolitik seines Verwalters, Ernst des Frommen, verhältnismäßige Ruhe. Wir sind demnach zu der Annahme berechtigt, daß diese Grafschaft besser daran war als die Mehrzahl der deutschen Gebiete.

Von diesem Land sind uns amtliche statistische Notizen erhalten, welche die Zahl der Familien und Häuser sowohl im Anfang der schwersten Kriegszeit — aus dem Jahre 1631, bei einigen 1634 — als nach dem Ende des Krieges — aus dem Jahre 1649, bei einigen 1652 — angeben*. Danach verlor das Land in dem Krieg 70 Prozent der Familien, 66 Prozent der Wohnungen. Dies furchtbare Ergebnis wird noch grauenhafter, wenn man in Betracht zieht, was aus Hunderten kläglicher Eingaben seit dem Frieden ersichtlich wird, in welchem Zustand die überlebenden Menschen und die Häuser waren: ein Teil der Wohnungen waren Nothütten, aus Trümmern zusammengeschlagen. Da nun die Bevölkerung des Landes schon in den Jahren 1631 und 1634 zuverlässig geringer geworden war, als sie im ersten Jahr des Krieges gewesen, und da ein Teil der erhaltenen Verzeichnisse bereits den Zuwachs dreier Friedensjahre enthält, so wird die Annahme mäßig sein, daß 75 Prozent der Familien durch den Krieg vernichtet worden sind. Nun aber ist außer Zweifel, daß auch die Kopfzahl einer Familie im Durchschnitt beim Beginn des Krieges größer war als am

* Diese wertvollen Mitteilungen sind Herrn Prof. G. Brückner in Meiningen zu verdanken; ein Teil derselben wurde in „Denkwürdigkeiten aus Frankens und Thüringens Geschichte und Statistik" 1852, und weitere Ermittlungen des verdienstvollen Mannes in der „Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte" 1857, Aprilheft, mitgeteilt.

Ende desselben*, daß also der Menschenverlust noch größer als 75 Prozent gewesen sein muß.

Ferner aber sind uns aus 20 Ortschaften derselben Landschaft sorgfältige Verzeichnisse der Ortsbehörden auch über das Verhältnis des Viehstandes und der Scheuern aufbewahrt; danach waren in diesen Orten von Pferden 85 Prozent, von Ziegen über 83, von Kühen über 82 Prozent eingegangen, die vorhandenen Pferde werden als lahm und blind, die Felder und Wiesen als verwüstet und zum Teil mit Holz bewachsen angeführt; die Schafe aber waren an allen Orten sämtlich vernichtet**.

Es ist eine blutige Geschichte, welche durch diese Zahlen verkündet wird. Mehr als drei Vierteile der Menschen, bei weitem mehr als vier Fünfteile ihrer Habe sind vernichtet. Und in welchem Zustand das Erhaltene!

Genau ebenso war das Schicksal der kleineren Landstädte, soweit dasselbe aus erhaltenen Angaben zu sehen ist. Nur ein Beispiel aus derselben Gegend. Das alte Kirchenbuch zu Ummerstadt, einer ackerbauenden Landstadt in der Nähe von Koburg, seit alter Zeit im Lande wohlbekannt wegen ihrer guten Töpferwaren, berichtet folgendes: „Ob nun wohl noch im Jahre 1632 das ganze Land, wie auch hiesiges Städtlein, sehr volkreich war, also daß über 150 Bürger und auf 800 Seelen allein hier gewohnt haben, so sind doch

* Das Verhältnis ist folgendes. Es waren in den vierzehn Ämtern der Grafschaft:
Familien i. J. 1634 (1631): 13 095 — i. J. 1649 (1652): 3969,
Häuser i. J. 1634 (1631): 11 850 — i. J. 1649 (1652): 4053.
Rechnet man die Kopfzahl einer Familie vor dem Kriege im Durchschnitt zu 4½, und nach dem Kriege, wahrscheinlich zu hoch, zu 4, so hatte die Grafschaft Henneberg im Jahre 1631 (1634): 60 975 Einwohner, i. J. 1649 (1652): 16 448 Einwohner.

** In 19 Dörfern der früheren Herrschaft Henneberg waren im Jahre:

		1634	1649	1849
	Familien	1773	316	1916
	Häuser	1717	527	1558
In 17 Dörfern desgl.	Rinder	1402	244	1994
„ 13 „ „	Pferde	485	73	107
„ 12 „ „	Schafe	4616	–	459
„ 4 „ „	Ziegen			

wegen immer anhaltender Kriegsunruhen und stetigen Einquartierungen die Leute dermaßen enervieret worden, daß von ausgestandenem großen Schrecken eine Seuche, so von dem lieben, allmächtigen und gerechten Gott über uns verhängt worden, auf 500 Menschen in den Jahren 1635 und 1636 weggerafft hat, und wegen des elenden und betrübten Zustandes in zwei Jahren und darüber kein Kind zur Welt geboren worden. Diejenigen Leute, denen Gott der Allerhöchste noch das Leben gefristet, haben sich wegen Hunger und teurer Zeit, aus Mangel des lieben Brots, Kleien, Ölkuchen und Leinknoten gemahlen und gegessen, aber viele das Leben darüber geendet. Sind also die Leute in allen Ländern sehr zerstreut worden, daß der meiste Teil das liebe Vaterland nicht wiedergesehen. Anno 1640 bei dem saalfeldischen Stillager ist Ummerstadt zur Nimmer- oder Umbrastadt worden, weil in 18 Wochen sich kein Mensch darin hat dürfen sehen lassen, und die Leute um alles, was sie noch gehabt, gekommen sind. Daher die Leute fast dünne worden und über 100 Seelen nicht mehr vorhanden gewesen." — Im Jahre 1850 hatte der Ort 893 Einwohner.

Aber noch auffallender ist eine andere Beobachtung, welche aus den Tabellen der obenerwähnten hennebergischen Dörfer zu machen ist. Erst in unserem Jahrhundert hat Menschenzahl und Bestand der Nutztiere wieder die Höhe erreicht, welche im Jahre 1634 bereits vorhanden war. Ja, die Zahl der Häuser war in vielen Dörfern noch 1849 geringer als 1634, obgleich dort noch heute die Dorfhäuser klein und auch die Armen ängstlich bemüht sind, ein eigenes Haus zu bewohnen. Zwar die Menschenzahl ist 1855 bereits nicht unbedeutend größer als 1634 nach 15 Kriegsjahren, aber der Zuwachs fällt zum größten Teil auf den jetzigen preußischen Kreis Henneberg (Schleusingen und Suhl), in welchem die eigentümliche Ausbildung der Eisenindustrie ein stärkeres Zuströmen von Kapital und Menschenkraft hervorgebracht hat*.

* Die ganze Grafschaft Henneberg hatte i. J. 1855: 92 661 Einwohner, gegen 60 975 i. J. 1631 (1634) und gegen 16 448 i. J. 1649 (1652). Davon aber kommen auf den preußischen Kreis Henneberg 35 426 gegen

So sind wir allerdings zu dem Schlusse berechtigt, daß wenigstens für diesen Strich Deutschlands 200 Jahre notwendig waren, Menschenzahl und produktive Kraft des Landes wieder bis zu einem früheren Standpunkt zu heben. Diese Annahme wird durch andere Beobachtungen unterstützt. Die Kultur des Landes vor dem Dreißigjährigen Krieg, ja selbst das Verhältnis des Getreidewertes zu dem Silberwert in einer Zeit, wo Getreideausfuhr nur ausnahmsweise stattfand, führen zu demselben Schluß.

Freilich ist in den letzten 200 Jahren die Kultur auch durch die mächtige Entwicklung des Auslandes in ganz neuen Richtungen entwickelt. Auch der Landmann baut jetzt Hackfrüchte, Klee und andere Futterkräuter, welche vor dem Dreißigjährigen Krieg noch unbekannt waren, und die landwirtschaftliche Produktion selbst einer gleichen Menschenzahl mag doch gewinnbringender geworden sein als vor jenem Krieg. Vielleicht haben die Vorfahren vor dem Krieg viel ärmer gelebt und weniger erwirtschaftet? Man vergleiche den Viehstand. Die Schafzucht der erwähnten Dörfer hat gegenwärtig genau den Umfang, den sie vor dem Krieg hatte. Es ist jetzt die kurze, dichtgekräuselte Wolle spanischer Herden, welche auch in den Hürden der Bauern gezogen wird; die alte Wolle fiel in langen Flocken, sie muß nach dem Wert der Tuche und Zeuge, welche daraus gewebt werden, und nach dem damaligen Preis der Schafe (5 = 1 Kuh, während bei uns das Verhältnis wie 10 zu 1 ist) nicht verächtlich gewesen sein.

Ferner aber hat sich der Bestand an Pferden gegen 1634 um drei Viertel verringert. Diese auffallende Tatsache ist nur daraus zu erklären, daß die Reitertraditionen des Mittelalters auch noch auf den Landwirt Einfluß ausübten, daß die Pferdezucht bei den schlechten Wegen, welche eine weite Versendung des Getreides unmöglich machten, lohnender wurde als jetzt, während das Gebrüll der Rinder auch in

18 158 des Jahres 1631 (1634) und gegen 5840 i. J. 1649 (1652). In diesem Industriekreise hat sich also die Bevölkerung seit dem Jahre 1631 verdoppelt, während sie in den übrigen Ämtern nur um den vierten Teil stärker geworden ist, als sie in der Mitte des Dreißigjährigen Krieges war.

den engen Hofräumen der Städte so häufig war, daß Verkauf von Milch und Butter wenig lohnte, endlich aber, daß ein größerer Teil der Landleute imstande war, Gespannkraft zu ernähren als jetzt. Die Zersplitterung des Grundes war damals, wie sich aus den alten Flurbüchern beweisen läßt, in Thüringen etwas — nicht beträchtlich — geringer als jetzt. Vermehrt hat sich in der Gegenwart die Zahl der Ziegen, des Nutztiers der kleinen Leute, und die Zahl der Rinder, welche wahrscheinlich im mittleren und südlichen Deutschland jetzt auch größer und edler gezogen werden als damals. Und dies ist ein entschiedener Fortschritt der Gegenwart. Im ganzen aber ist, nach Futterbedürfnis gerechnet, die Zahl der Tiere, welche auf dem Ackergrund mit Vorteil erhalten werden, gegenwärtig nur unbedeutend größer als im Jahre 1634*.

Neben solchen Resultaten ist unwichtig aufzuzählen, was von beweglichen Inventarium in den Dörfern durch den Krieg vernichtet worden ist. Es ist in Thüringen möglich, auch darüber einige Sicherheit zu gewinnen, denn schon wurden damals genaue Berechnungen des erlittenen Schadens von den Regierungen eingefordert, und in mehr als einem Gemeindearchiv sind diese Berechnungen erhalten, leider meist unvollständig; es gab Jahre, in denen die Liquidation aufhörte. Soviel sich aus dem Erhaltenen ersehen läßt, betragen die berechneten Verluste einer Dorfgemeinde für die dreißig Kriegsjahre von 30 bis 100 000 Gulden**. Berechnet

* 10 Schafe oder Ziegen = 1 Rind oder Pferd gerechnet, ist das Verhältnis nach obiger Tabelle folgendes: 1634 wurden 2364 Stück Großvieh gehalten, 1849 aber 2579, dabei allerdings die Rinder wertvoller. Es ist ein bescheidener Fortschritt.

** So hatte z. B. die Gemeinde Siebleben bei Gotha schon vor dem Beginn der schweren Zeit (nur von 1623–1630) 10 216 Fl. 12 gGr. 9½ Pf. liquidiert.

Darunter sind:

35 Kühe	356 Fl.	12	gGr.
113 Schöpse	207 „	9	„
730 Malter Hafer	1461 „	4	„
16¾ Malter Korn	76 „	18	„
Geldkontribution	4542 „	13	„

man danach die Verluste eines ganzen Landes, so wird die Summe ungeheuer.

Durch diesen Krieg wurde Deutschland gegenüber den glücklicheren Nachbarn, den Niederländern, den Engländern, um 200 Jahre zurückgeworfen.

Noch größer sind die Veränderungen, welche der Krieg in dem geistigen Leben der Nation gemacht hat. Vor andern den Landleuten. Viele alte Bräuche gingen zugrunde, das Leben wurde leerer, leidvoller. An Stelle des alten Hausrates sind die rohesten Formen moderner Möbel getreten; die kunstreichen Kelche und alten Taufbecken, fast aller Schmuck der Kirchen war verschwunden, eine geschmacklose Dürftigkeit ist den Dorfkirchen bis jetzt geblieben. Mehr als 100 Jahre nach dem Kriege vegetierte der Bauer fast ebenso eingepfercht wie die Stücke seiner Herde, während ihn der Pastor als Hirt bewachte und durch das Schreckbild des Höllenhundes in Ordnung hielt, und der Gutsbesitzer oder sein Landesherr alljährlich abschor. Eine lange Zeit dumpfen Leidens. Die Getreidepreise waren in dem menschenarmen Land 50 Jahre nach dem Krieg sogar niedriger als vorher, die Lasten aber, welche auf die Grundstücke gelegt wurden, so hoch gesteigert, daß noch lange der Acker mit Haus und Hof geringen Wert hatte, zuweilen umsonst gegen die Verpflichtung gegeben wurde, Dienste und Lasten zu tragen. Härter als je wurde der Druck der Hörigkeit, am ärgsten in den früheren Slawenländern, in denen ein zahlreicher Adel über den Bauern saß.

Häufig beklagt sind die Schäden der Bildung, welche in den ausgeplünderten Städten und Rittersitzen zutage kamen, zunächst wieder Luxus, Genußsucht und rohe Liederlichkeit, Mangel an Gemeinsinn und Selbstgefühl, Kriecherei gegen Vornehme, Herzlosigkeit gegen Niedere. Es sind die uralten Leiden eines heruntergekommenen Geschlechts. So finster, freudelos, arm an belebendem Geist war das Dasein, daß

Plünderungsschaden an Geld	839 Fl.	14	gGr.
do. an Hausrat	364 „	20	„

Davon kostete ein Nachtlager des Obersten Isolani mit einer halben Kompagnie Kroaten nebst Nachlieferungen ins Winterquartier 1063 Gulden.

die Selbstmorde zum Erschrecken häufig wurden; die Obrigkeit suchte das Sonnenlicht dadurch schätzbarer zu machen, daß sie dem Henker befahl, Selbstmörder unter dem Galgen zu begraben*. Daß das Selbstregiment der Städte immer mehr durch die Landesherren beeinträchtigt wurde, war häufig noch ein Glück, denn die Verwaltung war nur zu oft arm an Urteil und Pflichtgefühl. —

Es war eine tödliche Krisis, aus welcher Deutschland heraustrat, und teuer erkauft war der Friede. Aber das Höchste war doch gerettet, die Kontinuität der deutschen Entwicklung, die Fortdauer des großen inneren Prozesses, durch welchen das deutsche Volk sich von der Unfreiheit des Mittelalters zu höheren Bildungen erheben konnte.

Der lange Kampf war, politisch betrachtet, ein Verteidigungskrieg der protestantischen Partei gegen die Intoleranz des alten Glaubens und die Übergriffe der kaiserlichen Macht. Diese Verteidigung hatte begonnen durch eine ungeschickte Offensivbewegung in Böhmen, und das Haupt des Hauses Habsburg war formell und materiell in seinem Recht, solange es nur diese Bewegung niederwarf. Seine Gegner standen auf dem Boden der Revolution, die sich durch Erfolg zu rechtfertigen hatte. Von dem Tag aber, wo der Kaiser seinen Sieg benutzte, um durch Jesuiten und Soldaten die Landeshoheit der deutschen Fürsten, die alten Rechte der Städte zu unterdrücken, wurde wieder er der politische Frevler, dessen Wagnis mit der letzten Kraft der Nation zurückzuweisen war. Hier aber gilt ein höherer Gesichtspunkt, und von diesem aus war das Beginnen Ferdinands II. noch unerträglicher. Gerade hundert Jahre vor seinem Regierungsantritt hätten alle guten Geister der deutschen Nation auf Seite des Kaisers gekämpft, wenn er gegenüber bestehendem Recht und altem Herkommen eine deutsche Kirche, einen deutschen Staat geschaffen hätte. Seitdem das Geschlecht Karls V. durch 100 Jahre, eine kurze Zeit

* Kayserl. Privilegia und Sanctiones für Schlesien vom Jahre 1657 III. S. 737. Die „üble Sache" wird als eingerissen und gewöhnlich bezeichnet.

ausgenommen, in planvoller Arbeit oder träger Gleichgültigkeit vieles getan, den letzten Quell des neuen Lebens, die Selbständigkeit der Geister im Denken und Glauben zu zerstören; es war durch 100 Jahre, eine kurze Zeit ausgenommen, Gegner des nationalen deutschen Lebens gewesen, es hatte seine spanischen und italienischen Verbindungen, es hatte die römischen Jesuiten zum Kampf gegen die einheimische Bildung des Volkes gestellt; leider halfen dazu auch einige deutsche Fürsten. Auf solchem Weg hatte es in Deutschland groß zu werden gesucht, in demselben Sinn hatte jetzt ein übereifriger Kaiser die blutige Entscheidung heraufbeschworen. Auf seinem Haupt liegt die Schuld des unerhörten Krieges, nicht auf den deutschen Fürsten, nicht auf dem Volk. Denn kleinere Landesherren abgerechnet, haben die protestantischen Häupter nur zu ergeben den Frieden mit ihrem Kaiser gesucht. Nur auf wenige Jahre ließen sie sich durch Wallensteins Übermut, den Hohn des Wiener Hofes und das kriegerische Drängen Gustav Adolfs zu offenem Kampf bringen, nicht vier Jahre dauerte das Bündnis der großen Kurhäuser Sachsen und Brandenburg mit den Schweden, bei erster Gelegenheit fielen sie wieder zurück, und in der letzten Zeit des Krieges war ihre kräftigste Politik die Neutralität.

Durch den Frieden erreichten die Fürsten den Zweck ihres defensiven Widerstandes, die hochfliegenden Entwürfe des kaiserlichen Hofes waren zerbrochen. Deutschland war frei. Ja, frei. Verdorben und kraftlos, durch 100 Jahre an seiner westlichen Grenze Tummelplatz und Beutestück für Frankreich. Noch sollte es ein gehäuftes Maß von Demütigungen und Schmach über sich ausgeschüttet sehen. Aber wem sich noch heute die Hand darüber zusammenballt, der hüte sich sie gegen den Westfälischen Frieden zu erheben. Denn nicht durch ihn ist verschuldet, was noch auf ihn folgte, die Einäscherung der Pfalz, die Wegnahme Straßburgs, der Verlust von Elsaß und Lothringen. Alles das war lange vor dem Dreißigjährigen Krieg verschuldet, lange vorher von patriotischen Männern geahnt worden. Seit dem Schmalkaldischen Krieg war die Landeshoheit der deutschen Fürsten

und die Selbständigkeit der Teile die einzige Garantie für eine nationale Fortbildung. Man mag das tief beklagen, aber man soll es verstehen. Jetzt endlich war durch Ströme von Blut diese Selbständigkeit der Teile gesetzlich befestigt. Wer das Jahr 1813, das erste Aufglühen des Volkes seit 1648, für etwas Glorreiches hält, wer sich je Pflichtgefühl und freie Sittlichkeit durch die strenge Lehre Kants und seiner Nachfolger geadelt hat, wen die Freude über das Höchste, was der Mensch verstehen kann, über Natur und Seele des eigenen und fremder Völker jemals gehoben hat, wer je die Schönheit der neuern deutschen Poesie, den Nathan, den Faust, den Wilhelm Tell mit Entzücken empfunden hat, jeder, der an dem freien Leben unserer Wissenschaft und Kunst, an den großen Entdeckungen der Naturforscher, an der kräftigen Entwicklung der deutschen Industrie und des Landbaues herzlichen Teil hat, soll daran denken, daß mit dem Frieden von Münster und Osnabrück die Zeit beginnt, in welcher diese Entwicklungen ihre — verhältnismäßig gesicherte — politische Grundlage gefunden haben.

Und doch hat der Krieg eine Folge gehabt, die wir noch heute mit tiefem Schmerz beklagen: er hat den dritten Teil Deutschlands für lange von dem geistigen Zusammenleben mit den Bruderstämmen abgelöst. Seit ihm wurden die deutschen Hausländer der kaiserlichen Familie in einen besonderen Staat gebunden. Gewaltsam, unablässig arbeitete das fremde Prinzip, welches dort herrschte. Lange empfand die gedrückte Nation kaum den Verlust. In Deutschland hatte sich der Gegensatz zwischen katholischem und protestantischem Wesen abgeschwächt, er wurde im nächsten Jahrhundert zum großen Teil aufgehoben. Auch die Territorien, welche durch den Zwang ihrer Landesherren beim alten Glauben festgehalten wurden, hatten ihren Anteil an den langsamen und schwerfälligen Fortschritten, welche seit dem Frieden gemacht wurden. Es ist nicht zu leugnen, die protestantischen Landschaften blieben lange die Führer, aber trotz manchem Gegensatz folgten auch die Altgläubigen der neuen Strömung, und brüderlich flogen gewonnene Resultate der Bildung aus einer Seele in die andere; Freude und

Leid waren im ganzen gemeinsam, und wie die politischen Bedürfnisse und Wünsche der Protestanten und Katholiken dieselben waren, so wurde auch das Gefühl der geistigen Einheit allmählich lebendiger. Nicht so war es in den weiten Ländern, welche Ferdinand II. seinen Nachfolgern als wiedereobertes Gut hinterließ. Die Verluste, welche die deutschen Volksstämme erfahren hatten, waren groß, die Einbuße der österreichischen Völkerschaften war ungleich größer. Dort war etwas geschehen, was einem, der genau zusieht, wohl heute noch grauenhaft erscheinen kann. Fast die gesamte nationale Bildung, welche sich dort seit hundert Jahren trotz aller Hindernisse entwickelt hatte, war mit eiserner Rute weggetrieben worden. Die Masse des Volkes war geblieben, ihre Führer, wohlhabende Gutsherren, die alten eingeborenen Geschlechter, männliche Patrioten, charaktervolle Gelehrte, intelligente Seelsorger waren in das Exil geworfen. Niemand hat die Verbannten gezählt, die in Hunger und Kriegsnot umkamen; auch die, welche sich in der Fremde niederließen, sind kaum annähernd zu berechnen. Sicher ging ihre Gesamtzahl in die Hunderttausende. Kursachsen verdankt den böhmischen Exulanten, daß sein Verlust an Menschen und Vermögen sich schneller ergänzte als in andern Ländern. Doch nicht die Zahl, wie hoch sie sei, gibt eine Vorstellung von dem Verlust. Denn die, welche um Glauben und politische Überzeugung in das Elend gingen, waren die Kräftigsten, die Führer des Volkes, die Repräsentanten der höchsten Zeitbildung. Aber nicht ihr Verlust allein machte die Länder des Kaisers so schwach und still, auch die Millionen der Zurückgebliebenen waren zerbrochen. Durch jedes niedrige Motiv, durch rohe Gewalt oder Aussicht auf irdische Vorteile von einem Glauben in den andern getrieben, hatten sie das Selbstgefühl verloren und den letzten Idealismus, den auch der mittelmäßige Mann sich bewahrt, die Empfindung, eine Stelle in der Brust zu haben, welche nicht käuflich ist. Überall in Deutschland lebten in der schlechtesten Zeit nach dem Kriege Tausende, welche durch das Gefühl gefestigt wurden, daß auch sie den bewaffneten Bekehrern bis zum Tod widerstanden

hätten, wie ihre Väter und Nachbarn. In den bekehrten österreichischen Ländern des Kaisers war dieses Gefühl selten. Fast anderthalb Jahrhunderte vegetierten die Stämme, Böhmen und Deutsche, wie in einem unheimlichen Traumleben. Der böhmische Landmann hing neben seine Bilder von Hus und Ziska die bunten Heiligen der restaurierten Kirche, aber er zündete auch den alten Ketzern eine heilige Lampe an; der Bürger zu Wien und Olmütz gewöhnte sich, von dem Reich und Deutschland als vom Ausland zu sprechen, er gewöhnte sich, dem Ungarn, Italiener, Kroaten bequem zu werden, aber er stand auch fremd in dem neuen Staat, der ihn jetzt umschloß. Wenig kümmerte ihn der kategorische Imperativ einer neuen Weltweisheit, spät erfuhr er, daß Schiller ein deutscher Dichter sei. Erst dann, als den Deutschen ein neuer Frühling gekommen war, in welchem Freiheit des Geistes und Schönheit der Seele als höchstes Ziel des Erdenlebens gesucht wurde, als die neue Altertumswissenschaft begeisterte und der Genius Goethes über dem Hof von Weimar leuchtete, da klang aus dem stillen Österreich die innigste und geheimnisvollste der Künste in einer Fülle von Melodien. Auch dort hatte das Gemüt des Volkes in Haydn, Mozart, Beethoven rührenden Ausdruck gefunden.

Die Staatsraison und der einzelne

Hundertundfünfzig Jahre von Oxenstierna bis Napoleon währte das letzte Stadium des Auflösungsprozesses, welchen das Heilige Römische Reich des Mittelalters durchmachte. Aber diese Periode war auch der Beginn neuer organischer Bildungen. Genau fällt mit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges der Aufgang des Preußischen Staates zusammen.

Ob bei Betrachtung solcher Zeit die Trauer, ob die Freude überwiegen dürfe, das hängt nicht nur von dem politischen Standpunkt, auch von Bildung und Charakter des Urteilenden ab. Wer sich mit poetischer Wärme die Herrlichkeit eines deutschen Kaiserreiches, wie es vielleicht hätte sein können, auszumalen liebt, dem wird Erscheinung und Wesen einer Zeit, die arm an Menschengröße und sehr arm an nationalem Stolz war, nur widerwärtig sein; wer gar in der unglücklichen Lage ist, die Hausinteressen der Habsburger oder des Ordens Jesu für wesentlich deutsch zu halten, der wird sich ein Bild dieser Vergangenheit erträumen, welches von der Wirklichkeit der Tatsachen gerade so weit entfernt ist, wie die Reliquienverehrung der alten Kirche von dem Gottesdienst eines freien Mannes. Aber auch wer nüchtern und verständig dem Zusammenhang der Ereignisse nachgeht, hat in dieser Periode große Ursache, seine Geschichtschreibung zu wahren, daß sie nicht über dem Häßlichen der Erscheinung die Berechtigung des Wesens vergesse; freilich wird er ebensowenig das Abscheuliche verhüllen dürfen, weil es mit Tüchtigem, das er ehrt, verbunden ist. Es ist kein Zufall, daß nur einem, der zugleich Protestant und Preuße ist, leicht wird, mit Selbstgefühl und fröhlichem Herzen die geschichtliche Entwicklung der letzten zwei Jahrhunderte zu betrachten.

Sogleich nach dem Frieden von Münster und Osnabrück stehen zwei Auffassungen der deutschen Politiker einander feindlich gegenüber, die kaiserliche, welche trotz der Verringerung des habsburgischen Einflusses und den Bestimmungen des Westfälischen Friedens doch die alten Traditionen der kaiserlichen Oberherrlichkeit geltend zu machen suchte, und die fürstliche, welche den größeren Territorialherren, die in der Tat jetzt Souveräne geworden waren, völlige Freiheit der Bewegung und Unabhängigkeit sichern wollte. Die Geschichte dieser Gegensätze umfaßt in der Hauptsache die Geschichte der politischen Entwicklung unseres Vaterlandes bis zur Gegenwart. Noch heute dauern die beiden Parteien, aber die Zielpunkte und die Agitationsmittel beider haben sich umgekehrt, denn über ihnen ist als neuere Bildung eine dritte heraufgewachsen. Nach 1648 war es die kaiserliche Partei, welche die Einheit Deutschlands stark betonte, für das Haus Habsburg die politische Herrschaft in Anspruch nahm und fast genau das wollte, was wir jetzt mit sehr modernem Ausdruck diplomatische und militärische Führung nennen. Damals stand die schwache öffentliche Meinung, in welcher noch die Erinnerung an den alten Reichszusammenhang lebendig war, zum großen Teil auf ihrer Seite, selbst bei den Protestanten; die kaiserlichen Politiker waren bereits bemüht, durch die Presse für sich zu werben; und wenn die wenigen Gelehrten, welche das deutsche Wesen gegen den Einfluß des Auslandes vertraten, von der Schwäche des Vaterlandes murmelten, so lag der Schluß wenigstens nahe, daß der Kaiser vor allem berechtigt sei, die alte Herrlichkeit des Reiches wieder lebendig zu machen. Damals war die Stärke dieser Partei, daß die Hausmacht des Kaisers in der Tat die einzige deutsche Staatsgewalt von größerem Umfang war, ihre Schwäche aber, daß die Politik des Kaisers in der Hauptsache gar nicht deutsch sein wollte, und daß Bigotterie und Intrigen des Wiener Hofes weder den Fürsten Furcht, noch den Ständen Vertrauen einflößten. Ihr gegenüber suchte die Oppositionspartei der fürstlichen Politiker den eigenen Nutzen mit sehr geringer Rücksicht auf das Reich, die Isolierung der einzelnen Staaten, Schwächung des Reichszusammenhanges, eine Politik der freien Hand, vorübergehende Bündnisse der Höfe statt der Reichstagsbeschlüsse; und ihr Zusammenhalten auf Reichstagen und bei diplomatischen Verhandlungen hatte vorzugsweise die Tendenz, dem Einfluß und der Politik des Kaisers entgegenzutreten. In diesem Kampf zweier feindlicher Prinzipien wuchs in Deutschland aus fürstlichem Territorium ein neuer Staat; seine Fürsten, bald der einen, bald der andern Partei verbündet, suchten beide zu benutzen und sammelten um sich ein Volk, das am Ende des 18. Jahrhunderts einer stärkeren deutschen Kraftentwicklung fähig schien als das Erbe der Habsburger.

Es war eine verzweifelte politische Lage, welche den Schwerpunkt deutscher Macht in die Hand der einzelnen deutschen Fürsten gelegt und diesen eine fast unbeschränkte Verfügung über Gut und Leben ihrer Untertanen eingeräumt hatte. Die traurigen Zustände, welche zunächst folgten, sind oft genug dargestellt: die politische Ohnmacht Deutschlands, das despotische Regiment, Verdorbenheit der Herrscher, Knechtsinn der Gehorchenden, Unsittlichkeit der Höfe, Unredlichkeit der Beamten. Aber mit dieser Zeit beginnt auch das moderne Staatsleben der Deutschen. Nicht immer sind die Fortschritte, welche eine Nation macht, auch den Zeitgenossen als ein guter Erwerb verständlich und wert, nicht immer wird das notwendige Neue durch große Menschen zu bewußtem Zweck durchgesetzt, zuweilen braucht der gute Geist einer Nation die Schlechten, Kleinen, Kurzsichtigen als Werkzeuge gewaltiger Neubildungen. Nicht in der Französischen Revolution allein ist aus Missetaten ein neues Leben erwachsen, auch in Deutschland hat eiserne Not, Willkür und Mißachtung alter Rechte vieles geschaffen, was wir jetzt als notwendige Grundlage für ein geordnetes Staatsleben betrachten.

Schon während des Krieges wurden in Deutschland die Diplomaten und Staatsmänner erzogen, deren Schule die Interessen der deutschen Landesherren bis zur Französischen Revolution vertreten hat. Die vieljährigen Friedensver-

handlungen vereinigten auf deutschem Boden die bedeutendsten Politiker Europas, Zöglinge Richelieus, kluge Niederländer, Landsleute Macchiavellis, die hochfahrenden Nachfolger Gustav Adolfs. Das Wogen der Gegensätze gab einer großen Anzahl von deutschen Talenten überreiche Gelegenheit sich zu bilden, denn um die Vertreter der großen Mächte schrieben und haranguierten mehrere hundert politische Agenten. Aus dem leidenschaftlichen Kampf, welcher zuletzt zu Münster und Osnabrück unter dem Zwang strengen Zeremoniells und mit dem Schein kalter Ruhe geführt wurde, aus dem chaotischen Gewirr von zahllosen widerstreitenden Interessen und aus den Bergen von Akten, Streitschriften, Repliken und Vertragsentwürfen zog nach dem Frieden eine Generation von Politikern über das Land, wie sie vorher in anderen Formen nur Italien und Holland großgezogen hatte, harte Männer mit zäher Geduld und unerschütterlicher Ausdauer, von riesiger Arbeitskraft und scharfem Urteil, gelehrte Juristen und gewandte Weltleute, große Menschenkenner, aber auch skeptische Verächter aller idealen Empfindungen, wenig bedenklich in Wahl der Mittel, behend jede Blöße des Gegners zu benutzen, wohlerfahren Ehren zu fordern und zu geben, sehr geneigt, den eigenen Vorteil nicht zu vergessen. Sie wurden an den Höfen und in den Reichsstädten die Leiter der Politik, stille Führer oder gewandte Werkzeuge ihrer Herren, die eigentlichen Beherrscher Deutschlands. Durch sie ist die Diplomatie und der höhere Beamtenstand Deutschlands geschaffen worden. Noch jetzt erscheint uns ihre Methode zu negoziieren zwar sehr weitschweifig und rabulistisch, aber gerade unsere Zeit, welche in der Diplomatie und in der Staatsregierung nicht selten einen flüchtigen Dilettantismus zu beklagen hat, soll mit Respekt auf die juristische Bildung und die scharfsinnige Gewandtheit der alten Schule zurücksehen. Es war nicht Schuld dieser Männer, daß sie ihr arbeitsvolles Leben in hundert kleinlichen Zwistigkeiten verbringen mußten, daß nur wenige von ihnen in der glücklichen Lage lebten, einer großen und weisen Politik zu dienen. Aber die Ehre wird ihnen bleiben, daß sie in ungünstigen Ver-

hältnissen mehr als einmal dem stärkeren außerdeutschen Feind Achtung und Sorge vor der deutschen Diplomatie erhalten haben, wenn er sie vor der deutschen Heereskraft nicht mehr hatte.

Sie richteten auch im Innern der verwüsteten Landschaften den neuen „Staat" ein. Nach ihrem Bilde formte sich das Beamtentum, die Kollegien der Richter und Verwaltungsleute, freilich oft schwerfälliger und pedantischer, aber ebenso rangsüchtig und nicht selten ebenso bestechlich als die Kanzler und Geheimräte, von denen sie abhingen. Die neuen Politiker führten ferner die wichtigen Verhandlungen mit den Landständen und hatten eine nicht leichte Aufgabe, dieselben gefügig oder unschädlich zu machen. Denn seit dem Ende des 15. Jahrhunderts bestanden in fast allen größeren Territorien Deutschlands Stände als Repräsentanten des Landes, welche Abgaben bewilligten, an solche Bewilligung Bedingungen knüpften, wohl auch die Verwendung der Steuern begutachteten; im 16. Jahrhundert hatten sie erhöhte Wichtigkeit erhalten, seit sie eine Landschaftskasse verwalteten, welche der Regierung die Erhebung der Gelder erleichterte. Am Ende des großen Krieges waren diese Landschaftskassen die letzte und wichtigste Hilfe gegen den Untergang geworden, sie hatten ihren Kredit bis auf das äußerste angespannt, die Kriegskontribution herbeizuschaffen, welche die fremden Heere aus dem Lande entfernte. So waren sie nach dem Frieden höchst einflußreiche Korporationen, und die Existenz der großenteils kreditlosen Souveräne hing tatsächlich von ihnen ab. Leider waren die Landstände wenig gemacht, getreue Vertreter der Landesinteressen zu sein, denn sie bestanden zum größten Teil aus Prälaten, Herren und Rittern, sämtlich Repräsentanten des Adels, welche für ihre Personen und Güter fast steuerfrei waren; unter ihnen saßen die Deputierten der verödeten und überschuldeten Städte. Deshalb waren sie nicht nur geneigt, unvermeidliche Geldbewilligungen der Masse des Volkes, dem Bauer, aufzuwälzen, bei dem Vorwiegen der aristokratischen Elemente wurde es der Regierung auch möglich, jede Art von persönlichem Einfluß auszuüben.

Während der Landesherr den Adel seiner Landschaft an seinen Hof zog, um sich in schicklicher Gesellschaft zu ergötzen, wußten seine vornehmsten Beamten von der Rang- und Titelsucht der frischen Hofleute besseren Nutzen zu ziehen und durch Ämter, Würden, Geschenke, zuletzt durch Androhung fürstlicher Ungnade den Widerstand der einzelnen zu brechen. So sanken die Stände im 18. Jahrhundert in mehreren Staaten zur Unbedeutendheit, in einzelnen wurden sie ganz aufgehoben. Doch bestanden sie, und nicht überall verloren sie Einfluß und Bedeutung.

Aber die Summen, welche sie etwa bewilligen konnten, reichten bei weitem nicht aus, den neuen Staat: einen kostbaren Hof, die zahlreichen Beamten und das Soldatenvolk zu erhalten. Es mußten neue regelmäßige Abgaben erdacht werden, welche von ihrer Bewilligung unabhängig waren. Schnell erhielten die indirekten Steuern eine bedrohliche Ausdehnung. Die Lebensmittel: Brot, Fleisch, Salz, Wein, Bier und vieles andere wurden den Konsumenten besteuert, die Maut- und Akzisebeamten stehen seit dem Ende des 17. Jahrhunderts an den Stadttoren, an den Landesgrenzen erhoben sich neue Schlagbäume für die Kaufmannsgüter, welche aus- und eingingen. Der geschäftliche Verkehr wurde durch das „gesiegelte" Papier, die Stempelsteuer, ausgenutzt; selbst das Vergnügen der Untertanen wurde für den Staat verwertet, z. B. in den kaiserlichen Erblanden der Tanz und nicht nur der in öffentlichen Lokalen (1708), der Tabak (1714), zuletzt mußten auch die armen Komödianten von jeder Vorstellung einen Gulden, sogar Quacksalber und Starstecher an jedem Jahrmarkt einige Kreuzer zahlen; besonders kräftig wurden die Juden in Anspruch genommen. Es dauerte lange, ehe Volk und Beamte sich an den Zwang der neuen Auflagen gewöhnten, immer wieder wurde Tarif und Art der Erhebung geändert, und häufig sah die Regierung mißvergnügt ihre Erwartungen getäuscht. Von dem verarmten Volk aber wurde der Druck der neuen Steuern schwer empfunden, laut und ohne Aufhören tönt die Klage in der populären Literatur.

Unterdes pflügte der Untertan, er hämmerte, er saß in

der Schreibstube; um sich herum, über sich sah er überall die Räder der großen Staatsmaschine, er hörte ihr Sausen und Knarren und wurde bei jeder Regung durch sie gehindert, geängstigt, gefährdet. Er stand unter ihr, fremd, scheu, mißtrauisch. In etwa sechshundert großen und kleinen Residenzen sah er täglich den prächtigen Hofhalt seines Landesherrn; und ihm wurden die goldgestickten Kleider der Hofleute, die Tressen der Lakaien, die Federbüsche der Läufer ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit, sein gewöhnlicher Stoff der Unterhaltung. Wenn der regierende Herr große Tafel hielt, wurde dem Bürger zuweilen der Vorzug, den Hof speisen zu sehen; wenn der Hof verkleidet bei einer Schlittenfahrt oder bei einer sogenannten „Wirtschaft" durch die Straßen fuhr, durfte der Untertan zuschauen, im Winter wohl selbst an einer großen Maskerade teilnehmen; dann war eine Schranke errichtet, welche das Volk von der Belustigung des Hofes absperrte. Einst hatte der Fürst mit den Bürgern um die Wette nach derselben Scheibe geschossen und war höchstens bei den Späßen des Pritschenmeisters mit etwas größerer Rücksicht behandelt worden; jetzt stand der Hof in fast unnahbarer Entfernung über dem Volk, und wenn sich ein Hofmann herabließ, einen Bürger zu beachten, so war das in der Regel kein Glück für den Beutel oder den Hausfrieden des Bevorzugten. So kam das Gefühl der Niedrigkeit in den Bürger. Ein Amt, einen Titel zu suchen, der ihm erlaubte, selbst ein wenig Hammer und Schraube zu sein, wurde das Ziel seines Ehrgeizes. Sogar dem Handwerker. Von den Hofhaltungen, aus dem Adel und Beamtentum verbreitete sich die Begierde nach Titulaturen bis in die kleinsten Kreise des Volkes. Kurz vor 1700 kam der abenteuerliche Brauch auf, auch den Handwerkern Hoftitel zu geben und mit den Titeln eine Rangordnung; der Hofschuhmacher suchte durch Bitten und Bestechung das Recht, ein Wappenschild seines Landesherrn über seine Tür zu nageln, und der Hofschneider und Hofgärtner haderten in erbittertem Streit, wer dem andern vorzugehen habe, denn der Hofschneider ging allerdings nach dem Buchstaben der Rangordnung vor, aber der Hof-

gärtner hatte das Recht erhalten, einen Degen zu tragen*. Außer dem Rang gab nur Reichtum eine privilegierte Stellung. Wer unsere Zeit eine geldsüchtige nennt, denkt schwerlich daran, wie groß der Einfluß des Geldes in früherer Zeit war, und wie gierig das arme Volk darum sorgte. Der Reiche konnte, so war die Meinung, alles durchsetzen. Er wurde zum Edelmann gemacht, er wurde mit Titeln versehen, er vermochte seinen Landesherrn durch Geschenke zu verpflichten, die in der Regel gern angenommen wurden; habsüchtig nahm der Kanzler, der Richter, der Ratsherr, auch die Zartfühlenden widerstanden selten einer fein gebotenen Verehrung. Der Schutz aber, welchen der Bürger in dem neuen Staat für sein Privatleben fand, war immer noch mangelhaft; gegen Vornehme und Einflußreiche Recht zu finden, galt für sehr schwer. Endlos liefen in den meisten Landschaften Deutschlands die Prozesse. Bis in die zweite und dritte Generation mochte eine schwierige Erbschaftsregulierung, eine Bankrottsache dauern. Selbst rohe Beschädigung des Eigentums durch Einbruch und Raub vermochte die Landesregierung oft beim besten Willen nicht zu bestrafen. Es ist belehrend, die alten Untersuchungen gegen die frechen Räuberbanden durchzusehen, das gestohlene Gut kommt, selbst wenn es glückt, die Missetäter zu fangen, nicht in die Hände des Beraubten zurück. Denn von den Nachbarregierungen werden auf Requisitionen und Bittschriften zwar zuweilen die Verbrecher ausgeliefert, welche in ihrem Lande ein Asyl gefunden haben, und auch solcher Auslieferung scheinen in der Regel besondere Einflüsse, häufig Geldgeschenke, vorangegangen zu sein; die konfiszierte Habe der Verbrecher aber wird in jedem Fall zurückbehalten und verschwindet in den Händen der Beamten. Als 1733 eine Gold- und Silberfabrik zu Koburg ausgeraubt war und sich starker Verdacht gegen einen wohlhabenden jüdischen Händler erhob, wurde die Untersuchung öfter dadurch aufgehalten, daß Verbindungen, welche der Jude bei Hof hatte, eingriffen; und auch nachdem er als

* von Rohr, Ceremonial-Wissenschaft. S. 261.

Mitglied und Hehler einer großen Bande von Räubern und Mördern erkannt worden war, konnte die Untersuchung gegen seine Helfer nicht weiter verfolgt werden, weil Ortsbehörden im Hessischen den Räubern, welche daselbst wohnten, zur Flucht halfen und weil den weiteren Verzweigungen der Bande, die sich bis nach Bayern und Schlesien erstreckte, wegen Ungefälligkeit der Gerichte nicht nachzuspüren war. Und doch wurde gerade dieser Prozeß mit vieler Energie geführt, und der Bestohlene hatte deshalb selbst weite Reisen unternommen und große Geldopfer gebracht.

Denn überall lähmte die Vielteiligkeit der Herrschaft und die Zerrissenheit der Territorien. Außer den Ländern des Kaisers bildeten fast nur die Marken Brandenburgs und Teile von Kursachsen eine größere zusammenhängende Einheit, im übrigen Deutschland lagen mehrere tausend größere und kleinere Gebietsteile, freie Städte und ritterschaftliche Parzellen durcheinander. So vermochte sich im einzelnen nicht einmal der bescheidene Stolz auf die eigene landschaftliche Art auszubilden. Denn jede der zahllosen Grenzen isolierte jetzt weit mehr als in der alten Zeit. Selbst in den größeren Städten, etwa die Handelsstädte der Nordsee ausgenommen, war das kommunale Selbstgefühl geschwunden. Außer den egoistischen Interessen hatte der Deutsche wenig, was ihn beschäftigte, als das Geklatsch des Tages über Familienereignisse oder auffallende Neuigkeiten. Aus vielen Beispielen ist zu sehen, wie kleinlich, pedantisch, bösartig dies Stadtgeschwätz durch drei Generationen fortlief und wie krankhaft empfindlich die Menschen dagegen geworden waren. Die anonymen Pasquille in Reimen und Prosa, eine alte Erfindung, wurden immer zahlreicher, gemeiner und boshafter, sie regten nicht nur die Familien, auch ganze Bürgerschaften auf; sie wurden für die Verbreiter allerdings gefährlich, wenn sie sich einmal an eine einflußreiche Persönlichkeit oder gar an ein fürstliches Interesse wagten. Und doch wucherten sie überall, keine Regierung war imstande sie zu verhindern, denn leicht fand ein tückischer Verfasser Gelegenheit, sie jenseit der Landesgrenze auszustreuen, wohl gar drucken zu lassen.

Unter solchen Verhältnissen wurden im Wesen des Deutschen einige Eigenschaften herausgebildet, welche noch heute nicht ganz geschwunden sind. Sucht nach Rang und Titel, innere Unfreiheit gegen solche, welche als Beamte oder Betitelte in höherer Stellung leben, Scheu vor der Öffentlichkeit und vor allem eine auffällige Neigung, das Wesen und Leben anderer grämlich, kleinlich und skeptisch zu beurteilen.

Dieselbe trübe, hoffnungsarme, mißvergnügte und ironische Stimmung zeigt sich seit dem Dreißigjährigen Krieg überall, wo der einzelne sich über den Staat ausläßt, in dessen Bannkreise er existiert. Es ist wahr, der Deutsche fuhr nach dem großen Krieg fort, sich um Politik zu kümmern, Zeitungen und Tageblätter mehrten sich allmählich und trugen die Neuigkeiten in die Häuser, die geheimen geschriebenen Relationen aus Residenzen und großen Handelsstädten dauerten fort, die halbjährigen Meßrelationen faßten die Begebenheiten mehrerer Monate übersichtlich zusammen, über jedes wichtige Ereignis im In- und Ausland erschienen zahlreiche Flugschriften, welche das Parteiinteresse vertraten. Die Hinrichtung des Königs in England wurde von den deutschen Lesern allgemein als schreckliche Missetat verurteilt, die Sympathien des ganzen Volkes waren lange auf seiten der Stuarts, erst kurz bevor Wilhelm von Oranien gegen Jakob II. in die See stach, wurde gläubig gelesen, daß Jakob gewagt habe, ein falsches Kind als Thronerben unterzuschieben. Niemand aber regte so stark die öffentliche Meinung gegen sich auf als Ludwig XIV. Wenn ein Mann durch ganz Deutschland gehaßt wurde, so war er es. Merkwürdig, während die Sitten seines Hofes, die Moden seiner Hauptstadt überall von den Vornehmen nachgeahmt wurden und das Volk sich ihrem Einfluß nicht zu entziehen vermochte, wurde seine Politik doch schon früh auch von dem Volk richtig gewürdigt. Ungezählt sind die Flugschriften, welche von allen Seiten gegen ihn aufschwirrten. Er war der Friedensstörer, der große Feind, in den Pasquillen auch der hochmütige Narr. Nach der Einäscherung der Pfalz nannte das Volk die Hunde Melac und Teras, nach der Eroberung Straßburgs ging ein tiefer

Weheruf durch das ganze Land. Zuletzt, als im großen Erbfolgekrieg die deutschen Heere jahrelang gegen ihn die Oberhand behielten, da regte sich etwas, das fast wie Selbstgefühl aussieht, auch in der kleinen Literatur des Tages. Wäre einem deutschen Fürsten möglich gewesen, in dem schwachen Volk tatkräftigen Patriotismus zu erwecken, der Haß gegen ihn hätte dazu geholfen. Aber auch hier wurde ein kräftiges Aufbrennen patriotischer Empfindungen durch die politische Lage verhindert, in Köln und Bayern arbeiteten französische Druckerpressen, schrieben deutsche Federn gegen ihre Landsleute.

So darf man durchaus nicht sagen, daß dem Deutschen in den hundert Jahren von 1640—1740 der Sinn für Politik fehlte. Denn er kam überall zutage, sogar in den Werken der freien Erfindung, in Romanen und Schauspielen breitete sich die politische Unterhaltung, ähnlich wie zur Zeit Goethes und der Romantiker das ästhetische Gespräch. Aber traurig war es, daß diese Teilnahme am liebsten bei den politischen Händeln des Auslandes geäußert wurde, und daß die Vorgänge in Deutschland selbst fast weniger Gegenstand eines warmen Interesses wurden, als Tagesereignisse des Pariser Hofes oder die Thronentsagung der Königin von Schweden. Immer noch beschäftigten Kometen, Mißgeburten, Hexen, Erscheinungen des Teufels, ein Gezänk der Geistlichen, reichsstädtische Händel zwischen Rat und Bürgerschaft, Bekehrung eines kleinen Fürsten durch die Jesuiten das unbeteiligte Publikum ebenso angelegentlich als etwa die Schlacht bei Fehrbellin. Allerdings wurden die Rüstungen der Türken und das Kriegstheater in Ungarn mit Kopfschütteln berichtet, aber daß dafür Geld zu zahlen, Hilfe zu leisten sei, wurde selten erinnert; selbst nach der Belagerung Wiens durch die Türken (1683) war Graf Starhemberg dem großen deutschen Publikum kaum so interessant, als der Kundschafter Kolschitzky, welcher die Nachrichten aus der Stadt zur kaiserlichen Hauptarmada gebracht hatte, sein Bild wurde in türkischer Tracht in Kupfer gestochen und auf den Märkten verkauft; freilich teilte er diesen Ruhm mit jedem ausgezeichneten Dieb und Mörder, der irgendwo zum Ergötzen

des Publikums hingerichtet worden. Zuweilen hafteten schon damals die Blicke der Deutschen mit erhöhtem Interesse an einem Mann, dem Kurfürsten von Brandenburg, auch in Süddeutschland wird respektvoll von ihm gesprochen: er ist ein politischer, kräftiger Herr, leider sind seine Mittel zu klein. Das war die allgemeine Ansicht. Aber wie sein Wesen, wurden auch andere Lebensfragen des deutschen Volkes mit so vieler Ruhe begutachtet, als ob sie den moskowitischen Zar oder das entfernte Japan angingen, von welchem die Jesuitenberichte seit hundert Jahren erzählt hatten. Und das war nicht zumeist Folge der Einschüchterung und einer Überwachung der Presse, welche allerdings der freien Rede sehr hinderlich wurde. Denn trotz aller Rücksichtslosigkeit, womit die Landesgewalt sich an ihren Widerbellern zu rächen suchte, machte die Zerrissenheit der Gebiete, der gegenseitige Haß der Nachbarregierungen doch die Unterdrückung auch einer zügellosen Druckschrift nicht leicht. Es war etwas anderes, was dem Volk seine eigenen nächsten Interessen so fremd gegenüberstellte.

Es war auch nicht Mangel an Urteil. Wenn die zahlreichen politischen Diskurse jener Zeit unbehilflich, weitschweifig, ohne zureichende Kenntnis der Tatsachen und Personen abgefaßt sind, so ist doch in ihnen auch viel gesunder Menschenverstand und ein oft überraschendes Verständnis der Lage Deutschlands zu achten. Es fehlte den Deutschen vor 1700 gar nicht an politischer Einsicht, ja gegen die Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg ist ein sehr großer Fortschritt sichtbar. Aber gerade das ist charakteristisch, daß dies Verständnis ihrer eigenen gefährlichen Lage, der Hilflosigkeit des Reiches und der elenden Vielgeteiltheit ein ruhiges stilles Erkennen und Kopfschütteln bleibt und sich im Volk, ja selbst bei seinen gelehrten Führern fast nie zu männlichem Zorn, noch weniger zu einem Wollen, selten zu einem wenn auch eitlen Projekt aufregt. So gleicht das Volk schon im 17. Jahrhundert einem hoffnungslosen Kranken, welcher frei von Fieberhitze, nüchtern, gefaßt, verständig seine eigene Lage betrachtet. Wir freilich wissen, daß gerade unser Jahrhundert dieser Krankheit des deutschen

Volkes Heilung gebracht hat, aber wir erkennen auch, was die Ursache der wunderlichen, unheimlichen, kühlen Objektivität ist, die unserer Nation so eigen wurde, daß noch jetzt in vielen Individuen Spuren davon zu erkennen sind. Es ist das Leiden einer reichbegabten gemütvollen Natur, der durch Kriegsgreuel und haarsträubende Schicksale die Willenskraft gebrochen, das warme Herz erstarrt ist. Der klare, abwägende, billige Sinn ist dem Deutschen geblieben, der Adel politischer Leidenschaft ist ihm verloren. Es ist ihm gar nicht Freude und Ehre, Bürger eines großen Ganzen zu sein, er hat kein Volk, das er liebt, er hat keinen Staat, den er ehrt, er ist ein einzelner unter einzelnen, er hat noch Gönner und Mißgönner, gute Freunde und arge Feinde, kaum noch Mitbürger, kaum noch Landsleute.

Zur Charakteristik solcher Stimmung wird hier eine Flugschrift mitgeteilt, welche in der allegorisierenden Weise des 17. Jahrhunderts über die neue Staatsräson bittere Betrachtungen anstellt. Schon während des großen Krieges hatte Bogislaw Philipp Chemnitz, einer der eifrigsten und talentvollsten Anhänger der schwedischen Partei, ungeheures Aufsehen durch ein Büchlein gemacht, in welchem er das Kaiserhaus als letzte Ursache des deutschen Elends anklagte und in der Unabhängigkeit und Machtfülle der deutschen Fürsten die einzige Rettung des Landes fand. Nach dem Titel des Buches* wurde der Ausdruck Staatsräson eine gewöhnliche Bezeichnung des neuen Regierungssystems, welches nach dem Frieden in den deutschen Territorien zu herrschen begann. Seitdem wurde diese Staatsräson durch ein halbes Jahrhundert in zahlreichen moralischen Abhandlungen der volkstümlichen Presse beurteilt, sie wurde als zweiköpfig, als dreiköpfig dargestellt, in Büchern, Bildern,

* De ratione status in imperio nostro romano-germanico. 1640. — Der Ausdruck ist von Chemnitz nicht erfunden, er war schon vor ihm in den diplomatischen Jargon durch den Italiener eingeführt, ihr ragione di Dominio oder di Stato (lateinisch ratio status, französisch raison d'état, deutsch etwa Staatsklugheit) bezeichnet die Methode seiner Politiker zu verhandeln, ein System ungeschriebener Regierungsgrundsätze, welche nur praktischen Staatsmännern geläufig wurden.

Spottversen immer wieder der Willkür, Härte, Heuchelei bezichtigt. Dasselbe ist der Inhalt der folgenden Schrift, welche hier mit einigen für das leichtere Verständnis unvermeidlichen Änderungen und Kürzungen mitgeteilt wird*.

„Wie die ratio status anjetzt in der Welt nicht allein geehrt, sondern für ein unwiderrufliches Gesetz gehalten wird, so gilt hingegen die Wahrheit und Redlichkeit durchaus nichts mehr. Wenn eine Stelle im Staatsdienst leer ist, so wird es zwar an Bewerbern niemals fehlen, allein von neun befindet der Fürst kaum drei, welche ihm tauglich sind, diesen Dienst zu erlangen. Deswegen werden sie auch examiniert. Und wenn bei dem Examen einer auf die Frage, was eines fürstlichen Rats erste und vornehmste Tugend sei, etwa so zur Antwort gibt: Es lehren die Alten, daß ein Fürst nichts anderes sei als ein Diener der gemeinen Wohlfahrt, darum ist er auch schuldig nach Recht und Gerechtigkeit zu herrschen, denn es hat Gott und die Natur einem jeden eine ungefälschte Goldwage an das Herz gehängt: tue andern das, was dir recht wäre, — so wird der Fürst ihm seinen höflichen Abschied geben.

Ein solcher Bewerber hatte vor kurzem an einem Hof das Examen durch kluge und vorsichtige Antwort bestanden, er war zum Rat ernannt, und da der Fürst ein gutes Herz zu ihm trug, verheiratete er ihn mit der Tochter seines Vizekanzlers. Nachdem der neue Rat den Eid der Treue und Verschwiegenheit geleistet hatte, forderte der Vizekanzler die Schlüssel zu den Staatskammern und führte den Eidam dorthin, ihn in den Staatsgeheimnissen fleißig zu unterweisen.

In der ersten Staatskammer hingen viele Staatsmäntel von allerlei Farben, von außen schön verbrämt, inwendig ganz schlecht gefüttert, zum Teil außer dem liederlichen Futter mit Wolfs- und Fuchspelzen unternäht. Darüber wunderte sich der Eidam. Der Kanzler aber versetzte: ‚Es sind Staatsmäntel, dann zu gebrauchen, wenn man den Untertanen eine verdächtige Sache vorzutragen hat, um sie zu überreden, schwarz sei weiß; dann muß man notwendig mit Staatsräson dem Ding ein Mäntelchen umgeben, um die Untertanen zur Kontribution, Schatzung und andern Auflagen willig zu machen. Darum heißt der erste mit Gold gestickte: die Wohlfahrt der Untertanen, der zweite verposamentierte: Beförderung des gemeinen Wesens, der dritte rote: Erhaltung des Gottesdienstes, er wird gebraucht, wenn man Lust hat, jemand, dem man sonst nicht beikommen kann, unter dem Vorwand falscher Lehre von Haus und Hof zu verjagen oder ihm gar einen blutigen Nacken zu machen. Der vierte heißt: Eifer des Glaubens, der fünfte: die Freiheit des Vaterlandes, der sechste: die Handhabung der Privilegien u. s. f.‘ Zuletzt hing noch einer, gar alt und sehr abgetragen, gleich einer alten Fahne oder Roßdecke, über den sich der lachende Eidam sehr verwunderte. Aber der Schwiegervater sagte: ‚Der tägliche, gar zu große Mißbrauch macht, daß er das Haar verloren hat. Er heißt aber die Wohlmeinung und wird bei großer Herren Höfen öfter hervorgesucht als das tägliche Brot. Denn legt man den Landsassen neue unerträgliche Lasten auf, plagt und mergelt man sie mit Frondiensten bis auf Haut und Bein aus, schneidet man ihnen das Brot vor dem Mund weg, so heißt es, es ist in guter Meinung geschehen; fängt man unnötigen Krieg an, setzt Land und Leute in grausames Blutbad, Mord und Brand, so ist es in guter Meinung geschehen. Wer kann davor, daß es so übel ausgeschlagen! Wirft man unschuldige Leute ins Gefängnis, auf die Folterbank, jagt sie ins finstere Elend, und kommt hernach ihre Unschuld an den Tag, so muß es aus guter Meinung geschehen sein. Spricht man ungerechtes Urteil aus Haß, Neid, Gunst, Gabe und Bestechung, Freundschaft, so ist es in guter Meinung geschehen. Es kommt zuletzt so weit, daß man auch des Teufels Hilfe in guter Meinung gebrauchen will. Wenn dieser oder ein anderer Mantel zu kurz ist, die Schalkheit zu bedecken, hängt man zwei, drei oder mehr darüber hin.‘

Dies Zimmer kam dem neuen Rat gar fremd vor; er folgte aber seinem Herrn Schwiegervater in die andere

* Der Titel lautet: Idolum Principum, das ist: Der Regenten Abgott, den Sie heutigs Tags anbetten, und Ratio Status genennet wird, in einer nicht fabelhafften Fabel Geschichts-weiß beschrieben. 1678. 4°.

Kammer. Dort trafen sie allerhand Staatslarven, in Farben und Lineamenten so künstlich ausgearbeitet, als wären es natürliche Menschenangesichter. ‚Wenn die Mäntel,' fing der Kanzler an, ‚zur Erlangung des vorigen Zweckes nicht genügen, so muß man abwechseln, denn wenn man mit einem und dem andern Mantel zu oft hintereinander vor die Landstände und Untertanen oder auch vor die benachbarten Potentaten aufgezogen kommt, so lernen sie dieselben endlich kennen; es ist das alte Lied, wir wissen schon, was er sucht, Geld will er haben, wo sollen wir es doch immer hernehmen? Wir möchten doch auch vernehmen, wozu die häufigen Auflagen verwendet werden. Solchem Unwillen zuvorzukommen dienen die Larven. Eine heißt: der Eid, die andere: Lästerung, die dritte: Betrug, die täuschen die Leute, seien sie gut oder böse, und richten mehr aus als alle Beweistümer der Redekunst. Vor allem aber ist der Eid ein Hauptstück der Hofredekunst, denn ein ehrlicher Mann meint allezeit, daß ein anderer auch so gesinnt sei wie er, er gibt auch mehr auf Eid und Glauben als auf alle zeitlichen Güter; ist aber einer tückisch, so muß er doch dem Eid Glauben schenken, sonst macht er sich selbst verdächtig, daß er weder auf Eid noch Pflicht etwas halte. Nützen beide nicht, so muß die Lästerung dazu kommen, den Untertan um 1000 Gulden oder mehr, je nachdem sein Vermögen ist, zu erleichtern.'

In der dritten Kammer hingen überall Schermesser, gelbmessingene Becken, die Simse waren belegt mit Schröpfköpfen und Schwämmen. Es standen viele Gefäße mit scharfer Lauge darin, Beinschrauben, Brechzangen, Scheren lagen auf Tisch und Fenster. Der junge Rat bekreuzigte sich, was man mit diesem Baderzeug am fürstlichen Hof mache, da selbst manche Handwerker ein Bedenken haben, die Bader, Schäfer, Müller und Trompeter als Zunftgenossen gelten zu lassen. Der Alte sprach: ‚Es ist nicht so böse gemeint. Dies ist das alleruntrüglichste Handwerk der Staatsräson und bringt mehr ein als Tinte und Schreibfedern; es ist so nötig, daß kein Fürst ohne dies Handwerk seinen Staat und seine Reputation nach Würden auf die Länge behaupten könnte, und sein Gebrauch ist so gewöhnlich, daß ihn auch die Edelleute auf den Dörfern an ihren Bauern gar meisterlich praktizieren, woher die Regel kommt: wenn einem Edelmann die Bauernader verblutet, so ist auch er verdorben. Was nützt dem Fürsten sein Land und Leute, wenn er ihnen nicht die Wolle der fälligen Renten abscheren, durch Schröpfköpfe die Kontribution abzapfen und die ungehorsamen Häupter durch die scharfe Lauge harter Strafen abwaschen sollte? Ja, die Potentaten barbieren, zwacken und schröpfen auch einander, wo sie immer können. So hat die Generalität in den letzten Kriegen bald den Reichsstädten, bald den Stiftern viele tausend Maß ihres besten Blutes abgezapft, und das Römische Reich ist von fremden Kronen so arg gezwackt worden, als wenn solches von geborenen Baderknechten geschehen wäre, nur hat man die Lauge gar zu heiß gemacht. Viele haben den Fremden dazu das Becken untergehalten und sind soweit gekommen, daß sich bald darauf geringe Kavaliere unterstanden haben, auch andere Fürsten zu scheren. Was aber die Fürsten nicht selbst in Person tun, das verrichten ihre Räte, Rentmeister und andere Amtsbediente, die sich statt der Schwämme gebrauchen lassen. Und wenn diese einem Amt, einer Stadt oder einem Dorf aufgebunden sind und sich so voll Feuchtigkeit gesogen haben, daß sie zerbersten möchten, dann kommt der Fürst und gibt einem jeden von ihnen einen solchen Faustdruck, daß sie alles eingesogene wieder hausgeben müssen und leerer werden als abgezogene Schlangenbälge.'

Schweigend hörte der junge Rat und trat in die vierte Kammer. Da lagen viele Kästlein mit Staatsbrillen verschiedener Art. ‚Einige machen, wenn man sie aufsetzt, ein Ding zehnmal größer als es ist, daß eine Mücke als Elefant, ein Faden als Strick, ein Heller als Rosenobel erscheint. Sie dienen, den Untertanen die Augen zu blenden. Wenn der Fürst ihnen etwa ein paar Stämme Holz verehrt, an der Kontribution etwas nachläßt, ihnen die Freiheit gibt, daß sie vor ihm in Samt und Seide erscheinen dürfen, so schätzen sie dies so hoch, als wenn er ihnen viele tausend Dukaten geschenkt hätte. Den unglücklichen Hofdienern aber

verderben sie die Augen so, daß diese die geringste Gnade, wenn der Fürst sich mit der Hand auf ihre Achsel gestützt oder sie einmal angesehen hat, höher achten, als wenn sie eine Rente von 500 Gulden von ihm empfangen hätten. Ja der Fürst hat in seinem durchlauchtigen Verstand noch einen besonderen nützlichen Gebrauch dieser Brillen erfunden. Wenn er die Stände unwillig findet ihm zu kontributieren, so läßt er ein Geschrei ausbringen, der Feind sei uns schon auf dem Nacken, soundsoviel bedürfen die Unsern an Proviant, Geld, Mannschaft, damit dem grausamen Feind begegnet werde, sonst gehe alles in seinen Rachen. Durch solche Abertreibungen werden die Leute willig und geben, was sie können. Sobald aber die Fische gefangen sind, dann hat Gott hohe Häupter erweckt, die sich des Friedens halber in das Mittel geschlagen haben, und die Kontributionen werden zu andern Bedürfnissen gebraucht. Eine andere Art Brillen haben im Gegenteil die Eigenschaft, daß durch sie ein Berg nicht größer erscheint als eine Haselnuß oder Bohne; sie werden den Städten und angrenzenden Ländern aufgesetzt, denen der Fürst Kastelle und Festungen vor der Nase aufgebaut hat, um sie zu bereden, es seien nur Lust- und Gartenhäuser, Zollhütten und Jägerwohnungen. Die dritte Art Brillen, durch welche das Weiße schwarz und das Schwarze schneeweiß glänzt, werden immer gebraucht, wenn man einem bösen Ding einen gleißenden Schein machen muß, sie dienen auch für diejenigen, welche solche Frauenzimmer als Jungfrauen heiraten müssen, welche den fürstlichen Damen aufgewartet, der Herrschaft die Betten gemacht und ihnen die Haare gekräuselt haben.'

Nach diesem langte der Kanzler eine Schachtel mit braunem Pulver herab und gab dem Eidam zu raten, was es wäre. ‚Es ist ein Augenpulver oder Staub,' sagte der Alte, ‚welchen die Regenten den Untertanen in die Augen sprengen; es ist eins der vornehmsten Kunststücklein, den Pöbel in Ruhe zu halten; denn wenn unter ihm unruhige Köpfe entstehen, welche durch etliche politische Lehren den Untertanen die Augen öffnen, daß sie die Regierungsheimlichkeiten erforschen, dem Fürsten ins Herz sehen, Beschwerden

zusammentragen und luchsäugigen Aufwieglern anhängen, so ist Aufruhr und Krieg ganz nahe vor der Tür.' Darauf wurde ein Fäßlein mit Hoferbsen hervorgebracht. Der Alte erzählte, daß dies eins von den vergifteten Mitteln bei Hof wäre, dessen sich zwar nicht die Regenten, aber ihre untreuen Hofschranzen bedienen. ‚Wieso?' fragte der Sohn. ‚Mir ist leid, daß ich's Euch erklären soll,' antwortete der Vater, ‚denn ich fürchte, wenn ich Euch zu lange vor den Augen herumgehe, so könntet Ihr die Kunst einmal an mir selbst probieren; denn wo Gewinn ist, dreht man auch dem Vater eine Nase. Die Erbsen aber streut man in der Ratsstube und Kanzlei, auf die Treppe hin und wieder gegen diejenigen, denen man nicht gut anders beikommen kann, daß sie darauf gleiten, niederfallen und den Hals brechen. Besonders solchen, welche meinen, man könne mit dem Fuß guter Absichten und eines reinen Gewissens überall hintreten.

Da die meisten Potentaten von diesen erwähnten politischen Stücklein selbst wenig wüßten, wenn nicht die macchiavellistischen Räte sie damit bekanntgemacht hätten, wer wollte es den Räten verdenken, wenn sie auch für sich selbst ihre Geheimnisse gebrauchen, sich zu bereichern und in die Höhe zu steigen? Es folgt jetzt also die Staatsräson der Privatpersonen; denn wo Gott eine Kirche baut, will auch der Teufel eine Kapelle haben. So hab' ich auch neben meines Herrn Fürstentum mir selbst ein kleines in die Nähe gezimmert, und weil ich nunmehr alt bin, will ich Euch, meinem Eidam, solche Stücklein offenbaren, damit Ihr mir darin nachfolgen könnt. Aber zur Sache. Ich habe mich niemals gern mit Bauern und ihren Mistwagen besudelt, sondern war am liebsten bei großen Versammlungen, Reichs-, Kreis- und Fürstentagen; denn je größer der Teich, desto besser ist darin zu fischen. Doch habe ich darin soweit Maß gehalten, daß ich mich nicht zu weit eingelassen oder an eine Partei allein geknüpft habe, sondern ich bin mein freier Mann geblieben. Ich machte es wie der reinliche Fuchs und schickte mich in eines jeden Humor und Sachen und verkaufte meine Schwänke, so gut ich konnte, führte

aber immer die Parteien bei der Nase herum, daß sie sich nach mir richten, mir folgen, vertrauen und noch dazu vexieren mußten. So tat ich es von Anfang an. Als mein Fürst diese Qualität an mir verspürte, machte er mich zu seinem Rat, endlich zum Kanzler. Jetzt mußten die Edelleute ganze Fuder Wein, ganze Wagen voll Getreide und dergleichen Verehrung mitbringen, wenn sie in der Kanzlei guten Bescheid erlangen, einen Zettel, Lehnbrief, ein Dekret auswirken wollten. Alle die Bürger und Bauern mußten mich verehren, oder ihre Sachen sind ohne Entscheid im Haufen liegengeblieben. Insonderheit hat mir dieser Griff Glück gebracht, wenn ein Reicher eine Untat begangen, vom Fürsten übel geredet hatte usw. Dann gab ich ihm zu verstehen, welch großen Zorn der Fürst gegen ihn gefaßt, es würde ihm an Leib und Leben gehen, wenn er nicht mich in der Sache gebrauche. Tat er mir den Willen, so verdeckte ich die Schuld oder half ihm wenigstens leidlich davon; tat er das aber nicht, so machte ich ihm den Prozeß, so daß er in Not und Tod steckenblieb. Wollte er gar mit Prokuratoren durchdringen, um meiner zu spotten, da suchte ich alle List zusammen, bis ich ihn stürzte, daß er den Hals brach. Wo der Fuchsbalg nicht reichte, zog ich die Löwenhaut an, was ich mit Ränken und Spitzfindigkeit nicht erlangte, das riß ich de facto an mich, und sah, wie ich durch Gewalt oder heimlich in die Besitzung kommen könne. Klagte einer über den alten Kanzler und wollte es bei Hof anhängig machen, so erbot ich mich zu richterlichem Prozeß, denn die Räte hatte ich als Mitkollegen auf meiner Seite. So setzte ich zu Dorf und Feld die Marksteine, machte andere Graben und Grenzen, preßte den Nachbarn etliche hundert Morgen an Acker, Wiesen und Waldungen ab. Ebenso habe ich meine Hände in die Güter reicher Witwen, Waisen und Pupillen eingeschlagen, habe Renten und ewige Zinsen an mich gekauft, habe Geld ausgeliehen, daß es in drei Jahren sich verdoppelt. Wie große Summen ich durch Zessionen, Wechselbriefe, durch Wein-, Getreide- und Salzhandel gewonnen, wäre weitläufig zu erzählen.'

Dies alles hörte der Eidam mit großer Andacht an und

sagte: ‚Herr Vater, Ihr habt Eurem Hause wohl vorgestanden und es in Aufnahme gebracht, aber die Frage ist, ob es den Eurigen auch so gedeihen wird, daß sie es ins dritte oder vierte Glied vererben. Denn übel gewonnen, übel zerronnen.'

‚Das gilt bei mir soviel als eine Mücke an der Wand. Es sage einer, was er will, ich habe dagegen, was ich will. Wer etwas will haben, der muß es wagen, und nicht achten der Leute Sagen. Ich habe Euch schon mehr offenbart und vertraut als meinem eigenen Weib und Kindern. Jetzt geht mit mir heim zum Abendessen.'" —

So lautet die unbehagliche Ironie der Flugschrift, die gerade deshalb hierher gehört, weil sie überall das Bewußtsein verrät, eine gewöhnliche Ansicht der Zeit auszudrücken. Am Schluß derselben wird eine einzelne Intrige eines kleinen deutschen Hofes mehr angedeutet als berichtet.

Auch nach 1700 dauert im ganzen dieselbe kühle und herbe Weise von den politischen Verhältnissen Deutschlands zu sprechen. Die Aufklärungsliteratur, deren Zeit jetzt beginnt, einzelne Abhandlungen von namhaften Gelehrten und die gemeinnützigen Wochenschriften ändern den Stil mehr als die Auffassung. Ja, von dem Ende des Erbfolgekrieges bis 1740, in der längsten Friedenszeit, welche Deutschland seit hundert Jahren erlebt, ist in der kleinen Literatur sogar eine Abnahme des politischen Interesses bemerkbar. Es sind immer vorzugsweise ungewöhnliche Schicksale einzelner Menschen, welche das Publikum interessieren, Prophezeiungen einer Pietistin, Prozeß einer Kindesmörderin, Hinrichtung eines Goldmachers und ähnliches. Als in der Christnacht 1715 in einem Weinbergshäuschen bei Jena zwei arme Bäuerlein durch Kohlendampf erstickt wurden, während sie mit einem Studenten und einem zerrissenen Exemplar von Fausts Höllenzwang einen großen Schatz zu heben versuchten, da regte dies Unglück wohl ein Dutzend Flugschriften auf, geistliche, medizinische, philosophische, in denen heftig gefochten wurde, ob die Kralle des Teufels oder die Kohle an den Toten augenscheinlich geworden. Die Schlachten von Höchstädt bis Malplaquet hatten nicht größeres

Aufsehen gemacht. Selbst in den „Gesprächen aus dem Reich der Toten", welche jetzt in unbehilflicher Nachahmung Lucians öffentliche Charaktere der Gegenwart begutachten, ist sichtbar, wie es vorzugsweise die Anekdote und der Privatskandal ist, der das Volk anzieht. Noch einmal regt die Vertreibung der protestantischen Salzburger das Interesse mächtig auf, bis das Jahr 1740 eine große politische Gestalt den Deutschen in die Seele drückt und durch Kanonendonner den Anfang einer neuen Zeit verkündet.

Brautstand und Ehe am Hof

(1661)

Im Verkehr mit anderen, Zucht zu bewähren, sich selbst gut darzustellen, Höheren Ehrfurcht zu erweisen, von Niedrigen Achtung auch in Gebärden und Anrede zu fordern, war von je deutsche Art gewesen. Genau bestimmt war die Form des Verkehrs, nicht gering die Zahl der bedeutsamen Redewendungen, welche jede gesellschaftliche Beziehung einleiteten und wie Marksteine in gebahntem Weg erhielten. Aber die Grundlage aller alten Genauigkeit war ein gesundes Selbstgefühl gewesen, welches dem einzelnen sicher machte, was zu gewähren und zu empfangen sei, und darum war auch die Höflichkeit in der Regel wahr. Kam ein Mißklang in die Seele, dann pflegte der Deutsche auch ihn nicht zu verbergen, und dann wurde er so von Herzen grob, daß er darum bei allen westlichen Nationen berüchtigt war. Zwar ist in der Anrede an die Fürsten schon viel Devotion, das Wort „untertänig" wird gebraucht wie jetzt, immer aber stehen Fürst und Bürger, Junker und Handwerker einander als Männer gegenüber, und leicht bricht ein kräftiges Wort, eine warme menschliche Empfindung durch die höfliche Form. Das änderte sich seit dem Krieg. Die alte Zucht war dahin, hart und verletzend stach die Selbstsucht der Zügellosen; der tüchtige, oft beschränkte Stolz des Bürgers, des Edelmanns war gebrochen, das einfache patriarchalische Verhältnis zwischen Fürst und Untertan in dreißig Jahren der Not, des Mißtrauens und vielleicht gegenseitiger Verachtung verloren. Die Menschen waren klüger geworden, aber schwächer und eine große Zahl schlechter.

Aber die Anfänge eines neuen Weltbürgertums wurden sichtbar. Gnadenvoll hatte das Geschick mit dem Verderben

auch das Heilmittel gesandt. Auf einem weiten Umweg durch französische und italienische Moden, nach langem Umherirren in jedem fremden Volkstum sollte der deutsche Geist sich selbst wiederfinden. Es war eine seltsame Probe deutscher Dauerbarkeit. Aber sie war nötig. Wie im Zauberspiel Prinz Tamino, zog die arme deutsche Seele durch fränkisches Wasser und römische Hitze, und nur zuweilen klingt aus jener Zeit ein schwacher Flötenton in unser Ohr, der verkündet, daß unter den fremden Gaukelbildern die deutsche Art doch nicht untergegangen ist.

Man hat sich gewöhnt, die geistige Herrschaft Italiens und Frankreichs von Opitz bis Lessing als eine große Kalamität zu betrachten. Es ist wahr, sie hat den Deutschen weder Schönheit noch Kraft gebracht. Aber wir sind nicht mehr in der Lage des großen Mannes, welcher vor hundert Jahren den französischen Geschmack bekämpfte. Ihm war Pflicht, zu hassen, was der erwachenden Volkskraft hinderlich gegenüberstand. Wir jedoch sollen daneben bedenken, daß dasselbe fremde Wesen die Deutschen vor der äußersten Verwilderung geschützt hat. Sehr plump war unser Nachäffen, auch die fremden Originale wenig liebenswert, aber die zahllosen Bande des internationalen Verkehrs waren es doch, an welche die Deutschen sich damals klammerten, um nicht in Roheit zu verkommen.

Die sittlichen Schranken, welche die Willkür des einzelnen bändigen, waren zerbrochen, da halfen zuerst dürftige äußerliche, von außen geholte: die Mode, der Respekt, die Galanterie, der Geschmack an fremden Feinheiten. Es war eine Art der Zucht. Wer die große Perücke trug, später gar den Puder im Haar, mußte das Haupt fein still halten, wildes Auffahren, gewaltsames Anrennen war unmöglich; wo eigenes Zartgefühl dem Mann nicht mehr wehrte, der Frau dreist nahezutreten, konnte Reifrock und Korsett sie umschanzen; wo die Höflichkeit des Herzens verringert war, wurde die Pflicht galanter Konversation eine Wohltat. In dem Kreise, welcher am liebsten unflätige Soldatenlieder sang, hatte ein geziertes Lied Damons an Daphne hohe Berechtigung, und selbst der fade Kavalier, der in Gesellschaft mit vergoldetem Messer seine Fingernägel zuschnitt und mit französischen Floskeln um sich warf, wurde um vieles achtungswerter in Gesellschaft der zügellosen Trunkenbolde, welche im Rausch das Unanständigste taten und den Mund nicht öffnen konnten ohne gemeine Flüche.

Schnell formte sich in Deutschland das Leben der Anspruchsvollen nach fremdem Schnitt. Schon im Krieg hatte sich viel Fremdes eingebürgert, nicht nur das Zeremoniell an den Höfen und im Verkehr der Gesandten, auch in Tracht und Umgang der Städter. Aber wie groß der Einfluß Frankreichs war, Italien half kaum weniger aus. Der Dienst des Cicisbeats, das Zeremoniell des „Staates" war aus Italien nach Frankreich gedrungen, der römische Hof blieb der Diplomatie Europas in allen Etikettenfragen noch lange höchstes Vorbild. Ja, beide Länder teilten sich in die Herrschaft über Deutschland. Im Süden herrschte Italien bis in das 18. Jahrhundert, in Wien hat es die Physiognomie der höhern Gesellschaft noch länger geformt, im Norden, zumal bei den protestantischen Höfen, galt französisches Muster: diese wie jene Nachahmung war ungeschickt. Aber während an den größern Höfen, z. B. in Wien, der Kavalier wenigstens etwas von der beweglichen Leichtigkeit der Italiener annahm, lief der gesellschaftliche Verkehr in den Städten sehr gemessen, weitschweifig, in endlosen Phrasen, die um so grotesker werden, je plumper die Menschen waren, welche sich damit schmückten.

So war auch der sonnige Pfad, auf welchem sich ein Mann der Erwählten seines Herzens näherte, anmutig mit den Blumen fremder Sitte umpflanzt. Das Einheimische, was sich hier erhielt, wurde wenigstens durch eine mühevolle Galanterie und neue Weitläufigkeit verbrämt. Bevor hier versucht wird, auch ein wenig von der ehrlichen deutschen Liebe zu zeigen, wird es ziemen, einem teilnehmenden Leser nicht zu verhehlen, was zu galanter Liebeswerbung und Ehe gehörte. Es soll zunächst berichtet werden, wie ein vornehmer Adel freite und heiratete*. So aber verlief die Freiwerbung eines Kavaliers nach dem Jahre 1650:

* Nach (Wagenseil): Tractatus politicus, 1687. 16°.

„Wenn eine Standesperson zu Wien eine heiraten will, so bittet er ihre Eltern, ihm zu vergönnen, daß er ihr aufwarten dürfe; er muß aber schon vorher mit ihr bekannt sein und wissen, daß sie ihm geneigt ist. Wenn dies ihre Eltern gestatten, so ist es schon halb zugesagt; dann gibt er seinem Diener eine neue Liberei und kleidet sich aufs beste. Alle Tage muß er früh an sie schreiben und fragen lassen, was sie tue, was ihr geträumet, wann sie ausfahren, wo sie essen werde. Dazu schickt er einen Strauß von Blumen, den bezahlt man wohl bisweilen mit einem Dukaten. Da läßt sie ihn nun die Antwort wissen, und er findet sich zu rechter Zeit ein, hebt sie in die Kutsche und reitet mit unbedecktem Haupt neben der Kutsche auf der Seite, wo seine Mätresse sitzet. Und wenn man ankommt, steigt er ab, macht den Schlag auf und hebt sie wieder heraus. In Österreich ladet man sich meistenteils selbst bei einer andern zu Gast. Wenn er nun erfahren, wo seine Mätresse speisen will, ladet er sich daselbst auch zu Gast, indem er eine halbe Stunde vorher hinschickt. Dort reicht er nun bei Tisch seiner Geliebten das Handwasser ganz allein, wenn auch andere Damen vornehmer sind, erbietet sich wohl, auch den andern das Wasser zu reichen, aber keine nimmt es an, seine Mätresse aber weigert sich nicht. Dann rückt er ihr den Stuhl, legt ihr vor, redet mit ihr; sooft sie zu trinken begehrt, reicht er ihr den Trunk auf dem Teller und hält ihr selbigen während des Trinkens unter, legt ihr frische Teller vor, nimmt die alten hinweg und bringet allezeit seinen Nachbarn zur linken Hand ihre Gesundheit zu. Nach dem Tisch reicht er ihr wieder das Handwasser, weshalb er auch neben ihr sitzet, rückt wieder den Stuhl, langet ihr die Handschuh, Flor und Fächer, so sie auf dem Stuhl liegengelassen, nebst einer tiefen Reverenz. Nach Tisch nimmt die Frau des Hauses seine Dame mit sich in ihr Zimmer. Da bittet er, man wolle ihn auch hineinlassen. Das wird ihm nicht abgeschlagen, und dort bedient er sie ebenso. Von da fährt man zur Vesper und dann im Sommer in den Prater oder im Winter mit Windlichtern im Schlitten. Dies währet zum wenigsten drei Monate.

Wenn nun drei Monate vorüber sind, so wird das ‚Versprechen' gehalten und man schreibet die Hochzeitsbriefe. Dann macht der Bräutigam drei Präsente. Erstens ein silbernes Kästchen, darin etliche Paar seidene Strümpfe, etliche Stück seidenes Zeug, etliche Paar Handschuh, Tüchlein, zwölf Fächer, Bänder und Spitzen. Das zweite Präsent besteht in silbernen Galanterien, das dritte in dem Geschmeide: Armbändern, Ohrgehängen und etwa einem Gehänge von Edelsteinen oder Perlen um den Hals. Auch kleidet er die Kammerjungfer seiner Mätresse. Etliche schikken alle Tage ein neues Präsent. Dann läßt er seinem Diener wieder eine neue Liberei machen, nimmt auch mehr Diener für sich an, und dann für seine zukünftige Gemahlin zum wenigsten einen Pagen und zwei Lakaien. Die Hofdamen, so die vornehmsten sind und mit sechs Pferden fahren, verehren ihrem Bräutigam nichts, es sei denn aus überflüssiger Liberalität, die andern schenken ihrem Liebsten ein Nachtzeug, ihr Konterfei in einem schönen Kästchen, dann an dem Hochzeitstag das Weißzeug: sechs Hemden, sechs Überschläge, sechs Schnupftücher, sechs Paar Handblätter und jedem Diener ein Hemd. Die Braut bezahlt, was auf der Hochzeit an Essen und Trinken aufgeht, der Bräutigam, was die Musikanten kosten.

Am Hochzeitstag fährt der Bräutigam gegen Abend in seinem oder dem Wagen eines guten Freundes ganz weiß in Silberstück, ganz wie die Braut bekleidet, er hat einen Kranz von Diamanten auf, welcher aus den Kleinodien der Freunde zusammengeheftet und diesen hernach wieder zugestellt wird. Hinter ihm fahren alle Hochzeitsgäste, so Mannspersonen sind. In der Kirche wartet er, bis die Braut kommt. Ihren Brautschweif, so drei Ellen lang ist, trägt entweder der Edelknabe oder ein junges Fräulein. Der Bräutigam geht ihr entgegen, hebt sie aus dem Wagen und führt sie hinein, und so werden sie zusammengegeben. Der Trauring ist meist von Gold und Silber gemischt, in Gestalt eines Lorbeerkranzes geflochten, ein Edelstein daran, um anzuzeigen, daß die Treu und Liebe unendlich sein soll. Darauf begeben sie sich ins Hochzeitshaus, wo die Mahl-

zeit gefeiert wird. Nach Tisch nehmen die Mannspersonen sogleich Degen und Mantel und wird zum Tanz Platz gemacht, dann kommen die zwei Brautführer. Jeder hat eine brennende Fackel in der Hand, sie machen vor Bräutigam und Braut jedem eine Reverenz und fordern sie zum Tanz. Da tanzen beide allein. Dann fordert man die nächsten Verwandten und so der Reihenfolge nach die übrigen. Und diese Ehrentänze werden unter Trompeten- und Paukenschall verrichtet. Darauf legen die Kavaliere Mantel und Degen ab, und alles tanzt miteinander. Nach dem Tanz begleiten die Verwandten Bräutigam und Braut in die Schlafkammer, dort empfiehlt die Mutter dem Mann die Braut mit eindringlichen Worten. Dann gehen alle hinaus."

So freite der begüterte Adel in Wien, das sich nach dem Krieg schnell mit lebenslustigen Gutsherren gefüllt hatte. Neue Familien waren in Besitz der konfiszierten Güter gekommen, reichlich hatten die kaiserlichen Generäle und getreuen Räte sich selbst bedacht. Der Aufenthalt auf dem öden Land war langweilig; hatten doch viele große Eigentümer ohnedies kein altes Familieninteresse an ihrem Eigentum. Und mit dem kaiserlichen Adel drängten sich Söhne deutscher Fürsten und viele von dem alten Reichsadel nach der Kaiserstadt, dort Zerstreuungen, Bekanntschaften, Fortuna am Hof und im Heer zu suchen.

Aber wie groß auch die Devotion des adligen Serviteurs gegen seine Mätresse war, ebenso unsicher war dem ausschweifenden Geschlecht die Hoffnung auf ein glückliches Zusammenleben in der Ehe. Und nicht günstiger war diese Aussicht in den Familien der großen Reichsfürsten.

Die Herren Deutschlands kamen nach dem Frieden eher als alle anderen in einen Zustand, wie er ihnen behaglich war. Was das Volk leisten konnte, kam vorzugsweise ihnen zugute. Zu den alten Neigungen, dem Trinken, Jagen und einem — nicht immer anständigen — Verkehr mit Frauen war jetzt die Freude an Haustruppen gekommen, welche in Uniform vor dem Herrenschloß aufzogen und auf der Landstraße um die Karosse ritten. Jeder größere Fürst unterhielt seit dem Kriege ein stehendes Heer, aus den alten Lehns-

herren der Landschaft waren Generäle geworden. In diesem Jahrhundert gewinnen die großen Fürstengeschlechter Deutschlands ihre einflußreiche Stellung in der europäischen Politik, die Wettiner, die Hohenzollern, die Braunschweiger, die Wittelsbacher. Drei von ihnen erwerben Königskronen, die von Polen, von Preußen, von England, ein Haupt der Wittelsbacher trägt mehrere Jahre das Diadem der römischen Kaiser. Jedes dieser Häupter erhält die Physiognomie einer großen europäischen Dynastie. Aber wie verschieden ist ihr Glück, wie trifft auch sie ein vergeltendes Schicksal! Dem Haus der Wettiner wurde zur Zeit der Reformation mit der Kaiserkrone auch eine souveräne Herrschaft über Deutschland angeboten; die Familie, auch innerlich in zwei Linien gespalten, hörte nicht auf den hohen Ruf. Im Waffenkampf der Linien verlor sie 1547 die Führerschaft. Hundert Jahre später bot sich den Wittelsbachern die Möglichkeit, durch die Vereinigung der Pfalz, der altbayerischen Landschaften und Böhmens eine Hausmacht zu gründen, der auch die Habsburger nicht gewachsen sein konnten. Aber ein Sohn des Hauses schlug den andern am Weißen Berg. Nur die Habsburger und Hohenzollern verstanden es, zusammenzuhalten.

Das allgemeine Unglück der deutschen Fürsten war, daß sie in ihren gedrückten Untertanen nur wenig fanden, was sich Scheu und Achtung erzwang. Denn gegen das ausschreitende Gelüst des Mannes festigen sich die innern Schranken in stiller Seele am leichtesten, wenn seine Erdenstellung einen starken Widerstand seiner Umgebung möglich macht. Ein sicheres Pflichtgefühl bildet sich nur unter dem Zwang eines starken Gesetzes. Wer darüber steht, dem wird leichter Großes zu empfinden, aber ungleich schwerer, dauerhaft das Rechte zu tun.

Früher war das Leben an den Höfen rauh, oft wild gewesen, jetzt wurde es frivol und liederlich. Die Verbindung von raffiniertem Luxus und rohen Sitten, von strenger Etikette und übermütiger Willkür gibt vielen Gestalten der Zeit eine besondere Häßlichkeit.

Die Fürstensöhne lernten mehr als früher. Latein war

noch die Sprache der Diplomatie, dazu kam das Italienische und Französische, ferner die ritterlichen Künste, soweit sie noch bestanden, Soldatendrillen und vor allem Politesse, die neue Kunst, in der Gesellschaft von Männern und Frauen unterhaltend und verbindlich zu sein. Einige Kenntnis der Staatsgeschäfte war nicht selten, denn immer noch waren die Händel mit den Nachbarn, beim Kammergericht und Reichshofrat, die Sollizitationen bei Kaiserlicher Majestät und die Klagen an den Reichstagen ohne Maß und Ende. Aber die stille Herrschaft über das Land hatte doch ein Jurist, welcher an der Spitze der Verwaltung stand, nur selten noch ein herrschlustiger Hofprediger.

Auch die Frauen der fürstlichen Häuser hatten einigen Unterricht genossen. Mehrere von ihnen verstanden Lateinisch oder kannten den Virgil wenigstens aus einer schlechten Übertragung in deutsche Alexandriner, den Boccaz aber in der Ursprache. Ihre Tagesinteressen waren Rangstreitigkeiten, das Zeremoniell, der Putz, die Liebschaften ihres Mannes und vielleicht die eigenen, dazwischen nichtige Intrigen und Klatschereien, wie sie jeder Hof großzieht. Die strengeren unterhielten sich mit dem Geistlichen über Gewissensfälle und suchten Trost in ihrem Gesangbuch, ausnahmsweise auch noch im Kochbuch. Aber die deutsche Literatur war wenig gemacht, die Empfindungen einer Frau zu adeln, und was etwa die Zeit hervorbrachte, reichte nur selten in ihre Höhe hinauf: ein geschmackloses Hofgedicht, ein italienischer Vers, zuweilen ein dicker Quartant historischen oder theologischen Inhalts, den ein submisser Autor übersandte, um ein Geldgeschenk dafür zu empfangen*. Die Ehe der Fürstin wurde durch die neue Staatsräson geschlossen. Es begegnete ihr wohl, daß sie einem ausschweifenden Gatten vom ersten Tag zur Last war. Sicher wurden nicht wenige von ihnen mit ausgesuchtem Trauerpomp in die Fürstengruft gesenkt, denen niemals das Sonnenlicht einer großen Herzensneigung ihr Leben erhellt hatte. Selbst

* Damals noch ein beliebtes Mittel, sich Honorar zu verschaffen; es galt Gelehrten und Dichtern für durchaus anständig.

die Sorge um den Haushalt, selbst die schönste aller Sorgen, die Erziehung der Kinder, war ihnen durch die neue Einrichtung der Höfe genommen. Allerdings überwand die Gutherzigkeit der Vermählten in vielen Ehen die Mängel der Zeitbildung; aber es ist kein Zufall, daß skandalöse Vorfälle in den höchsten Familien jener Zeit so häufig sind.

Auch die häuslichen Verhältnisse dieser erlauchten Familien gehören der Geschichte an, und vieles davon ist allgemein bekannt. In jeder finden sich groteske und unholde Züge. Hier wird ein solches Bild benutzt, an das zu denken unsere Zeit keine naheliegende Veranlassung hat.

Wenn die kaiserliche Partei nach dem Jahre 1620 in Spottbildern die Königstochter aus England, Elisabeth, Gemahlin Friedrichs von der Pfalz, verfolgte, malte sie die stolze Fürstin ab, wie ihr auf der Landstraße drei Kinder an der Schürze hingen oder aus irdener Schüssel auf bloßer Erde den Kinderbrei aßen. Das zweite dieser Kinder erhielt durch den Westfälischen Frieden die achte Kurwürde des Deutschen Reiches. Nach vielem Schicksalswechsel, nachdem auch er das bittere Brot der Verbannung gegessen, als Prätendent vergebens die Wiedereroberung seines Landes versucht hatte, sah der neue Kurfürst Karl Ludwig von dem Fürstenschloß zu Heidelberg auf das schöne Land herab, das nur zum Teil in den Besitz seiner Linie zurückgelangt war. Er hatte mehrere von den Tugenden eines sorglichen Landesherrn und stand als Regent unter den besten seiner Zeit, aber er war keine Natur, welche die Bürgschaften von Glück und Frieden in sich trägt. Zwar in seiner Familie galt er für lebenslustig und gutmütig, aber er war auch reizbar, von jäher Hitze, begehrlich und anspruchsvoll, leicht beeinflußt und ohne Energie, geneigt, Gewaltätiges vorschnell zu wagen, und doch nicht fest genug, Großes auszurichten. Es scheint, daß ihm von dem Blut der Stuarts außer einem hohen Gefühl seines Ranges auch viel von dem Eigensinn seines unglücklichen Oheims Karl zuteil geworden war. Er hatte sich im Jahre 1650 mit Charlotte, Prinzessin von Hessen, vermählt, der Tochter jener starken Frau, welche als Regentin ihres Landes im Kriege mehr Tatkraft be-

wiesen hatte als die meisten Männer, und deren energisches Matronenantlitz wir noch jetzt in dem Porträt Engelhard Schäfflers mit Vergnügen betrachten. Dem Kurfürsten soll von der Mutter die eigene Tochter als schwer zu lenken geschildert worden sein. Auch die Kurfürstin war heftig und maßlos, sie mag durch mürrisches Wesen und Eifersucht oft den häuslichen Frieden gestört haben. Ein Fräulein ihres Hofstaates, Marie Susanne Loysa von Degenfeld, Tochter eines Parteigängers aus dem Dreißigjährigen Krieg, nach allen Berichten von großer Liebenswürdigkeit und, wie es scheint, bei vieler Sanftmut von festem Beharren, erweckte in dem Kurfürsten ein leidenschaftliches Gefühl, welches ihn jede Rücksicht vergessen ließ. Er sandte seiner Gemahlin nach ärgerlichen Händeln den Scheidebrief und vermählte sich auf der Stelle mit seiner Geliebten, welche vom kaiserlichen Hof den Titel einer Raugräfin erhielt. Die verstoßene Kurfürstin wandte sich vergebens an den Kaiser Leopold, durch diesen eine Aussöhnung mit ihrem Gemahl zu bewirken. Diese Bittschrift wird hier nach Lünig: Die Teutsche Reichs-Cantzley, 1714, Teil 2, S. 156, mitgeteilt*.

„Wir von Gottes Gnaden Charlotta, Kurfürstin, Pfalzgräfin bei Rhein, geborene Landgräfin von Hessen, entbieten dem allerdurchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herren Leopoldo, von Gottes Gnaden, Vater des Vaterlandes, unserm allerseits gnädigsten Herren und Gebieter, unsern verpflichteten gehorsamsten und untertänigsten Gruß und Dienst zuvor.

Obwohl die vielfältigen und schweren Reichsnegotien, mit welchen Eure Kaiserliche Majestät in dieser Zeit bemüht sein möchten, uns leicht abschrecken könnten, Dieselbe mit unsern Privatsachen zu beunruhigen, haben wir uns doch erkühnt, Eurer Kaiserlichen Majestät unsere hochdrängende Not und gewaltsame Beleidigung, welche uns zeither ohne alles Verschulden zugestoßen, in höchster Demut vorzutragen, weil uns sehr wohl bewußt, daß Eure Kaiserliche

* Einige Längen sind gekürzt, an einer Stelle mußte für die Leser dieses Buches das Widerwärtige gemildert werden.

Majestät jederzeit beflissen waren, den Beleidigten zu ihrem Recht allergnädigst zu verhelfen.

Es wird hoffentlich Eurer Kaiserlichen Majestät nicht unbekannt sein, daß wir uns vor ungefähr elf Jahren mit dem durchlauchtigsten Fürsten Karl Ludwig, Pfalzgrafen bei Rhein, Kurfürsten des Heiligen Reiches, in ein eheliches Verlöbnis eingelassen haben. Zu dieser Zeit hat Seine Liebden sowohl in vielfältigen Diskursen, die vor der christlichen Kopulation mit uns geführt wurden, als in dem Akt der Kopulation selbst uns eine immerwährende Treue und eheliche Liebe mit höchstem Beteuern zugesagt, wie von unserer Seite auch geschehen. Was uns denn zu einer solchen Gegenliebe animiert hat, daß wir Seiner Liebden nach unserem besten Vermögen, soviel weibliche Schwachheit zugelassen, in ehelichem Gehorsam aufgewartet haben. So haben wir auch durch die Gnade Gottes zwei junge Prinzen und ein Fräulein in Liebe gezeugt, so daß Seine Liebden sich billig enthalten haben sollten, uns ohne unser Verschulden die Denegation des Zusammenlebens aufzudrängen.

Wir geben aber Eurer Kaiserlichen Majestät untertänigst zu vernehmen, daß wir nach drei höchst beschwerlichen Kindbetten an unserm Herrn Gemahl eine nicht geringe Entfremdung des Gemütes aus mehreren Zeichen zur Genüge verspürt haben. Das hätte uns billig einen Argwohn einflößen sollen, wenn unser getreues Gemüt nichts Gutes und Löbliches von Seiner Liebden präsumiert hätte. Denn als wir einst nach fürstlichem Brauch Seiner Liebden einen schönen apfelgrauen, neapolitanischen Hengst mit aller Zubehör zum neuen Jahr verehrten, hat er uns gesagt: ‚Schatz, wir begehren hinfüro solche Präsente nicht mehr, welche unsere Schatzkammer verringern', und hat noch an demselben Tag das Pferd einem Geringen vom Adel verehrt. Diese Beschimpfung hat uns so wehe getan, daß wir sie unserer Kammerjungfer, Maria Susanne von Degenfeld, von deren heimlichem Beginnen wir zu der Zeit nicht das geringste gewußt, mit weinenden Augen geklagt haben. Diese hat uns darauf geantwortet: wenn ihr solches einmal von ihrem künftigen Ehekonsorten begegnen sollte, so würde sie ihm

alle Beiwohnung versagen. Mit diesen Worten hat sie nichts anderes gewollt, als uns gegen unsern Herrn Gemahl verhetzen. Nicht lange danach ist uns durch besagte von Degenfeld aus unserer Schublade ein Ring entwendet worden. Dies muß ohne Zweifel ein angelegter Handel gewesen sein, denn unser Herr Gemahl hat diesen Ring begehrt; als wir ihn aber nicht finden konnten, ist Seine Liebden sehr über uns entrüstet worden und so gegen uns herausgefahren: ‚Ihr macht mir wunderliche Gedanken mit diesem Ring; ich hatte gemeint, Ihr nähmt ihn besser in acht.' Worauf wir geantwortet: ‚Ach, mein Schatz, habe mich doch in keinem bösen Verdacht; er ist mir durch ungetreue Leute entwendet worden.' Seine Liebden aber fuhren fort: ‚Wer mögen doch diese ungetreuen Leute sein? Vielleicht ist es ein junger Kavalier, welchem Ihr ihn wohl selbst an den Finger gesteckt haben möget.' Dies hat uns sehr wehe getan, daß wir etwas Hartes gegen Seine Liebden geredet haben und gesagt: ‚So etwas würde mir kein redlicher Fürst nachreden können', worauf er gesagt: ‚Wer hat Euch Macht gegeben, mich einen unredlichen Fürsten zu schelten? Werde ich so etwas weiter von Euch hören, so soll Euch mit Maulschellen gelohnt werden.' Darauf haben wir kein Wort geantwortet, sondern heftig geweint. Die von Degenfeld aber hat uns mit solchem Gemüt getröstet und gesprochen: ‚Seien Ihro Kurfürstliche Durchlaucht doch zufrieden und bekümmern Sie sich nicht so sehr, er wird sich schon wieder finden.' Mit diesen Worten hat sie uns damals beruhigt. Es ist uns aber nicht lange nachher von einem sehr vertrauten Diener ein sehr nachdenkliches lateinisches Brieflein eingehändigt worden, welches er von ungefähr im Gemach unseres Herrn Gemahls gefunden, dessen Inhalt wir hier beizufügen nicht umgehen können. Es lautet also:

‚Dem durchlauchtigsten Kurfürsten von der Pfalz, Karl Ludwig, Herzog zu Bayern, dilecto meo.

Ich kann Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht nicht mehr entgegen sein und nicht mehr über meine Zuneigung täuschen. Vicisti, jamque tua sum, ich Unglückliche!

Maria Susanna, baronissa a Degenfeld.'

Als wir diesen Brief vielleicht durch Schickung Gottes bekommen, haben wir denselben alsbald mit großer Bestürzung angesehen. Weil wir aber in der lateinischen Sprache nicht zum besten erfahren sind, haben wir gemeldeten unsern getreuen Diener alsbald zu dem wohlgeborenen Herrn Johann Jakob Grafen von Eberstein, unserm geliebten Herrn Vetter, welcher sich zufällig zu Heidelberg aufgehalten, abgefertigt, ihn zu uns berufen lassen und freundlich und vetterlich ersucht, ob er uns in Dolmetschung besagten Briefleins zu Hilfe kommen wolle. Dies hat er uns redlich geleistet. Aber es ist nicht zu sagen, welche große Bekümmernis damals unser Herz eingenommen hat, als wir augenscheinlich haben sehen müssen, wie unverantwortlich und unfürstlich man mit uns umgehe. Deshalb haben wir uns in verwirrtem Gemüt so weit erkühnet, und das Tresor der gemeldeten Degenfeldin aufbrechen lassen, welche damals nicht zugegen war, und haben nach fleißiger Durchsuchung drei Unglücksbriefe Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht gefunden, welche ebenfalls lateinisch geschrieben waren, in denen er die Degenfeldin ebenfalls seiner Liebe versichert*.

Da haben wir zur Genüge vernehmen können, daß unser Herr Gemahl bedacht sei, uns alle Treue und Liebe aufzusagen. Diesem wollten wir bei Gelegenheit zuvorkommen und solches Seiner Liebden in verblümter Weise zu verstehen geben.

So ist es denn auch geschehen, daß ungefähr nach einer Woche der durchlauchtige Herr Fridericus, Markgraf zu Baden, unser freundlich geliebter Herr Schwager und Bruder, samt Dero geliebten Frau Gemahlin, unserer besonders herzlieben Frau Base und Schwester, von Durlach aus nach Heidelberg kam, uns zu besuchen. Als nun Seine Liebden, der Herr Markgraf, einst da wir eben bei der Tafel saßen, zu uns sprach: ‚Wie? Meine Frau Schwester, wie so trau-

* Diese drei Briefe waren der Eingabe an den Kaiser beigelegt; sie sind nur dadurch charakteristisch, daß wenig wirkliches Gefühl aus ihnen sichtbar wird, sondern künstlich gemachte Phrasen. Ebenso ist der mitgeteilte der von Degenfeld, von welchem nur einige Sätze übersetzt sind.

rig?' so antworteten wir: ‚Geliebter Herr Bruder, vielleicht findet sich wohl noch eine Ursache der Traurigkeit.' Worauf unser Herr Gemahl ganz errötet sagte: ‚Es ist nichts Neues, daß meine Frau Gemahlin ohne gegebene Ursache zürnt.' Wir aber konnten ehrenhalber solche Rede nicht unbeantwortet lassen, sondern sprachen: ‚Diejenigen, welche die Dienerinnen lieber sehen als die Frauen, machen mich zornig, usw.' Darauf hat unser Herr Gemahl sich getroffen gefunden, ist vor Zorn ganz verblichen und hat uns in Gegenwart besagter fürstlicher Personen eine solche harte Maulschelle versetzt, daß wir uns wegen des verdrießlichen Nasenwischens von der Tafel hinwegbegeben mußten. Seine Liebden aber, der Herr Markgraf, hat mächtig darüber geeifert und auf italienisch zu unserm Herrn gesagt: ‚Signore electore, troppo è questo.' Unser Herr Gemahl antwortete darauf: ‚Mio fratello, signore marchese, ma cosi ha voluto.' Aber Seine Liebden, der Herr Markgraf, redete unserem Herrn Gemahl stark zu und sprach, wenn er gewußt hätte, daß seine unbedachtsamen Reden eine solche Uneinigkeit verursachen würden, so würde er lieber tausendmal stillgeschwiegen haben; und wenn sich unser Herr Gemahl nicht noch vor Sonnenuntergang mit uns versöhnen werde, so seien Seine Liebden fest entschlossen, sich morgen noch vor früher Tageszeit ohne Abschied von Heidelberg hinwegzubegeben. Dies hat bei unserem Herrn Gemahl soviel bewirkt, daß er Seiner Liebden versprochen hat, uns in seiner und Dero Gemahlin Gesellschaft zu besuchen. Dies ist nach Verlauf von zwei Stunden geschehen, wo uns unser Gemahl in unserm Gemach so angeredet hat: ‚Zürnt mein Schatz noch mit mir?' Wir antworteten: ‚Versichert Euch, mein Schatz, was bei der Tafel geschehen ist, gäbe mir keine geringe Ursache zu zürnen; aber wegen der Gegenwart meines geliebten Herrn Bruders und meiner Frau Schwester, welchen unsere Uneinigkeit nicht angenehm ist, will ich dasselbe von Herzen vergeben.' Hierauf gab uns unser Herr Gemahl die Hand, und Seine Liebden sagten mit einem freundlichen Kuß: ‚Dieses soll das vorige Verbrechen völlig auslöschen', worauf Sie wieder aus unserm Gemach schieden. Wir aber

sind diese Nacht nicht bei dem Abendessen erschienen, sondern haben uns durch unser Frauenzimmer und den Hofmeister bei unserm Herrn Gemahl und den anwesenden fürstlichen Personen entschuldigen lassen, daß wir wegen nötiger Verfertigung etlicher Schreiben nicht erscheinen könnten. Weil aber unser Gemahl gefürchtet, wir möchten unserm Herrn Bruder eröffnen, was sich zwischen uns vorgetragen, ist er deshalb abends zehn Uhr in Begleitung zweier Leibpagen an unser Gemach gekommen und hat daselbst angeklopft. Als wir nun vor die Tür gingen und Seine Liebden antrafen, haben wir uns wegen so unverhofften Besuchs nicht wenig gewundert und gesagt: ‚Wie besucht mich mein Schatz so spät?' Seine Liebden antworteten hierauf freundlich und schickten die beiden Leibpagen wieder zurück. Weil uns aber damals eben die ungebührlichen Briefe einfielen, und weil die Betrachtung, daß wir von hohen fürstlichen Eltern geboren, uns gar beschwerlich machte zu solcher Ungebühr ganz stillzuschweigen, haben wir gesagt: ‚Mein Herr Gemahl, ich bin gänzlich entschlossen allein zu bleiben, bis sich Eure Liebden resolvieren eine gewisse Person in meine Gewalt zu geben, mit der Vollmacht, dieselbe wegen begangenen Frevel abzustrafen.' Unser Herr Gemahl gab uns Antwort: ‚Ich möchte doch ewig wissen, wer diese Person wäre, bilde mir aber ein, das Verbrechen wird nicht so groß sein, als Eure Liebden es auslegen.' Wir aber antworteten weiter: ‚Das Verbrechen ist so groß, daß die Person es nur mit ihrem Blut bezahlen könnte. ‚Ei, mein Schatz,' sagte unser Gemahl, ‚das Urteil ist allzuscharf.' Wir aber waren bedacht, Seiner Liebden die Ursache unseres langen Bekümmernisses völlig zu entdecken, zogen deshalb den Brief, welchen unser Diener gebracht, aus dem Sack und fingen an mit heller Stimme darin zu lesen. Unser Herr Gemahl lachte hierüber und sprach: ‚Alles lauter Scherz, mein Schatz weiß ja wohl, daß das Degenfeldische Fräulein sich von Jugend auf der lateinischen Sprache beflissen; deshalb habe ich sie prüfen wollen, ob sie genugsam befähigt sei, mir auf ein zugeschicktes Brieflein in der gemeldeten Sprache zu antworten. Das hat sie denn scherzweise

geleistet. Und wir sind entschlossen, ihr wegen ihrer Unschuld zu sekundieren.' Wir wollten uns mit Seiner Liebden nicht zanken, sondern sprachen: ‚Wir haben längst gewußt Ernst und Scherz zu unterscheiden. Beliebt es meinem Schatz völligen Beweis zu liefern, daß es Scherz sei, so will ich mich leicht zufrieden geben.' Unser Herr Gemahl antwortete hierauf: ‚Was bedarf es vieles Beweises? Euer Liebden ist ein Weibsbild und hat bessere Mittel die Unschuld der Degenfeld zu untersuchen als ich, für den sich das gar nicht schickt. Aber ich sehe wohl, das fromme Fräulein hat alle Gnade und Huld bei Euch verloren. Weil es aber schon sehr spät ist, wolle mein Schatz mich berichten, ob es ihr beliebig sei, sich allhier mit mir zu versöhnen.' Wir antworteten darauf: ‚Ich fühle mich kraft einmal gegebener Treue verbunden, demselben nicht zu widersprechen.' Aber unser Herr Gemahl beteuerte mit einer herzlichen Umfangung hoch und teuer, daß er mit Ausnahme der Brieflein nicht wider uns gehandelt, versprach auch noch einmal fortan, nicht wider uns zu handeln, wenn wir anders wieder Seiner Liebden mit gebührendem Gehorsam begegnen würden. Dies haben wir auch versprochen, weil wir hofften, hinfort in friedlicher Ehe zu leben, was vielleicht auch geschehen wäre, wenn der leidige Teufel nicht sein Unkraut ausgesät hätte.

Denn nach drei Tagen, als der durchlauchtige Herr Markgraf von Baden wieder abgereist war, kam ein Patent von Eurer Kaiserlichen Majestät glorwürdigstem Herrn Vater Ferdinando höchst seligen Andenkens nach Heidelberg, wodurch unser Herr Gemahl auf den Reichstag nach Regensburg zitiert wurde, wohin wir uns mit unserm Herrn Gemahl zum gesetzten Termin erhoben.

Was wir dort aber für einen großen Schimpf von unseren Herrn Gemahl haben erdulden müssen, das zu erzählen halten wir für unnötig, weil Eure Kaiserliche Majestät das meiste mit eigenen Augen gesehen haben. Dies hat uns verursachet, nach Seiner Liebden Abreise noch eine Zeitlang in Regensburg zu verharren. Als wir aber nach Verlauf weniger Wochen wieder zu Heidelberg ankamen, haben wir durch einen Edelmann unseren Herrn Gemahl freundlich

andeuten lassen, daß wir gesonnen seien, Seine Liebden zu begrüßen. Aber unser Herr Gemahl sagte mit großem Unwillen zu besagtem Edelmann: ‚Sagt nur der kahlen Landgräfin — also nannten uns Seine Liebden — ich will mit keiner Landverderberin zu schaffen haben.'

Als uns nun solches angedeutet worden, haben wir uns nicht erkühnen dürfen, Seine Liebden anzureden, sondern sind schnurstracks durch unsern Nebensaal in unser Gemach gegangen. Wir aber kamen kaum dahin, da hatten sich schon vierzig von der Schweizergarde in unser Vorgemach eingestellt, welche befehligt waren, uns zu verwahren und nicht herauszulassen, bis Seine Liebden weiteres gebieten würden.

Da mußten wir mit großer Betrübnis erfahren, daß wir, eine geborene freie Fürstin, eine Gefangene sein mußten. Wir wußten nicht, was zu tun, denn unserem Herrn Bruder, dem Landgrafen zu Hessen-Kassel, konnten wir nicht schreiben, weil keine vertraute Person zu uns eingelassen wurde, welche wir hätten abfertigen können. So hatten wir auch keine Gelegenheit, etwas durchzubringen, weil unsere Bedienten, sooft sie zu uns oder von uns gingen, jedesmal von der Wache durchsucht wurden. Derowegen resolvierten wir uns an unsern Herrn Gemahl selbst zu schreiben und Seine Liebden zu bitten, ob Sie uns der höchst beschwerlichen Haft entbinden wollten. Wir setzten darum das Folgende an Seine Liebden auf und schickten dasselbe durch einen jungen Edelknaben Seiner Liebden während der Tafel.

‚Durchlauchtigster Fürst, lieber Herr. Was für große Beschwerden ich von der allzu großen Garnison, welche Euer Liebden vor mein Gemach zu legen Ihnen haben gefallen lassen, die Zeit über ausgestanden habe, ist nicht zu beschreiben. Dies bewegt mich, Euer Liebden zu erinnern, Sie möchten mit mir armen Fürstin so verfahren, daß Sie es vor Gott und der ganzen Welt verantworten können. Dabei wäre auch zu bedenken, ob es rühmlich sei, ein einziges schwaches Weibsbild mit vierzig wohlbewehrten Hellebardieren zu bewahren, da doch zwei oder drei dasselbe genügend verrichten können. Auch will mir nicht einfallen,

was ich Sträfliches begangen haben möchte, um einen so harten Prozeß zu verschulden. Bitte derohalb Euer Liebden um Gottes willen, mich auf freien Fuß zu stellen. Denn ich habe diese Zeit her wegen des ungestümen Polterns und Rasselns der indiskreten Schweizer nicht drei Stunden schlafen können. Euer Liebden getreue bis in den Tod Charlotta, Pfalzgräfin bei Rhein.'

Nachdem unser Gemahl dieses Schreiben gelesen, befahl er, man solle alle Schweizer bis auf vier wieder abtreten lassen, was auch alsbald zu unserem guten Vergnügen geschah. Seine Liebden aber schickten uns einen Brief folgenden Inhalts:

‚An Charlotta, geborene Landgräfin in Hessen. Es nimmt mich sehr wunder, wie Ihr so kühn sein dürft, mich erst zu fragen, warum ich Euch verwahren lasse. Da Ihr doch nicht leugnen könnt, daß ich Euch bei meiner Rückreise von Regensburg nach Heidelberg ernstlich befohlen, mir den Tag darauf unfehlbar zu folgen. Dies aber ist erst etliche Wochen später geschehen, und in dieser Zeit ist so viel Geld aufgegangen, daß unsere ohnedies ruinierten Untertanen eine gute Zeit daran zu verdauen haben. Auch werdet Ihr wohl wissen, wie Ihr auf dem zu Regensburg gehaltenen Lustjagen mich beschimpft habt. Und als ich Euch in meinem gerechten Zorn wegen begangener Leichtfertigkeit und mutwilliger Entblößung Eures Leibes in Gegenwart der versammelten Reichsstände nur ein wenig gewehrt habe, wie Ihr mir sogleich alle eheliche Beiwohnung auf ein halbes Jahr versagt habt. Dies Verbrechen entledigt mich ganz des ehelichen Bandes. Ich bin auch gänzlich resolviert, mich von Euch durch einen öffentlichen Aktum vollständig scheiden zu lassen. Dieser mein Vorsatz hat mich bewogen, Eurer Person mich gut zu versichern, damit Ihr nicht als eine Flüchtige durch Verhetzen Eures Bruders und anderer Freunde meinem Lande Unheil erregt. Endlich, wenn Ihr Euch still und eingezogen haltet und in die Ehescheidung willigen wollt, verspreche ich bei meiner Kurfürstlichen Treue, daß ich Euch nicht allein der Verhaftung ganz entledigen, sondern auch ein Einkommen verordnen will, mit welchem Ihr Euch recht fürstlich und wohl halten könnt. Hiermit Eure schließliche Erklärung erwartend, verbleibe Ew. Liebden Kurfürst.'

Als uns solches Schreiben eingehändigt wurde, wußten wir vor großer Bekümmernis nicht, wohin wir uns entscheiden sollten. Endlich schickten wir doch eine adlige Kammerjungfer zu unserm Herrn Gemahl mit dem Befehl, Seiner Liebden anzudeuten, daß wir gesonnen seien, in alles Begehren Seiner Liebden gutwillig zu konsentieren, ausgenommen, was die Ehescheidung betreffe. Denn diese sei eine Gewissenssache und müsse wohl bedacht werden. Ich bäte deshalb, mir ein wenig Bedenkzeit zu geben. Zwar wenn es Seiner Liebden belieben sollte, aus eigener Macht eine Ehescheidung vorzunehmen, so wären wir viel zu schwach, dies zu verhindern. Doch meinten wir Seiner Liebden nie so große Ursache gegeben zu haben, uns gänzlich zu verstoßen.

Die Kammerjungfer richtete dies aufs allerbeste aus. Unser Herr Gemahl aber gab zur Antwort: ‚Schöne Jungfrau, sagt Eurer Frau, wir sind nunmehr gesonnen, ihr fortan mehr Freiheit zu geben und die vier Schweizer vollends von ihrem Gemach wegzuführen. Es soll ihr auch erlaubt sein, hinunter in den Garten zu spazieren, wenn ihr das gefällig. Und sie soll vertrauen, daß ich schon Mittel finden werde, sie zu befriedigen. Aber sie soll sich nicht gelüsten lassen, ihrem Herrn Bruder oder anderen von unserm Vorhaben etwas zu schreiben. Und die Ehescheidung soll sie auch eingehen, denn ich bin bedacht, mich anderwärts zu verheiraten.'

Die Edeljungfrau brachte uns kaum die Antwort, da wurden die vier Schweizer schleunig von unserem Gemach abgeführt, und wir gingen denselben Abend, frische Luft zu schöpfen, in den Tiergarten. Den Tag darauf fuhr unser Herr Gemahl nach Ladenburg auf das Schloß. Abends um fünf Uhr kam zu uns der wohlgeborene Graf von Eberstein, unser freundlicher Herr Vetter. Dieser sagte uns, daß die

von Degenfeld sich schon ein Vierteljahr auf dem Schlosse Ladenburg aufhalte, und daß unser Herr Gemahl sich während meiner Abwesenheit alle Wochen dahin begeben; ja, er habe einen besonderen Weg machen lassen, damit er desto schneller hinkommen könnte. Da sahen wir erst, wohin unser Herr Gemahl bis dahin gezielt hatte, wir beklagten unser Unglück mit vielem Weinen.

Acht Tage darauf schickte uns unser Herr Gemahl ein Brieflein wörtlich dieses Inhalts:

‚Durchlauchtigste. Euer Liebden tue ich mit wenigem zu wissen, daß ich mich unserer abgeredeten Ehescheidung zufolge wiederum mit dem wohlgeborenen Fräulein Maria Susanna von Degenfeld ehelich eingelassen habe. Verhoff' also, Euer Liebden werden sich solches gefallen lassen, in Betracht, daß es nicht mehr geändert werden kann. Denn wir haben bereits den würdigen, unsern lieben Getreuen Samuel Heyland, Prediger der lutherischen Gemeinde unserer Stadt Heidelberg, zu uns abholen lassen, uns beide schriftlich zu kopulieren. Weil ich aber wohl weiß, daß Euer Liebden drei fürstliche Kinder mit mir gezeugt haben, so geziemt mir Euer Liebden durch die Tage Ihres Lebens fürstliche Traktation zu verschaffen. Daher haben Euer Liebden von jetzt Macht, die Hälfte des Schlosses Heidelberg nach Belieben zu gebrauchen, und Sie können von dem Hofschaffner so viel Geld erhalten, als Ihnen zu Ihrem Unterhalt nötig sein wird; nur daß Sie Sich mit meiner jetzigen Gemahlin vertragen und ihr kein Leid zufügen, damit ich nicht veranlaßt werde, Euer Liebden ungünstig zu werden.

Ich verbleibe Euer Liebden im übrigen bis in den Tod geneigt.

Ladenburg, den 14. April 1675.

Euer Liebden Kurfürst.'

Meine Antwort hierauf war folgende:

‚Durchlauchtigster Fürst, hochgeborner Herr. Aus Euer Liebden Schreiben habe ich mit höchster Bestürzung vernehmen müssen, daß Euer Liebden mich nunmehr ganz und

gar verstoßen und nicht gesinnt sind, mich als Gemahlin anzuerkennen. Dieses will ich, wie wehe es mir auch tut, Gott dem gerechten Richter befehlen, ich werde mich auch fortan als eine Witwe zu betrachten wissen, deren Mann noch am Leben, durch eine nichtswürdige Person leichtfertig entführt und von seinem rechtmäßigen Gemahl abgelenkt ist.

Für die guten Traktamente, welche Euer Liebden mir zugewiesen habe, tue ich mich höchlich bedanken, ich werde mich auch befleißigen, gegen die Konkubine von Euer Liebden mich so gut verhalten, daß sie nicht Ursache haben wird, sich über mich zu beschweren. — Sonst ist noch ein Edelmann von Stuttgart hier, der die Nachricht bringt, daß in zehn Tagen der durchlauchtige Fürst, Herr Eberhard von Württemberg, unser herzgeliebter Herr Vetter und Bruder, samt seiner Frau Gemahlin nach Heidelberg uns zu besuchen kommen werde. Es wird also Euer Liebden wohl hierher kommen und veranstalten, daß dieselben recht fürstlich akkommodiert werden. Datum Heidelberg, den 16. April 1657. Euer Liebden bis in den Tod geneigte, anjetzo hochbekümmerte Charlotta, rechtmäßige Kurfürstin bei Rhein.'

Nach drei Tagen kam unser Herr Gemahl wieder zurück und brachte in Begleitung hundert neugeworbener Dragoner die von Degenfeld mit sich. Da erst ging uns ein rechter Stich durchs Herz, als wir sehen mußten, daß unsere frühere Dienerin uns aus dem Sattel heben und sich bei jedermann als Kurfürstin präsentieren sollte, und wir doch auch nicht das geringste gegen sie durften verlauten lassen. Wir hielten besondere Tafel, hatten auch unsere besonderen Bedienten und eine eigene für uns aufgerichtete Leibgarde von zwanzig Kürassieren.

Endlich gedachten wir unsern Herrn Gemahl noch zu erweichen. Wir ließen unsere beiden Prinzen und unser Fräulein zu uns kommen, schmückten uns und die Kinder aufs allerbeste und warteten vor der Tafelstube, bis unser Herr Gemahl aufstand und herauskam. Da taten wir samt unsern geliebten Kindern vor Seiner Liebden einen Fußfall und baten nochmals, Seine Liebden möchte sich doch erweichen lassen. Es könnten sonst unsere herzliebe Kindlein

nach seinem Tode für uneheliche Bastarde gehalten werden, wenn Seine Liebden uns nicht als rechtmäßige Gemahlin anerkennen wollten.

Unsere Kinder weinten überlaut, wie auch das ganze umstehende Hofgesinde, denn es hätte einen harten Stein erbarmen können. Unser Herr Gemahl ließ uns so knien, stand in vollen Gedanken und wußte sich nicht sogleich zu erklären. Die Augen Seiner Liebden waren voll Wasser. Unterdes kam die von Degenfeld dahergegangen, sah uns also knien und sprach frech zu unserm Herrn Gemahl: ‚Signore Elettore, servate la parola di promessa*.' Auf diese Worte schlug unser Herr Gemahl seine Hände über dem Haupt zusammen und ging seufzend hinweg. Wir aber konnten solche Unbilligkeit nicht länger ansehen, sondern liefen in unser Gemach und ergriffen eine geladene Pistole, entschlossen, der von Degenfeld, als einer gottlosen Ehestörerin, eine Kugel durch dero leichtfertiges Herz zu jagen. Aber als wir zu ihr kamen und eben losdrücken wollten, wurde uns die Pistole von dem wohlgeborenen Grafen Herrn Wolf Julius von Hohenlohe weggenommen und zu einem Fenster hinausgeschossen. Als unser Herr Gemahl aber diesen Schuß hörte, lief er eilends aus seinem Gemach und fragte, wer geschossen habe. Wir sagten: ‚Ach, lieber Schatz, ich habe es getan, in der Absicht, Euer Liebden Ehre an diesem Untier zu rächen. Unser Herr Gemahl aber sagte: ‚Charlotta, Charlotta, lasset dies unterwegens, wenn Ihr nicht sofort von hier abgeschafft werden wollt. Wir aber gingen hinweg, ohne eine Gegenantwort zu geben.

Vier Tage nachher kommt ein Postillion mit Bericht, daß Seine Hochfürstliche Durchlaucht von Württemberg innerhalb zwei Stunden ankommen würden. Darauf schickte unser Herr Gemahl zu uns, uns andeutend, daß Seine Liebden mit der von Degenfeld gemeldetem Herrn Herzoge entgegenfahren würden. Wir aber sollten Seine Liebden in dem Schlosse empfangen. Dies geschah auch, man brachte

* Herr Kurfürst, haltet Euer Wort, das Ihr mir bei der Verlobung gegeben.

drei Tage in allerhand Kurzweil zu, gemeldeten Herrn Herzog zu ehren, wir aber lebten als Verlassene und wurden nicht ein einziges Mal zur Tafel gebeten, wie hoch auch unser vielgeliebter Herr Bruder, Herzog Eberhard, und dessen Frau Gemahlin darum baten.

Endlich ließen auch wir in unserem Gemach eine Mahlzeit zurichten und beide fürstliche Personen wie auch unsern Herrn Gemahl und unsern ältesten Prinzen, Herrn Karolus, dazu berufen. Alle erschienen, nur unser Herr Gemahl nicht, welcher zwar auf Fürbitte des Herzogs schon eingewilligt hatte, sich einzustellen. Aber Seine Liebden wurden von der von Degenfeld abwendig gemacht, welche, wie wir nachher erfahren, Seiner Liebden mit harten Worten zugesetzt hatte: wo Seine Liebden zu uns gehe, so wolle sie Dieselben nicht mehr an ihre Seite kommen lassen.

Unser Herr Gemahl sprach auch zu unserem Prinzen Karolus: ‚Geh hin, hilf deiner Mutter und den Gästen zusprechen und sage ihr von mir, ich wäre diesmal durch üble Leibeskonstitution verhindert, sie zu besuchen, es könnte aber durch Gottes Schickung zu anderer Zeit geschehen.'

Wir unterredeten uns während der Mahlzeit mit beiden fürstlichen Personen, wie unsere Sache am besten anzugreifen sei, Ihro Liebden aber widerrieten uns, etwas gegen die Person der von Degenfeld vorzunehmen, sintemal wir dadurch unser Übel ärger machen könnten. Unser Herr Bruder, Herzog Eberhard, versprach uns mit Handschlag, Seine Liebden wollten sich aufs äußerste bemühen, uns wieder zu vereinigen, insonderheit wollten aber Seine Liebden nach der Heimkehr sofort an Ihren Vasallen, Gustavus von Degenfeld, Bruder gemeldeter Erzmätresse, sehr ernstlich schreiben und ihm befehlen, seine Schwester alsbald nach Haus zurückzufordern. Tue er dies nicht, so wollten Sie Ihre Lehen an sich nehmen und einem andern erteilen. Unterdes sollten wir an Eure Kaiserliche Majestät untertänigst supplizieren, ob Dieselben geruhen wollten, uns durch allergnädigste Vermittlung wieder zu vereinigen.

Auch können wir nicht unterlassen, dies noch hinzuzusetzen, daß unser Herr Gemahl uns diese drei Jahre hindurch

weder mit Worten und Werken anderweitig beleidigt hat, und wir verhoffen, Seine Liebden werde eine solche kaiserliche Interzession wohl beherzigen und uns als eine sehr bedrängte und betrübte Fürstin auch einmal wieder begnadigen und nicht ganz unter solchem Kreuz versinken lassen.

Dafür erbieten wir uns untertänigst, Gott den Allmächtigen inbrünstig anzurufen, daß er Eurer Kaiserlichen Majestät beständige Gesundheit, langes Leben, auch glückliche Regierung und erwünschten Sieg wider Dero Feinde und alles Wohlergehen verleihen wolle. Datum Heidelberg, den 26. Juli 1661. Eurer Kaiserlichen Majestät alleruntertänigst gehorsamste Dienerin Charlotta, Pfalzgräfin bei Rhein, geborene Landgräfin von Hessen."

Soweit der Brief. — Es wird nicht leicht, einer der hadernden Persönlichkeiten warmen Anteil zu schenken. Durchaus unwürdig erscheint der Mann: die gemeine Drohung, eine tätliche Mißhandlung, die perfiden Versuche, seine Gemahlin zu täuschen, der niederträchtige Abendbesuch, das Einschüchtern durch Waffengeklirr und vor allem die Art der Scheidung und Wiedervermählung. Die kirchliche Verfassung der Protestanten war ein unfertiger Bau geblieben, der Landesherr nur zu sehr geneigt, als oberster Bischof sich selbst Dispens und Lizenzen zu geben. — Aber auch die Kurfürstin! Wie gern wir mit der tiefverletzten Gattin, der Mutter, empfinden möchten, sie erscheint wenigstens nicht liebenswert, auch sie heftig, trotzig, stark im Schmollen und schwach in dem Augenblick, wo alles darauf ankam, ihr gutes Recht zu verteidigen. Von jener bedenklichen Szene auf dem Reichstag ganz zu schweigen, gab ihr ungehorsames Zurückbleiben dem Kurfürsten allerdings nach damaliger Ansicht ein Recht, auf die Trennung der Ehe zu denken. Nicht alles Widrige dieser kläglichen Geschichte fällt den Individuen zur Last; einzelnes, was uns stark verletzt, war damals gewöhnlich. Die Achtung vor der Frau war geringer, die Gemeinschaft des Lagers war ein eifersüchtig bewachtes Recht der fürstlichen Frau, der Abendbesuch ihres Gemahls eine Ehre, welche dem Hof nicht verheimlicht

wurde. Aber wieviel man auch abziehe, es bleibt noch ein solcher Überfluß an individuellen Mängeln, daß der Leser eine peinliche Empfindung schwer überwinden wird.

Die Kurfürstin überlebte ihren Gemahl und ihre Nebenbuhlerin. Bald nach diesem Brief wurde durch Vermittlung des Brandenburger Hofes zwischen den früheren Ehegatten ein Sezessionsvertrag geschlossen, welcher der Kurfürstin eine jährliche Einnahme von 8 000 Talern verhieß, mit dem Recht, dieselbe an jedem ihr beliebigen Ort zu verzehren. Sie weilte seitdem in Kassel und erlebte, daß ihre Nebenbuhlerin dem Kurfürsten vierzehn Kinder gebar. Diesen Kindern erwies sie später wohlwollende Sorge; innige Freundschaft verband ihre eigene Tochter, die berühmte Charlotte Elisabeth, Herzogin von Orleans, Mutter des späteren Regenten von Frankreich, mit einer der jungen Raugräfinnen. Und dieser Frauenfreundschaft verdanken wir die schönen Briefe der Prinzeß Charlotte Elisabeth, welche nicht nur für die Geschichte jener Zeit wichtig, sondern auch deshalb wertvoll sind, weil sie zeigen, wie sich eine kluge, geistvolle, ehrliche Deutsche in der ungesunden Atmosphäre des Pariser Hofes unverderbt erhielt. Die Mutter des lasterhaften Regenten von Frankreich war ihr Leben lang gut deutsch. Von ihrem Vater spricht sie mit warmer Liebe, von ihrer Mutter mit kindlichem Respekt.

Aus dem Leben des niedern Adels

Eng verbunden laufen die Schicksale der deutschen Bauernschaft und des deutschen Adels; die Leiden des einen werden Krankheit des andern; dem einen verringerte die Knechtschaft, dem andern das Privilegium einer bevorzugten Stellung ihre Tüchtigkeit, ihre Bildung, ihren Wert für den Staat. Noch heute gleichen beide Genesenden.

Der niedere deutsche Adel hatte vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges gerade in wichtigem Übergang gelebt, er war auf dem Wege, einige Traditionen des Mittelalters zu vergessen, und er war im Begriff, an den Höfen eine neue Bedeutung zu erwerben. Aus den raublustigen Junkern vom Stegreif waren trunkliebende händelsüchtige Grundbesitzer geworden.

Immer noch wurde den Söhnen der alten Raubgesellen im Beginn des 17. Jahrhunderts schwer, den Landfrieden zu halten. Während sie mit Streitschriften und am Kammergericht intrigierten, kamen sie in Versuchung, durch Gewalt Rache zu nehmen; nicht nur die unruhigen Reichsritter in Franken, Schwaben und am Rhein, auch die Lehnträger der mächtigen Reichsfürsten unter kräftigem Landesgesetz. Selbst wo sie ihr Recht übten, taten sie das gern gewalttätig, in dem Stolz eigener Machtherrlichkeit. So warb Georg Behr von Dübelsdorf in Pommern, kurz bevor der Sturm des Dreißigjährigen Krieges in seine Landschaft brach, einen bewaffneten Haufen, um sich in einer Privatfehde Faustrecht zu suchen, und derselbe, der auf seinen Gütern die hohe Gerichtsbarkeit beanspruchte, ließ 1628 einen früheren Schreiber seiner Familie, der das Siegel des Herrn nachgeahmt und falsche Obligationen ausgestellt hatte, ohne weiteres an einen Obergalgen henken und seinem Herzog gelegentlich eine lakonische Mitteilung davon zugehen*.

Auch im Tagesverkehr blieb den Landedelleuten nach 1600 viel von der alten Raufluft, noch immer waren sie eilig, wie einst im Mittelalter, unter der Dorflinde und in den Wirtshäusern Händel zu erregen. Die jüngeren trugen ausgenähte Kleider, darin verborgene Brustwehren, in den Hüten eiserne Reifen und niedrige Pickelhauben, dazu überlange Rapiere und Stilette, in den östlichen Grenzländern auch ungarische Äxte. So zogen sie in Haufen den Volksfesten und Hochzeiten zu, zumal wenn diese von den verhaßten Bürgern in Wirtschaften gehalten wurden. Dort fingen sie mit dem Volk und den geladenen Gästen Streit an, übten schnöden Mutwillen, zuweilen arge Untat, sie sprengten die Haustüren, brachen den Frauen, die sich zur Ruhe gelegt, die Kammertür auf, den Wirten die Keller. Es war nicht immer leicht, gegen die Frevler Recht zu finden, aber in einzelnen Landschaften wurde die Klage so laut und heftig, daß z. B. für die kaiserlichen Erblande zahlreiche Verordnungen erschienen, welche die Anzeige solcher Bübereien zur Pflicht machten. Am meisten wurde darin gegen die Unangesessenen geklagt, welche sich „hin und wieder" auf dem Land aufhielten, sie sollten im schlimmsten Fall gezwungen werden, auf eigene Kosten gegen den Erbfeind zu dienen**. So schwer gingen die alten Unarten aus dem Blut. Aber auch die Händel, welche der Landadel untereinander hatten, war endlos. Vergebens klagten die Verordnungen der Landesherren darüber, vergebens erklärten sie, daß der Ausgeforderte nicht nötig habe, sich zu stellen***. Die Sprache der Junker war reich an überkräftigen Ausdrücken, und die Sitte hatte einige davon zu unver-

* J. von Bohlen, Georg von Behr, ein pommersches Lebensbild. 1859, S. 24.

** Z. B. Kais. Priv. und Sanct. zu 1577, 1602, 1617, I. 93, 100; III. 1108.

*** Schon im Jahr 1602 und 1617, z. B. Kais. Priv. und Sanct. III. 1107.

zeihlichen Beleidigungen gestempelt. Gerade jetzt seit dem Aufhören der Turniere hatten Wappen und Ahnen große Bedeutung erhalten, seltener wurden die Heiraten mit nichtadligen Frauen, eifrig malte man Schilde und Stammbäume und suchte die reine Herkunft durch mehrere Generationen der Vorfahren zu beweisen, was häufig Schwierigkeiten hatte, die nicht nur in dem Mangel von Kirchenbüchern und Urkunden lagen. Wer deshalb Händel suchte, tadelte des andern Abkunft, rittermäßigen Stand, Namen und Wappen bezweifelte seine vier Ahnen. Solche Kränkung mußte durch Blut gesühnt werden. Zur Verminderung dieser Raufereien wurden kurz vor dem Dreißigjährigen Krieg hier und da die Ehrengerichte eingeführt. Vorsitzender war der Landesfürst oder Lehnsherr, die Beisitzer, ansehnliche Edelleute, bildeten die Ehrentafel. Die Parteien wählten drei Genossen, durch sie wurden die Anforderungs- und Entschuldigungsbriefe besorgt; um denen, welche im Schreiben wenig Übung hatten, diese Feinheiten zu erleichtern, wurde auch die Form solcher Vorladungsbriefe genau vorgeschrieben.

Während so die Ärmeren vom Lande in der Heimat gegen die neue Zeit kämpften, wurden die Strebsamen durch die alte deutsche Reiselust in die Fremde geführt. Noch zog die adlige Jugend gern der Kriegstrommel nach, und vor 1618 ist eine häufige Klage, daß die Junker vom Adel bei den Heeren überall bevorzugt werden, und wie schwer es für einen tüchtigen Mann aus dem Volk sei, von der Pike heraufzukommen. Wie im 15. und 16. Jahrhundert, reisten die Erben der reichen und anspruchsvollen Häuser nach Frankreich hinüber, dort Sprache, Bildung, das Kriegshandwerk zu erlernen. Nicht nur in Paris, auch in andern großen Städten Frankreichs saßen sie so zahlreich, wie etwa jetzt müßige Russen und Engländer, nur zu oft suchten sie es den Franzosen in Liederlichkeit und Duellen gleichzutun und waren als ungeschickte Nachahmer des fremden Brauches schon vor dem großen Krieg berüchtigt. Lebten doch selbst mehrere der westlichen deutschen Höfe schon vor 1618 in so großer Abhängigkeit von französischer Sitte, daß

ihnen das Französische bereits die elegante Sprache für Rede und Schrift geworden war. Neben anderen der Hofstaat des unglücklichen Friedrich von der Pfalz, des Winterkönigs von Böhmen.

Im ganzen hatte vor dem Krieg die höfische Bedeutung des Adels sehr zugenommen, und ebenso der Druck, welchen sie auf die abhängigen Landleute ausübten, aber neben, ja über ihnen war die freie Kraft der Nation in unaufhaltsamer Entwicklung. Die neue Bildung der Reformationszeit, durch die bürgerlichen Theologen und Schulmänner getragen, verachtete auch die Roheiten der Landjunker. Und die Geschäfte der Fürsten und ihrer Territorien, die Stellen am Kammergericht, die Spruchkollegien an den Universitäten, fast die gesamte Justiz und Administration war nicht in den Händen des Adels; der größte Wohlstand, das beste Behagen war durch Handel und Handwerk in die Städte geleitet. So war bis zum Jahre 1618 die Nation auf gutem Weg, das egoistische Junkertum des Mittelalters zu überwinden und Ansprüche, welche mit dem neuen Leben unvereinbar geworden waren, zur Ruhe zu bringen.

Es war eine verderbliche Folge des großen Krieges, daß auch dies anders wurde. Die Kraft des Bürgertums war durch den Krieg vollständig gebrochen, die Schwächen des Adels entwickelten sich unter der Gunst, welche ihm in den meisten Landschaften das neue Soldatenregiment der Fürsten, vor allem der Kaiserhof gewährte, zum Nachteil des Ganzen. Wie sehr die Einnahmen des Grundbesitzers verringert waren, er lernte doch zuerst aus der Arbeit der geknechteten Bauern Vorteil ziehen. Auch die Familien des Landadels waren dezimiert, dafür war man am Kaiserhof sehr bereit, für Geld neuen Adel zu schaffen. Im Krieg hatte sich der Hauptmann oder Oberst von seiner Beute gern einen Adelsbrief und verwüstete Güter gekauft. Nach dem Frieden wurde der Briefadel eine häßliche Erweiterung des Standes. Eine kindische, widerwärtige Großmannssucht, Devotion, Kriecherei, Sucht nach Titeln und äußeren Auszeichnungen wurden nun in den Städten allgemein. Am wenigsten litten darunter die Handelsstädte an

der Nordsee, am meisten die Länder, welche unmittelbar von dem Kaiserhof abhingen. Damals wurde in Wien gebräuchlich, jeden, welcher gesellschaftliche Ansprüche zu machen berechtigt schien, als Edelmann anzureden.

Unter der Masse der Privilegierten, welche sich jetzt als besonderer herrschender Stand im Gegensatz zum Volk empfanden, war allerdings die größte Verschiedenheit der Bildung und Tüchtigkeit, aber man tut dem Andenken an viele ehrenwerte und einige bedeutende Männer nicht unrecht, wenn die Tatsache hervorgehoben wird, daß die Zeit von 1650—1750, in welcher der Adel am meisten galt und regierte, die allerschlechteste Periode der ganzen neuern Geschichte Deutschlands ist.

Ohne Zweifel führte in der schwachen Zeit seit 1647 das behaglichste Leben der wohlhabende Sproß einer alten Familie, welcher größere Güter sein Eigentum nannte und durch alte Verbindungen mit Einflußreichen und Regierenden geschützt war. Seine Söhne erwarben einträgliche Hofämter oder höhere Offizierstellen, auch die Töchter, gut ausgestattet, vergrößerten den Kreis seiner „Freunde". Der Gutsherr hatte wohl selbst im Heere gedient, eine Reise nach Frankreich oder Holland gemacht und von dort eine Anzahl von Kuriositäten mitgebracht, Waffen und gemaltes Gerät asiatischer Völker, ein ausgeblasenes Straußenei, polierte Muscheln, künstlich geschnittene Kirschkerne und gemalte Töpfe, oder marmorne Gliedmaßen, die in Italien aus der Erde gegraben waren. Er hat vielleicht irgendwo einem Gelehrten seine Bekanntschaft gegönnt und erhält von Zeit zu Zeit eine dickleibige juristische Abhandlung oder gar einen Band Gedichte mit respektvollem Schreiben zugesandt. Ja, er hat auf seinen Reisen die Höfe von Anhalt oder Weimar besucht und ist von dort durch gnädiges Patent zum Dichter und Schriftsteller ernannt worden; er ist Mitglied der „Fruchtbringenden Gesellschaft", bewahrt an seidenem Band ein schönes Medaillon, auf welchem sein Kraut, Salbei oder Krauseminze, oder wenn er bei Hof boshaft war, vielleicht gar ein Rettich abgebildet ist, er führt den Beinamen „der Auflockernde" und tröstet sich mit

dem Spruch: „im Beißen nahrhaft"*; in diesem Fall schreibt er zuweilen auch wohl Briefe über Verbesserung der deutschen Muttersprache, leider mit vielen französischen Redensarten. Zu seiner Belehrung hält er mit einigen andern Kavalieren von Edukation um gutes Geld eine geschriebene Zeitung, welche ein wohlunterrichteter Mann in der Hauptstadt unter der Hand an zahlungsfähige Abnehmer sendet; denn es widersteht ihm, nur die „gewöhnliche, ungründliche Schmiererei" der gedruckten Zeitungen zu lesen. Er spricht etwas Französisch, vielleicht auch Italienisch, und wenn er auf Universitäten gewesen ist, was nicht zu häufig geschah, vermag er auch ein lateinisches Elaborat herzusagen. In diesem Fall ist er wahrscheinlich Kommissarius des Landesherrn, ein Würdenträger seiner Landschaft, dann fehlen ihm nicht Geschäftsreisen und gelegentliche Verhandlungen, und er besorgt schlecht und recht das Anvertraute mit Hilfe seiner Schreiber. Er ist höflich, auch gegen solche, welche unter ihm stehen, und kommt mit dem Bürgersmann vortrefflich zurecht. In sicherem Selbstgefühl sieht er auf das Volk, er ist in der Tat vornehm erzogen und weiß recht gut, daß sein Adel nicht auf den vielen Titeln und nicht auf den Ritterzeichen des Wappens beruht, und er lächelt über die Löwen, Bären, Türkenköpfe und wilden Männer, welche in die Wappen gemalt und von dem Heroldsamt zu Wien ausgeteilt worden. Mit Stolz blickt er auf den Adel der Franzosen, der durch Pariser Kaufleute und italienische Abenteurer zu viel fremdes Blut eingenommen hat, auf die Ungarn, die ihren Adel gefällig um eine Reverenz bei dem Palatin und eine Kanzleitaxe erteilen, auf die Dänen, deren Edelleute aus dem Viehhandel ein Monopol machen, und auf die Italiener, welche in unaufhörlichen Mesalliancen leben. Auch bei der Mehrzahl seiner deutschen Standesgenossen ärgert ihn das Vornehmtun. Denn selbst bei den Zusammenkünften seiner Landschaft wird häufig um den Vorrang gestritten, zumal gegen landesherr-

* Dietrich von Kracht, der brandenburgische Oberst, hieß im Orden „der Beißende", sein Kraut war Meerrettich.

liche Räte, welche nicht von Adel sind, aber die Privilegien ihres Ranges geltend machen wollen. Sind bürgerliche und adlige Räte in demselben Kollegium, so gilt in den Sitzungen selbst die höhere Stellung und Anciennität, bei Mahlzeiten und allen Repräsentationen aber hat nach kaiserlichen Entscheidungen, wie er wohl weiß, der Edelmann den Vorrang. Es ist eine gewöhnliche Klage, daß auch die Adligen sich selbst Titel, Wappen, Prädikate beilegen oder in der Fremde nachsuchen; wer von der kaiserlichen Reichskanzlei das Diplom eines Grafen oder Freiherrn erhalten habe, wolle Reichsgräfliche oder Reichsfreiherrliche Gnaden genannt sein und spreche von sich selbst in majestätischer Mehrzahl*. Noch ist dem würdigen Herrn einiges von den Traditionen des Rittertums geblieben: ein tapferer Offizier wird von ihm mit Achtung behandelt, er hält viel auf Waffen und Pferde. In den Zimmern seines festgemauerten Hauses sind der beste Schmuck der Wände neben den großen Familienbildern schöne Gewehre, Pistolen, Hirschfänger und jede Art von Jagdgerät. Seitwärts von den Gärten für Blumen, Gemüse und Obst liegt ein Reitplatz, dort sind auch Vorrichtungen, nach dem Ring zu rennen und leichte Lanzen an dem Faquin oder der Quintana, einer geschnitzten Holzfigur, zu brechen. Seine Pferde haben noch italienische und französische Namen, Furiosa, Bellarina, Stella, Lisette, Amormio; denn noch ist das englische Blut nicht eingeführt, mit Neapolitanern und Ungarn wird gezüchtet, türkische Klepper werden, wie jetzt die Ponys, gesucht, edle Pferde aber verhältnismäßig höher bezahlt als jetzt, denn der lange Krieg hat die Pferdezucht in ganz Europa schmählich heruntergebracht. Sein Hundestall ist wohl versehen, denn außer den Bullenbeißern braucht er auch Hetzhunde, Vorstehhunde und Dachshunde. Auch diese einflußreichen Begleiter seines Lebens schmückt er mit wohlklingenden Namen, Favor, Rumor, Nero, Delphin, Passanda, Moserta, Primerl, Visperl. Zwar die hohe Jagd ist das Recht seines Landesherrn, aber aus Frankreich ist schon vor längerer Zeit der häßliche Ge-

* So klagt eine kaiserliche Sanktion vom 9. Februar 1684.

brauch, das Wild zu hetzen, ins Land gekommen. So reitet er eifrig mit seinen Hunden nach Hasen und Füchsen, oder er begleitet, eingeladen, einen großen Herrn auf die Hirschjagd und empfängt Besuche eines befreundeten Hofbeamten, der noch eine Falknerei unter sich hat, dann läßt man auf Krähen stoßen. Im Oktober verschmäht er auch nicht auf den Lerchenstrich zu gehen und die Garne zu beaufsichtigen*. In der Regel beginnen seine Tage mit Würde und endigen mit Behagen; regelmäßig wird purgiert, zur Ader gelassen und zur Kirche gegangen; allwöchentlich hält der Gutsherr seinen Verhör- und Gerichtstag ab; nach dem Gutenmorgenwunsch der Familie läßt er an freien Tagen die Rosse reiten, in den Erntewochen reitet er auch wohl auf das Feld und sieht nach den Schnittern und dem Verwalter. Ein großer Teil seiner Zeit vergeht mit Besuchen, die er in der Nachbarschaft abstattet oder empfängt. Bei der Mahlzeit, die noch kurz nach zwölf Uhr stattfindet, spielt das Wild die Hauptrolle; hat er Gäste, so werden sieben bis acht Gerichte aufgesetzt, immer mehrere zusammen. Wenn die Unterhaltung einen höheren Flug nimmt, so berührt sie vorsichtig die Politik, sehr ungern Glaubenssachen; noch gelten viel schöne Sentenzen und Maximen auch bei Leuten von Welt; eine Feinheit ist, Schriftsteller des Altertums oder elegante Franzosen ohne Pedanterie zu zitieren; das Eigentümliche fremder Völker, auch Kuriositäten der Naturgeschichte, wie sie Beobachtung und Lektüre nahelegt, werden gern erörtert. Es ist dabei guter Ton, die einzelnen der Reihe nach um ihre Ansicht zu fragen. Uns würde solche Unterhaltung, auch wenn die Kavaliere von den besten Qualitäten wären, zuweilen noch unbehilflicher und pedantischer erscheinen als jetzt in einer Gesellschaft armer Schulmeister; aber auch aus dieser Konversation, von der uns einige zuverlässige Proben geblieben sind, ist trotz des engen Gesichtskreises und zahlreicher Vorurteile das Ringen der Zeit nach Aufklärung und Verständnis der Welt zu entnehmen. In der Regel

* Mehrere Einzelheiten nach dem handschriftlichen Tagebuch eines österreichischen Freiherrn von Teuffel vom Jahre 1672 und folg., dessen Mitteilung der Herausgeber der Güte des Grafen Wolf Baudissin verdankt.

freilich läuft die Unterhaltung in Familiengeschichten, Komplimenten, bedenklichen Anekdoten und Scherzen von derber Natur. Es wird stark getrunken, und nur die Feinsten entziehen sich dem Gelage.

Zuweilen wird auch eine gesellige Zusammenkunft mit Damen an einem dritten Orte arrangiert, im Gasthof oder Posthaus, dann besorgt jede Dame einige Speisen, die Herren aber Wein und Musik; ist ein Bad in der Nähe, so wird die Badefahrt ungern versäumt; auch Schießfeste werden eingerichtet mit ausgesetzten Preisen, das „Beste" ist dann wohl ein Ochs oder Widder, die Herren schießen entweder mit dem Volk oder untereinander. — Auch in der Tracht ist der Gutsherr stattlich, sein Stand schon von weitem erkennbar. Denn noch bestehen die alten Kleiderordnungen, und auf die Garderobe wird von Männern und Frauen ein Wert gelegt, den wir jetzt kaum begreifen. Vor dem Kriege war ein nicht unbedeutender Teil des Vermögens in Samt und Goldstickereien, in Ringen und Juwelen angelegt gewesen; das war größtenteils verloren, aber die Freude an solchem Besitztum war geblieben, und der Schmuck der Töchter blieb noch lange ein wesentlicher Teil ihrer Ausstattung.

Zahlreich sind die Mitglieder des Haushaltes und die Dienerschaft, darunter originelle Gestalten. Außer dem Hauslehrer lebt im Hause vielleicht noch ein alter, dem Trunk ergebener Söldner des großen Krieges, der viel von Torstenson oder Jean de Werth zu lügen weiß; er lehrt die Söhne des Edelmanns fechten, die Pike gebrauchen und mit der Fahne „spielen"*. Selten fehlt ein heruntergekommener Seitenverwandter der Familie, Gebieter des Hundestalls, der den Titel „Jagdmeister" erhalten hat, der Bewahrer finsterer Weidmannsgebräuche; er weiß das Rohr zu „versprechen", das Wild durch „Charaktere" zusammenzubringen und hat größere Bekanntschaft mit dem höllischen

* Zu vergleichen Schlesischer Robinson 1723. 8. I, S. 16. Der erste Teil dieser Robinsonade ist aus dem Tagebuche eines schlesischen Adligen, welches verloren scheint, recht anschaulich zusammengesetzt.

Nachtjäger, als dem Ortspfarrer nützlich erscheint. Er gilt als altes Hausmöbel für treu und würde sich sicher bei rittermäßiger Veranlassung für seinen Herrn Vetter ohne Bedenken totschlagen lassen, aber er macht sich wohl auch kein Gewissen daraus, den Bauern, mit welchen er in der Schenke zecht, mehr Holz zuzuschlagen, als recht ist, und der Gutsherr muß durch die Finger sehen, wenn der alte Junker einmal seinen Hirschfänger mit Silber beschlägt, dessen Ursprung zweifelhaft ist*.

So vergeht das Leben eines wohlhabenden Grundbesitzers zwischen 1650 und 1700. Es ist vielleicht nicht ganz so tüchtig, als es sein sollte, aber es vermag wohl Familiensinn und Gutherzigkeit der nächsten Generation zu überliefern. Doch wohlgemerkt, es war eine kleine Minderzahl des deutschen Adels, welche im 17. Jahrhundert in so bevorzugter Stellung saß.

Wer fern von seiner Familie in fremdem Land Fortune machen wollte, dem drohten andere Gefahren, denen sich nur die Kräftigsten entzogen. Die Kriege in Ungarn und Polen, die schmählichen Kämpfe gegen Frankreich, vollends ein längerer Aufenthalt in Paris waren nicht angetan, gute Sitte zu erhalten. Die Laster des Orients und des verdorbenen Hofes von Frankreich wurden durch sie in Deutschland umhergetragen. Die alte Raufluft wurde nicht besser durch das neue Kavalierkartell, der liederliche Verkehr mit Bauerndirnen und leichtfertigen Edelfrauen wurde nur schlimmer durch die nächtlichen Orgien der alamodischen Kavaliere, bei denen sie die mythologischen Figuren festlicher Aufzüge darstellten und sich als Waldgötter, ihre Damen als Venus und Nymphen drapierten**. Auch das alte Landsknecht- und Würfelspiel war nur gerade so schlimm gewesen als das neue Hasard, das jetzt in den Bädern und an den Höfen

* P. Winckler: Der Edelmann, S. 510.

** Es widersteht mir, die erotischen Bücher zu zitieren, welche seit dieser Zeit auch deutsche Leser verderben; hier sei nur eine kleine seltene Novelle genannt, worin einige dergleichen Orgien — nach holländischem Original — beschrieben werden: Der verkehrte, doch wieder bekehrte Soldat, Adrian Wurmfeld von Orsoy, durch Crispinus Bonifacius von Düsseldorp. 1674.

überhandnahm und außer den einheimischen Abenteurern auch noch fremde im Land umhertrieb.

Seltsamer aber und grotesker erscheinen uns zwei Klassen von Adligen jener Zeit, beide zahlreich, beide in starkem Gegensatz zueinander. Sie wurden damals kurzweg als Stadtadel und Landadel bezeichnet und drückten ihre gegenseitige Antipathie in den sehr gebräuchlichen Schmähworten Pfefferſäcke und Krippenreiter aus.

Wer in den Städten eitel war und unruhig nach der Höhe rang, der erwarb sich des Kaisers Brief. Diese Adelsbriefe waren seit alter Zeit eine beliebte Einnahmequelle für bedürftige deutsche Kaiser. Schon Wenzel und Sigismund hatten schonungslos geadelt, Krämer und zweideutige Leute, jeden, der bereit war, einige Goldgulden zu zahlen. Dagegen hatten schon 1416 auf dem Konzilium zu Konstanz Fürsten und Adel von Rhein, Sachsen, Schwaben und Bayern den Kamm gesträubt, eine Revision in ihren Kreisen vorgenommen und die Eindringlinge ausgemustert. Aber die Briefe der Kaiser hörten deshalb nicht auf; selbst Karl V., der auf die deutschen Herren zuweilen mit unbehaglicher Ironie herabsah und seinem Kanzler und den Schreibern gern eine Einnahme gönnte, stand in dem traurigen Ruf, „jeden Salzsieder um wenige Dukaten tapfer in den Adelstand zu erheben“. Noch geschäftsmäßiger wurde das Verfahren unter Ferdinand II. und seinem Nachfolger. Denn seit dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges wurden nicht nur die Lebenden, auch die Gebeine ihrer Vorfahren in der Gruft geadelt, ja die toten Vorfahren für stifts- und turnierfähig erklärt. Nach 1648 endlich ward dies Geschäft vom Kaiserhof so massenhaft betrieben, daß die Fürsten und Stände im Reichstagsabschied von 1654 und hundert Jahre später bei der Wahlkapitulation Karls VII. gegen die Nachteile protestierten, welche durch solche Privilegien ihren eigenen Hoheitsrechten und Einnahmen zugefügt würden. Der Neugeadelte in den Städten sollte deshalb nicht von bürgerlichen Lasten gelöst, der Besitzer eines dienstpflichtigen Gutes nicht mit den Privilegien eines Rittergutes versehen werden. Vergebens drohte der kaiserliche Hof

denen mit Strafen, welche seinem Briefadel nicht die erkauften Privilegien einräumen wollten. Auch wer für stifts- und turnierfähig erklärt war, wurde deshalb in keinen Ritterorden, kein adliges Stift, nicht in alte adlige Landgenossenschaften aufgenommen. Die Stifter nahmen überhaupt keine Adelsbriefe als Beweise adliger Herkunft an, nur Mitglieder aus alten adligen Familien, welche gar keine Briefe besaßen, galten für stiftsfähig. Nur ausnahmsweise gaben diese Korporationen einer hohen Fürsprache nach. Selbst die Hofämter, Kammerherren, Kammerjunker, Hof- und Jagdjunker, sogar Edelknaben, waren Privilegien des alten Adels. Nie vergaßen die Adelsbriefe die Tugenden und Verdienste des Neugeadelten und seiner Vorfahren zu rühmen, welche dem Fürsten und gemeinen Wesen geleistet worden wären; aber es war, wie ein eifriger Verteidiger des alten Adels klagt, gar zu bekannt, daß man insgemein nur um „das Macherlohn“ zu adeln pflegte*.

In den größeren Städten, welche nicht fürstliche Residenzen waren, war die Stellung des Adels verschieden. In Hamburg, Lübeck, Bremen hatte der Adel keine politische Geltung mehr, dagegen lebten in Nürnberg, Frankfurt am Main, Augsburg und Ulm die alten adligen Geschlechter in stolzem Abschluß gegen die übrige Bürgerschaft. Am ärgsten waren die zu Nürnberg, sie hielten es bereits für unehrenhaft, Handel zu treiben. Von den beiden adligen Gesellschaften in Frankfurt am Main verlangten die im Hause Alten-Limpurg bei jedem Mitglied, welches sich zur Aufnahme meldete, acht Ahnen und daß es sich der Handlung enthalte, die zweite Gesellschaft auf dem Hause Frauenstein bestand meist aus neugeadelten „vornehmen“ Kaufleuten. In Augsburg war das alte Patriziat gegen den Kaufmannsstand ein wenig nachsichtiger, wer dort ein adliges Kind aus der Geschlechterstube geheiratet hatte, konnte in den adligen Verein aufgenommen werden. Von den übrigen namhaften Handelsstädten waren Prag und Breslau am reichsten mit neugeadelten Kaufleuten versehen. Bitter-

* von Loen: Der Adel. 1752, S. 338.

lich wurde geklagt, daß unter Kaiser Leopold sogar einem Schornsteinfeger, dessen Handwerk damals noch in besonders geringer Ehre stand, für wenig Geld der Adel verliehen sei, und daß man so häufig Krämer finde, welche mit einem kaiserlichen Adelsbrief in der Tasche ihren Kunden die Heringe in altes Papier packten.

Zu dem Briefadel drängten sich nach dem Dreißigjährigen Kriege außer den Offizieren, denen er oft für ihre Dienste verliehen wurde, zunächst die höheren Beamten und die Mitglieder der städtischen Verwaltung in größeren Städten.

Durch solche Familien, welche an der gelehrten und poetischen Bildung der Zeit teilhatten, kam in diesem und dem nächsten Jahrhundert der Briefadel auch in unsere Literatur. Mehrere Dichter der schlesischen Dichterschulen, ja Leibniz, Wolff, Haller wurden durch Adelsbriefe, die sie selbst oder ihre Väter erworben hatten, unter die Privilegierten ihrer Zeit gestellt. Außer ihnen vorzugsweise reiche Handelsleute.

Noch immer war in Deutschland der Großhändler bei den Privilegierten und beim Volk nicht eben beliebt und durchaus nicht so angesehen, wie die großen Interessen verdienten, die er nicht selten vertrat. Mißtrauen und Abneigung waren uralt, sie stammen vielleicht noch aus der Zeit, wo schlaue Römer unter den einfachen Kindern Tuiskos die fremden Silbermünzen gegen die ersten Produkte des Landes verhandelten. Das ganze feudale System des Mittelalters förderte diese Zurücksetzung, nicht weniger der Glaube des Gekreuzigten, welcher die Güter dieser Welt zu verachten befahl und den Reichen so geringe Aussicht auf das Himmelreich gewährte. Seit der Hohenstaufenzeit, seit der Adel als privilegierter Stand konstituiert war, bildete sich der Gegensatz zwischen den reichen Erwerbenden der Städte und den begehrenden Kriegern der Landschaft immer stärker aus. Freilich in den Hansestädten des Nordens erzwang sich der kriegerische Kaufmann durch seine bewaffneten Schiffe Furcht und Herrschaft bis in entlegene Länder. Aber selbst die reichen und hochgebildeten Herren

zu Nürnberg und Augsburg waren dem Volke kaum weniger unbehaglich als den Fürsten und Edlen, welche raublustig an den Grenzen ihres Gebietes saßen; es waren nicht die Fugger allein, denen von den Reformatoren Wucher und undeutsche Gesinnung schuld gegeben ward. Nach dem Dreißigjährigen Krieg schoß die Feindschaft in neue Blüte, und es ist leicht zu begreifen, daß der große Kaufmann nicht wenig Veranlassung gab, solche Antipathien rege zu erhalten. Keine menschliche Tätigkeit bedarf so sehr eine freie Konkurrenz und ungehinderten Verkehr als der Handel. Die ganze Richtung der alten Zeit aber war, nach außen abzuschließen und den einzelnen durch Privilegien zu schützen. Solche Richtung der Zeit mußte den Egoismus des Kaufmanns vorzugsweise hart und rücksichtslos machen, sein Bestreben Monopole zu erwerben, unsinnige Gesetze gegen den Geldzins zu umgehen gab dem Volke häufig mit Recht die Empfindung, daß der Gewinn des Kaufmanns durch den Druck hervorgebracht sei, den er auf die Verzehrenden ausübte. Diese Empfindung wurde nach dem Dreißigjährigen Krieg besonders lebendig. Während in Holland und England das moderne Bürgertum vorzugsweise durch großartigen Handelsverkehr erstarkte, war in dem deutschen Binnenhandel — die größeren Seestädte immer ausgenommen — durch die zahllosen Territorien, die Willkür der Zölle, die Unsicherheit der Valuten und zuletzt durch die Armseligkeit des Volkes eine gesunde Entwicklung verhindert, dagegen Versuchung zu jeder Art von Wuchergeschäften nahegelegt. Die Verschiedenheit der deutschen Münzen und die Gewissenlosigkeit der prägenden Landesherren begünstigten eine endlose Kipperei: gute Münzen mit Vorteil aufkaufen, vollwichtiges Gold beschneiden, leichtes Geld in Umsatz bringen, wurde die gewinnbringendste Tätigkeit. Wie jetzt die Zeitkäufe und der Aktienschacher, so war damals ein großenteils ungesetzlicher Handel mit gemünztem Metall das Leiden der Handelsplätze. Es war nicht auszurotten. Wurde einmal der Skandal zu groß, dann traten wohl die Landesregierungen unbehilflich dazwischen, aber ihre Gerichte wurden blind gemacht. So war in Frank-

furt a. M. das Beschneiden der Dukaten so massenhaft betrieben worden, daß von Wien eine Spezialkommission in die freie Reichsstadt gesandt wurde; Juden waren die Kolporteure gewesen, christliche Handelshäuser, darunter mehrere große Firmen, deren Namen noch jetzt bestehen, die Hauptschuldigen. Es kam weiter nichts dabei heraus, als daß die kaiserlichen Kommissare einen großen Teil des unsauberen Gewinnes in ihre Taschen bargen.

Solcher Reichtum, schnell und gegen das Gesetz erworben, hatte, wie noch jetzt, alle Eigenschaften eines unsoliden Erwerbes; er dauerte selten bis auf die dritte Generation. Er machte die Schuldigen leicht zu Verschwendern und Genußsüchtigen, ihr Hochmut, ihr Mangel an Bildung, ihre Prunksucht wurde den eigenen Mitbürgern besonders auffällig. Solche Individuen waren es vorzugsweise, welche sich Adelsbriefe kauften, und es ist wohl kein Zufall, daß von den zahlreichen Adelsfamilien dieser Art verhältnismäßig viele wieder untergegangen sind.

Ein Neugeadelter aus solchem Kreise behielt in der Firma seinen wirklichen Namen, aber unter seinen Mitbürgern hielt er eifersüchtig auf die Privilegien des neuen Standes. Gern ließ er sein Wappen in Stein auf die Außenseite des großen Hauses meißeln und reichlich vergolden, aber der Stein verbürgte nicht die lange Dauer des Hausbesitzes. Es erschien z. B. in Breslau auffallend, wie schnell die Häuser auf dem großen Ring, die damals fast sämtlich dem neuen Briefadel gehörten, ihre Bewohner wechselten. Im Innern des Hauses wurde ein auffallender Luxus zur Schau gestellt, in dieser armseligen Zeit dem Volk doppelt unheimlich. Die Zimmer waren mit kostbaren Tapeten geschmückt, mit fenstergroßen, venezianischen Spiegeln, mit seidenen Spaglieren und Wandteppichen, welche man bei festlicher Gelegenheit an der Wand oder auf besonderem Gestell aufhing, dann wohl wieder abnahm. Die Frauen nähten diamantene Schlösser auf die Schuhe; es wird geklagt, daß sie keine Spitzen tragen wenn sie nicht von Venedig oder Paris waren und die Elle nicht wenigstens zwanzig Taler kostete, ja es wurde ihnen nachgesagt, daß ihre Nachtgeschirre von Silber wären. Groß

war die Zahl ihrer Lakaien, die Karossen wurden reich vergoldet, der Kutscher lenkte vom hohen Bock zuweilen vier Pferde, die dann nebeneinander gespannt waren; aber wenn die glänzende Equipage durch die Straßen rasselte, riefen die Leute doch höhnend, daß „der Topf immer noch nach der ersten Suppe schmecke". Die schönen Pferde konnte der reiche Mann wohl halten, weil er nebenbei einen Pferdehandel trieb, und zu Lakaien wurden die Arbeiter aus dem Geschäft kostümiert, Hausknecht, Holzraspler, Handelslehrling, der Page aber, welcher hinter der Dame herging, war wohl gar ein Kind aus der Armenschule. In solchen Häusern herrschte auch der größte Tafelluxus jener Zeit. Der geladene Gast wurde mit einer Förmlichkeit empfangen, welche damals Kennzeichen des Gebildeten war, der Wirt ging ihm bis an die Treppe, dem vornehmsten bis an die Haustür entgegen; weitschweifig waren die Komplimente über den Vortritt oder über den höheren Platz bei Tisch, und doch wurde der größte Wert darauf gelegt, dabei nicht zu niedrig geschätzt zu werden. Sobald man sich zur Tafel setzte, wurde der Schenktisch geöffnet, auf dem eine Masse des kostbarsten Silberwerks glänzte. Die Schüsseln mußten groß sein, ebenso umfangreich die Gerichte, außer Verhältnis zu der Zahl der Geladenen, das Teuerste wurde mit einem Raffinement herbeigesucht, das uns noch jetzt befremdet: mächtige Pasteten mit verschiedenem Geflügel gefüllt, Haselhühner, Hechtleber, welscher Salat. Die Fasanen und Rebhühner wurden kaponiert und gemästet, das Paar davon bis zu einem Dukaten bezahlt. Man fand greulich, daß diese Verschwender neue Heringe mit einem Gulden erkauften, das Hundert Austern mit acht bis zehn Talern. Dazu kamen die kostbarsten Weine des 17. Jahrhunderts: Tokaier, Canarisekt, Marzenin, Frontignac, Muskat, zuletzt gar Wein vom Libanon; zum Dessert war nicht mehr Marzipan, sondern Zitronat die modische Ergötzlichkeit. Die Frauen saßen stumm und geziert. Ihre Hauptsorge war, so klagte man, schon bei der Wahl des Gatten, ob ihr künftiger Eheliebster vornehm sei, damit sie bei Begräbnissen desto näher hinter der Leiche her treten und bei Hochzeiten obenan

sitzen könnten. Bei solchen Gelegenheiten fehlte wenig, daß sie nicht mit Ohrfeigen um den Vortritt fochten. Soweit ging die Adelssucht dieser Kreise, daß sich der für bedeutend besser hielt, dessen neuer Adelsbrief nur zehn Jahre früher ausgestellt war als der eines andern; auch diese Stadtedelleute schätzten den ganz neu Geadelten keineswegs für ihresgleichen. Wer frisch geadelt war, wurde nur „wohledel" genannt; wer einige Zeit in Besitz seines Briefes war, ließ sich „hoch- und edelgeborne Gestrengigkeit" nennen. Alles wurde angewendet, um noch außerdem eine Stadtwürde oder irgendeinen Titel zu erlangen.

Mit den unreifen Söhnen solcher Familien wurden häufig auch die militärischen Würden der Städte besetzt; dann lief ein Wicht, der niemals ein Schlachtfeld gesehen hatte, mit einem Stab, der dick mit Silber beschlagen war, bewaffnete Leibschützen hinter sich, bei Tage von Tor zu Tor, um sich den Leuten zu zeigen und den Salut der Wache in Empfang zu nehmen.

Nur eins wurde von ihm verlangt, er mußte mit dem Degen umgehen können, denn Duelle gehörten zum Wesen des Edelmanns. Und es war gut für ihn, wenn er wenigstens einmal durch ein „Kartell" in Anspruch genommen war. Dann ritt er mit seinem Sekundanten auf das nächste Dorf, zog hinter einem Zaun die Reitstiefeln aus, leichte Fechtschuhe an, steckte die langen gekräuselten Haare unter die Nachthaube, entblößte den Oberleib bis auf das Hemd und mußte eine von den Schlagklingen wählen, welche ihm präsentiert wurden. Man focht in Gängen auf Hieb und Stich, auf das glücklich abgemachte Duell folgte unfehlbar ein Versöhnungsgelage. Mit vollbrachten Heldentaten wurde gern renommiert.

So etwa sahen die Pfeffersäcke aus, welche vom groben Landadel auch Heringsnasen genannt wurden. Ein ganz anderer Schlag Leute war die Masse des Landadels.

Diese Familien saßen vor zweihundert Jahren noch zahlreicher als jetzt in den Dörfern. Außer den Rittersitzen waren auch Häuser des Dorfes und kleine Ackerwirtschaften in ihren Händen; zuweilen hatte ein Geschlecht so stark gewuchert, daß in der Nähe eines alten Stammsitzes viele Dörfer mit Geschlechtsgenossen besetzt waren; noch häufiger saßen in einem Dorf Familien von verschiedenen Geschlechtern durcheinander, in jedem Grade von Autorität. Noch im 19. Jahrhundert hat es mäßige Dörfer gegeben, welche zehn, zwölf und mehr Rittersitze umschlossen; an solchen Ortschaften hatte jeder der kleinen Despoten die Herrschaft über wenige elende Dorfleute und ritterliche Herrenrechte an einem Teil der Flur, die ärmsten aber wohnten ohne Grundrecht, zuweilen nur zur Miete. So war es fast in allen Landschaften Deutschlands, am meisten östlich der Elbe auf dem kolonisierten Slawengrund, aber auch in Franken, Schwaben und Thüringen. Viele Junker unterschieden sich von den anderen Landleuten nur durch ihre Ansprüche und durch ihre Verachtung der Feldarbeit. Sie waren schon vor dem Krieg in der Mehrzahl verarmt gewesen, der spätere Friede fand sie in noch schlechterem Glück. Das Eisen und die Seuchen hatten auch unter ihnen aufgeräumt, die Überlebenden waren nicht besser geworden. Die Stärkeren hatten sich als Soldaten und Parteigänger im Krieg versucht, zuweilen wenig verschieden von Straßenräubern. Die erworbene Beute hatten sie noch im Krieg wieder in einem kleinen Gut angelegt, auf dem sie friedlos und lauernd saßen. Solche Glückliche erhielten häufigen Zuspruch von alten Spießgesellen und wagten dann wohl vom Gut aus einen Ritt auf eigene Hand, bei dem es ohne Blut nicht abging*. Nach dem Krieg hörten sie zwar auf, Raub zu wagen und zu gestatten, aber auch den nächsten Generationen blieb die Verwilderung, das Bedürfnis nach Aufregung, das unruhige Umherreiten, die Neigung zu wüstem Trunk und Händeln. Sie bildeten zusammen eine große Genossenschaft, die trotz endloser Raufereien doch fest zusammenhielt wie eine verfilzte Pflanzendecke auf Sumpfgrund, und dieser Familienzusammenhang wurde für die besseren unter ihnen eine unendliche Plage, ein Unglück des ganzen Standes, der mehr als ein anderer

* Schlesischer Robinson, I. Kap. 1.

Übelstand die Bildung und den Wohlstand der ritterlichen Grundbesitzer in dem nächsten Jahrhundert zurückhielt. Denn auch solchen, welche nicht ganz ohne Mittel waren, verging das Leben wie in einem Bann, von dem sie sich schwer lösen konnten.

Reiten, Tanzen und Fechten lernten die Söhne eines solchen Landbesitzes von mäßigem Wohlstand in der Verwandtschaft, vielleicht die ersten Anfänge des Lateins bei einem armen Kandidaten; dann dienten sie wohl, wenn der Vater Verbindungen hatte, bei einem kleinen Hof oder vornehmen Edelmann als Pagen, dort lernten sie etwas von den guten Manieren, sicherer die Schwächen und Laster der Vornehmen kennen. Hatten sie einige Jahre in adligem Dienst ausgehalten, so wurden sie wohl nach altem Herkommen von ihrem Herrn wehrhaft gemacht und mit einem gnädigen Backenstreich als Junker entlassen. Dann kehrten sie auf das väterliche Gut zurück, oder die Eltern verkauften, was sie entbehren konnten, um ihnen eine rittermäßige Ausstattung zu verschaffen oder sie als Aspiranten für eine Subalternstelle zum kaiserlichen Heer zu senden. Nur wenigen glückte es in den ruhmlosen Kriegen jener Zeit; die meisten kehrten nach einigen Feldzügen verdorben, arm an Ehren und Beute in die Heimat zurück, mit den Geschwistern das Vatererbe zu teilen. Bald unterschieden sie sich wenig von den Vettern, die in der Heimat zurückgeblieben waren.

Der Gutsherr hauste in einem Gebäude von Fachwerk mit Stroh oder Schindeln gedeckt — es sind uns gelegentliche Beschreibungen und Abbildungen in genügender Zahl erhalten — über das Dach lehnte die große Feuerleiter, die Vorder- und Hintertür des Flurs war mit hölzernen Sperrbalken zum nächtlichen Verschluß versehen; im Unterstock lag die große Stube, in der Nähe die weite Küche, zugleich ein warmer Aufenthalt für die Dienenden, neben der Stube ein gemauertes Gewölbe, mit Eisengittern am Fenster und womöglich mit eisernen Türen gegen Diebe und Feuersgefahr, dort wurde aufbewahrt, was der Gutsherr von wertvoller Habe besaß; war einmal eine Summe Geldes darin verschlossen, so wurde gern ein besonderer Wächter vor das

Haus gesetzt. Über diesem Gewölbe lag im Oberstock die Schlafstube des Hausherrn, dort stand das Ehebett, auch dort war in der Wand oder in den Dielen ein verborgenes Behältnis, worin einiges Silbergerät und der Schmuck der Frauen aufbewahrt wurde. Die Kinder, der Hauslehrer und die Ausgeberin schliefen wohl noch in Gitterverschlägen, welche nicht heizbar waren. Zuweilen war an den Oberstock eine hölzerne Galerie angebaut, das „Lustgänglein", dort wurde Wäsche getrocknet, der Hof beobachtet, Frauenarbeit getan. Das Haus stand unter besonderer Aufsicht eines alten Reisigen oder eines armen Vetters, der als Wächter innerhalb schlief; im Hof und um das Haus liefen zur Nachtzeit wilde Hunde, welche auf Bettler und fremde Fußläufer besonders abgerichtet wurden. Alle diese Vorsichtsmaßregeln vermochten aber die Einbrüche bewaffneter Banden nicht ganz zu verhindern. — Selbst ein mäßiges Rittergut war ein freudearmer Besitz. Die Mehrzahl der Gutsherren war tief verschuldet, unförmliche Prozesse, oft noch von dem Krieg her, schwebten um Schornstein und Grenzhügel. Die Wirtschaft bewegte sich kümmerlich unter der Aufsicht eines armen Vetters oder eines unsichern Verwalters, die Hofgebäude waren schlecht und zerfallen, es fehlte an Geld, sie neu zu bauen, oft auch an gutem Holz. Denn die Wälder hatten sehr durch den Krieg gelitten; wo Gelegenheit zum Verkauf war, hatten die fremden Befehlshaber große Forsten niedergeschlagen und verhandelt; in der Nähe befestigter Orte waren die Stämme zu Festungsarbeiten verwandt, welche damals ungeheure Holzmassen erforderten, nach dem Frieden war wieder vieles zum notdürftigen Aufbau der Dörfer und Vorstädte gefällt worden. Auch die Ackerwirtschaft bot geringen Ertrag. Zur völligen Bestellung fehlten nicht nur Gespanne, weit länger die Menschenhände der fronenden Dorfleute, auch waren die Getreidepreise nach dem Krieg im Durchschnitt so niedrig, daß kaum das Verfahren der Frucht lohnte; so blieb der Viehstand unvollständig; neue Kapitalien waren noch schwer zu erhalten. Denn das Geld war teuer, und die Hypotheken auf adligen Gütern galten für keine vorteilhafte Anlage. Zwar gaben

sie einige Realsicherheit, aber schon die Zinsen wurden zu oft unregelmäßig berichtigt und vollends das gekündigte Kapital konnte nicht leicht zurückgezahlt werden, die Erwerbung des verpfändeten Gutes durch den Gläubiger aber war — bei sehr verschiedener Gesetzgebung — nur in einzelnen Fällen nach umständlichem Verfahren möglich, sie wurde zuweilen gefährlich, denn den neuen Erwerber bedrohten die Freunde und Nachbarn des Schuldners mit ihrem Haß. In den östlichen Grenzländern suchten sich zuletzt mißvergnügte Gläubiger dadurch zu helfen, daß sie ihre Schuldscheine an polnische Adlige verkauften. Diese verschafften sich das Geld, indem sie Repressalien gegen Reisende aus der Landschaft des Schuldners gebrauchten und dem ersten besten die Summe abnahmen. Das war schon vor dem großen Krieg geschehen, und wiederholte Verbote beweisen, wie sehr der Verkehr unter solchen Gewalttaten litt*. Durch solche Leiden kam auch ein verständiger Grundbesitzer leicht in verzweifelte Lage. Eine Mißernte, ein Viehsterben mochten ihn wahrscheinlich ruinieren. Aber was das Hauptleiden war, eine große Menge hatte nicht den mäßigen Sinn, sich dauernd um die Wirtschaft zu kümmern und die Ausgaben nach den sicheren Einnahmen des Gutes zu beschränken. So gedieh den wenigsten ihr Leben. Die Mehrzahl erhielt sich unter häufigen Verlegenheiten, Prozessen und ewigen Schulden; auch von denen, welche mit besserer Hoffnung ihre Güter übernommen hatten, wurden manche zuletzt, was eine große Zahl ihrer Standesgenossen war, Mitglieder der großen Innung, welche das Volk Krippenreiter, Wurstreiter, Matzraufer, Schlackenläufer, Misthammel schalt.

Solche Verarmte ritten in „Koppeln“ von Hof zu Hof, als lästige Schmarotzer fielen sie in der Nachbarschaft ein, wo auf einem Gut ein Fest gefeiert wurde, wo sie Vorräte in Küche und Keller witterten. Wehe dem neuen Bekannten, den sie am dritten Ort kennengelernt hatten; sie waren

* Schon 1603 wird von Wien aus dagegen geeifert, sehr arg war der Mißbrauch im Kriege geworden. Kais. Priv. und Sanct. I. 117.

sogleich bei der Hand, ihn auf einen oder acht Tage zu begleiten. Wo sie eingefallen waren, kostete es die größte Mühe sie fortzubringen. In ihrem Umgang nicht wählerisch, tranken und rauften sie sich wohl mit den Bauern in der Schenke, sie erwiesen in der Trunkenheit auch einem Bürger mit gefülltem Beutel die Ehre, ihn in ihre Brüderschaft aufzunehmen, dann wurde unter zerschlagenen Gläsern und Flaschen auf den Knien die Brüderschaft geschlossen, Leib und Seele zu ewiger Treue verschworen und gemeinschaftlich der für den ärgsten Kujon erklärt, der nicht unverbrüchliche Freundschaft halten würde. Solche Brüderschaft schützte allerdings nicht vor einer großen Schlägerei in der nächsten Stunde. Aber wie gemein sie sich bei solcher Gelegenheit machten, nie vergaßen sie, daß sie „uralte, wilde Edelleute“ waren. Der Bürger oder wer vom Kaiser einen Adelsbrief hatte, konnte zwar ihr Bruder werden, diese Vertraulichkeit brachte der Lauf der Welt mit sich, aber die Prädikate der Familiengenossenschaft, „Oheim“ und „Vetter“, erhielt er nicht, auch wenn er durch Heirat mit ihnen verschwägert war; in ihre „Freundschaft“ wurde nur aufgenommen, wer von altem Geschlecht war. Ihre Kinder gingen in Lumpen, ihre Frauen sammelten zuweilen Lebensmittel bei den Verwandten ein, sie selbst trabten auf zottigen Pferden in alten Regenröcken über die Stoppel, wohl gar statt der zweiten Pistole ein geschnitztes Holz in den alten Holstern. Ihre Niederlage hatten sie in Dorfschenken; wenn sie einmal nach der Stadt kamen, lagen sie in den schlechtesten Herbergen, ihre Sprache war roh, voll Stallausdrücke und Flüche; von den Gebräuchen der Gauner war ihnen Bedenkliches in Rede und Gewohnheiten übergegangen, sie rochen mehr nach ihrem „Finkeljochem“, als für andere angenehm war; sie selbst waren Lumpen, bei aller Raufsucht ohne festen Mut, sie wurden allgemein für eine Landplage gehalten und von solchen, welche etwas zu verlieren hatten, mit Schmeißfliegen verglichen; mehr als einmal wurden sie von den Landesherren, sogar vom Kaiserhof durch scharfe Dekrete verfolgt*,

* Z. B. Kaiserl. Privilegien und Sanctiones IV. 1125.

aber sie waren bei alledem hochmütige, durchaus aristokratisch gesinnte Gesellen. Ihr Stammbaum, ihr Wappen, ihr Familienzusammenhang war ihnen das Höchste auf Erden. Unendlich waren Haß und Verachtung, womit sie auf den reichen Städter sahen, sie waren immer bereit, mit einem Neugeadelten Händel anzufangen, wenn er ihnen nicht vollen Titel gab oder sich gar anmaßte, ein Wappen zu führen, welches dem ihrigen ähnlich war.

Mit diesen Gesellen und ihrem Verkehr soll die folgende Mitteilung näher bekannt machen. Sie führt in eine Ecke des deutschen Landes, wo die Krippenreiterei besonders arg war, an das rechte Oderufer Schlesiens. Dort riß nach einem alten Volksscherz dem Teufel der Sack, als er in der Luft eine Anzahl Krippenreiter fortschaffen wollte, und er hat den ganzen Plunder auf diese Landecke ausgeschüttet.

Die folgende Schilderung ist aus der Erzählung „Der Edelmann" genommen, welche der Schlesier Paul Winckler, politischer Agent und Rat des Großen Kurfürsten zu Breslau, wenige Jahre vor seinem Tode (er starb 1676) verfaßte. Die Erzählung wurde erst nach seinem Tode in zwei Auflagen (zuletzt Nürnberg, 1697, 8°) gedruckt. Kunst und Erfindung darin sind nicht bedeutend, aber gerade deshalb wird sie hier brauchbar. Winckler war ein gebildeter, welterfahrener Mann, ein angesehener Jurist, durch seine zahlreichen Reisen und Verbindungen und durch genaue Bekanntschaft mit den Verhältnissen des deutschen Landbesitzes vorzugsweise befähigt, ein sicheres Urteil abzugeben. Dazu besaß er Eigenschaften, welche dem Schlesier nicht selten sind: er wußte sich leicht in die Welt zu schicken, war ein lustiger Gesellschafter, beobachtete unbefangen und verstand lebendig zu erzählen. Daß er Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft war, hat wahrscheinlich dazu beigetragen, sein Interesse an der deutschen Literatur rege zu erhalten und ihn selbst zu anspruchsloser Schriftstellerei zu ermutigen, aber der kluge Mann sah doch mit einiger Verachtung auf die puristische Pedanterie, womit Genossen seines Ordens der deutschen Poesie aufzuhelfen versuchten. „Sie sitzen hinter der Küche des Parnaß und sättigen sich am Geruch des

Bratens." Als er seine Erzählung schrieb, etwa fünfzig Jahre alt, durch die Gicht an sein Zimmer gefesselt, war seine Absicht, in einem Bild zu zeigen, wie ein rechter Edelmann sein solle. Denn es war sein Schicksal gewesen, das ganze Leben hindurch in geschäftlicher Verbindung und persönlichem Verkehr mit dem Adel verschiedener Landschaften zu stehen, seine eigene Frau war aus dem Geschlecht des Dichters von Logau, wie er selbst ein Schwestersohn des Andreas Gryphius. Zuverlässig war durch manche eigene Erfahrung sein Blick für die Lächerlichkeiten der Privilegierten besonders geschärft, aber er war doch ein Sohn seiner Zeit und bewahrte im Herzen einen tiefen Respekt vor echt adligem Wesen. Seine Erzählung ist deshalb durchaus keine Satire, wie sie wohl genannt worden ist, und die Schilderungen, welche hier mitgeteilt werden, machen den Eindruck besonders genauer Porträts. Freilich ist ihm begegnet, was auch neue Erzähler mit moralischer Tendenz hindert, er hat recht anschaulich geschildert, wie Edelleute nicht sein sollen, für seine guten Gestalten fehlten ihm scharfe Umrisse und Farben, ja sie werden langweilig, weil er dieselben Bildung und Grundsätze in langen Unterredungen an den Tag bringen läßt. Seine Erzählung ist mit den Romanen des Simplizissimus verglichen worden. Produktive Kraft, Phantasie, Reichtum an Detail sind bei dem Schlesier unvergleichlich geringer. Aber mit dem größeren Dichtertalent ist bei Grimmelshausen zuweilen eine Neigung zum Seltsamen und Phantastischen verbunden, welche an die Methode der Romantiker erinnert und das Dargestellte nicht durchweg als ein treues Bild der Zeit erscheinen läßt. Davon hat der Schlesier allerdings nichts, er erzählt lebendig und mit innerer Freiheit, was er etwa selbst geschaut hat, nicht vieles, nichts Besonderes, glatt und geradezu.

Der Verlauf der Erzählung ist sehr einfach. Ein reicher junger Holländer — die Holländer nahmen damals in deutscher Gesellschaft ungefähr dieselbe Stellung ein, welche noch vor kurzem auch an deutschen Höfen den Engländern gegönnt wurde, die Bedeutung ihrer Nation galt fast so viel als ein Adelsbrief — kommt nach Breslau (Belissa), wird

Zeuge eines Duells zwischen einem Neugeadelten und einem Landjunker, läßt sich von seinem Gastwirt das Landleben schildern, besucht das Haus eines verschwenderischen Pfeffersackes, wird von einem jungen Herrn v. K., einem Bekannten aus früherer Zeit, auf ein Landgut geladen, lernt nahe dabei die Krippenreiter aus eigener Anschauung kennen, hört einen Bericht der Abenteuer, welche ein Schlesier als englischer Offizier durchgemacht, und verbringt die übrige Zeit seines Landbesuches mit würdigen, aber sehr breiten Gesprächen, in welche der Verfasser viel von seinen Ansichten und seiner Gelehrsamkeit eingepackt hat: über die Bildung des Soldaten, über Berufs- und Geburtsadel, über die politische Situation, über die Kultur der Alten im Vergleich zur Gegenwart usw. Bei der Rückkehr nach Breslau erfährt der Holländer, daß jener reiche Kaufmann, der ihn im Anfang zur Tafel geladen, Bankrott gemacht und sich heimlich entfernt habe, das Leben desselben wird erzählt, der Held verläßt Breslau. — So enthält die ganze lange Erzählung nur etwa fünf Schilderungen, welche hier interessieren, zwei derselben werden mitgeteilt. Einzelne rohe Ausdrücke sind gemildert, weniges gekürzt, die Sprache nur so viel, als unumgänglich nötig schien, unserm Deutsch genähert. Zuerst erzählt der Gastwirt, wie er als Sohn eines Schneiders studiert, dann eine wohlhabende Kretschmerin — Schenkwirtin — geheiratet und nach ihrem Tode, in dem unglücklichen Bestreben großzutun, einen Adelsbrief gekauft habe, um sich auf dem Lande niederzulassen. Dann fährt er also fort:

„Ein nicht gar zu getreuer Freund gab mir einen Anschlag auf die Landecke, wo zwar die adligen Rittersitze in niedrigem Preise, dabei aber auch von geringem Einkommen sind; zwar widerriet mir dies ein anderer guter Freund und wies mir nach, was ich für Überlast und Widerwärtigkeit von den benachbarten Krippenreitern haben würde, ich ließ mich das aber nicht anfechten, weil ich mich ihnen mit dem Degen genugsam gewachsen wußte, und schlug die gute Warnung leicht aus dem Sinn. Kurz ich kaufte ein Gut für 6000 Taler, ward aber bald gewahr, daß ich unter den Blitz

geraten, als ich dem Donner entwichen, und daß mein guter Freund mit seiner Prophezeiung sehr nahe ans Ziel geschossen hatte. Denn als ich mich kaum halb und halb eingerichtet, war ein Junker Vogelbach der erste, der mich nebst ein paar seinesgleichen „umstieß", wie sie es nannten. Er war auf etwa eine halbe Meile mein Nachbar; nicht daß er damals oder jetzt ein eigenes Gut gehabt hätte, sondern er saß nur auf einer Bauernwirtschaft zur Miete, die etwa einige hundert Reichstaler wert war, und brachte, wie andere seinesgleichen, das Leben mit Krippenreiterei zu. Wie er sein Weib und Kind aushält, weiß ich nicht, nur daß ich die Frau öfter mit einem Karren und ein paar abgerissenen Kindern bei den vermögenden Edelleuten auf der Garte gesehen habe, wie sie Getreide, Brot, Käse, Butter und dergleichen einsammelte. Solche Bettelschatzungen forderte sie denn auch insgemein monatlich einmal bei mir ein. Dieser Vogelbach nun war, wie gedacht, der erste, der mir nebst ein paar seinesgleichen „den Tisch zu rücken" einsprach. Sie verhielten sich das erste und zweitemal noch ziemlich bescheiden, wohingegen auch ich ihnen vorsetzte, was das Haus vermochte. Dies aber wurde ihrer Meinung nach durch die Ehre der adligen Brüderschaft, welche sie mit mir schlossen, überflüssig ausgeglichen, bis endlich die Stänkerei in ihrem groben Gehirn unmöglich eingesperrt länger bleiben konnte. ‚Es gilt dir, Bruder Kretschmer', fing er einmal an, als er sich den ganzen Tag über die Nase mit Bier und Branntwein begossen hatte. Doch aber gesegnete ich ihm diese Worte mit einer unversehenen Ohrfeige dergestalt, daß der gute Kerl mit dem Sessel bis mitten in die Stube über den Haufen flog. Mein Reitknecht, ein baumstarker Mensch, der vormals Soldat gewesen, und den ich zumeist als Schutzgeist in dergleichen Nöten aufgenommen hatte, kriegte, als er dies sah, den andern Junker W. bei dem Kragen, daß er sich nicht rühren konnte. ‚Was,' sagte er, ‚ihr Halunken, ist es nicht genug, daß man euch, sooft ihr kommt, den hungrigen Leib füllt und eure magern Mähren ausfüttert? Wollt ihr meinem Herrn dieses Deo gratias geben? Dieser und jener hole mich, wo sich einer regt, so

will ich ihm den Junkerrock so verbrämen, daß man die blauen Posamenten sechs Wochen auf dem bloßen Rücken sehen soll.' ‚Wir haben nichts mit diesen Händeln zu tun,' antworteten die zwei, ‚hat Bruder Vogelbach etwas angefangen, so wird er solches als ein rechtschaffener Kavalier auch auszuführen wissen.' Dieser hatte sich unterdes wieder aufgerafft und wollte zum Degen greifen. ‚Laß deine elende Blutpeitsche stecken,' sagte ich, ‚oder ich will dir, sofern du noch nicht völliges Maß hast, mit dem abgebrochenen Schemelbein dies gewiß dazusetzen.' Damit hielt er den Mund und ging mit blaugefärbten Augen nebst seinen ritterlichen Kumpanen auf und davon. Sie setzten sich zu Pferde und ritten zum Tor hinaus. Sobald sich aber diese drei für sicher hielten, ging erst recht das Schmähen an; hundertmal schalten sie mich einen Kretschmerknecht, der eine bemühte sich die Pistolen loszubrennen, konnte es aber nicht dazu bringen, ohne Zweifel weil weder Hahn noch Rad am Schlosse war. Endlich merkten sie, daß ich ihnen mit einem halben Dutzend Bauern auf den Hals kommen wollte. Deshalb machten sie sich eilends auf und davon und schickten mir etwa vierzehn Tage danach alle drei zugleich ein Schlagkartell zu, in der Meinung, ich würde nimmermehr das Herz haben, mich mit ihnen im freien Feld herumzuhauen, worin sie sich aber sehr betrogen fanden.

Da ich jedoch mich besorgte, es möchte mir der ganze Schwarm der herumwohnenden Krippenreiter über den Hals kommen und gemeinsam Kopfnüsse geben, so nahm ich ein halbes Dutzend von den Reitern, die damals im Lande lagen, zu mir und gab dem Vogelbach im ersten Gang eine so tüchtige Schmarre über die Achsel, daß er den Degen fallen ließ und die Faust nicht mehr gebrauchen konnte. Darüber verlor W. alsbald den Mut so weit, daß er im zweiten Gang Frieden machte. Keiner hielt sich besser als Junker Michael v. S., den ich vorher für den verzagtesten angesehen hatte. Er hieb gut genug um sich, bis endlich dieser dreifache Zweikampf so endete, daß sich die beiden andern mit uns verglichen, Vogelbach sich aber noch ein paar Gänge zu Pferde vorbehielt, sobald ihm der Arm

geheilt sein würde, was er jedoch bis zum heutigen Tage unausgeführt gelassen hat.

So bekam ich Ruhe, zwar nicht vor dem Zulauf der Krippenreiter, an denen es niemals mangelte, wohl aber vor ihren Händeln; doch bald wurde mir eine viel größere und kostbarere Ungelegenheit. Mein Verkäufer hatte mich nicht nur beim Verkauf selbst ziemlich geschnellt, sondern mir auch einen bedeutenden wiederkäuflichen Zins verschwiegen, außerdem bei weitem nicht alles gewährt, was in dem Inventarienzettel aufgesetzt war. So mußte ich ihn notwendig vor der Landesregierung verklagen und mich dazu eines Advokaten bedienen. Hier dauerte es nun sehr lange, bevor ich meinen Gegner, der eine Ausflucht nach der anderen ersann, festhalten konnte, und mir schien auch, als wenn man bei der Regierung wenig Lust hätte mir zu helfen. Mein Advokat, der am besten wußte, wo es fehlte, gab mir den Rat, den Herrn Kanzler zu gewinnen. Ich merkte leicht, wohin er zielte, und schickte diesem anfangs ein in Polen erkauftes Wildschwein nebst ein paar Tonnen Butter in die Küche, welche auch das Rad der Gerechtigkeit so weit aus dem Sumpf hoben, daß ein Befehl an meinen Gegner abging, seine Einwendungen in einer festgesetzten Frist beizubringen. Damit mußte ich vorerst zufrieden sein, ich ward aber bald inne, daß noch vor Ablauf der Frist das Wildbret mit der Butter verzehrt war, ich hörte von keiner Vorladung und von keinem Gegenbericht. Daher verdoppelte ich meinen Einsatz, und weil die Frau Kanzlerin erinnerte, die Butter habe ihrem Herrn so wohl geschmeckt, daß er seit der Zeit keine andere genießen wollte, mußte ich wieder ein paar Tonnen nebst einem Malter Hafer und einem schönen Rehbock denselben Weg gehen lassen. Darauf kam zwar bald ein neuer Befehl, mein Gegenpart war aber so lange nicht zu sehen, bis endlich noch ein Malter Korn nachflog. Dieser brachte es zwar zum Termin, förderte die Sache aber nur so weit, daß dem Gegner das Klagelibell vorgetragen und anbefohlen wurde, innerhalb einer doppelten sächsischen Frist zu exzipieren. Diese Frist zog sich mit der Replik und Duplik, und bevor man in der Sache zum

Schluß kam, bis über zwei Jahre hinaus. Weil aber unterdes dem Herrn Kanzler alles Geschenkte besser schmeckte, als was er kaufte, mußte ihm bald dies, bald jenes zugeschickt werden. So wußte er ein Paar schöngezogene Stutzen bei mir, die er sich auf folgende Art herausbrachte. Er kam unvermutet selbst zu mir und tat, als ob er genötigt wäre, um ein freundliches Nachtlager anzusprechen. Ich mußte mir dies für eine besondere Ehre schätzen und bewirtete ihn, so gut ich konnte. Unterdes besah er meine Gewehre, lobte die Stutzen und gab vor, daß er ein besonders großer Freund von dergleichen Sachen wäre; ich möchte sie ihm entweder gegen bare Zahlung überlassen, wenn sie mir feil wären, oder ihm ein Paar von derselben Arbeit bestellen. Daraus konnte ich bald merken, wohin er zielte, und mußte in den sauren Apfel beißen und nicht nur dieses Paar Stutzen, sondern etliche Monate darauf noch ein schönes silbernes Uhrlein, das er zufällig an der Wand gesehen hatte, in Hoffnung eines guten Bescheides hingeben. ‚Das ist ein schöner Groschen, womit man einen Taler gewinnen kann', sagte mein Advokat; ‚selten fällt in einen offenen Beutel ein schlimmes Urteil; der Beutel eines Prozessierenden muß mit Spinneweben zugeschnürt sein, gerade wie bei den Verliebten. Und da man mit einer goldenen Lanze auch den Stärksten aus dem Sattel heben kann, wird wohl alles gut werden, wenn sich der Herr noch zuletzt einmal überwinden kann zu geben.' Kurz auch eine vier Mark schwere vergoldete silberne Flasche ging dem andern nach. Und doch fand ich zuletzt dort einen Esel, wo ich eine Krone gesucht hatte. Das Ende war die Sentenz, nächstens solle eine Kommission niedergesetzt werden, um zu versuchen, ob wir in Güte miteinander verglichen und die hochlöbliche Regierung fortan dieses langen, verdrießlichen Prozesses überhoben werden könne. Wie sehr mir dies zu Herzen ging, ist leicht zu erachten; ich verfluchte die Stunde, in der ich an das Landleben gedacht hatte, und verglich mich mit meinem Gegner, ehe noch die Kommission angesetzt war. Für 1600 Taler, die ich mit allem Recht von ihm zu fordern hatte, nahm ich 500 und bekam damit kaum die aufgewandten Unkosten zurück. Dabei bekannte er mir denn aufrichtig, daß ihm an dergleichen Bestechung auch nicht weniger als 300 Taler daraufgegangen wären. So wäre der beste Weg gewesen, wenn man sich gleich anfangs vertragen hätte.

Unterdes hatte ich mich mit einem Hauskreuz beläftigt, das mir viel mehr in die Seele schnitt als dieser Prozeß. Bald nach dem Kauf des Gutes hatte ich mich in ein altadliges Geschlecht der Nachbarschaft verheiratet, und das bekam mir so wohl wie dem Esel der Eistanz. Im Anfang zwar hatte ich geringe Neigung dazu, ich war gewillt, guter Leute Kind aus der Stadt mit etlichen tausend Talern zu nehmen und dadurch meine Wirtschaft um ein bedeutendes zu verbessern. Aber der falsche Freund, der mich zu dem Kauf überredet, riet mir keine andere als von gutem, altem Adel, und zwar aus der Nachbarschaft zu nehmen. ‚Zunächst', sprach er, ‚ist sehr ungewiß, ob der Herr in Breslau eine reiche Partie antrifft, obgleich er sich darauf hat adeln lassen. Ferner haben dergleichen Stadtdamen so viel Kenntnis von der Landwirtschaft, daß sie nicht einmal wissen, was Kuh oder Ochse, was Käse oder Quark sei. Die Wirtschaft des Herrn aber erfordert eine Wirtin, die von Jugend auf dabei gewesen ist; auch ist solche Heirat das einzige Mittel, seine Kinder mit der Zeit zu rechtschaffenen Landedelleuten zu machen.' Zu diesem Ende schlug er mir eine Dame der Nachbarschaft vor und erbot sich, selbst den Freiwerber abzugeben. ‚Sie ist schön, eine gute Wirtin, von guten Mitteln und altem Hause, das alles wird der Herr unmöglich in der Stadt beisammen finden.' Als ich ihn hierauf fragte, wie hoch sich ihre Mittel beliefen, schnitt er von 2000 Talern auf. Zwar zweifelte ich schon damals daran, weil dies auf dem Lande ein so großes Heiratsgut ist, daß wohl auch Freiherren danach schnappen; doch ließ ich mich endlich bereden, weil die Dame nicht übel gebildet war und der neue Adel mir alle gesunde Vernunft aus dem Hirn geschafft hatte. Bald fand ich, daß die vorgegebenen 2000 Taler bis auf 400 schwanden, die noch dazu in einem zweifelhaften Prozeß schwebten, der kaum so viel austragen konnte, als die daraufzuwendenden Unkosten betrugen, oder als mich ein

standesgemäßes Beilager kosten würde. Demungeachtet hatte ich im Anfang Liebe zu ihrer guten Gestalt und schlug mir alles aus dem Sinn. Da sie mir aber so gar nichts an Schmuck, Kleidern und anderem Frauengeschmeide zugebracht, fragte ich einst meine Frau Schwiegermutter, wo denn die Kettchen, Ringe und paar taftnen Röcklein wären, mit denen ich doch meine Liebste bekleidet gefunden hätte, als ich um sie warb. Sie aber gab mir mit höhnischem Gelächter zur Antwort, wenn ich sie auch nur im bloßen Hemd bekommen hätte, sollte ich dennoch damit zufrieden sein und mich begnügen, daß sie so weit von ihrem adligen Geschlecht herabgestiegen sei und mir ihr Kind gegeben hätte; sie werde noch Ungelegenheit genug haben, diesen Schimpf bei ihrer Freundschaft abzuwischen, welche die Heirat durchaus nicht hätte zugeben wollen. Was aber Kleider und Schmuck anbelange, so müßte ich wissen, daß sie noch mit mehr Töchtern versehen sei und auch diese zu bedenken hätte. Auch sei es in der Gegend Gebrauch, mit einem Kleid und Aufputz zwei bis drei Töchter zugleich zu versorgen; wenn eine von ihnen geputzt wäre, müßte die andere unterdes der Wirtschaft obliegen, oder wenn Gäste kämen, sich krank stellen und im Bett gedulden, bis die Woche oder Reihe auch an sie käme. Damit mußte ich zufrieden sein und meine Liebste, wollte ich sie nicht mir zum Schimpf gehen lassen, mit vollständiger adliger Kleidung und Schmuck von Kopf zu Fuß aus eigenen Mitteln versehen. Darüber ging denn mein bares Geld vollends darauf, zumal mich die Hochzeit sehr viel gekostet hatte, denn fast die ganze Landschaft lag mir mit Weibern, Kindern, Gesinde und Pferden länger als vierzehn Tage auf dem Halse und war nicht wegzubringen, solange sie in Küche und Keller noch etwas für sich fand. Aber auch was ich für meine Gemahlin machen ließ, war ihr und ihrer Mutter niemals reichlich und kostbar genug, immer wußten sie daran Mängel zu finden und wollten alles vollständiger haben.

Gleichwohl überwand ich mich und würde keine Unkosten angesehen haben, wenn ich damit nur den geringsten Dank verdient hätte; aber ich mußte, was mich am allermeisten

schmerzte, empfinden, daß mich weder mein Weib noch ihre ganze Freundschaft im geringsten achteten. Besonders meine liebe Schwiegermutter war ein grundböses, hoffärtiges, falsches Weib, und weil insgemein die Blätter wie die Wurzel des Baumes sind, so nahm auch ihre Tochter bald ihr Wesen an. Und weil ich ihr deswegen nicht mehr hold sein konnte, bekam öfters mein Reitknecht freundlichere Blicke als ich. — Übrigens durfte ich gar nicht klagen, daß ihre Freundschaft nicht mehr mein Haus besucht hätte, als mir lieb war, sie half redlich aufzehren, was sie nur fand. Sie hätten aber geglaubt, der Böse würde sie sofort holen, wenn sie mich Schwager oder Oheim genannt hätten, die Brüderschaft mußte alles verblümen, und meine eigene Schwiegermutter gab wohl Achtung, daß ihr nicht das Wort ‚Sohn' entfuhr, besonders wenn etwa ein Fremder dabei war. Niemals aber waren sie lieber beisammen, als wenn ich in Breslau oder sonstwo abwesend war; dann hatte die Schwägerschaft die beste Gelegenheit, sich recht auf meine Unkosten lustig zu machen, wozu ihnen ein guter Trunk Wein, den ich in meinem Flaschenfutter von drei bis vier Töpfen für mich und meine Frau Gemahlin hielt, so wohl anstand, daß ich es gänzlich geleert fand, wenn ich nach Hause kam. Doch wäre auch das noch hingegangen, wenn man mir nur nicht auch das Getreide vom Boden, ja selbst Kühe und Kälber ohne mein Vorwissen genommen und der adligen Freundschaft zugesteckt hätte. Wer aber vier Taler einnimmt und sechs wieder ausgeben muß, hat nicht Ursache für einen Beutel zu sorgen. So konnte ich mir leicht die Rechnung machen, daß ich in kurzem ein so guter Krippenreiter wie meine Nachbarn werden würde.

Da gefiel es Gott, mich durch den Tod meiner Liebsten, welche im Kindbett starb, von dieser Gefahr zu erlösen. Auch bei diesem Ereignis hatte ich einen harten Sturm mit meiner verdrießlichen Frau Schwiegermutter auszustehen. Diese erfüllte mit ihrem Geschrei über der Tochter Ableben Himmel und Erde und wollte alle Welt überreden, die gute Frau hätte sich zu Tode gegrämt, weil sie nicht ihrem Stand gemäß verheiratet war, und sie, die Schwiegermutter, wäre

schuld an alledem gewesen. Ich hörte eine Weile ihre Narrheit mit an und ertrug sie in der Hoffnung, daß das Spiel einmal ein Ende haben würde, bis sie endlich noch weiter herausbrach und allen Schmuck, den ich gekauft, nebst der Kleidung und was die Tochter sonst unter ihrem Verschluß gehabt, für ihre andern Töchter haben wollte unter dem Vorwand der Niftelgerade. Ich warf ihr ein paar mitgebrachte Lappen vor die Füße und ließ die Leiche in einem ehrlichen Sarg in die Geschlechtsgruft setzen, ohne die Schwiegermutter oder einen andern Verwandten dazu zu bitten. Und ich setzte mir vor, das Gut an den ersten besten zu verkaufen und mich wieder nach der Stadt zu begeben.

So saß ich einst eines Abends voller Gedanken am Fenster und sah, wie das Gesinde seine Arbeit tat, als ich von ungefähr gewahr wurde, daß sich jemand mit bloßem Degen am Tor gegen die anlaufenden Hunde verteidigte. Ich schrie dem Gesinde zu, die Hunde abzuhalten, worauf ein wohlbekleideter Mann mit großen Komplimenten auf mich zutrat. ‚Mein Herr Oheim', sprach er, ‚wird nicht ungeneigt aufnehmen, daß ich mir nach Ritterart die Ehre gebe, auf ein Nachtlager einzusprechen, um dabei die Ehre seiner Bekanntschaft zu genießen.' ‚Nicht im geringsten,' versetzte ich darauf, ‚wenn nur mein Herr beliebt vorliebzunehmen.' Ich nötigte ihn deshalb herein, und da der Kavalier so freigebig mit der Vetterschaft war, konnte ich leicht erkennen, daß er nicht aus der Nachbarschaft sei. Er kam auch bald damit heraus, daß er ein freier Reichsritter aus dem Elsaß und durch die Franzosen so verdorben worden sei, daß er lieber seine abgebrannten Güter mit dem Rücken angesehen, als sich ihrer Botmäßigkeit unterwerfen wolle; jetzt begäbe er sich nach dem Kaiserhof, dort Kriegsdienste zu suchen. Die Nichtigkeit dieser Aufschneiderei konnte ich schon daran erkennen, weil er keine von den adligen Familien kannte, mit denen ich bei früherer Anwesenheit im Elsaß bekannt worden war. Deshalb ging ich auch behutsam mit dem Kerl um, und der gute reichsadlige Herr und Bruder mußte mit einer Streu und Matratze nebst einem Kopfpolster vorlieb nehmen. Als ich am andern Morgen aufstand, fand ich

weder Junker noch Bettgewand vor und vermißte dazu meinen Degen und Pistolen, die ich in der Stube gelassen hatte. Geschwind befahl ich meinen Knechten, sich mit Prügeln auf die Pferde zu werfen, und wenn sie den Halunken anträfen, ihn kräftig durchzuhauen und danach laufen zu lassen, meine Sachen aber wieder abzunehmen. Denn ich konnte mir leicht einbilden, daß der Mensch ein Beutelschneider wäre, daß er mehr auf dem Kerbholz haben würde, und daß ich durch seine Verhaftung den Vorteil erlangen könnte, noch einen kostspieligen peinlichen Prozeß, zuletzt sein Hängen zu bezahlen. Die Knechte trafen ihn mit seiner Beute im nächsten Holz und kamen dem Befehl redlich nach. Sie brachten mir zwar meine Sachen wieder zurück, diese kamen mir aber sehr teuer zu stehen. Denn kaum vier Tage darauf wurde mir ohne Zweifel von diesem Schelm des Nachts mein Gut über dem Kopf angezündet, so daß ich kaum das Wohngebäude retten konnte, im übrigen aber zusehen mußte, daß Scheuern und Ställe mit Getreide und Vieh bis auf den Grund abbrannten.

Dies Unglück nun verleidete mir das Landleben so sehr, daß ich nur ein paar Ställe für das noch übrige Vieh aufbaute und kurze Zeit darauf das Gut, welches ich für 6000 Taler erkauft hatte, um 4000 wieder weggab. Darauf begab ich mich nach der Stadt zurück."

So erzählte der bekehrte Landwirt dem jungen Holländer. Wenige Tage darauf hatte der Fremde Gelegenheit, aus eigener Anschauung das schlesische Leben des verarmten Landadels in derselben Gegend selbst zu beobachten. Ein junger Herr v. K., ein gebildeter und gereifter Kavalier, lud ihn auf das Gut seiner honetten Eltern ein und forderte ihn auf, von dort einen Spazierritt auf ein Nachbargut zu machen, wo eine Taufe gefeiert wurde. Der v. K. bat unsern Helden, er möchte sich's gefallen lassen, für einen Oberstwachtmeister in holländischen Diensten ausgegeben zu werden; „denn ich weiß," sagte er, „daß sonst diese adligen Bauern kein Bedenken haben werden, dem Herrn die letzte Stelle zu geben und ihn nicht im geringsten zu beachten, trotz seiner Bildung und obgleich er, ohne arm zu werden,

leicht ihre sämtlichen Güter bezahlen könnte." Was der Holländer dort beobachtete, erzählt er folgendermaßen:

„Das Traktament war so beschaffen, daß die Tafel nicht in Gefahr war, unter den schweren Schüsseln zu brechen, ein gutes Gericht Speisefische in einer gelben Zwiebelsauce, alle Regalien eines Kalbes, der ganze Inhalt eines Schweines, soviel Glieder, soviel Speisen, ein paar Gänse und ein paar Hasen, dazu ein rohes wässeriges Bier, so daß man beizeiten den nicht viel besseren Branntwein zu Hilfe rufen mußte. Dabei aber war diese Gesellschaft, die aus etlichen zwanzig Personen bestand, rechtschaffen lustig und das Frauenzimmer viel aufgeweckter als die gezierten Kaufmannsfrauen des Stadtadels. Als die Tafel aufgehoben war und ein Teil der Kavaliere nach ein paar Fideln lustig umhersprang, ein Teil das Zimmer mit Tabak voll rauchte, fing die Frau v. R. an: ‚Ich sehe meine Lust an diesem ausländischen Kavalier und bin der Hoffnung, daß mein Sohn, der auch Offizier ist, an anderen Orten ebenso lieb und wert gehalten wird.' — ‚Ich, liebste Frau Schwester,' versetzte die Frau Ilse von der B., ‚bin ganz anderer Meinung. Ich könnte nimmermehr so tyrannisch gegen die Meinigen sein, sie unter diese Kriegsgurgeln zu verstoßen, denn ich höre, daß sie bisweilen schlecht genug zu essen haben, viele Nächte in kein warmes Bett kommen und noch dazu niemand haben, der ihnen ein Warmbier machte oder ein Glas Branntwein brächte. Sollte ich hören, daß meinen Sohn ein langhalsiger Tatar, wie ich ihn neulich im Kretschem abgemalt gesehen, gar gefressen hätte, so würde mich der Kummer auf der Stelle ersticken. Deswegen erachte ich besser, meinen Junker Hans Christoph daheim auf dem Gütlein zu erhalten, so gut ich kann. Zwar muß ich bekennen, daß er mich schon genug gekostet hat, als ich ihn rittermäßig ausstaffierte, meine zwei besten Kühe gingen damals drauf, und ich konnte den Abgang noch nicht ersetzen. Nun was hilft's, sehe ich doch auch meine Lust, wie er sich in allem so rittermännisch anzustellen weiß. Sehe sie nur, liebe Frau Schwester, kann er nicht so hurtig tanzen wie ein anderer und die Damen herumdrehen, daß es eine Art hat? Er wird

keinem ein Glas Bier oder Branntwein abschlagen, der Tabak ist sein einziges Leben, bei allen Gesellschaften ist er so angenehm, daß er bisweilen kaum in drei Wochen nach Hause kommt, womöglich mit einem blauen Auge. Daraus kann ich mir leicht die Rechnung machen, daß er sich nach Reiterart herumschlagen und wacker wehren muß. So wird auch hier mein Junker Martin Andres werden.' — Der Junker stand da und legte den Kopf in den Schoß der lieben Mutter. — ‚Der lose Kerl weiß auch schon, daß er ein Junker ist, darum begehrt er nichts zu lernen; er darf wohl schon auf den Gedanken kommen, einen Degen zu haben. Das macht mir neuen Kummer, denn ich kann mir leicht denken, daß es zuletzt auch noch ein Pferd kosten wird, und wenn Gott nicht sonderlich hilft, werden mir ein paar Kühe draufgehen. Doch ich werde ihm auch wohl endlich ein Abc kaufen müssen, denn sein Herr Vater hat immer gewollt, daß er ein recht scharfer Gelehrter werden sollte, wie er selber einer war. Ja, wenn es nichts kostete und die gelehrten Kerls nicht so viele teure Bücher haben müßten! Sonst sieht man wohl seine Lust an ihnen, und mir gehen die Augen noch immer über, wenn ich daran denke, wie sein Herr Vater so schön die Dankreden nach der Bewirtung hielt und es wohl so gut als der Pfarrer machen konnte, wie er auch einmal eine ganze halbe Stunde lauter Latein, ich weiß nicht was, vor dem Fürsten hersagen mußte. — Eins gefällt mir sehr wohl an meinem Martin Andres, daß er einen so verschlagenen nachdenklichen Kopf hat. Er hat mir selber an die Hand gegeben, ihm zuweilen zu etwas Geld zu verhelfen, indem ich ihm nämlich vergönne, das Lösegeld für das fremde Vieh zu behalten, das auf meinem Acker gepfändet wird. Darauf ist er nun so erpicht, daß er den ganzen Tag im Getreide auflauert, ein paar Schweine oder dergleichen zu erhaschen, womit er sich auch schon bis zu einem halben Taler erworben. — Dessenungeachtet aber, und wenn ich nur gewiß wüßte, daß meinem Junker Hans Christoph der Handel im Krieg auch so glücken würde wie Ihrem Herrn Sohn, liebe Frau Schwester, ich wollte ja ein Jahr nicht ansehen und wollte versuchen, wie ich ihn dazu

beredete; wenn er nur auch gewiß Oberster und ein Freiherr würde und eine reiche Dame kriegte. Die aber müßte mir bei meiner Seele vom rechten Adel sein; denn sonst schwöre ich, daß sie mir nicht unter die Augen kommen dürfte, wenn sie gleich im Gold steckte bis über die Ohren. Und wer weiß es, liebe Frau Schwester, ich habe mein Lebtag gehört, daß es in andern Ländern nicht so gute Edelleute gibt als bei uns, und daß man in Holland, wo dieser Offizier her ist, die Weiber nackt und bloß, wie sie der liebe Gott geschaffen, nicht anders als Kühe zu Markt treibt. Denn meiner seligen Frau Mutter Schwester, die liebe Frau Grete v. T., mußte damals auch erleben, daß ihren Sohn der Teufel ritt und daß er ein solches wildes Weib mit nach Hause führte. Da hat sie sich so sehr gegrämt, daß sie es nicht lange mehr gemacht hat, und sie ist durchaus nicht zu bereden gewesen, daß sie dieses wilde Weib nur einmal angesehen hätte. Aber um wieder auf meinen Sohn Junker Hans Christoph zu kommen, wenn es sich mit ihm machte, daß er nicht dahin käme, wo die Tataren sind, auch nicht Schildwacht stehen dürfte, so wollte ich wohl meine alte Magd, die ihn ganz aufgezogen und beflohet hat, schon überreden, daß sie auf ein Jahr mitzöge und Achtung auf ihn hätte, bisweilen den Kopf wüsche und die Hemden bereinigte, ich wollte ihr auch noch eine halbe Metze Lein aussäen.'

Die Frau v. R. würde wahrscheinlich dieser Einfalt genugsam geantwortet haben, wäre sie nicht durch den Herrn v. K. zum Tanz aufgeführt worden. So ließ sie die Alte allein, zu welcher sich der anwesende Junker Vogelbach mit einer fingerlangen Tabakspfeife im Mund verfügte und so Unterhaltung machte: ‚Wie geht's? wie steht's noch um ein gut Leben, meine liebe Frau Muhme? Ich merke, sie sieht ihre Freude an ihrem Junker Hans Christoph, daß er es so lustig mitmachen kann. Hol' mich dieser und jener, er ist auch ein rechtschaffener Kerl, ich wollte wünschen, daß er vor etlichen Tagen dabei gewesen wäre, als ich mich mit einem Pfefferſack von Breslau herumschlug; er sollte sein Wunder gesehen haben, wie ich den Kerl drillte; er mußte das

Leben von mir erbitten und nachher mir und meinen Sekundanten einen stattlichen Schmaus zum besten geben; wobei wir uns so lustig machten, daß der beste Wein in der Stube herumschwamm.' Aber die alte Frau von der B. antwortete darauf: ‚Es ist Euch eine schöne Ehre, daß Ihr Euch wegen eines Trunkes Wein mit den Bürgern so gemein macht. Und vor allen Ihr, Junker Martin Heinrich, dem der Mund nur immer nach Wein hängt; wenn Ihr nur ein paar Gläser davon erschnappen könnt, trinkt Ihr mit allen Leuten Brüderschaft, sie mögen Bürger oder Edelleute sein. Ja, Ihr nennt wohl gar, wie ich mir habe sagen lassen, die Pfefferſäcke Oheim und Vetter. Sollte ich das wissen, so schwöre ich, daß ich Euch mein Lebtag nicht Vetter nenne. Sagt mir, was habt Ihr wieder für eine Schmarre auf der Stirn? Ohne Zweifel habt Ihr Euch wieder gekatzbalgt und eins bekommen; das ginge wohl noch hin, wenn's Euch nur nicht die Bürger versetzt hätten.'

‚Seht Ihr mich für einen Narren an,' sagte Junker Vogelbach, ‚daß ich diese Kerle Oheim oder Vetter nennen sollte? Hätte ihnen der Kaiser auch einen noch so großen Brief gegeben? Bruder geht noch an, solange sie lustig Wein hergeben, hernach aber heißt es: laßt den Bärenhäuter gehen."

Unterdes machten sich die Gäste mit Tabak, Trinken und allerhand Gesprächen ziemlich lustig, wobei der Holländer bemerkte, daß von den beiden nicht übel gebildeten Töchtern des Wirtes allemal nur eine im Reigen zu sehen war, und jede vom Haupt bis zu den Füßen wie die andere gekleidet; daraus konnte er leicht schließen, daß sich auch diese guten Mädchen mit ein und derselben Kleidung behelfen mußten, und daß, während die eine im Zimmer tanzte, die andere, welche abgelegt hatte, unterdes draußen so lange in Geduld warten mußte, bis die Reihe wieder an sie kam. ‚Sind das nicht liebe Kinder,' sagte ihre Mutter, die sich mit andern Frauen zu der Frau von der B. gesetzt hatte, ‚sie wissen sich in alles so adlig zu schicken, ich sehe meines Herzens Lust, wie ihnen alles so wohl ansteht. Und hätten die Pfefferſäcke in den Städten noch soviel Schmuck um sich hängen, der Bürger blecket doch allemal heraus.' ‚Es ist nicht ohne,'

sagte die andere, ‚das Herz möchte mir im Leib zerspringen, wenn ich diese Leute in der Stadt in so prächtigem Kleid und Schmuck auf goldenen Karreten herprahlen sehe. Prahlet, denke ich dann, wie ihr wollt, und wenn ihr gleich alle Tage statt eures besten Weines gar Perlen söffet, so seid ihr doch Bürger, bleibet Bürger und werdet es nimmermehr dahin bringen, uns gleich zu sein.‘

Unter solchem Weibergeschwätz, Lachen, Jauchzen, Tanzen und Springen war die Nacht hereingebrochen, und weil der v. K. leicht erachten konnte, daß auch dieses Gelage mit den gewöhnlichen Stänkereien und Händeln würde beschlossen werden, so gab er unserm Holländer einen Wink und machte sich mit ihm auf die Seite zu einem bekannten Bauern, wo sie die Nacht auf einer Streu zubrachten. Am nächsten Morgen weckte sie der Reitknecht des Herrn v. K.; wenn sie eine dreifache Schlägerei anzusehen verlangten, wobei der Vogelbach der vornehmste sein würde, so möchten sie bald aufstehen und sich auf die polnische Grenze nahe am Dorf begeben. Dazu hatte aber keiner von ihnen Lust, der v. K., welcher sich solcher Lumperei seiner Landsleute schämte, gab seinem Reitknecht einen Wink zu schweigen; sie saßen auf und ritten unter anmutigen Gesprächen ihres Weges.“

So weit die Erzählung Paul Wincklers. Um das Jahr 1700 waren die Sitten des Landadels bereits milder, das Leben ein wenig reichlicher, die Koppeln der Krippenreiter seltener geworden. Immer noch kamen einzelne in Versuchung, dem schwachen Landesgesetz zu trotzen, wiederholt eifern die Regierungen gegen List und Gewalt, womit Unberechtigte die Landgüter Verstorbener in Besitz nehmen. Immer noch leidet die Mehrzahl des Landadels an einer Überbürdung durch aufgenommene Kapitalien, häufig ist die Klage, wie leichtsinnig Hypotheken ausgestellt und wieder verkauft werden, und wie gewöhnlich es sei, durch Pfandinstrumente zu betrügen, welche weit über den Kaufwert des Gutes hinausgehen. Bei solchen Verhältnissen war auch gerichtliche Versteigerung überall, wo sie nicht durch Lehnsverhältnisse oder Familienstatut verhindert

wurde, nur zu häufig, immer wieder brannten die Wachslichter, welche nach altem Brauch am Morgen des Versteigerungstages angezündet wurden und durch die Dauer ihrer Flamme die Zeit anzeigten, binnen welcher die Gebote der Kauflustigen auf das Gut anzunehmen waren*.

In den meisten Landschaften Deutschlands war der Erwerb eines adligen Landgutes abhängig von dem Ritterrecht in derselben Landschaft; allerdings war diese Bestimmung nicht gemeinem Recht gemäß Gesetz, aber fast überall bildeten die adligen Gutsbesitzer der Landschaft eine mächtige Korporation, welche den Nichtadligen wenigstens von dem Vollgenuß der Dominialrechte, der Standschaft und ihren Versammlungen ausschloß. Auch wo Nichtadlige lehnsfähig waren, wie in Thüringen und Meißen, waren sie es unter Beschränkungen. Sonst hatten nur die Bürger einzelner privilegierter Städte das Recht, adlige Güter zu erwerben, es erlosch auch für diese Bevorzugten, sobald sie aus dem Verband der begünstigten Stadt traten. Auch bei bürgerlichen Räten der Landesregierung und Mitgliedern der Universitäten wurden zuweilen Ausnahmen gemacht. In der Regel aber durfte der Nichtadlige das Gut nur pfandweise, aber nicht mit Herrenrecht als Eigentum besitzen. Selbst dem Geadelten stand noch nicht frei, ein Rittergut als Eigentum zu erwerben, er bedurfte dazu der besondern Einwilligung des Landesherrn oder der adligen Landschaft; in den kaiserlichen Erbländern erhielten dies Recht nur solche Edelleute, welche in den Herren- und Ritterstand erhoben waren, und auch dann sollte in jedem einzelnen Fall dies Recht vom obersten Landesherrn erkauft und durch ein Diplom gesichert werden. Selbst von den alten Familien suchte der Kaiser dadurch Geld zu erhalten, daß er ihnen auflegte, durch ein Generaldiplom für alle Mitglieder dies Recht von neuem zu erkaufen.

Aber auch andere Beschränkungen legte der kaiserliche Hof auf, der bis in die neueste Zeit den letzten Schild seines Adels noch in Edle, Herren und Ritter geteilt hat. Wer aus

* Kais. Privil. und Sanct. I. 377, zum Jahre 1712.

dem Bürgertum in den Adel- oder Ritterstand versetzt wurde, durfte nicht turniermäßig mit Trauerpferden und Schilden begraben werden, wenn er noch nebenbei eine bürgerliche Nahrung trieb. Und soweit die kaiserliche Verwaltung reichte, wurde sogar der adligen Frau noch 1716 verboten, einen lutherischen Geistlichen zu heiraten, weil das dem Adel unanständig sei*.

Aber wie bei dem Bauern, ist auch in dem Leben des deutschen Adels etwa seit 1700 deutlich das Einbrechen einer neuen Zeit zu erkennen. Es wird bei den Besseren guter Ton, sich als Hausvater und Gutsherr zu fühlen. Fast plötzlich beginnt eine neue Literatur, große Sammelwerke, in welchen Pflichten und Geheimnisse des Ackerbaues, der Wirtschaft, des Haushalts, der Kinderzucht, einer häuslichen rittermäßigen Erziehung systematisch und wortreich dargestellt wurden, es sind ehrwürdige Folianten, in schöner Ausstattung mit Kupferstichen verziert, aus denen sich zu bilden bald für verdienstlich galt. Schon 1682 widmete von Hochberg sein „Adliges Landleben" den Gutsbesitzern Oberösterreichs. Bald darauf schrieb Pfalzgraf Franz Philipp unter dem Namen Florinus ein ähnliches Werk, den „Klugen und rechtsverständigen Hausvater". Schon wurde in Holstein, bald darauf in Mecklenburg auf den adligen Gütern die Koppelwirtschaft eingeführt. Zugleich steigerte sich in mehreren wohlhabenden alten Familien das Interesse an etwas Kunst und Wissenschaft, es wurde anständig, einige historische und juristische Kenntnisse zu haben, die Vergangenheit der eigenen Familie zu kennen, in den Hilfswissenschaften der Geschichte, der Münz- und Wappenkunde, bewandert zu sein. Auch den Frauen des Landadels kam die innigere Frömmigkeit des neuen Pietismus, und seit 1700 das verständige, nüchterne Wesen der neuen Bildung zugute. Es wurde ihnen sooft gesagt, wie rühmlich es für eine Edelfrau sei, sich um die Wirtschaft zu bekümmern und ihre Kinder gottesfürchtig zu christlichen Junkern zu erziehen, daß man wohl annehmen darf, es sei einiges von diesen Ansichten in ihr Leben übergegangen. Und um 1750

* Kais. Privil. und Sanct. III. 989 und 1021.

schildert schon ein vielgereister Edelmann mit Behagen die Tagesarbeit der Gutsfrauen, wie sie sein sollen. In der Tat hatte der Edelmann, welcher friedlich auf seinen Gütern in erträglichem Wohlstand saß, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein Recht, sich zu den glücklichsten Repräsentanten seiner Zeit zu zählen. Er lebte schlecht und recht, kümmerte sich nur so weit um die große Welt als er mußte, verkehrte in großer Familiengeselligkeit zwanglos mit der ganzen adligen Nachbarschaft, trank sich nur noch zuweilen einen Rausch an, zog seine Füllen, verkaufte seine Wolle, disputierte mit seinem Pfarrer; er kam bei mäßiger Strenge erträglich mit seinen Untertanen zurecht und hatte nur selten eine Ahnung davon, wie schädlich auch für ihn die Unfreiheit seiner Arbeiter war. Kam eine alte Familie in Gefahr zu verarmen, so empfahl ihr der erwähnte eifrige Vertreter des Adels wohlmeinend die Heirat mit einer reichen Erbin aus dem angesehenen Bürgerstand, im Notfall könne das Geschlecht der Frau geadelt und von Vater- und Mutterseite mit Ahnen versehen werden*, das Geschäft gäbe zwar einen kleinen Makel, aber es sei töricht, darauf viel zu achten.

Gegen das Zurücksinken in das Volk waren die alten Familien aber auch durch zahlreiche einträgliche Vorrechte geschützt. Sehr groß war die Anzahl der Benefizien und Präbenden, der arbeitslosen Stellen, der Sinekuren in den Domkapiteln, bei dem Malteser- und Johanniterorden, an den adligen Klöstern und andern geistlichen Stiftern, es gab kaum eine alte Familie, welche nicht nach einer dieser Richtungen Verbindungen hatte. Allgemein war im Adel die Empfindung, daß der katholische Adel viel besser daran sei, weil er seine Söhne und Töchter leichter versorgen könne, während die protestantischen Fürsten die meisten Stifter eingezogen hätten. Mit Stolz sah auch deshalb die Reichsritterschaft in Franken, Schwaben, am Rhein auf den landsässigen Adel herab, ihr bewahrte die kaiserliche Kapitulation nicht nur Gerechtigkeit, Würde und Hoheit, sie war auch mit den geistlichen Fürsten und den Stiftern ihrer Territorien eng verbunden, und ihre Familien lebten in

* J. M. von Loen, Der Adel. 1752, S. 135 und 226.

fast erblichem Anrecht auf zahlreiche geistliche Pfründen. Leider aber vermochte dieser Schutz nicht ihre Familien in dauerndem Gedeihen zu erhalten, ja er wurde ein Hauptgrund, daß viele derselben in Abgeschlossenheit verarmten und innerlich verdarben.

Verhängnisvoller aber wurde dem niedern Adel ein anderes Recht, das er noch heute als wertes Vorzug festhält, und das noch jetzt nicht ihm allein die Tüchtigkeit verringert: seine Hoffähigkeit. Der Grundsatz, daß jeder alte Edelmann bei Hof freien Zutritt habe, und daß es dem Fürsten nicht zieme, seinen Umgang und geselligen Verkehr in andern Kreisen zu finden als innerhalb der alten Adelsschilde, gewann seit dem Jahre 1700 größere Bedeutung. In dieser Zeit erhielten die deutschen Höfe allmählich die Einrichtung, welche sie bis heute bewahrt haben, der Kaiserhof, der Staat Ludwigs XIV. wurden in vielem Muster, daneben blieben an den einzelnen Höfen alte heimliche Bräuche. Immer größer wurde die Zahl der adligen Hofchargen, bedrängte Fürsten verkauften sie wohl gar um gutes Geld*. Schon stand dem gesamten Hof der Oberhofmeister vor. Den fürstlichen Haushalt besorgte der Hofmarschall, noch schritt er bei feierlichen Gelegenheiten mit seinem vergoldeten Stab selbst den Schüsseln vor, schon trat er bei Festtafeln, sobald das Konfekt aufgegeben wurde, hinter den Stuhl seines gnädigen Herrn. Der Oberkammerherr überwachte noch wirklich die Garderobe seines durchlauchtigen Gebieters, zuweilen unter Beirat der fürstlichen Gemahlin, und verteilte die abgelegten Kleider nicht nur an die Kammerdiener, auch an ärmere Kavaliere**. Auch sein Amt war wichtig, denn die Kostüme waren an den meisten Höfen zahlreich und sehr verschieden, nur bei den Preußen und bei den verwandten Höfen, welche die preußische Zucht nachahmten, wurde der einfache Soldatenrock von inländischem Tuch die stehende Kleidung. Sonst waren nicht nur die Galakleider, auch die besonderen Kostüme und Verkleidungen für die Hoffeste eine sehr bedenkliche Angelegen-

* J. B. von Rohr, Ceremoniel-Wissenschaft, K. 229.
** Ebendas. S. 33.

heit, und es war für den Kammerherrn keine Kleinigkeit, genau zu wissen, wie die Garderobe bei den Divertissements gebührend einzurichten sei, wenn z. B. im türkischen Garten bei Dresden der ganze Hof muselmännisch erschien, oder wenn gar ein außerordentliches Krönungskostüm erfunden werden mußte, wie für Kurfürst Friedrich August von Sachsen bei der Krönung zu Krakau*. Auch der Stall war adlig geworden, er stand unter dem Oberstallmeister, wie die Jagd unter dem Oberjägermeister, erst spät wurde die gesamte weidmännische Umgebung des Souveräns adlig. Da das Zeremoniell eine eigene Wissenschaft des Hofes geworden war, wurde sie an mehreren der großen Höfe durch den Oberzeremonienmeister vertreter. Niemand wachte eifersüchtiger als die Fürsten selbst über die Ehrenbezeigungen, welche sie zu geben und bei Besuchen zu erhalten hatten; wurde ihnen bei einem Besuch nicht genuggetan, so reisten sie wohl gar im Zorn ab und drohten mit Revanche; unendlich waren deshalb die Klagen und Beschwerden beim Kaiser und Reichshofrat. Und doch war solch eifersüchtiges Wachen auf Äußerlichkeiten nicht die Folge eines sicheren Stolzes, denn gegen Mächtige waren sie nur arm an Selbstgefühl. Immer wieder wurden Rangordnungen gegeben, fast jeder neue Regent fand ein Vergnügen darin, sein oberherrliches Recht auch darin zu erweisen, und trotz aller Ord-

* Denn als der prachtliebende Herr am Ziel seiner Wünsche stand nach zahllosen Bestechungen an die polnischen Großen, und nachdem er seinen neuen Katholizismus weniger durch das gedruckte Zeugnis des Papstes als durch die Spende von einem Taler und einem halben Maß Branntwein an jeden adligen Wähler seiner Partei bewährt hatte, da mußte zu der verhängnisvollen Krönung am 5. September 1697 die Erfindungskraft der Hofchargen höchlich angestrengt werden, denn das Kostüm sollte antik sein und zugleich polnisch, und auch wieder modisch und kavaliermäßig. Deshalb trug der König auf dem wohlgepuderten Haupte eine polnische Mütze mit der Reiherfeder, auf der Brust einen stark vergoldeten Harnisch, über den kurzen französischen Beinkleidern ein kurzes römisches Unterkleid, an den Füßen Sandalen, über allem einen blauen Hermelinmantel, die ganze Kleidung mit prachtvollen Edelsteinen übersäet. Er wurde bei der Krönung ohnmächtig, es ist zweifelhaft, ob das unbequeme Kostüm oder die Scham über etwas anderes die Schuld trug. Die Polen aber aßen an diesem Tage drei gebratene Ochsen, weil bei der Kaiserkrönung in Frankfurt einer gebräuchlich war. Vergl. Förster, Höfe und Kabinette Europas. III. S. 51.

nungen waren die Streitigkeiten um Rang, Charge, Titel endlos. Ärger noch als die Männer waren die Frauen. Es kam um 1750 vor, daß an einem Fürstenhof alle adligen Damen ihre Plätze in der Kirche verließen, weil die Tochter eines neugeadelten Beamten, eines „wirklichen Geheimerats", auf ihrem Chor einen Platz suchte.

Dieser weite Kreis von nichtigen Interessen gewann für den Adel die höchste Wichtigkeit. Vom Kaiserhof in Wien bis zu dem Haushalt des Reichsfreiherrn herab, welcher immer noch einen oder mehrere arme Junker in seiner Umgebung hielt, waren mit den Seitenlinien und Nebenzweigen der größeren Häuser in ungefährer Schätzung etwa 5—600 Hofhaltungen in Deutschland, außerdem 1500 reichsritterschaftliche Häuser, also sicher weit mehr als 5000 Hofämter und Chargen. Daß der Adel diese ungeheure Anzahl von Bedientenstellen einnahm, war seinen männlichen Eigenschaften nicht vorteilhaft. Daß er die Launen und Roheiten eines zügellosen Souveräns mit Lächeln ertragen, als geschmeidiger Diener dem despotischen Gelüst und der Mätressenwirtschaft gefällig sein mußte, war noch nicht das ärgste. Er kam in dringende Gefahr, so niederträchtig zu werden, daß die Gemeinheiten der armen Krippenreiter dagegen als Tugenden erschienen. Es war die Zeit, wo die adlige Mutter ihre Tochter mit Freude selbst in die Arme eines liederlichen Fürsten führte, und wo der Hofmann seine Gattin dem Fürsten gegen Bezahlung überließ. Freilich taten das nicht nur arme Edelleute, auch solche, die selbst Sprossen fürstlicher Häuser waren. Der Adel einzelner deutscher Landschaften hat Gelegenheit gehabt, seine Übung in solchen Gefälligkeiten auch noch im 19. Jahrhundert gegen die Prinzen und Marschälle Napoleons zu beweisen. — Und was am schlimmsten war, die große Masse des Hofadels zog auch die verwandten Familien der Gutsbesitzer in die Residenzen. Verständige Männer wurden nicht müde, darüber zu klagen, daß auch der Landadel zum größten Schaden für seine Kasse und Moralität nicht auf seinen Gütern wohne, sondern sich in die Nähe der Fürsten dränge und an den verpesteten Höfen sich selbst, seine Frauen und

Töchter ruiniere. — Das waren aber im größten Teil von Deutschland bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts vergebliche Mahnungen.

Wer freilich männlicheren Ehrgeiz hatte, der wurde Beamter oder Offizier. Auch der Beamtenadel zeigt seit 1700 eine eigentümliche Physiognomie. Hatte der Sohn einer alten Familie die Rechte studiert, so gewann er durch seine Familienverbindungen leicht eine Ratsstelle und stieg von da, wenn er gewandt, und zuweilen, wenn er unterrichtet war, zu den wichtigsten Ämtern, bis zum tatsächlichen Regenten des Staates oder zum politischen Agenten und Gesandten an fremden Höfen empor. Es gehören neben den mannigfaltigen Schurken, welche die arge Zeit heranzog, auch gebildete und tüchtige Männer des deutschen Adels zu diesem Kreise, welcher schon in der Zeit von Leibniz die eigentliche Aristokratie des Standes bildete. Es wurde allmählich Brauch, auch die höchsten Beamtenstellen, und seit die Gesandtschaften ständige höfische Institute geworden waren, auch diese nur durch Adlige zu besetzen. Ebenso die Offizierstellen der Heere. Während die kaiserlichen Armeen auch nach den Reformen des Prinzen Eugen immer etwas von der Physiognomie der alten Landsknechtheere behielten, denen der junge Adel aus dem größten Teil Deutschlands zuzog, wurde bei den Hohenzollern die neue Organisation der Armee Grundlage für die Bildung eines eigentümlichen Offizieradels. Schon Kurfürst Friedrich Wilhelm erkannte, daß der verwilderte Landadel seines verwüsteten Gebietes am besten in dem Heer zu verwerten sei, welches er noch unter dem Geschützdonner des Dreißigjährigen Krieges schuf. Er bändigte die Raufl ustigen durch die militärische Zucht, regelte ihr rohes Ehrgefühl durch den Korpsgeist und die militärischen Ehrengesetze und gab ihnen auch im Heer das Gefühl einer privilegierten Stellung dadurch, daß er die höheren Offizierstellen ausschließlich mit ihnen besetzte. In den letzten Jahren seiner Regierung ist das preußische Offizierskorps bereits in der großen Mehrzahl adlig. Eine der merkwürdigsten Kulturveränderungen des 18. Jahrhunderts wurde dadurch bewirkt, zumal seit

König Friedrich Wilhelm der Erste und Friedrich der Zweite so stark betont hatten, daß jeder Fürst des Hauses Hohenzollern Soldat und Offizier sein müsse, und daß derselbe Rock, gleiche Subordination und dieselben Gesetze der Ehre für ihn gelten sollten wie für den kleinen Junker vom Land.

Dadurch geschah es, daß die Nachkommen vieler Familien, welche durch Jahrhunderte als Drohnen der bürgerlichen Gesellschaft gelebt hatten, enge mit den teuersten Erinnerungen der Nation verbunden wurden. Durch diese politische Bevorzugung des Adels wurden aber freilich auch im Staat der Hohenzollern neue Gefahren für die Familien des Adels und, was noch bedenklicher war, für den Staat selbst großgezogen. Es wird später davon die Rede sein.

So war der Adel um das Jahr 1750 noch auf dem Höhepunkt seiner Geltung, er war überall der herrschende Stand. Tausende seiner Söhne vereigten sich an den großen und kleinen Höfen, kaum geringere Zahl dehnte sich in den Chorstühlen geistlicher Stifter, saß auf Präbenden und trug kaiserliche Panisbriefe in der Tasche. Die weichsten Lehnstühle der Ratskollegien, die Vordersitze in den Staatskarossen der Diplomaten wurden von ihnen eingenommen, fast der gesamte Dominialbesitz war in ihren Händen. Gerade da aber begann eine Umwandlung in den Seelen der deutschen Nation, es erwuchs eine neue Bildung, und neue Ansichten über irdischen Wert oder Unwert verbreiteten sich, leise, allmählich, unangreifbar, man wußte nicht wie und woher. Die deutschen Redesätze erhielten einen andern Fall, die deutschen Verse klangen weniger majestätisch, bald sogar simpel. Diese neue Sucht nach Simplizität verbreitete sich weiter. Einzelne dreiste Phantasten wagten Puder und Perücken zu verachten, es wurde auffallend gegen die Etikette, ja von sehr Vornehmen gegen das Zeremoniell gesündigt, neue Ideen kamen in Umlauf und neue Gefühle. Man hörte von Schönheit, von zärtlichen Herzen und Menschenwürde sprechen. Schnell wurden auch Distinguierte vom Adel angesteckt, sogar Souveräne, die Herzogin von Weimar fuhr mit einem, der Wieland hieß, auf einem Leiterwagen, zwei Reichsgrafen von Stolberg waren nicht abgeneigt, vor einem, der gar Klopstock hieß, niederzuknien, und küßten sich beim Mondschein mit bürgerlichen Studiosen.

Unter den bürgerlichen Schöngeistern, welche jetzt auf einmal Einfluß gewannen, war keiner mehr geeignet, den Adel mit der neuen Zeit zu befreunden, als Gellert. Er war nicht genialisch, er wußte sehr gut, was einem jeden gebührte, und er gab doch jedermann sein Teil durch kritische Seitenblicke; er hatte eine feine, bescheidene, ein wenig pessimistische Laune, er war durchaus respektabel, er hatte ein mildes wohltuendes Wesen für Männer und Frauen. Sehr groß war die Einwirkung, die er auf den obersächsischen, thüringischen und niederdeutschen Landadel ausübte. Bald begann auch in diesen Familien ein Kultus der neuen Zeit. Zumal die Frauen öffneten ihr Herz den neuen literarischen Gefühlen, und viele von ihnen wurden stolz, Gönnerinnen der schönen Dichtkunst zu sein, während die Männer noch mißtrauisch auf das neue Wesen blickten. — Und wie in Deutschland die Poesie die wunderliche Wirkung hatte, den Adel in eine unerhörte Verbindung mit dem Bürgertum zu bringen, äußerte zu derselben Zeit in Österreich die Musik durch einige Jahrzehnte ähnliche Wirkung.

Es blieb aber nicht bei den poetischen Stimmungen und bei den zarten Beziehungen, in welche die Kalb, die Stein und die Lengefelds zu deutschen Dichtern traten. Ernster, gewaltiger sprach die neue Wissenschaft; was sie befahl und was sie verurteilte, das wurde wie durch einen Zauber in Hunderttausenden Gesetz des Lebens oder Gegenstand des Abscheus. Wenige Jahrzehnte nach 1750 galten in einem weiten Kreise der Gebildeten, welcher die stärkste Kraft des Bürgertums wie die edelsten Seelen des Adels umschloß, die Privilegien des Adels, welche ihm eine Sonderstellung im Volk gaben, für veraltet. Und die Staatsordnungen, welche sie konservierten, wurden mit Kälte und mit Achselzucken betrachtet.

Und eine andere ernste Zeit kam; die adligen Generäle des preußischen Heeres vermochten den Staatsbau der alten Hohenzollern nicht zu halten, sie zuerst gaben den Staat Friedrichs des Großen auf und überlieferten die preußischen

Festungen kleinmütig einem fremden Feind. Und eine von den Bedingungen der Rettung und Wiedererhebung Preußens und Deutschlands war, daß der Adel auf teure Vorrechte im Beamtentum, auf das Privilegium der Offizierstellen, das Privilegium des ritterlichen Grundbesitzes verzichten mußte.

Seit der Erhebung des Volkes im Jahre 1813 ruht Leben und Gedeihen des Staates, Kraft und Fortschritt der menschlichen Bildung in dem deutschen Bürger. Das Bürgertum ist nicht mehr wie im Mittelalter ein Stand, der andern Ständen gegenübersteht, es ist die Nation selbst geworden. Wer sich ihm gegenüberstellt mit egoistischen Ansprüchen, der beginnt einen hoffnungslosen Kampf. Alle Privilegien, durch welche der Adel sich bis zur Gegenwart eine Sonderstellung in dem Volk zu bewahren sucht, sind ein Unglück und Verhängnis für ihn selbst geworden. Viele der Besten vom Adel haben das längst begriffen, sie sind auf jedem Gebiet der geistigen und materiellen Interessen, in Kunst, Wissenschaft und Staat Vertreter des neuen Lebens der Nation. Auch der Landadel, der in den Grenzen seiner Dorfflur am treuesten und liebevollsten die Erinnerungen aus alter Zeit bewahrt, hat sich zum Teil mit der neuen Zeit befreundet, zum Teil ihren Forderungen widerwillig gefügt. Aber in den Schwächeren von ihnen ist noch heute etwas von den gemütlichen Stimmungen der alten Feldreiter zurückgeblieben. Das neue Junkertum, eine unholde Karikatur des adligen Wesens, ist, wenn man genau zusieht, nichts weiter als anspruchsvolle Fortsetzung der alten Krippenreiterei. Hinter Uniform und Ordenskreuz birgt sich nicht selten derselbe Haß gegen die Bildung der Zeit, dieselben Vorurteile, der gleiche Hochmut, eine ähnliche groteske Verehrung absterbender Vorrechte und derselbe rohe Egoismus gegenüber dem Gemeinwesen. Denn nicht wenige unter jenem Hofadel und Landadel betrachten noch immer den Staat ähnlich, wie ihre Ahnen vor zweihundert Jahren die gefüllte Vorratskammer eines Nachbarn. Aber stärker als vor zweihundert Jahren erhebt sich gerade jetzt gegen solche der Haß und die Verachtung des Volkes.

Aus deutschen Bürgerhäusern

(1675—1681—1683)

Trotz Krieg und Zerstörung war die Zivilisation in beständigem Fortschritt begriffen, weil sie nicht, wie im Altertum, von einem Volk allein, sondern durch eine große Familie von Nationen getragen wurde; aber der Segen solcher höheren Entwicklung adelte in Deutschland zunächst nur das Leben einzelner. Nur bei glücklicher Anlage, in günstiger Lebensstellung vermochte die Bürgertugend zu gedeihen, welche für uns der wertvollste Besitz des Mannes ist. Das Jahrhundert der Reformation hatte in den Menschen nach vielen Richtungen das Charakteristische und Selbsttätige entwickelt und nicht nur die Unterschiede der Bildung vergrößert, auch die Ansprüche an das Leben mannigfaltiger gemacht; aber in jener Zeit fühlte sich jeder, auch der Weise, Starke, Gebildete noch als Deutscher und als ein Teil der Volkskraft. Seit dem großen Kriege offenbart sich der Gegensatz zwischen dem Gebildeten und dem Volk. Einst hatte man „gemein“ genannt, was für alle galt und darum hoch zu achten war, jetzt hing sich die Vorstellung von etwas Unwürdigem an das gute Wort; sonst war „schlecht“ in der Bedeutung „einfach“ ein gutes Prädikat des Menschen gewesen, jetzt wo überall das fremde Künstliche für begehrenswert galt, wurde das Schlichte tadelnswert. Größer wurde die Kluft zwischen den Ständen. Nicht allein durch Preis, Farbe und Stoff der Kleidung unterschieden sie sich, wie seit alter Zeit, die ganze Tracht vom Hut und Haarschmuck bis zu den Absätzen der Schuhe wurde für den Vornehmen eine andere als für den Bürger, für den Städter andere als für den Bauer. In der

Geselligkeit, in der Sprache, der Lebensart traten die modischen Unterschiede grell hervor. Jeder Kreis suchte sich gegen das Eindringen der untern zu schließen, der hohe Adel gegen den niedern, der niedere gegen den Bürger, in den Städten der Studierte gegen den Nichtstudierten, der Kaufmann gegen den Handwerker. Auch diese unholde Erscheinung war die erste Folge eines politischen Fortschrittes. Einst waren die großen Stände, Fürst, Edelmann, Bürger, Bauer, in alten sicheren Verhältnissen nebeneinander gegangen, die Geistlichkeit und die religiöse Bewegung hatten das gesellschaftliche Ferment gebildet, welches Städter und Landedelleute in Verbindung erhielt; jetzt waren im Kriege alle Stände durcheinandergeschüttelt. Ein großer Teil des Adels war in die Städte getrieben, der verarmte Gutsbesitzer suchte Unterkommen im Dienst des neuen Staates oder in der Stadtgemeinde. Sicher lag darin der Anfang eines höheren Lebens, aber die alten Ansprüche waren deshalb nicht sogleich geschwunden; je geringer die innere Berechtigung der gesellschaftlichen Trennung war, desto sorgfältiger wurde auf die äußere „Distinktion" geachtet.

Servilität gegen Vornehmere wurde allgemein; sie erstreckte sich von den Verbeugungen und Titulaturen auf die Empfindung. Der Bürgerstochter war es ungemeine Ehre, die modischen Komplimente eines Kavaliers anzuhören, welche ihr gegenüber leicht und gleichgültig von den Lippen flossen und das Gewagte viel glätter ausdrückten als ihr Nachbar, der arme schulfuchsige Magister oder der ungelenke Kaufmannssohn.

Auch den geselligen Verkehr der Bürger untereinander verschlechterte das Eindringen der fremden Mode. Das vergangene Jahrhundert war im behaglichen Ausdruck nicht vorzugsweise zart gewesen; gewisse natürliche Dinge wurden unbefangen bei ihrem Namen genannt, und in der Unterhaltung wurde wohl gutlaunig über sie gescherzt; das aber war geschehen, weil man dergleichen für durchaus harmlos hielt und hatte deshalb auch die Sittlichkeit der Frauen nicht gefährdet. Jetzt wurden viele ehrliche alte Wörter verfemt, wer sie brauchte, war ein „grober Flegel".

Dafür wurden die Obszönitäten Mode; kühn und gewandt in Worten zu sein, nicht auszusprechen, was zu allen Zeiten für unanständig gegolten hat, aber geschickt anzudeuten, das wurde modisch. Und die Frauen und Mädchen lernten bald darauf gut antworten; die ausgesuchten Scherzreden, Angriff und Abwehr, in den kleineren Lehrbüchern der Höflichkeit, welche der anspruchslose Bürger üben sollte, sind so bedauerlich, daß sie hier nicht mitgeteilt werden können. Die Hörner — der alte Schmuck der Bacchanten, welche auf der Universität deponieren mußten — spielen darin eine große Rolle. Aber dieser endlose Scherz ist einer der harmlosesten*.

Daneben fehlte freilich die herzliche Heiterkeit nicht. Die Jugend spielte lange die geselligen Spiele, welche jetzt den Kindern geblieben sind. Es wurde nach Jerusalem gereist, die Büchsen drehten sich, das Hirschel wurde gejagt, Hans Plumpsack ging herum, die Blindekuh gab schöne Gelegenheit, unter dem Schein des Zufalls Dreistes zu wagen. Auch Pfänderspiele waren beliebt, doch scheinen die Küsse dabei üblicher gewesen zu sein als geistvolle Auflösungen; dafür waren die Stachelverse und Rätselfragen in Aufnahme, und wenn bei Tisch an Braten oder Fisch eine Leber zu speisen war, wurde vorher der Reihe nach ein Reim darüber gemacht, keine leichte Sache; denn da galt es, etwas Zierliches hervorzubringen, der „Stock" oder „alberne Schöps" kam dabei greulich ans Tageslicht. Die Konversation wurde als ernste Angelegenheit betrachtet, auf die man sich wohl vorzubereiten hatte, Anekdoten, merkwürdige Vorfälle wurden dazu vorher gelesen; hochgeachtet war, wer einen schönen deutschen Vers applikabel vortragen konnte.

Der Tanz wurde nach dem Kriege häufiger, in Familien auch am Abend, und vorzüglich bei ihm erkannte man, wer sich dem löblichen Frauenzimmer der Gebühr nach rühmlich zu bezeigen wußte. Noch waren die Reihentänze bei den Bürgern beliebt. Die Dame wurde vor der Aufführung mit einer kleinen Rede begrüßt, war sie verheiratet oder Braut,

* Z. B. Neu-Alamodische Sitten-Schule. 1662. 16°.

auch ihr Gespons. Dann hatte der Tänzer so gut zu führen, daß ihre Finger leicht auf den seinen lagen, im Reigen selbst sollte er nicht vorspringen, nicht die Tänzerin zu dummen Sprüngen nötigen, die ihre Kleider bis zum Gürtel hinaufschwenkten, auch nicht der Dame mit seinen Sporen die Kleider voneinanderreißen. Nach dem Tanz kam wieder eine kleine Rede und Antwort. Zuletzt durfte er sie nach Hause bringen; dabei hatte er sich allerdings zu hüten, daß ihm nicht von Eifersüchtigen mit Prügeln aufgelauert wurde, was gebräuchlich war. In der Wohnung mußte sich der Tänzer zuerst bei den Eltern entschuldigen, daß er durch das Geleit seine Ehrenbezeigung verspüren lasse, dann bei der Dame, welche er der gnädigsten Obacht des Allerhöchsten befahl, mit der zarten Andeutung, daß er ihr Kopfkissen zu küssen wünsche.

Es ist nicht leicht ein richtiges Bild von dem Gemeingültigen alter Geselligkeit zu erhalten, denn die zahlreichen Schreiber von Komödien und Romanen geben uns meist Karikaturen, sie finden ihre Rechnung dabei, in das Niedrige hinabzuziehen. Auch die Lehrbücher der „Komplimente", das heißt, der schicklichen Anreden und Antworten, geben nur den Hausbedarf an Redensarten bei den gewöhnlichen Aktionen des bürgerlichen Lebens.

Aber nicht nur die fremden Gäste, Galanterie und Zeremoniell, waren bemüht, den Nachwuchs einer gesetzlosen Zeit zu bändigen, dem deutschen Bürger halfen dazu auch einheimische Geister des Landes: das uralte Bedürfnis von Ordnung und Zucht, der altheimische Fleiß und sein liebebedürftiges Gemüt, endlich auch sein untilgbares Pflichtgefühl. Diese regelten und verschönten ihm allmählich wieder Ehe und Familie, das Haus, den Beruf. Noch läuft die Brautwerbung in der alten deutschen Weise, noch spielt der vermittelnde Freiwerber seine Rolle, noch werden die Verlobungsgeschenke der Braut und des Bräutigams sorglich mit ihrem richtigen Geldwert aufgezeichnet. Ja noch förmlicher ist die Werbung geworden, bis auf die Redensarten vorgeschrieben. Der Liebende hatte vorsorglich seine Anrede an die Jungfrau zu überdenken; wo eigene schöpferische

Kraft nicht ausreichte, half das unentbehrliche Komplimentierbuch, ein geschätztes Stück der Bibliothek. Ebenso ging es dem züchtigen Frauenzimmer; es war ihm wohlbekannt, auch durch Gedrucktes, wie wünschenswert es sei, daß man nicht sogleich einwillige; ja, die höchste Schicklichkeit forderte, daß man erst einmal ablehnte oder sich wenigstens Bedenkzeit erbat. Dann hielt der Geliebte seine zweite Rede, ein wenig feuriger, mit etwas höherem Schwung, und dann erst war der Bann gebrochen, dann durfte sie das Ja sprechen. Man war aber auch kein Schulfuchs, man wußte, daß lange Reden in solchem Falle pedantisch werden, beide ein eheliches Verlöbnis Intentionierende sollten sich kurz fassen. Der Geliebte hat seinen Vortrag etwa so einzuleiten: Mademoiselle! Sie vergebe mir gütigst eine Freiheit, welche zu begehren ich mich selbsten schäme; doch die Zuversicht zu Dero bekannter Freundlichkeit machet mich so dreiste, daß ich Ihr zu hinterbringen mich nicht entbrechen kann, wasmaßen ich entschlossen bin, meinen bisherigen Stand zu verändern usw. Und das tugendsame Frauenzimmer hatte etwa so zu antworten: Monsieur! Ich kann mir schwerlich einbilden, daß dasjenige, was Ihr mir vorzutragen beliebet, im Ernst gesprochen sei, denn mir wohlbekannt, wie wenig Anmut ich besitze, einer so angenehmen Person zu gefallen usw. — Es war alles durch den Freiwerber vorher abgemacht, sie wußten beide, was zuletzt kommen würde; aber wie bei den Vornehmen die Galanterie, so forderte bei dem Bürger die Konduite, daß sie ihr Wollen durch eine Handlung auch äußerlich darstellten, den Entschluß feierlich zur unumstößlichen Tatsache erhoben. Von der Unruhe des Mannes, dem Herzklopfen des Mädchens ist uns nichts verzeichnet, wir hoffen, daß beide glücklich waren, wenn sie die schwere Szene durchgemacht hatten, er ohne Stocken, sie ohne ausbrechende Tränen.

In der Residenzstadt des schlesischen Fürstentums Brieg wurde im Jahre 1644 Friedrich Lucä, Sohn eines Professors am Gymnasium, geboren. Er studierte als Reformierter zunächst in Heidelberg, dann in den Niederlanden und Frankfurt an der Oder, kehrte nach manchen Reisen und

Abenteuern in seine Vaterstadt zurück, wurde Hofprediger in Brieg, nach dem Tode des letzten Piastenherzogs in Liegnitz und nach Besitzergreifung des Landes durch die Österreicher Pfarrer und Hofprediger in Kassel. Er starb 1708 nach einem tätigen Leben, reich an Ehren. Als fruchtbarer historischer Schriftsteller fand er unter den Zeitgenossen Anerkennung, aber auch strenge Kritiker. Mit Leibniz stand er in Korrespondenz, und einige interessante Briefe des großen Mannes an ihn sind uns erhalten. Auch eine Selbstbiographie hat er verfaßt, und diese ist in seiner Familie durch fünf Generationen mit Pietät bewahrt und durch einen seiner Nachkommen herausgegeben worden (Der Chronist Friedrich Lucä. Ein Zeit- und Sittenbild, herausgegeben von Dr. Friedrich Lucä. Frankfurt a. M., Brönner, 1854). Hier sei der Bericht mitgeteilt, welchen Friedrich Lucä von seiner Freiwerbung gibt. Diese Tätigkeit voll aufregender Gefühle fällt in die Jahre, da er Prediger zu Liegnitz war.

„Mittlerweile, da mein Gemüt am wenigsten mit Heiratsgedanken geschwängert war und die vorgeschlagenen Partien gar schlecht attendierete, ließ sich eine fremde Jungfrau, Elisabeth Mercers, von der ich mein Lebelang nichts gehört oder gesehen hatte, bei mir anmelden, vorhabend, das Heilige Abendmahl privatim bei mir zu halten, indem sie nicht warten wollte, bis es wieder öffentlich gehalten werde, was erst kurz vorher geschehen. Dieselbe war mit Herrn General Schlepusch und dessen Frau Liebsten von Bremen hergekommen und wohnte auf deren adligem Rittersitz Klein-Polewitz, anderthalb Meilen von Liegnitz.

Des Sonntags, da sich die Jungfrau einstellte und nach verrichtetem Gottesdienst aus der Kirche in mein Haus kam und die heilige Kommunion andächtig absolvierte, nahm ich Okkasion, mich mit derselben über den Zustand der Kirche in Bremen zu unterhalten, ihr auch, da sie mir ein paar Kapaunen in die Küche geschickt hatte, zu danken und ließ sie im Segen des Herrn wieder von mir gehen. Ich hatte aber bei dem ersten Anblick der Jungfrau nicht allein eine feine, mir anständige Konduite in ihr verspüret und eine

schöne Konformität meines Gemütes mit dem ihrigen empfunden, sondern es schien auch mein aufwallendes Geblüt und bewegtes Herz mir ein Merkmal zu sein, daß der Geist der Liebe etwas Sonderliches mit mir vorhaben müßte, indem ich lebenslang keine solche brünstige Affektion auf irgendeine Jungfer gleich wie auf diese getragen hatte.

Diese meine herzliche, jedoch keusche Liebe verbarg ich fest in dem Herzensschrank und ließ keine Seele nicht das geringste davon ahnen. Die Jungfrau Mercers legte sich alle Abend mit mir zur Ruhe und stand des Morgens in meinen Gedanken wieder mit mir auf. Etlichemal erwähnte ich von dieser Jungfer gegen meine Haushälterin, die ein feines kluges Weib war, und dieselbe, ohne die Ursache meines Diskurses zu merken, lobete mir die Jungfer durch alle Prädicamenta gewaltig an, wie desgleichen auch mein Glöckner sie gar rühmete. Ich quälete mich nun mit heimlichen Liebesgedanken eine geraume Zeit, redete sie aber meinem Gemüt zuletzt wiederum aus, denkend: warum sollte denn dein Gemüt sich vergeblich kränken über eine fremde Jungfer, welche wieder aus dem Lande zieht und dir doch nimmermehr zuteil werden kann?

Ein halb Jahr danach, da mir die gute Jungfer Mercers aus dem Gedächtnis entfallen war, ließ sich die allbereits vergessene Jungfer abermals mit schöner Begrüßung durch des Herrn Baron Schlepusches Pagen anmelden und mir andeuten, daß sie gesinnet wäre, wiederum zu kommunizieren. Sotane Botschaft erneuerte meine alte Herzenswunde, und daher ich den Pagen weitläufig das eine oder das andere, der Jungfer wegen, befragte, konnte aber wenig oder nichts von ihm erfahren. Ich ließ nun die Jungfrau Mercers durch meinen Glöckner zum Mittagsmahl auf den Sonntag einladen; sie aber nahm diese Invitation nicht an, vorwendend, daß sie gewohnet wäre, den Tag über zu fasten, an welchem sie kommuniziert hätte. So kam der Sonntag heran und nach der Kirche die Jungfer Mercers, unwissend meiner Liebesgedanken. Ich hielt ihr wieder wie vormals die Kommunion und diskurierte nach derselben Endigung mit ihr von allerlei Materien, damit ich ihre

Person in etwas divertieren möchte. Ich hätte aber durch sotanen Diskurs sonderlich gern erfahren, ob sie von Adel wäre und in Schlesien zu verbleiben Lust trüge, konnte aber solches vor dieses Mal unmöglich erforschen. Hierauf erhob sich die Jungfer wieder aus meiner Behausung, und weil sie vermeinte, ich hätte eine Liebste, rekommandierte sie sich derselben. Ich gab ihr aber sogleich meinen ehelosen Stand zu verstehen und daß ich keine Liebste nicht hätte. Bei diesem Diskurs war sowohl der Glöckner als auch meine Haushälterin anwesend gewesen und hatten ebenso wie ich allerseits aus der Jungfer Konduite großes Kontentement geschöpft, jedoch ohne Ergründung meines Intents.

Jetzund ging wieder mein Kummer an. Die Sache reiflich überlegend hin und her, konnte ich doch noch kein Mittel ersinnen, dadurch das Geschlecht und Beschaffenheit der Jungfer Mercers, welche ich stets für eine adlige Person ansah, zu erfahren, indem ich nicht für ratsam fand, mich gegen jemanden zu expektorieren. Unterdessen begegnete mir eines Tages Herr Tobias Pirner, Pfarrer zu Nickelstadt, ein frommer, ehrlicher und aufrichtiger Mann, wiewohl lutherischer Religion. Weil ich nun wußte, daß die Frau General Schlepuschin, deren Ehemann kürzlich gestorben und in die Kirche zu Liegnitz prächtig begraben war, sonntäglich samt der Jungfer Mercers nach Nickelstadt in die lutherische Kirche zum Gottesdienst gingen, so bat ich diesen Herrn Pirner unvermerkterweise meinethalben dem Geschlecht und der übrigen Kondition der Jungfer Mercers nachzufragen. Er obligierte sich hierzu und versprach auf die andere Woche Relation davon. Herr Pirner hielt diese Obligation treulich und referierte mir nach einer Woche in optima forma, was er von der Frau Generalin vernommen hatte. Die Jungfer Mercers war die Tochter Herrn Balthasar Mercers', gewesenen Parlamentsassessors zu Edinburg in Schottland, welcher von König Carolo I. zu Engelland vielmals in wichtigen Kommissionen verwendet, einst auch bei einer Sendung nach Hamburg dortselbst mit einer goldenen Ehrenmedaille geziert worden war. Ihre Mutter, auch Elisabeth genannt, war adligen Geschlechts gewesen,

eine geborene Kennewy aus Schottland. Als sich 1644 die gefährlichen Troublen zu Engelland herfürtaten, mußte sich ihr Herr Vater, wie auch sein Bruder, der königliche Hofprediger Robertus Mercers, weil sie Favoriten des enthaupteten Königs gewesen waren, aus Furcht vor dem Cromwell und seiner Partei mit der ganzen Familie aus dem Königreich begeben; er zog mit den Seinigen nach Bremen, woselbst er von eigenen Mitteln, die ziemlich groß waren, bis an sein seliges Ende (1650) lebte, drei Söhne und drei Töchter seiner Witwe, einer frommen, gottseligen Matrone, hinterlassend. Die Söhne waren in die Welt gegangen, einer davon nach Indien, einer nach den Kanarien-Inseln, und von den Töchtern hatte sich die älteste in London an einen Schwestersohn Cromwells, des adligen Geschlechts Cleipold, und die jüngste zu Wanfried in Hessen an einen Kaufmann namens Uckermann verheiratet; die mittlere war meine Liebste. Anno 1660 war in Bremen auch ihre Frau Mutter gestorben und neben ihrem Herrn Vater in der Kirche zu St. Stephan beigesetzt worden, worauf die Jungfer Elisabeth eine Zeitlang bei Herrn Doktor Schnellens Witwe gelebt hatte. Unterdessen lernte sie die Frau Schlepuschin, welche auf ihrem Gut Schönbeck bei Bremen wohnte, kennen, und da sich der General und die Generalin Schlepuschin bald darauf nach Schlesien erhoben, so nahmen sie dieselbe zur Spielgesellin ihrer Fräulein Tochter mit sich auf Klein-Polewitz, wo sie allerseits in guter Ästim gehalten ward.

Sotanes Vernehmen und Nachricht entzündete noch mehr meine Liebe gegen sie, sonderlich weil ich nun wußte, daß sie zwar vornehmer Abkunft, aber nicht adliger Extraktion wäre, und weil auch Herr Pirner die Jungfrau wegen ihrer Gottesfurcht, Frömmigkeit, Klugheit, Häuslichkeit und anderer Qualitäten gar hoch rekommandierte, und die Frau Generalin kein Bedenken trug, bei ihrem vielen Ab- und Zureisen derselben ihr ganzes Hauswesen zu vertrauen. Indem nun die Ströme keuscher Liebe mein ganzes Herz erfülleten bis zum Überlaufen, so schüttete ich dasselbe zuerst gegen diesen ehrlichen Mann aus und offenbarte seiner

Verschwiegenheit, was ich sonst keinem Menschen in der ganzen Welt noch nicht entdecket hatte, nämlich dafern es Gottes Wille und möglich wäre, verlangte ich die Jungfer Mercers zur Ehe zu haben, und bat ihn, er möge mir in dieser importanten Sache getreulich Assistenz leisten und mein gutes Vorhaben befördern helfen.

Sotanen Dienst wollte sich der gute Mann zur höchsten Ehre schätzen, ließ sich das Werk auch sehr angelegen sein und inkarminierte mein Intent zuerst der Frau Generalin. Unterdessen wechselte ich Briefe mit ihm und erhielt auch bald gute Vertröstung. In summa, die Sache avancierte in kurzer Zeit erwünschtermaßen, daß sie nur noch auf einer persönlichen Visite beruhete. An einem Montag, nach vorhergeschehener Anrufung Gottes, erhob ich mich zu Pferde nach Nickelstadt, holte den Herrn Pfarrer Pirner dortselbst ab und ging mit ihm nach Klein-Polewitz, eine Viertelmeile davon gelegen. In dem freiherrlichen Hofe nahm uns der Frau Generalin Tochtermann, Herr Heinrich von Poser, königlicher Obersteuereinnehmer der Fürstentümer Jauer und Schweidnitz, in Empfang, führte uns mit großer Höflichkeit in den Speisesaal, divertierete uns daselbst, als ein sehr qualifizierter und unterrichteter Kavalier, mit allerhand Diskursen. Bald hernach ließ mich die Frau Generalin in ihr Zimmer fordern und bewillkommte mich mit vieler Zivilität, wie sie auch mein Kompliment hinwiederum sehr günstig annahm. Mein Anbringen kontentierte sie sehr wohl und tat auch gute Versicherung eines glückseligen Ausganges meines Verlangens. Mittlerweile war die Tafel bereitet, und indem zu derselben die Frau Generalin mit ihrer Fräulein Tochter und Herr von Poser mit seiner Liebsten erschienen, folgete auch die Jungfer Mercers, welche mich aufs höflichste empfing. Unter währender Mahlzeit führte man allerhand lustige Diskurse, und war meine Liebste das rechte Zentrum, zu der sich alle diese Linien zogen. Nach Endigung der Tafel absentierte sich die ganze Kompanie und ließen mich und meine Liebste allein in dem Speisesaal stehen. Bei dieser Okkasion eröffnete ich derselben mein Herz und verlangte ihr teilhaftig zu werden,

hoffend, sie würde von meiner keuschen Liebesflamme etwas partizipieren und selbige kraft göttlicher Providenz zum ehelichen Verbündnis ausschlagen lassen. Gleichwie nun gemeiniglich in Liebessachen des Frauenzimmers Nein! so viel als Ja! ist, so verstand ich auch meiner Liebsten erstes ausgesprochenes Nein vor Ja, und ließ mich dadurch nicht abschrecken, meine Expektorationen fortsetzend. Unterdessen aber ging die Frau Generalin und der Herr von Poser ab und zu und vexierten uns beide Verliebte mit höflichen Scherzen. Endlich wollte sich unsere Liebe nicht länger unter den Komplimenten verbergen lassen und brach auf einmal wie der Mond hinter trüben Wolken herfür, daß es hieß: Ja, ich bin dein, und du bist mein! Jetzt ließen wir selbst die Frau Generalin und den Herrn von Poser wie auch meinen redlichen Gewerbsmann herbeibitten, welche denn als hohe Beistände und Zeugen unser mündliches Ja mit Zusammenfügung der Hände bekräftigten. Zum Pfand meiner Liebe überreichte ich hierbei meiner Liebsten eine kleine, sehr stark mit Silber beschlagene Bibel und einen Ring mit zehn Diamanten, den ich dazu in Breslau vor dreiundfünfzig Reichstaler hatte machen lassen. Meine Liebste aber kontestierte mir ihre Liebe mit einem Ring von einem Diamant, welcher wegen seiner Größe auf neunzig Reichstaler ästimiert ward. Als nun die Sache solchermaßen ihre Richtigkeit hatte, gingen wir des Abends wieder zur Tafel und speiseten in aller Fröhlichkeit zusammen, bis man mich und den Herrn Pirner in die wohlbereitete Schlafkammer wies. Des andern Morgens legte ich der Frau Generalin meine Dankbarkeit für die erzeigte Ehre ab, nahm von meiner Liebsten und allen Anwesenden Abschied und kehrte mit Herrn Pirner auf Nickelstadt und von dort auf Liegnitz zurück. Von da an korrespondierte ich wöchentlich etlichemal mit meiner Liebsten, gab ihr alle Sonntag nach verrichtetem Gottesdienst zu Polewitz die Visite, regalierte sie dabei allemal mit einer sonderbaren Verehrung und bestimmte endlich mit ihr den Elisabethentag, nämlich den 19. November, Anno 1675, zum Termin unserer Hochzeit.

Als solchergestalt unsere Courtesie fast fünf Wochen ge-

währet hatte und der festbestimmte Hochzeitstag herannahte, auch alles Notwendige herbeigeschaffet und die Hochzeitsgäste invitieret waren, namentlich aber mein früherer Kollege zu Brieg, Herr Dares, den ich uns zu kopulieren gebeten hatte, auf Klein-Polewitz eingetroffen war, schickte die Frau Generalin zwo Kutschen, die eine mit sechs und eine mit vier Pferden bespannt, mich und meine Gäste zu Liegnitz abzuholen. Weil aber diese Kutschen nicht alle Gäste führen konnten, so lieh mir der Herr Landeshauptmann von Schweinichen, item die Äbtissin des Nonnenklosters, item der Stadtrat je eine mit vier Pferden bespannet, samt etlichen Kaleschen, worauf ich mich im Namen Gottes mit meinen Gästen nach Polewitz verfügte. Nach gehaltener Kopulationspredigt, in welcher Herr Dares die Namen Friedrich und Elisabeth sehr sinnreich und emblematisch auslegte, geschah die Kopulation bei brennenden Fackeln abends um sechs Uhr auf dem großen Speisesaal, wobei ich von dem Fürstlichen Rat, Herrn Knichen, und von Herrn Kaspar Braun, meine Liebste aber von Herrn von Poser und Herrn von Eicke, dem Bruder der Frau Generalin, geführet ward. Vor der Kopulation hatte mir Fräulein von Schlepusch den Kranz präsentiert, ich ihr aber dagegen einen schönen Goldring verehret. Sobald die Kopulation vollzogen war, ging man zur Tafel, welche meine Liebste auf unsere Kosten hatte herrichten lassen, und waren wir allerseits gar fröhlich und guter Dinge. Solchergestalt bewirteten wir die Gäste noch drei Tage in höchster Fröhlichkeit und mit allem Kontentement, und endigte sich alles in Einigkeit und guter Vertraulichkeit. Am vierten Tage hielt ich, begleitet von Herrn Rat Knichen und seiner Liebsten, in der Frau Generalin Leibkutsche mit sechs Pferden bespannt die Heimführung meiner Liebsten in Liegnitz."

Soweit der Bericht des glücklichen Gatten; er hatte durch seine Freiwerbung eine vortreffliche Hausfrau gewonnen. Vielleicht erkennt der Leser auch aus dem verschnörkelten Ausdruck, daß hier ein ehrliches Menschenherz in mächtiger Bewegung schlug.

Aber der Ausdruck herzlicher Empfindung ist ein anderer

geworden. Als hundert Jahre vorher Felix Platter berichtete, wie ihm die Neigung zu seinem Mädchen entstand, drückte er sein Fühlen durch die einfachen Worte aus: „ich fing sie sehr an zu lieben"; Lucä dagegen beobachtete bereits, „daß die Ströme keuscher Liebe sein Herz erfüllen bis zum Überlaufen." Die Braut des Glauburgers hatte in ihren Briefen den Bräutigam noch ehrlich „herzlieber Junker" genannt, jetzt wird in zärtlichen Schreiben auch der Mann von dem Weib „schöner Engel" angeredet*. Auch andere Nationen Europas machten dieselbe Verbildung durch, auch bei ihnen wucherte Ziererei um das schönste Gefühl. Durch die Fremden und die gelehrten Dichter war sie den Deutschen gekommen, zum Teil eine Unart der Renaissance, entstanden aus ungeschickter Nachahmung des antiken Ausdrucks. Aber ebensosehr ein Bedürfnis des Herzens. Sich selbst und die Geliebte wollte man herausheben aus der Gemeinheit des wirklichen Lebens in eine reinere Luft, als Engel setzte man sie in das goldene Licht des Christenhimmels, als Göttin in den antiken Olymp, als Chloe in die wohlriechende Luft des Idylls. In demselben kindlichen Drang, sich und andere würdig, stattlich, groß zu machen, trug man Perücken, führte lächerliche Titulaturen ein, glaubte an den Stein der Weisen und trat in geheime Gesellschaften. Und wer eine Geschichte des deutschen Gemüts schriebe, der dürfte diese ganze Zeit wohl die Periode der Sehnsucht nennen. Diese Sehnsucht war nicht gerade liebenswürdig, nach der Reihe unklar, kindisch, tölpisch, überfromm, sentimental, zuletzt liederlich, immer aber lag die Empfindung zugrunde, daß dem deutschen Leben etwas fehle. War es gute Sitte? war es Lustigkeit? vielleicht die Gnade des Herrn? war es Schönheit oder Frivolität? — Oder fehlte vielleicht dem Volk noch, was die Fürsten schon lange besaßen, der Staat? — Mit den zerbrochenen Fensterscheiben des Dreißigjährigen Krieges und den gesuchten Phrasen der jungen Obersten, die im Zelt des Generals Hatzfeld bankettierten, fängt diese Zeit des Suchens an, sie erreicht ihren

* Z. B. ein Graf Pappenheim von seiner Frau.

Höhepunkt in den „schönen Seelen", welche um Goethe schwärmten, und in den Brüdern, welche einander im Orient umschlangen, und sie endete vielleicht mit den Freiheitskriegen und unter dem Straßenlärm von 1848.

Wie die Werbung des ehrenhaften Bürgers im 17. Jahrhundert, so war auch das Leben im Hause fest geordnet, klug überdacht bis auf das Kleinste. Die Tätigkeit war angestrengte Arbeit vom Morgen bis zum Abend, aber sie brachte ihm auch heimliche Freude. Sinnig und grübelnd saß der Handwerker über seinem Werk, auch in die Arbeit seiner Hände suchte er etwas von seinem Behagen zu legen. Die meisten großen Erfindungen der neueren Menschen sind in den Werkstätten deutscher Bürger ausgesonnen, freilich haben sie ihre praktische Nutzbarkeit zuweilen erst in der Fremde erlangt. Kaum war der Krieg geendet, so schnurrte die Arbeit wieder in allen Werkstätten, der Hammer pochte, das Schifflein des Webers flog, emsig suchte der Tischler schöngefasertes Holz zusammen, um mit zierlichen Arabesken Schreibtisch und Kommode auszulegen. Der arme kleine Schreiber fing wieder an, seine Feder mit Genuß zu führen, mit Schnörkeln umzog er seine Buchstaben und sah mit herzlichem Stolz auf seinen weitberühmten sächsischen Duktus. Auch der Gelehrte schrieb rastlos über dicken Quartanten. Noch war die Blütezeit deutscher Wissenschaft nicht gekommen. Zwar regte sich überall das Interesse an dem Stoff, dem Detail, und ungeheuer erscheint der Fleiß, das Wissen einzelner. Aber noch versteht man das gewonnene Material nicht zu verarbeiten, es ist überall die Zeit des Sammelns. Historische Urkunden, Rechtsgebräuche des Volkes, die alten Werke theologischer Lehrer, die Leben der Heiligen, der Wörtervorrat aller Sprachen werden in massiven Werken zusammengetragen, der forschende Geist verliert sich an dem Unbedeutenden, ohne zu verstehen, wodurch erst das Einzelwissen lebendig gemacht wird. Er schreibt über antike Tintenfässer und Schuhe, er rechnet wohl gar Länge und Breite der Arche Noahs aus und untersucht gewissenhaft, wie lang der Spieß des alten Landsknechts Goliath gewesen sein muß. So bringt dem Fleißigen die Ar-

beit nicht immer den vollen Segen — sie hat doch unsere großen Astronomen, das Genie des Leibniz großgezogen — immer aber hilft sie dazu, dem Mann einen idealen Inhalt zu geben, ein Geistiges, wofür er lebt.

Wieviel auch der Krieg verschlechtert hatte: in der Werkstatt, als Vater des Hauses fand der Bürger sich zuerst wieder. Der Schwächere zog sich ganz dahin zurück. Freude am öffentlichen Verkehr, auch die Wehrhaftigkeit wurden geringer. Knarrend drehten sich die alten Tore in den zerschossenen Stadtmauern, kleinliche Händel kreuzten sich am Ratstisch, mißgünstiges Geklatsch, boshafte Verleumdung verbitterten dem Stärkeren, der über sein Geschäft hinaus für andere tätig war, die Stunden des Jahres. Eine krankhafte Scheu vor der Öffentlichkeit nahm überhand. Als im Beginn des 18. Jahrhunderts die ersten Anzeigeblätter entstanden und der Rat von Frankfurt am Main dem Unternehmer verstattete, eine wöchentliche Liste der Getauften, Getrauten, Verstorbenen zu veröffentlichen, erhob sich ein allgemeiner Schrei des Unwillens, es sei unerträglich, daß man diese intimen Verhältnisse publik mache. So vollständig zum Privatmann war der Deutsche geworden.

Es gibt wenige Stellen des deutschen Grundes, auf deren städtischem Gemeindeleben der Blick der Befriedigung weilt. Vielleicht die beste Ausnahme ist Hamburg. Auch dort hatten der Krieg und sein Gefolge vieles verwüstet, aber die frische Luft, welche von dem weiten Ozean her in die Straßen der ehrsamen Freibürger wehte, stählte schnell ihre Kraft. Daß sie sich selbst regieren konnten und als ein kleiner Staat mit fremden Mächten in Verbindung standen, bewahrte ihr Bürgertum vor übergroßer Engherzigkeit, und es scheint, daß gerade sie nach dem Dreißigjährigen Krieg am meisten von den Vorteilen erwarben, welche in einer Zeit der Abspannung und Schwäche dem Tatkräftigen leicht zuteil werden. Der Landhandel nach dem Innern von Deutschland wie der Schiffsverkehr durch die Wogen der Nordsee und des Atlantischen Ozeans sind kurz nach dem Krieg wieder in Aufschwung. Hamburgische Gesandte und Geschäftsträger verhandeln bei den Generalstaaten wie am

Hof Cromwells. Die Hamburger besitzen nicht nur eine Kauffahrteiflotte, sondern auch eine kleine Kriegsmarine. Ihre beiden Fregatten werden mehr als einmal ein Schrekken der Piraten im Mittelmeer und in den Fluten der Nordsee. Sie geleiten bald Grönland- und Archangelfahrer, bald große Flotten von vierzig bis fünfzig Kauffahrern nach Oporto, nach Lissabon, Cadiz, Malta, Livorno, wo überall hamburgische Niederlassungen waren.

Dieser Verkehr, wie sehr er der Gegenwart nachsteht, war vielleicht im Verhältnis zu andern deutschen Seestädten des 17. Jahrhunderts bedeutender als jetzt. Wie jetzt nach Amerika, so gingen damals junge Hamburger nach den Küstenstädten der Nordsee, des Atlantischen Ozeans und des Mittelmeeres und gründeten dort Geschäfte für Kommission und Spedition auf eigene Rechnung. Auch in Hamburg bildete sich das Weltbürgertum aus, welches noch jetzt für den Geschäftsmann der gewaltigen Stadt charakteristisch ist. Aber freilich wurde es damals den Männern schwerer, sich in die Sitten der Fremde zu schicken als dem jetzt lebenden Geschlecht. Es war nicht Pietät gegen das Deutsche Reich, sondern die feste Gewöhnung an die kleinen Gewohnheiten des Lebens, die Sehnsucht nach dem guten, festen Familienzusammenhang, und wie noch jetzt betrachteten die Hamburger das fremde Land nicht gern als ihre feste Heimat. Waren sie dort eine Reihe von Jahren in gewinnbringender Tätigkeit gewesen, so eilten sie nach Hause zurück, um mit einer deutschen Frau ihren Hausstand zu gründen. Der warme Patriotismus und die kluge Gefügigkeit in fremde Sitten, welche den Bürgern kleiner Republiken eigen ist, bildete sich in solchem Leben aus, aber auch die Unternehmungslust und Größe des Urteils, welche damals an den Fürstenhöfen des Binnenlandes nur selten zu finden war. So zeigt die Familie eines Hamburger Patriziers in jener Zeit eine Anzahl interessanter Eigentümlichkeiten, welche wohl wert sind, daß man bei ihnen verweilt.

Eine solche Familie ist die des Bürgermeisters Johann Schulte, welche durch ihre weiblichen Nachkommen noch jetzt in hamburgischen Geschlechtern fortlebt. Johann Schulte

(1621—1697), aus einer alten Familie, hatte in Rostock, Straßburg, Basel studiert, Reisen gemacht, geheiratet, als Ratssekretär, dann aber zehn Jahre als hamburgischer Gesandter bei Cromwell fungiert. Er wurde im Jahre 1668 Bürgermeister, ein würdiger, gemäßigter Herr, wohlerfahren in allen Welthändeln wie im Regiment seiner guten Stadt, ein glücklicher Gatte und Familienvater. Von ihm sind Briefe an einen seiner Söhne erhalten, der im Jahre 1680 als Kompagnon in ein Lissaboner Geschäft trat*. Diese Briefe enthalten eine Menge von belehrenden Einzelheiten. Am interessantesten aber ist der hübsche Einblick in das Familienleben der damaligen Zeit, in das Verhältnis eines Vaters zu seinen Kindern. Innigkeit der Empfindung von beiden Seiten, im Vater die ruhige Würde und die Weisheit des vielerfahrenen Mannes, ein starkes Gefühl seiner distinguierten Stellung, ein festes Zusammenhalten der Familienglieder, welche bei allen unvermeidlichen Zwistigkeiten im Innern gegen außen einen festgeschlossenen Kreis bilden.

Es war damals eine Reise nach Lissabon und eine vieljährige Trennung vom elterlichen Hause für den Scheidenden eine große Sache. Als der Sohn nach seiner Abreise unter Tränen und den frommen Segenswünschen der Eltern und Geschwister in Cuxhaven durch widrige Winde zurückgehalten wird, sendet ihm der Vater noch schnell „ein kleines Gebetbuch, item ein Buch, die lustige Gesellschaft genannt, und Gottfried Schulzes Chronika, dann auch eine Schachtel mit Cremor tartari und eine blaue Kruke mit Tamarinden und eingemachten Zitronenschalen für das Übelwerden." Der Sohn erinnert sich noch während der Fahrt, daß er seinem Bruder drei Mark sechs Schilling schuldig geblieben ist und bittet ängstlich, daß die Mutter ihm die Summe von den acht Talern abziehen möge, die sie von ihm in Verwahrung hat. Der Vater bemerkt dagegen freigebig, die acht Taler sollten ihm unverkürzt aufgehoben werden, der

* Herausgegeben von einem seiner Nachkommen: Briefe des hamburgischen Bürgermeisters Johann Schulte Lt. an seinen in Lissabon etablierten Sohn Johann Schulte, geschrieben in den Jahren 1680—1685 Hamburg, 1856.

Sohn wisse wohl, daß es seiner Mutter auf drei Mark nicht ankomme. Seit der Sohn in Lissabon etabliert ist, gehen regelmäßige Sendungen nach Lissabon, von Zerbster und Hamburger Bier, Butter, geräuchertem Fleisch, sowie Rezepte gegen Krankheiten und was sonst die Sorge der Hausfrau dem entfernten Sohn zuwenden möchte; der Sohn dagegen schickt Sinaäpfel zurück und Fäßchen mit Wein. Genau berichtet der Vater die Veränderungen, welche in der Familie und der Bürgerschaft der guten Stadt Hamburg vorgefallen sind, und eifrig ist er bemüht, dem Sohn Aufträge und Kommissionsartikel von seinen Hamburger Freunden zuzuweisen. Bald gesteht der Sohn aus der Fremde den Eltern, daß er ein Mädchen in Hamburg liebe, natürlich eine von den Bekannten des Hauses, und auch diese Liebesangelegenheit wird von dem Vater mit Teilnahme, aber immer als eine ernste Negotiation, welche sehr vorsichtig und zart angegriffen werden müsse, behandelt. Offenbar ist das Bestreben des Vaters, die Werbung und Erklärung hinauszuschieben, bis der Sohn seine Jahre in der Fremde ausgehalten habe, und mit diplomatischem Takt geht er gerade so weit auf die Wünsche des Sohnes ein, um das Vertrauen desselben zu erhalten.

Vielleicht am meisten bezeichnend für jene Zeit aber sind die Ratschläge, welche der Vater dem Sohn über die Notwendigkeit gibt, sich in die Gewohnheiten der Fremde zu schicken. Der Sohn ist ein frommer, eifriger Protestant, dessen Gewissen sehr dadurch beunruhigt wird, daß er unter strengen Katholiken leben und sich in die für ihn anstößigen Gebräuche des katholischen Landes fügen soll. Was der Vater ihm darüber schreibt, sei aus den ersten Briefen mit den geringen Veränderungen, welche zum leichten Verständnis nötig sind, mitgeteilt.

„Geliebter Sohn! Heute vor acht Tagen war mein letzter Ratsgang bei dieser meiner Regierung für dieses Jahr, und schickte ich den Nachmittag nach dem Posthause und ließ anfragen, ob die hispanischen Briefe angekommen, bekam aber zur Antwort nein. Den folgenden Tag, am Sonnabend zu Mittag, sandte mir Herr Brindts durch seinen Diener Dein

Schreiben vom 11/22. noch währenden Monats. Soviel Dein Schreiben anbelangt, so ist es uns allen zuvörderst erfreulich, daß Du Dich, gottlob, bei guter Leibesdisposition befindest, welches eine große Wohltat Gottes ist, und dann, daß Du mit Deinem Kompagnon wohlvergnügt bist, wofür Du ebenfalls Gott dem Herrn zu danken hast, daß Du in der Fremde einen so ehrlichen und Dir wohlwollenden Menschen angetroffen hast. Gott lasse euch fernerhin in Friede und Einigkeit, auch einem gesunden und wohlgesegneten Stand eure Zeit, bis Du, beliebt es Gott, repatriieren wirst, mit allem Vergnügen zubringen. Sonsten habe in Verlesung Deines Schreibens angemerkt, daß Dir der Ort Lissabon und die Einwohner so geistliche als weltliche, noch nicht allerdings anständig seien, und Du Dich in Deinen jetzigen Stand noch nicht recht finden könnest, daher ich denn noch einige Ungeduld von Dir verspüre. Aber das kann nicht wohl anders sein, daß Dir die Veränderung zwischen Hamburg und Lissabon, jener und dieser Einwohner und Sitten, jener und dieser Gebärde und sonsten, nicht sollte mit Befremden, ja fast mit Bestürzung und Alteration auffallen; aber Du mußt wissen, daß Du in diesem passu alldorten und an andern Orten gar viele Vorgänger gehabt hast, denen es ebenso ergangen und denen die große Veränderung in allen Dingen und in Religionssachen sehr befremdlich vorgekommen.

Im lateinischen Sprichwort pfleget man zu sagen: post nubila Phoebus, das ist, auf übel Wetter pflegt ein heller und angenehmer Sonnenschein zu folgen, welches der grundgütige Gott an Dir in Gnaden erfüllen und geben wolle, daß, nachdem Du in der See ungemeine Gefahr und Leibesschwachheit sattsam empfunden und ausgestanden, die Tage und Zeit, welche Du in Portugal zubringen wirst, die vorigen sauren und bittren Tage verzuckern und versüßen, und Du allgemach die bösen Tage vergessen und der guten Dich getrösten und erfreuen mögest, welches der Allerhöchste Dir aus Gnaden beständig geben, gönnen und verleihen wolle. Amen. —

Es sagte Schwager Gerdt Buermeister (welcher Dich wie

sein Kind liebet) dieser Tage zu mir, es würden Dir zwar bei Deiner Ankunft in Lissabon viele Dinge etwas befremdlich vorkommen, insonderheit auch wenn Du allerhand Gesichter von weißen, schwarzen, grauen Mönchen und anderen Personen sehen würdest; allein es wäre eine Sache von etwa drei bis vier Monaten, so würde man dessen und anderer Dinge all gewohnet. Nun ist es also, daß man mit der Zeit alles gewohnet wird. Ich bin beständig vier Jahre zu Straßburg gewesen und daselbst es so gewohnt geworden, daß es mir gleichviel war, ob ich in Straßburg oder Hamburg lebete, war auch ums geringste nicht bekümmert.

Traue mir und andern, die dergleichen erfahren, daß eine kurze Zeit und kleine Geduld alles zu ändern und korrigieren pfleget. Ich hoffe zu Gott, daß ich deswegen innerhalb acht bis zehn Wochen bessere Briefe, insonderheit wenn Du allgemach in der Sprache etwas avancieren wirst, von Dir empfangen werde. Schwager Gerdt Buermeister sagte, er wäre zwölf Jahre gewesen, wie er nach Lissabon gekommen, und er könnte nicht genug beschreiben sein Mißvergnügen, welches er empfunden; und wie er die Mönche ansichtig geworden, hätte er gemeinet, daß es Teufel wären, hätte sie auch von oben herab mit Wasser begossen, aber darüber hätte er bald Händel gekriegt; er sagte, daß, wenn er hätte ausgehen sollen, so hätte ihm davor gegrauet, aber es wäre ein Angewöhnis für eine kleine Zeit. — Was die Religion betrifft, so wirst Du vernünftig sein und so viel immer möglich alle Heuchelei und alle Okkasion vermeiden und mit niemand, auch nicht einmal mit Deinem Kompagnon von Religionssachen reden oder Diskurs führen, sondern für Dich zu rechter Zeit lesen, auch morgens und abends Dein Gebet zu Gott mit Andacht tun und das feste Vertrauen zu Gott haben, daß, weil er Dich an den Ort so wunderbar berufen, er auch Dein gnädiger Vater und Schutzherr wider alle vorkommende Widerwärtigkeit sein und verbleiben werde. —

Du meldest, daß Du allbereits einmal aus Not daselbst gesündiget, als man die gesegnete Hostie dahergetragen — man pflegt es sonsten das Venerabile zu nennen — und hast Du wohlgetan, daß Du für Dich ein Gebet getan, und wird

der gütige Gott das wohl erhöret und Dir die Sünde vergeben haben. Ich kann nicht umhin, bei dieser Okkasion zu berichten, wie es mir zu Mainz ergangen; denn als ich Anno 1642 von Hamburg nach Straßburg reisete, und zu Frankfurt in der Messe vierzehn Tage stille liegen mußte, bin ich nach Mainz, vier Meilen von dorten, abgefahren. Da auch eben der Sonntag einfiel und ein sonderliches Fest bei den Katholicis gehalten wurde, so erkundigte ich mich, in welche Kirche der Kurfürst zur Messe fahren würde, begab mich auch dahin und fand in der Kirche viele devote Leute, die auf ihren Knien saßen. Der eine hatte sein rosarium oder Rosenkranz in der Hand und betete das Ave Maria und Paternoster, andere schlugen mit ihrer Hand an die Brust, wie der bußfertige Zöllner, und bereueten ihre Sünde. Ich besahe das Völkchen so etwas und lobete ihre Devotion und wünschete dabei, daß man bei uns Lutheranern auch eine gute Devotion in äußerlichen Gebärden in den Kirchen verspüren möchte. Inmittelst kam der Kurfürst gefahren und ging ins Chor. Ich als ein witziger junger Mensch drang mit hinein, und weil ich wohlgekleidet war und einen roten scharlachnen Mantel umhatte, so ließen auch die Hellebardiere mich passieren und sahen mich für einen jungen Edelmann an. Unterdessen sang der Herr von Andlaw die Messe in pontificalibus, das ist, er hatte einen Bischofshut oder Mütze auf seinem Haupt und einen Bischofsstab in seiner Hand. Ich sahe allen diesen Zeremonien mit guten Gedanken zu und alles war noch gut. Als aber der Herr von Andlaw den gesegneten Kelch emporhielt, da knieten alle, die bei mir standen, nieder, welches ich auch tat und ein Vaterunser betete. Hierzu bin ich aus Vorwitz gekommen, Du aber aus Not, und hoffe zu Gott, er werde mir und Dir den Fehler vergeben haben. Ich bin sonsten in Frankreich und sonderlich zu Orleans des Sonntagsnachmittags öfters in den katholischen Kirchen gewesen und habe eine gute Musik gehöret, und haben mir weder Arme noch Beine gebebet, wie Du schreibest, daß Dir widerfahren. Man muß so kein Banghase sein, sondern allemal ein beständiges standhaftes Herz haben. Du meldest, daß in Lissa-

von viel Pfaffen, auch viel Kirchen und Klöster seien. Wohl! laß da noch soviel sein, das gehet Dich nichts an; laß nochmal soviel Pfaffen da sein, sie werden Dich nicht beißen, warte Du das Deinige ab. In die Messe zu gehen und in die Kirche, dazu nötiget man niemand, und wenn Du um die Osterzeit einen Zettel von einem Geistlichen haben kannst, als ob Du gebeichtet und kommunizieret hättest, so hast Du um die Geistlichkeit Dich nicht mehr zu bekümmern. Wenn Dir aber von ferne die Paffen mit der gesegneten Hostie werden begegnen, wirst Du alle Vorsichtigkeit gebrauchen und einen Umweg nehmen oder in ein Haus gehen.

Du schreibst auch, daß Du allbereits viele Mißgönner da habest, und daß Frick und Amsing die größesten seien. Mein Sohn! wer hat keine Mißgönner? Je besser es einem gehet, je mehr Mißgönner hat man. Darum sagen die Holländer: idt is beter, beniedt als beklaegt, als idt man onsen lieven Heer behaegt. Was meinst Du wohl, wieviel Mißgönner ich habe, wovon ich aber die wenigsten kenne, die meisten aber kenne ich nicht. Dawider muß man aus der Litanei singen: unsern Feinden, Verfolgern und Lästerern wollest du Herr vergeben und sie bekehren. Ich hätte gern gesehen, daß, als Frick und Amsing Dich zweimal invitieret, Du zu ihnen gegangen wärest. Du schreibest, daß sie Dich würden haben etwas abfragen wollen. Aber Du bist ja kein Kind, daß sie Dir hätten können was abfragen, besonders hättest Du ihnen ja nur können antworten, was Du gewollt und sie wissen sollen. Du schreibst auch, daß Frick vor Dir den Hut nicht abnähme; nun bist Du ja jünger als Frick, und kommt also Dir ja zuvörderst zu, daß Du ihn zuerst grüßest. Du meldest auch, daß Amsing gute Worte gebe und Galle im Herzen habe; darauf dienet, daß man Füchse mit Füchsen müsse pflügen. Gib Du auch allen Leuten, sie seien geist- oder weltlich, zu allen Zeiten gute Worte und gedenke das Deine daneben, das ist der Welt Lauf.

Es ist uns aus Deinem Schreiben sonderlich lieb zu vernehmen, daß Du hoffest, in der portugiesischen Sprache bald zu avancieren, welches Dir ein groß contentement geben wird, und ob Du zwar wegen Mangel der Sprache für jetzt

keine sonderliche Hilfe und Assistenz im Kaufen und Verkaufen leisten kannst, so kannst Du doch die Bücher halten und alles fleißig anschreiben und verzeichnen. —

Vermahne Deinen jungen Heinrich zur Gottesfurcht und mithin zum Beten und Lesen, und laß ihn des Sonntags vormittags Dir des Molleri postilla auf Deiner Kammer vorlesen.

Deine Mutter hat mit Günther Andreas geredet und ihm gesaget, er soll achthaben, wenn ein Schiffer an der Börse angeschlagen wird, daß er auf Lissabon laden wolle, alsdann soll die Tonne Bier mitgesandt werden. Du hast bei Deiner Frau Mutter acht Mark zehn Schilling nicht, sondern acht Rtlr. gut, das habe ich Dir auch vor diesem geschrieben. Und wenn die acht Rtlr. schon zu Ende sind, so wird es auf eine Tonne Bier nicht ankommen. Du hast alle Zeit so viel und mehr gut. Wir werden Dir, ob Gott will, auch einen frischen geräucherten Elblachs übersenden und verehren, denn ich habe bereits vor drei Tagen zwei Lachse in den Rauch schneiden lassen, wovon wir Dir einen zugedacht haben. Und läßt sich der Lachsfang ziemlich an, wiewohl sie das Pfund annoch für eine Mark verkaufen.

Am vergangenen Montag hielten wir unsere Petri- und gestern unsere Matthäi-Kollation, da ich denn bequeme Gelegenheit gehabt, Dich und Deinen Konfrater dem Herrn Bümmelmann zu rekommandieren. Derselbe rühmt mir, daß er Briefe von Dir hätte, und ließ sich der gute ehrliche Mann gegen mich sehr wohl aus, sagte auch, daß er mit dieser Post euch antworten wollte, also daß ich keinen Zweifel trage, Gott werde Dich und Deinen Konfrater wohl gesegnen, daß ihr nicht werdet zu klagen haben. Gott gebe Dir Gesundheit, Geduld und einen beständigen freudigen Mut, auch Lust und Liebe zu Deiner Handlung und vorstehenden Arbeit. Im gemeinen Sprichwort sagt man: ora et labora und laß Gott raten. Das tu Du auch und wirf all Dein Anliegen auf den Herrn, er wird's wohl machen. Womit ich für diesmal schließe, da ich vorgestrigen Tages mein siebentes Regierungsjahr zu Ende gebracht und durch Gottes Gnade und Beistand beschlossen habe; und tue Dich

nebst freundlicher Begrüßung von all Deinen lieben Angehörigen dem sichern Schutz des großen Gottes getreulich empfehlen und verbleibe jederzeit

Hamburg, den 25. Februari 1681.

Dein wohlaffektionierter Vater
Johann Schulte, Lt.

PS. Ich habe in meinem Schreiben, wo mir recht ist, vom 14. Januari, erwähnet, daß der kurzweilige Heinrich Mein uns in der Schiffergesellschaft eine Rarität und Schüssel mit Fischen, welche in Lissabon gebraten waren, aufgesetzet hat. Nun könntest Du etwa auf die Gedanken kommen, mir dergleichen inkünftig zu verehren, aber das tu ja nicht, denn einmal kostet es Mühe und Geld, und ich frage nicht groß danach. Vale.

PS. Deine Frau Mutter läßt Dich apart gar freundlich grüßen und siehet gerne par curiosité, daß Du hie und da in Deinem Schreiben erwähnest, wie und in welcher Jahreszeit ihr daselbst lebet und was ihr für Erd- und Baumfrüchte nach und nach habet. Auch kannst Du mit wenigem berühren, was ihr an Fleisch und Fisch oder Zugemüse für Speise esset. Und Du sollst ja zusehen, daß Du gesunde Speise und von allem nicht zu viel issest. — Allhie ist zwar die Elbe auf und ziemlich gelindes Wetter, haben gar gute Elb- und Seefische, allein wir haben gar tiefe und kotige Wege und eine neblichte und dicke Luft, da bei euch außer Zweifel alles zu dieser Stunde grün und lustig ist und alles in der Blüte steht!

PS. Weil das Brieflohn auf Hispanien und Portugal etwas höher sich beläuft als auf andere Plätze, so schreibe ich wider meine Gewohnheit und Manier etwas kleiner und kompresser. Mache kleine und leichte Briefe, schreibe aber viel darauf und menagiere auch hierin. Vale*."

* Die beiden letzten Postskripte sind aus einem früheren Briefe der Sammlung entnommen.

Soweit der kluge Bürgermeister Johann Schulte. Er erlebte die Freude, daß sein Sohn wohlbehalten aus dem Land der Mönche zurückkam und nach vielen Familienverhandlungen mit der Jungfrau seiner Wahl verbunden wurde. —

Wohl macht die Arbeit fest und dauerhaft, aber es ist zunächst das egoistische Interesse des tüchtigen Mannes, dem sie dient. — Wer aber den Beruf hat, zum Nutzen anderer tätig zu sein, dem wird durch Pflichtgefühl sein Amt geweiht. Jede Tätigkeit, welche stark genug ist das Leben zu erhalten, gibt dem Mann auch sein Amt. Der Gesell ist der Beamte seines Meisters, die Hausfrau bekleidet das Amt der Schlüssel, und jede Arbeit entwickelt auch im kleinsten Kreise ein Gebiet von sittlichen Pflichten. Das Pflichtgefühl des Hauses, der Werkstatt hat den Deutschen niemals gefehlt. Immer hat es Bürger gegeben, die für ihre Stadt nicht nur in den Tod gegangen sind, die ihr auch im Leben zuweilen mit Aufopferung gedient haben. Die Reformation hatte das Gefühl der Pflicht für große Gebiete irdischer Tätigkeit gesteigert, Selbstverleugnung und Opfermut der frommen Seelsorger sollen immer hochgehalten werden. Sieht man aber näher zu, so war der letzte Grund des gesteigerten Pflichtgefühls doch vorzugsweise religiöser Natur. Es war das Gebot Gottes, dem der Mensch zu gehorchen suchte; wo die Schrift nicht mit starker Stimme befahl, war der Sinn für das Allgemeine noch nicht kräftig entwickelt, die Vorstellung von den Pflichten des eigenen Amtes unsicher.

Es ist lehrreich, daß gerade die Heere des Krieges dazu beitragen sollten, dem Bürger die Pflicht des Berufes höher zu stellen. Aus der Soldatenehre entwickelte sich nicht nur ein adliges Korpsgefühl, auch dem Bürger kam aus dieser Quelle allmählich die Amtsehre. Zuerst allerdings gab es ihm Ehre vor andern, wenn er seine Pflicht erfüllte, aber auch in seinem Innern schaffte ihm solches Tun Befriedigung und gerechten Stolz. So erwuchs nach der Treue des Mittelalters, nach der Frömmigkeit der Reformationszeit ein neues Gebiet von sittlichen Forderungen. Noch mehr

Empfindung als konsequenter Gedanke, aber es war doch ein Fortschritt. Zunächst freilich nur in den Besten.

Zwei Jahre nachdem Herr Bürgermeister Schulte seinen Sohn so väterlich ermahnt hatte, endete wenige Grade südlich von Lissabon das Leben eines Hamburgers in furchtbarer Katastrophe. Auch davon soll ein alter Bericht erzählen.

Einer der Kriegskapitäne Hamburgs war Berend Jakob Carpfanger*. Im Jahre 1623 in der Stadt geboren, machte er seine Schule wie Brauch war auf den Kauffahrern durch, früh wurde er Mitglied der Admiralität, und endlich als Konvoikapitän Befehlshaber eines der Kriegsschiffe, welche den Kauffahrer gegen Piraten zu verteidigen hatten. Diese Marineoffiziere der Stadt hatten außerdem die oberste Polizei in ihrer Flotte auszuüben, die diplomatischen Verhandlungen in den Häfen, zuweilen auch an fremden Höfen geschickt zu leiten. Sie mußten einige Übung in Geschäften besitzen und mit großen Herren umzugehen wissen, damit die Stadt Ehre und Ruhm von ihnen habe. Carpfanger war nach dem Urteil seiner Stadt ein feiner, zierlicher Mann, der sich überall wohl zu führen verstand. Sein Bildnis zeigt ein ernstes Antlitz, fast melancholisch, hoch die Stirn, groß die Augen, kräftig Kinn und Mund. Seine Gesundheit war, so scheint es, weniger fest, als dem Seemann wünschenswert ist. Schon als Schiffer hatte er den Beweis geführt, daß er ein Seegefecht zu leiten verstand; er war oft in blutiger Aktion gewesen. Denn noch raubten die Barbaresken zur See und am Strand. Nicht mehr mit Galeeren allein, in großen Fregatten fuhren die Raubvögel unter den Schwarm der Handelsmöwen. Gerade damals war der „Hund" der Schrecken der europäischen Meere, weit über die Meerenge von Gibraltar hinaus, oben im Großen Ozean, ja an den Küsten der Nordsee kreuzten seine schnellen

* Die Nachrichten über sein Leben sind zuletzt und am sorgfältigsten gesammelt in O. Benecke, Hamburgische Geschichten und Denkwürdigkeiten, 1856. Daraus die folgenden Notizen. – Die unten mitgeteilte Flugschrift findet sich in dem Stadtarchiv von Hamburg, der Herausgeber verdankt die Kenntnis derselben freundlicher Vermittlung des Herrn Prof. Aegidi.

Schiffe; greulich waren die Hafengeschichten von seiner Wut und Tollkühnheit, seinem Blutdurst. Erst im Jahre 1622 war ein Geschwader von acht Hamburger Kauffahrern die Beute der „Barbaren" geworden.

Im Jahre 1674 umgürtete der Bürgermeister der Admiralität den Kapitän Carpfanger mit silbernem Degen und überreichte ihm den Admiralsstab. Damals schwor der Seemann vor dem Senat, bei der Defension der anvertrauten Flotte mannhaft zu stehen und eher Gut und Blut, Leib und Leben zu opfern, als sie und sein Schiff zu verlassen.

Seitdem machte er in den zehn Jahren bis zu seinem Tode alljährlich eine Fahrt, im Frühjahr mit seiner Flotte ausziehend, im Herbst heimkehrend. Schwere Kämpfe hatte er mit Sturm und Wellen zu bestehen; er selbst klagt, wie ungünstig ihm die Elemente seien.

So fuhr er nach Cadiz, Malaga, ins Nördliche Eismeer, nach Lissabon. Von einer Fahrt noch Grönland brachte seine Flotte von fünfzig Schiffen die Beute von fünfhundertundfünfzig Walfischen heim. Einmal wurde der Heimkehrende an der Elbmündung von fünf französischen Kapern angegriffen: in zwölfstündigem Kampf schoß er zwei in den Grund, daß sie vor seinen Augen mit Mann und Maus versanken, die andern suchten das Weite. Auch gegen die brandenburgischen Kaper war er aus. Damals geschah es, daß die rote Admiralsflagge Hamburgs gegen den roten Adler Brandenburgs drohend an die Gaffel der Besans flog. Denn der Große Kurfürst war im Jahre 1679 den Hamburgern nicht hold und hatte ihnen durch seine kleinen Kriegsschiffe bereits mehrere Segler abgefangen. Die Gegner trafen einander, aber Carpfanger hatte strenge Instruktion, nur defensiv zu verfahren. Deshalb lief alles gut ab. Das große Schiff flößte den Brandenburgern Respekt ein, sie sandten eine Schaluppe mit zwei Offizieren zum Gruß und „um sich die Einrichtung des Schiffes anzusehen". Der Hamburger traktierte sie in seiner Kajüte mit Wein, dann verabschiedeten sie sich höflich. Ihre Schiffe taten einige Salutschüsse, welche Carpfanger mit gleicher Artigkeit erwiderte, dann segelten sie auseinander.

Und wieder traf der Kapitän auf einer seiner Südfahrten die spanische Silberflotte im Kampf mit türkischen Piraten. Das Treffen stand ungünstig für die Spanier, einige schwere Gallionen waren abgeschnitten und wurden von den Räubern bewältigt. Carpfanger griff die Piraten an und befreite durch volle Lagen die spanischen Schiffe. Er wurde deshalb an den Hof Karls II. geladen und vom König mit einer goldenen Ehrenkette beschenkt.

Kam er nun im Herbst aus Wind und Wellen in die engen Straßen der alten Stadt, so war ihm auch da wenig Ruhe gegönnt. Dann begann ein Mäkeln mit dem Senat um die aufgewandten Unkosten, ein Schreiben von Berichten, Verantwortung wegen einzelner Dispositionen, die den Herren am Ratstisch nicht einleuchteten oder die ein Privatinteresse verletzt hatten, aller Ärger der Schreibstube, den der Seemann so bitter haßt. Denn ein kleinlicher Krämergeist fehlte dem alten Hamburg nicht. — Im Winter 1680 starb ihm sein liebes Weib in den besten Jahren.

Wieder und wieder geleitete er seine Kauffahrer nach Cadix und Malaga, im Jahre 1683 auf der Fregatte „Das Wappen von Hamburg". Sturm und ein leckes Schiff der Flotte hatten die Fahrt verlängert, aber schon war an der Hamburger Börse bekanntgemacht, daß der Kapitän die Rückfahrt aus Hispanien via Insel Wight machen werde. Da kam statt seiner eine traurige Zeitung. Diese Zeitung wird hier mitgeteilt, sie ist zugleich ein Beispiel der alten Weise, im Fluge Neuigkeiten zu verbreiten.

„Traurige Zeitung aus Cadiz in Spanien.

Cadiz vom 12./22. Oktober. Guter und werter Freund! Wollte wünschen, daß dies mein Schreiben lieber eine Freude erweckende als Trauer verursachende Zeitung sein möchte; allein wenn wir sterbliche Menschen in dem höchsten Grade des Glücks und der Freude zu sein vermeinen, schwebet über unsern Häuptern das größte Unglück.

Solches haben leider wider jedwedes Vermuten ich und alle empfunden, welche sich nebst mir auf das Konvoischiff ‚Das Wappen von Hamburg' begeben hatten.

Am 10./20. Oktober hatten ich und unsere Hauptoffiziere, wie auch des Herrn Kapitäns Sohn und dessen Cousin die Ehre, mit unserem Herrn Kapitän die Abendmahlzeit einzunehmen. Da es ungefähr acht Uhr und eben an dem war, daß man von Tische aufstehen wollte, brachte unser Kajütenwächter die betrübte Zeitung, daß in der Hölle unseres Schiffes Feuer vorhanden sei. Darauf sprangen der Herr Kapitän und wir allesamt erschrocken vom Tisch auf und eilten nach dem Ort zu, wo wir denn fanden, daß derselbe mit allem darin liegenden Tauwerk schon in voller Flamme stand. Auf Anordnung des Kapitäns wurden geschwind Eimer und Schöpfen herbeigebracht, viel Wasser eingegossen und einige Löcher eingekappt, weil diesem Ort nicht wohl beizukommen war, in der Meinung den Brand zu löschen. Von unserem Volk, absonderlich von den Soldaten, die ihr Kommandeur tapfer antrieb, ward fleißig gearbeitet, aber alles vergebens, denn man verspürte keine Minderung, sondern Zunahme des Feuers. Es wurden unterschiedliche Kanonen gelöst zum Zeichen unserer Not, um Hilfe herbeizuschaffen, aber umsonst, weil die andern Schiffer später vorgaben, daß sie nicht gewußt, was solches Schießen zu bedeuten hätte.

Wurde also der Kapitän genötigt, unsern Leutnant mit der kleinen Schlupe an die umliegenden Schiffe zu senden, ihnen unsern elenden Zustand zu berichten und dieselben um ihre Schlupen, Boote und um Herbeischaffung einiger Schöpfen zu ersuchen. Sie kamen zwar, hielten aber von ferne. Denn da das Feuer dem Teil des Pulvers sehr nahe war, welcher vorn im Schiff zu liegen pflegt und unmöglich wegen der großen Glut herausgebracht werden konnte, so fürchtete jedermann, daß das Schiff und wir alle miteinander auffliegen würden, wenn die Flamme dasselbe erreichte. Deswegen ließen viele Bootsleute von der Arbeit ab und retirierten sich in die Boote und die große Schlupe hinter dem Schiff oder machten sich auch mit fremden Fahrzeugen aus dem Staube, wie sehr man denselben auch zurief, uns kein Volk zu entführen.

Denen in dem Boot und der großen Schlupe rief der

Kapitän aus dem Kajütenfenster zu, daß sie sich ihres Eides, den sie ihm und der Obrigkeit geschworen hätten, erinnern und ihn nicht verlassen, sondern wiederum an Bord kommen sollten, weil noch keine Not vorhanden sei, und das Feuer mit Gott gelöscht werden könne.

Diese folgten zwar dem Kommando und fingen die Arbeit mit Ernst wieder an, allein es war alles ohne Nutzen, denn das Feuer wurde je länger je größer. Der Leutnant, der Schiffer, wie auch andere Offiziere gingen zu dem Herrn Kapitän, nachdem man schon über zwei Stunden allen Fleiß, aber ohne Furcht, angewendet, und berichteten, daß leider keine Hilfe mehr vorhanden sei und das gute Schiff unmöglich gerettet werden könne, sondern es wäre hohe Zeit sich zu salvieren, wofern man nicht im Schiffe verbrennen oder mit demselben auffliegen wollte. Denn zwischen dem Feuer und Pulver wäre nur noch ein Brett, einen Finger dick, übrig. Der Kapitän aber, welcher das Schiff noch immer zu erhalten vermeinte und seine Ehre höher als das Leben und alles in der Welt schätzte, gab zur Antwort, er wolle nicht aus dem Schiff, sondern darin leben und sterben. Sein Sohn fiel vor ihm auf die Knie und bat um Gottes willen, daß er sich doch eines andern bedenken und sein Leben zu konservieren suchen möchte. Dem antwortete er: ‚Pack' dich weg, ich weiß besser, was mir anvertraut ist.'

Darauf befahl er dem Quartiermeister, diesen seinen Sohn nebst seinem Cousin an ein anderes Schiff abzusetzen, wie denn auch geschah. Er wollte auch nicht gestatten, daß das geringste von seinem eigenen Gut fortgeschafft werde, um dadurch nicht dem Volke den Mut zu benehmen.

Inmittelst schlugen einige vor, das beste wäre, ein Loch in das Schiff zu kappen und solches in den Grund laufen zu lassen; der Kapitän aber wollte dies nicht bewilligen, sondern sagte, er hätte noch immer Hoffnung, das Schiff zu salvieren. Andere rieten, man solle die Taue kappen und das Schiff an den Strand setzen. Dies wurde endlich bewilligt und befohlen die Taue zu kappen. Da man aber im Begriff war, dies zu verrichten und eben die Besane und Focke hatte fallen lassen und das Volk noch auf der Fockraa

saß, kam das Pulver vorn im Schiff in Brand. Es war ihm aber durch Eingießen vielen Wassers die Kraft benommen, und so flog es nur mit einem Zischen auf. Das Feuer brannte ungefähr bei dem Fockmast durch das Deck, lief, weil oben ein harter Levant wehte und das Schiff an dem Wind lag, den Mast hinauf in die Wanten, in die Segel und in einem Augenblick über das ganze Schiff.

Als das Volk, das noch im Schiff war, solches sah, suchte es mit erbärmlichem Schreien die Flucht. Etliche liefen nach der Kajüte, in der Meinung, dort Trost zu finden, etliche nach der Konstabelkammer. In dieser letztern hatte sich der Leutnant auf Order des Kapitäns, neben sich einen Soldaten mit geladenem Gewehr, in die eine Pforte gesetzt, um zu verhindern, daß niemand durch die Kammer in die große Schlupe laufen möchte, die hinter derselben angebunden lag. Der Leutnant wurde durch die Pforte hinausgedrängt und dadurch genötigt, sich in die Schlupe zu begeben, ihm folgte alsbald ein Haufen Volkes; viele sprangen in das Boot. Da dasselbe aber schon vom Bord abgestoßen war, weil das Schiff nach hinten zu über und über brannte und die Meinung war, daß das Feuer das Pulver hinten im Schiff erreichen und alles, was um und neben dem Schiff wäre, mit in die Luft sprengen möchte, so mußten die armen Menschen, die noch im Schiff waren und nicht verbrennen wollten, sich den Wellen ergeben und ins Wasser springen. Es hätte einen Stein erbarmen mögen, mit was für Rufen und Schreien diese elenden Menschen häufig im Wasser umhertrieben, so daß nichts zu sehen war als lauter Köpfe.

Während nun das Feuer durch den Wind von vorn nach hinten zu getrieben wurde, mit aller Macht, je länger, je stärker, stand ich in der Kajüte mit unterschiedlichen Personen um den Kapitän herum, sie winselten und weinten vor ihm und ermahnten ihn zugleich, daß nunmehr keine Zeit mehr übrig sei, länger zu verbleiben.

Ich ging von ihnen ab nach dem Fenster zu, um zu sehen, ob noch ein Fahrzeug vorhanden wäre und fand die große Schlupe noch unten festliegen; ich resolvierte mich, mein

Leben Gott befehlend, und sprang durch das Kajütenfenster in die darunterliegende Schlupe, welches mir auch so wohl gelang, daß ich ohne irgend welchen Schaden in derselben salviert wurde. Wie ich eben den Rücken vom Kapitän wandte, ging er mit den neben ihm stehenden Personen, worunter der Kommandeur mit einigen Soldaten und Bootsleuten war, zur Tür hinaus. Ich meinte, daß sie sich zu salvieren suchten, wie sie auch willens waren, denn wie ich vernommen, sind sie nach dem großen Rost gegangen, mit dem Vorhaben, den Kapitän in ein Fahrzeug zu zwingen. Allein sie haben keines mehr gefunden. Weswegen sie denn allesamt, da ihnen die Flammen bereits über dem Kopf waren, den Kapitän verlassen haben und über Bord gesprungen sind.

Sobald ich in der großen Schlupe, in welche ich gesprungen war, den Leutnant ansichtig wurde, fragte ich denselben, ob der Kapitän aus dem Schiff wäre. Er gab zur Antwort, ein holländischer Kapitän hätte ihn geborgen. Als wir nun davon vergewissert zu sein vermeinten, wurde die Schlupe in aller Eile losgeschnitten, denn viel Volk, das im Wasser herumschwamm, suchte sich darin zu salvieren, und die Schlupe wurde von ihnen beinahe in das Wasser gezogen, da viele an der Seite hingen. Auch stand zu besorgen, daß wir mit auffliegen würden, wenn die Flamme das Pulver erreichte.

Da wir ungefähr eine Kabellänge vom Schiff gekommen waren, gingen verschiedene Stücke durch die Hitze des Feuers los, und die Granaten sprangen eine nach der andern. Das Feuer erreichte endlich gegen ein Uhr das Pulver in der Krautkammer, und mit einem dumpfen Schlag flog das Hinterteil des Schiffes auf, worauf der noch übrige brennende Teil mit allem, was noch darin vorhanden war, zu Grund gehen mußte, nachdem das Schiff im ganzen ungefähr fünf Stunden gebrannt hatte.

Mittlerweile kamen wir mit unserer Schlupe an andere Schiffe, welche in der Bai lagen, und setzten das geborgene Volk aus, mit Ausnahme der nötigen Ruderer, mit welchen der Leutnant durch den übrigen Teil der Nacht an den

Schiffen in der Bai den Herrn Kapitän mit Schmerzen suchte. Allein vergebens, indem derselbe nirgends anzutreffen war.

Am folgenden Tage um zehn Uhr vormittags wurde durch eine englische Schlupe an das Schiff von Kapitän Thomsen avisiert, daß die Leiche unseres Kapitäns leider auf ihr Bootstau zugetrieben wäre, welche sie auch geborgen hätten.

Darauf wurde der gute, nunmehr selige Mann alsbald an das Schiff von gemeldetem Kapitän Thomsen gebracht und, wie sich's gebühret, in eine reine Leinwand gekleidet, welche der Kapitän Thomsen für dankbare Bezahlung hergab.

Unter allen Menschen, die bei diesem großen Unglück um das Leben gekommen (an Bootsleuten zweiundvierzig und an Soldaten zweiundzwanzig Personen), ist der selige Herr Kapitän der erste gewesen, der wiedergefunden wurde. Zu seiner Bestattung wurde alsbald Anstalt gemacht, und als alles Nötige herbeigeschafft war, ist er am 13. dieses, als Sonnabends, allhier hinter den Puntales, allwo man an diesem Ort die fremden Nationen zu begraben pflegt, nach christlichem Gebrauch zur Erde bestattet worden. Vorher wurde von unserem Domine eine herrliche Leichenpredigt gehalten, ihn geleiteten etliche zwanzig Schlupen, worin viele vornehme Kapitäne und Kaufleute gefahren wurden, jede führte die Flagge zu halber Stenge als Zeichen der Trauer; gleichermaßen bezeigten die allhier liegenden englischen, holländischen und Hamburger Schiffe mit Wehen ihrer Flaggen und Göschen zu halber Stenge ihre Kondolenz unter Lösung der Kanonen, woraus über dreihundert Schüsse gehört wurden.

Wer dieses erschreckliche Feuer und Unglück verursacht, oder durch welches Versehen dasselbe entsprungen, ist unbekannt. Der Junge des Hochbootsmanns, welcher in der Hölle gewesen war und die Lampe, die daselbst zu brennen pflegte, zu bewachen hatte, berichtet, daß er eben aus der Hölle auf das Verdeck gegangen wäre, um einen andern Jungen zu sprechen, beim Zurückkommen aber die Hölle in vollem Brand gefunden. Gott behüte ein jedes Schiff vor

dergleichen Unglück und tröste diejenigen Witwen und Waisen, welche die Ihrigen dabei verloren."

So weit die Zeitung aus Cadiz. — Nach andern Nachrichten* ist der Kapitän allein auf seinem Schiff noch bis zuletzt umhergewandelt; andere wollten ihn an einer offenen Stückpforte gesehen haben, wie der die Hände gefaltet gen Himmel hob; nach andern soll er sich als letzter ins Wasser begeben haben, um sich nach Gottes Willen entweder zu retten oder unterzugehen, und es sei kein Wunder, daß der kränkliche alte Herr nach den schrecklichen Affekten und Anstrengungen der letzten Stunden in die Tiefe gegangen sei. — Den Matrosen war etwas Wunderbares aufgefallen, drei Tauben hatten stundenlang über dem brennenden Schiff geschwebt, so lange, bis es in die Luft flog**. König Karl II. von Spanien ließ auf dem Grab des Hamburger Seemanns ein Denkmal errichten, welches nach Konsularberichten erst im Anfang des 19. Jahrhunderts durch den spanischen Krieg zerstört wurde.

Wir freuen uns, daß der Admiral seinen Eid hielt. Die Ehre seines Berufes forderte seinen Tod, und er starb. Denn es ist besser, daß einmal ein tüchtiger Mann, der sich wohl noch retten konnte, mit seinem guten Schiff untergehe, als daß dem seefahrenden Volk in Todesgefahr das Vorbild ausdauernder Kraft fehle. Er starb, wie dem Seemann ziemt, schweigsam und kalt, den eigenen Sohn wies er kurz ab, seine ganze Seele war bei seinem Amt. — Möge der deutsche Bürger nie so weit kommen, daß er die Tat des Mannes für etwas Seltenes und Unerhörtes halte. Auch im Binnenland sind seit ihm viele Hunderte friedliche Bürger gestorben, weil sie bis zum Äußersten und darüber ihre Schuldigkeit taten, Seelsorger bei der Seuche, Ärzte im Lazarett, hilfreiche Handarbeiter in Feuersgefahr. Und wir hoffen, daß der Leser annehme, dergleichen gebühre sich und sei besser bei uns in Ordnung.

* Benecke a. a. O. S. 207.

** Man verfehlte nicht die geheimnisvollen Tauben auf dem Kupferstich eines fliegenden Blattes abzubilden, welches mit angehängter Erklärung bald darauf erschien.

Und doch hebt sich unser Herz bei dem Gedanken, wie in denselben Jahren, in welchen Straßburg so schmählich verloren ging, ein Landsmann gerade so empfand, wie wir empfinden sollen, daß nämlich da nicht viel zu erstaunen ist, und auch kein großes Geschrei und Winseln zu erheben ist, wenn einer für seine Pflicht stirbt. Und wer das Meer befährt, und wer die See nie rauschen hörte, beide sollen sein Gedächtnis ehren. Der Deutsche war nach 1648 sehr heruntergekommen, aber er verdiente doch ein besseres Leben, denn er verstand noch für eine Idee zu sterben.

Jesuiten und Juden

(Um 1693)

Auch die Kirchen in Deutschland litten durch die Schwäche der Nation. Beide waren daran, in gemütloser Orthodoxie zu erstarren. Die protestantische wie die katholische Kirche hatten mit dem Leiden zu kämpfen, welches jedem festgeschlossenen kirchlichen System Verderben droht, sie wurden zu enge, das gesamte geistige und gemütliche Leben der Menschen zu umfassen. Beiden drohte die Gefahr, daß die Sittlichkeit der Besten, daß die Wissenschaft, daß sogar das Bedürfnis eines herzlichen Verhältnisses zu Gott allmählich eine reinere Auffassung der Erdenpflichten, eine höhere Idee von dem Walten der Gottheit, ein gemütvolleres Erfassen des Ewigen hervorbringen möchte als sie selbst vertraten. Beide machten Anstrengungen, die großen geistigen Prozesse der Nation sich entweder anzueignen oder zu vernichten, beiden gelang es nur unvollständig. So war seit dem Krieg den Menschen allmählich das Bedürfnis der Toleranz gekommen. Langsam entwickelte sich diese große sittliche Forderung; zuerst zwang die äußere Notwendigkeit, die Bekenner der verschiedenen Kulte lebten miteinander im Verkehr durch Familienbande vereinigt, dann half die Gleichgültigkeit und der Mangel an kirchlicher Frömmigkeit, der seit dem Frieden von Geistlichen häufig beklagt wurde, endlich wurde bei den Protestanten der Grundsatz Luthers wieder lebendig, daß nur von innen heraus durch Überzeugung und Drang des Gemütes der Mensch zur Kirche gebracht werden dürfe. Spät und widerwillig bequemte sich auch die alte Kirche zu mürrischer Duldung. So hatte die Wissenschaft unter anderem gefunden, daß trotz vielen Stellen der Heiligen Schrift die Sonne sich doch nicht um die Erde drehe,

sondern unsere Erde um die Sonne. Widerwillig nahmen die Kirchen die neue Wahrheit in ihre Kalender auf, nachdem sie den Entdeckern schweres Herzeleid bereitet hatten.

Wer eine Geschichte des religiösen Bewußtseins unter den Deutschen schriebe, der würde die merkwürdige Tatsache zu erörtern haben, daß nach dem Krieg in beiden Kulten gegen die herrschende Partei ganz gleichzeitig eine Reaktion des Herzens eintritt, welche trotz der Verschiedenheit der Dogmen und trotz einiger Verschiedenheit in ihrem innern Prozeß den Vertretern dieser Richtung sehr viel ähnliches gibt. Das Bedürfnis nach Erhebung macht in einer Zeit, die an großen Empfindungen arm war, den Protestanten Spener zum Pietisten, die Katholiken Spee und Scheffler zu Mystikern. Zwar der Zwang der protestantischen Kirche vermochte die Entwicklung der Individualitäten nicht mehr zu hemmen. Mit ihr konnte sich der Gelehrte wohl abfinden, wenn er aus dem Studium der Geschichte, aus der Beobachtung des Himmels, aus dem Geheimnis der Zahlen, durch Abwägen und Messen der Elementarkräfte zu neuen Vorstellungen von der Welt des Geschaffenen und dadurch auch zu neuen von dem Wesen der Gottheit kam. So erwuchs aus der protestantischen Kirche das Genie des großen Leibniz. Auch jeder, dem die Phantasie wild umherflog, oder dem ein tiefsinniges Grübeln eigentümliche Anschauungen des Göttlichen erschloß, vermochte sich verhältnismäßig leicht von der Kirchengemeinschaft seiner Mitbürger zu lösen, vielleicht mit Geistesverwandten zu besondern Gemeinden zu vereinigen; so die frommen Konventikel der „Pietät", so Böhme und der verschrobene Kuhlmann, so Zinzendorf und die Herrnhuter. In der katholischen Kirche war das unendlich schwerer. Wer seine eigenen Wege ging, hatte den Zorn einer strengen Herrin zu empfinden, und nur selten bäumte ein starker Geist gegen den Zwang auf, in den Frömmsten und Weisesten ist ein Zug von Weichheit und Resignation wie bei Frauen.

Die herrschende Majorität der Geistlichen aber hatte auch in der alten Kirche viel von ihrer Energie verloren. Das-

selbe Schicksal, welches den Protestantismus seit dem Ende des 16. Jahrhunderts erreicht hatte, drückte jetzt auch die katholische Hierarchie. Selbst der kriegerische Vorkämpfer der restaurierten Kirche, der Jesuitenorden, hatte von seiner Hoheit eingebüßt; er war mächtig und reich geworden, der Zusammenhang zwischen den Provinzen und Rom war gelockert, die Unabhängigkeit der einzelnen Häuser war größer, auch ihn hatte der Fluch getroffen, welcher den Genießenden verfolgt. Er vorzugsweise wurde Vertreter des modernen und höfischen Gepränges in Kirche und Schule. Auch früher hatte der Orden glänzende Schaustellungen und das Eingehen in die Launen der vornehmen Welt nicht verschmäht; aber damals war er gewesen wie der Prophet Daniel, der das persische Kleid nur darum trägt, um seinem Gott unter den Heiden zu dienen, jetzt war Daniel selbst ein Satrap geworden. Durch den Westfälischen Frieden war auch die große Missionstätigkeit des Ordens beschränkt. Immer noch zog er klug seine Kreise um einzelne Seelen, wer reich oder vornehm war, der wurde fest umgarnt. Die Bekehrungen protestantischer Fürsten und Fürstenkinder wurden sehr häufig, sie erregten ohnmächtiges Poltern auf norddeutschen Kanzeln, eitle Freude im katholischen Süden. Aber auch hier waren die Mittel gemeiner, durch welche der Orden bekehrte: nicht das Seelenheil der Geretteten, sondern der Ruhm, welcher dem Orden daraus erwuchs, wurde die Hauptsache. In den Ländern des Kaisers war an den Untertanen die größte Arbeit getan. Wo hier und da noch das Ketzertum aufglimmte, half die weltliche Obrigkeit. Nur ein Geschlecht, zäher und hartnäckiger als die Hussitensöhne und die Mährischen Brüder, reizte die Bekehrungslust des Ordens ohne Aufhören, das waren die Juden.

Seit den Kreuzzügen trachtete die sinkende Kirche und die Habgier des Stadtpöbels diesen Finanzleuten des Mittelalters nach Gold, Glauben und Leben. Was noch heute als Sage unter den Einfältigen umherläuft, wurde schon damals gegen sie vorgebracht. Sie sollten die Brunnen vergiften und die Pest herbeiführen, sie sollten Christenkinder ermorden und ihr Blut am Passahfest gebrauchen, ihr Herz genießen; sie sollten geweihte Hostien mit Ruten peitschen usw. Fast periodisch sind die Verfolgungen, Plünderung der Häuser und massenhaftes Hinschlachten. Durch Waffen, Qualen, Gefängnis wurde ihnen das Christentum aufgedrängt, in der Regel vergebens. Kein streitbares Volk hat heldenmütiger roher Gewalt widerstanden als diese Waffenlosen. Die großartigsten Beispiele von beharrlichem Heldenmut werden selbst von christlichen Erzählern berichtet. So ging es durch das ganze Mittelalter, auch noch im 16. Jahrhundert suchten die Landesherren leere Kassen aus dem Beutel der Juden zu füllen, noch immer stürmte der Pöbel ihre Häuser, so 1614 in dem wilden Judenaufstand zu Frankfurt am Main. Einige große Gelehrte, Ärzte, Naturkundige erlangten ein Ansehen, welches durch alle Länder Europas ging und selbst den Christen widerwillige Achtung einflößte; aber das waren seltene Ausnahmen.

Unter diesen Gegensätzen zog sich die unzerstörbare Lebenskraft dieses Volkes in die Form, welche den Juden bis heute geblieben ist. Vom Kaiserrecht privilegiert, vor dem Landrecht hilflos, unentbehrlich und tief verhaßt, begehrt und verflucht, in täglicher Gefahr des Feuers, Raubes, Mordes, und wieder der stille Herr über Habe und Wohlfahrt von Hunderten, in unnatürlich abenteuerlicher Stellung und doch in durchaus nüchterner Tätigkeit, mitten unter dem dichtesten Schwarm der Christen und doch durch eherne Schranken von ihnen getrennt, lebten sie ein zwiefaches Leben. Allen Stolz edlen Blutes, großen Reichtums, hoher Talente, die volle Glut südlicher Empfindung, jede holde und jede dunkle Leidenschaft umschloß das Haus, die Familie, die Gemeinde; vor den Christen waren sie kalt, zäh, geduldig, furchtsam, kriechend und lauernd, gebeugt unter tausendjährigem Druck.

Bei den deutschen Beamtendespotien, welche sich seit dem Dreißigjährigen Krieg ausbildeten, fanden die Juden kaum größeren Schutz vor der Wut der Menge, und ihre geistlichen Anfechtungen wurden fast ärger. Wenn der Protestantismus, damals schwach und verkümmert, sie mehr durch abstoßenden Hochmut als durch seine Bekehrungskünste

kränkte, war die alte Kirche um so eifriger zu taufen. Dagegen gedieh ihnen Handel und Erwerb, ja seit dem Westfälischen Frieden war für sie eine glänzende Zeit gekommen. Die Verminderung des internationalen Großhandels, der Ruin alter Handelshäuser zu Nürnberg und Augsburg, die dauernde Münzverschlechterung, die unaufhörlichen Geldbedürfnisse der großen und kleinen Territorialherren begünstigten eine vielseitige Tätigkeit des jüdischen Geschäftes, welches durch ganz Deutschland gewandte Werkzeuge und von Konstantinopel bis Cadiz Gastfreunde und Verwandte fand. Die Bedeutung, welche der innige Zusammenhang der Juden für den deutschen Handel in einer Zeit hatte, wo schlechte Wege, schlechte Zölle und eine sehr unwissende Gesetzgebung dem Verkehr die größten Schranken auflegten, ist noch lange nicht zur Genüge gewürdigt. In unermüdlicher Tätigkeit gruben sie wie Ameisen überall ihre geheimen Wege durch das morsche Holz des Römischen Reiches; lange bevor die Briefpost und Warenspedition ein großes Netz über die Landkreise gezogen hatten, bestanden ihre stillen Verbindungen für Brief- und Warentransporte. Arme Schacherer und fahrende Bettler liefen als treue Agenten zwischen Amsterdam und Frankfurt, Prag und Warschau hin und her, Wechsel und Juwelen unter ihren Lumpen, ja im eigenen Leib verbergend. In gefährlichster Zeit, durch Heere und polizeiliche Verbote schlich der wehrlose Jude geschäftig aus einem deutschen Gebiet in das andere. Dort trug er vollwichtige Kremnitzer Dukaten nach Frankfurt und brachte die leichten unter das Volk, welche die christlichen Bankhäuser der Reichsstadt so lange gewissenlos beschnitten hatten, bis sie durch eine kaiserliche Untersuchungskommission gezwungen wurden, den ungerechten Gewinn in Bestechungsgeldern zu opfern. Hier kaufte er Spitzen und neue Kirchengewänder für seine Gegner, die geistlichen Herren, dort schmuggelte er einem Landesherrn Waffen und Kriegsgerät durch ein feindliches Territorium, hier geleitete er einen großen Transport feiner Leder aus dem Innern Rußlands bis auf die Messe von Leipzig, er allein befähigt, durch Schmeichelei, Geld und

Branntwein die Habsucht der slawischen Adligen zu überwinden. Unterdes saßen die reichsten in den wohlvergitterten Zimmern ihrer Judenstadt, die Wechsel und Unterpfänder der höchsten Herren im sicheren Verschluß bergend, große Bankiers, vielvermögende Leute auch nach modernem Maßstab.

So waren die Juden damals im Verhältnis zu den Christen wahrscheinlich reicher als jetzt, jedenfalls mit den Eigentümlichkeiten ihres Verkehrs unentbehrlicher. Sie hatten schützende Freunde am Kaiserhof wie im Harem des Sultans und im Geheimzimmer des Papstes, sie hatten eine Aristokratie des Blutes, welche damals von den Glaubensgenossen noch hoch respektiert wurde und bei Brautfesten mit Stolz die Juwelen trug, welche ein Ahnherr vielleicht lange vor Marco Polo unter hundertfacher Lebensgefahr aus Indien gebracht oder ein anderer von einem der großen Maurenkönige in Granada eingetauscht hatte. Auf der Straße aber trug der Jude noch die schimpflichen Zeichen des ungeehrten Fremdlings, im Reich eine gelbe Kokarde an seinem Rock, in Böhmen die steife blaue Halskrause, wie er im Mittelalter den hohen gelben Hut, in Italien den roten Mantel getragen hatte. Zwar war er der Gläubiger und Arbeitgeber zahlreicher Christen, aber seine Gemeinde lebte in den größeren Städten noch zusammengedrängt in bestimmten Straßen oder Stadtteilen, in anderen war den Juden fester Wohnsitz überhaupt nicht oder nur in beschränkter Zahl gestattet.

Wenige deutsche Judengemeinden waren damals größer und wohlhabender als die zu Prag. Sie war eine der ältesten in Deutschland; sagenhafte Traditionen führen sie auf eine Zeit zurück, wo der Glaube des Gekreuzigten an der Moldau noch unbekannt war. Selten versäumt ein Reisender die engen Gassen der Judenstadt zu besuchen, wo die kleinen Häuser, wie Bienenzellen aneinandergedrängt, einst den größten Reichtum und das größte Elend des Landes umschlossen, und wo der Todesengel so lange den Tropfen Galle in den Mund der Gläubigen träufeln ließ, bis auf dem unheimlichen Kirchhof jeder Zoll Erde zu Menschen-

asche wurde. Auf engem Raum hausten dort am Ende des 17. Jahrhunderts nahe an sechstausend fleißige Menschen, der große Geldhändler wie der ärmste Trödler und Lastträger, in fester Genossenschaft und gemeinsamen Interessen eng verbunden, durch ihre Industrie und unermüdliche Spekulationen dem verarmten Land unentbehrlich, und doch in einem fortwährenden Krieg gegen die Sitten, die Roheit und den Glaubenseifer des neubekehrten Königreichs.

Denn damals lebte die zweite Generation des neuen Böhmens, welches sich die Habsburger nach der Schlacht am Weißen Berg durch Blutgerichte, großartige Vertreibungen und furchtbare Dragonaden zurückgewonnen hatten. Die alten Adelsgeschlechter waren zum großen Teil ausgerottet, ein neuer kaiserlicher Adel fuhr in vergoldeten Karossen durch die schwarze Hussitenstadt, die alte biblische Wissenschaft war in die Fremde gewandert oder im Elend des langen Krieges verkommen, an die Stelle der Kelchpriester und böhmischen Prädikanten waren die Patres und die Bettelmönche getreten; wo einst Hus die Lehre Wiklifs verteidigt und Ziska die Lauheit der Altstädter gescholten hatte, erhob sich jetzt triumphierend das vergoldete Steinbild der Himmelskönigin. Wenig war dem Volk von seiner Vergangenheit geblieben als die düstern Steine der Königsstadt, ein roher Pöbel und eine Neigung zu herber Frömmigkeit, welche jetzt vor den neuen Bildern der Heiligen die Ketzer verfluchte.

Aus solcher Zeit ist uns eine kleine Schrift geblieben*, welche zwei von den Prager Berühmtheiten des Jesuitenordens, die Patres Eder und Christel, der erste lateinisch verfaßt, der zweite ins Deutsche übertragen haben; beide Verfasser auch sonst bekannt, der zweite als ein eifriger, aber geschmackloser deutscher Poet. Aus dieser Schrift ist

* Der vollständige Titel lautet: Mannhafte Beständigkeit des zwölfjährigen Knaben Simons Abeles, welche er, um den Christlichen Glauben zu behaupten, an Tag gegeben, da Ihn Lazarus Abeles, sein Jüdischer Vatter, aus Haß Glaubens, zu Prag 21. Hornung im Jahre 1694 grausam ermordet. Lateinisch beschrieben von R. P. Joanne Eder Soc. Jesu Theologo. Ins Deutsche übersetzet von erwähnter Societät R. P. Bartholomeo Christelio. Prag 1694.

der folgende Bericht entnommen. Der Auszug gibt so treu als möglich die Worte des Originals und das Charakteristische des Ausdrucks wieder. Die Erzählung lautet folgendermaßen:

„— So sind in wenigen Jahren von einem einzigen Priester unserer Sozietät in der akademischen Salvatorkirche des Kollegii der Gesellschaft Jesu hundertundsiebzig Personen jüdischen Standes durch das heilbringende Taufwasser gereinigt worden.

Nebenbei will ich allhier kürzlich einiger Judenkinder sonderbare Neigung zum christlichen Glauben erwähnen. Auf der Zinkower Herrschaft trug vor etlichen Jahren eine Jüdin ihr Töchterlein auf dem Arm, damit begegnete sie zufällig einem katholischen Priester, dem sie antrug, ihr Kindlein anzuschauen, indem sie den Schleier von dessen Gesichtlein abstreifte, nicht ohne sich zu berühmen, daß sie ein dermaßen wohlgestaltetes Töchterlein zur Welt gebracht hätte. Der Priester wurde durch dies ebenso ungereimte als unerwartete Vertrauen angemutet, das enthüllte Kind mit dem heiligen Kreuzzeichen zu segnen, mit der beigefügten Ermahnung, daß die Mutter selbiges zur Furcht und Liebe Gottes auferziehen, im übrigen aber der göttlichen Vorsicht überlassen sollte. Und siehe, diese kleine Jüdin war kaum auf ihre Füße gekommen, so hielt sie sich alsbald zu christlichen Mädchen, bog mit ihnen, wenn sie niederknieten, ihre Knielein, sang mit den singenden, ging mit ihnen auf die Auen und Wälder hinaus, graste mit ihnen, pflückte Erdbeeren und klaubte Holz zusammen, erlernte nebenbei von ihnen das Vaterunser und den englischen Gruß wie auch den Glauben aufsagen, mit einem Wort, sie machte sich in christlicher Lehre bekannt und verlangte eifrig zu werden. Die hoch- und wohlgeborene Gräfin von Zinkow, um dieses Mägdleins Begehren zu erfüllen, führte die frohlockende in ihrem Wagen mit sich nach Prag, auf daß sie allda außerhalb der Eltern Angesicht sicherer zur Taufe befördert werden möchte. Nachdem die Eltern aber erkannt hatten, daß ihre Tochter durch so geraume Zeit ihre Anschläge behutsam geheimgehalten hatte, bejammerten sie schmerzlich, daß

ihre Tochter eine Christin war, und waren auf den Priester, der sie im Arm der Mutter mit dem Kreuzeszeichen gesegnet hatte, herb und ungehalten, denn ihm schrieben sie die ganze Zuneigung des Kindes zum Christentum zu.

Durch welche Ränke aber der Juden Treulosigkeit bemüht war, jede Bekehrung zu hintertreiben, habe ich selbst unlängst erfahren, als mir zum erstenmal ein Glaubenslehrling vom Judengeschlecht, Samuel Metzel, zur Belehrung überwiesen wurde. Als Vater von vier noch unmündigen Kindern hat dieser sich eifrig und viel bemüht, selbige alle, ein wahrer Israel, aus dem Aghpten der Judenstadt mit sich zur Freiheit herauszuführen. Siehe aber! ihm wollte Rosina Metzelin, seine Ehegattin, die damals noch großen Abscheu vor dem christlichen Glauben hatte, nicht Folge leisten; und weil sie beobachtete, daß ihr die vier Kinder zugleich entzogen wurden, war ihr dieser Kinderraub, wie einer Löwin der Verlust ihrer Jungen, schwer zu ertragen. Sie forderte ihren Mann vor das bischöfliche Ehegericht, wo sie wenigstens um zwei von den vier entrückten Kindern anhielt, weil sie ihr, der Mutter, vor der Geburt beschwerlich, bei der Geburt schmerzlich und nach der Geburt mühsam zu erziehen gewesen seien. Das hochweise erzbischöfliche Amt aber gab das Urteil von sich, daß dem Mann, der nächstens getauft werden sollte, alle Kinder zugehörten. Da hat das Weib mehr als sich sagen und glauben läßt, den Verlust überaus kläglich bejammert, und da sie besorgte, daß sie auch der fünften Leibesfrucht, die noch unter ihrem Herzen verborgen lag, nach der Geburt beraubt werden möchte, war sie emsig beflissen, die Zeit ihrer Niederkunft vor den Christen zu bergen. Deshalb beschloß sie vor allem, ihre bisherige Herberge, die vom Ehemann und den Kindern bekannt war, zu ändern. Es ist aber kein Rat wider den Herrn! Der Vater kam durch sein unschuldiges Töchterlein dahinter, das durch einige Monate beständig in eines Christen Behausung gehalten worden war und von der Kindbettin in ihre verborgene Herberge unbehutsam eingelassen wurde. Auf diese Kundschaft habe ich der Altstadt Prag wohlbestallten Kaiserrichter ersucht, welcher seinen Amtsschreiber

unverweilt in das Geburtshaus abfertigte, um von der Kindbettin, und im Fall diese sich weigern würde, von den Ältesten des Judenvolks das neugeborene Kind, als dem nunmehr getauften Vater zuständig, herauszubegehren. Weil aber die arglistigen Judenköpfe zu des Kindes Auslieferung sich nicht verstehen wollten, wurde zu der jüdischen Wöchnerin eine christliche Hebamme beordert, ob diese durch einen weiblichen gottseligen Fund das Kind der Mutter heimlich entrücken könnte. Diese Hebamme begleiteten freiwillig etliche kühne christliche Matronen. Als Anführerin die durch männliche Gottseligkeit allbekannte Ludmilla, Gemahlin des in Wasser und Blut getauften Wenzeslaus Wymbrsky. Ihr Ehemann Wenzeslaus war mit dieser Ehefrau und fünf Kindern von Sr. Eminenz dem Kardinal und Erzbischof von Prag 1646 in unserer Kirche getauft worden. Es war der tobenden Judenschaft überaus mißfällig, daß dreizehn Mann aus andern Geschlechtern, dem Beispiel des Wenzeslaus folgend, in demselben Jahr das Judentum abgeschworen hatten. Endlich kam ihnen unerträglich vor, daß Wenzeslaus in seinem Kaufladen, bei dem viele Juden täglich auf ihrem Tandelmarkt vorbeigehen mußten, das Bildnis des gekreuzigten Heilandes öffentlich ausstellte und jeden Freitag davor eine brennende Ampel unterhielt. Deshalb war er dem Judengeschmeiß höchst verhaßt und wurde oft mit Schmach- und Spottreden angefallen. Als er nun einst seiner täglichen Gewohnheit gemäß eine Stunde vor Tag in die Teynkirche ging, wohin ihm sein Bedienter vorleuchtete, fielen ihn drei bewaffnete Juden an, von denen er mit zwei vergifteten Pistolenkugeln tödlich verwundet wurde, so daß er am fünften Tag darauf gottselig sein Ende nahm, nachdem er nicht zu bewegen gewesen war, die Mörder namhaft zu machen. Der Rädelsführer derselben wurde später ertappt und zum Rad verdammt, brachte aber, als sein eigener Henker, sich selbst durch den Strick um. Des Getöteten Witwe, Ludmilla, war mit dem Häuflein der gottseligen Frauen nun nicht imstande, sich zu der jüdischen Kindbettin unvermerkt einzuschleichen, weil die Hebräer mit ihren scharfen Luchsaugen genau aufpaßten. Im Augenblick

rotteten sich viele derselben zusammen und drängten sich mit in das Zimmer der jüdischen Sechswöchnerin. Es ließ sich aber Ludmilla durch ihre Anwesenheit und die mögliche Todesgefahr nicht abschrecken. Sie überreichte das mitgebrachte Weihwasser der christlichen Hebamme und forderte sie mit kräftigen Worten auf, die Mutter zu entbinden und das Kind zu taufen. Die Sache ging an. Die Hebamme erwischte das Kind und taufte das neugeborene. Die Kindbettin aber sprang rasend aus dem Bett und riß ihr das Kind mit heftigem Geschrei gewalttätig aus den Händen. Sofort fand sich der Stadtrichter mit bewaffneten Männern ein, um das nunmehr christliche Söhnlein von der Mutter abzusondern. Da aber diese gleichsam rasend das Kind so fest in ihren Armen umschlossen hielt, daß man zu besorgen hatte, es möchte eher erdrückt als ihr entwunden werden, begnügte sich der verständige Stadtrichter damit, den versammelten älteren Juden streng zu verbieten, daß sie das Kind zum Juden machten. Darauf wurde durch Se. Exzellenz, Herrn Reichsgrafen von Sternberg, Oberst-Burggrafen des Königreiches Böhmen, geboten, daß dieses fünfte Kind dem Vater ausgehändigt werden sollte. Nicht lange danach ergab sich auch die dem Judentum hartnäckig zugetane Mutter und wurde getauft. Dies zur Einleitung.

Der jüdische Knabe Simon Abeles hatte zum Vater den Lazarus, zum Ahnherrn aber Moses Abeles, welcher der Judenschaft viele Jahre als Primas vorgestanden hatte. Schon in zarten Jahren wurde an diesem Knaben eine besondere Gemütsneigung zum Christentum verspürt. Wo er konnte, sonderte er sich von jüdischer Jugend ab und gesellte sich Christenknaben zu, spielte mit ihnen und beschenkte sie, um ihr Wohlwollen zu erwerben, mit süßen Leckerbissen, die er am väterlichen Tisch zusammengebracht hatte; der jüdische gekrauste Kragen, welchen die Juden mit blauem Kraftmehl gestärkt ringförmig um den Hals tragen und sich dadurch hier in Böhmen von den Christen unterscheiden, war dem Simon durchaus zuwider. Als das Licht seiner Vernunft heller wurde, erkundigte er sich bei jeder Gelegenheit nach den christlichen Geheimnissen.

Es begab sich, daß er von seinem Vater, einem Handschuhhändler, in Geschäften mehrmals nach dem Haus eines Christen, des Handschuhmachers Christoph Hoffmann, geschickt wurde. Dort verweilte er in Betrachtung der heiligen, aber nicht der weltlichen Bilder, welche an den Wänden hingen, obgleich die letzteren kostbarer und wegen künstlicher Malerei ansehnlicher waren, und forschte begierig die christlichen Inwohner aus, was unter selbigen Bildern zu verstehen sei. Als ihm geantwortet wurde, daß durch das eine Christus, durch ein anderes die Mutter Christi, die wundertätige Gottesgebärerin von Buntzel (Bunzlau), durch jenes der heilige Antonius von Padua angedeutet werde, rief er von ganzem Herzen seufzend aus: ‚Oh, daß ich ein Christ werden könnte!' Überdies bezeugt ein Jude, Rebbe Liebmann genannt, daß der Knabe zuweilen ganze Nächte unter Christen zugebracht und sich im väterlichen Hause nicht eingestellt habe.

Viele nun hielten dafür, daß solche Zuneigung zum Christentum einen übernatürlichen Ursprung habe und von einem Taufzeichen herrühre, das ihm schon in der Wiege von einem Christen eingedrückt worden sei. Als man später diesem ausgesprengten Gerücht emsig nachgrübelte, wurde bezeugt, daß ein Präzeptor, Stephan Hiller, einst zu Lazarus Abeles geschickt worden sei, eine Geldschuld abzuholen, daß er allda ein allein in der Wiege liegendes Kind gefunden und dasselbe in innerlicher Herzensregung mit elementarischem, in der Nähe befindlichem Wasser getauft habe. Auf Nachforschung des Hochehrwürdigen Erzbischöflichen Konsistoriums sagte dieser Präzeptor, welcher jetzt eine Kaplanstelle bekleidet, aus, daß er nicht wisse, ob das Kind des Lazarus Söhnlein gewesen sei; ja, seinem Dafürhalten nach wäre selbiges vielmehr einem jüdischen Schneider zugehörig gewesen. Durch solche Aussage blieb dieser wichtige Umstand zweifelhaft.

Nachdem sich durch etliche Jahre in Simons Gemüt die standhafte Zuneigung zum Christentum so vergrößert hatte, daß sie von Einheimischen deutlich bemerkt wurde, und der

schlaue Knabe wohl voraussah, daß die Eltern und Blutsverwandten keine Mühe sparen würden, ihm einen Stein in den Weg zu rücken, dachte er vorzubauen und dem väterlichen Hause und seiner jüdischen Freundschaft zu entfliehen, bevor ihm der Paß verhauen würde. Als nun am 25. des Heumonats 1693 der Vater Lazarus feierlichen Rasttag in der Judenschule hielt, begab sich der Sohn in ein der Judenstadt nahe gelegenes Christenhaus, welches von dem neulich getauften Juden Kawka bewohnt war, und ließ am selben Abend den Johannes Tanta zu sich berufen, einen vor mehreren Jahren mit seinem ganzen Geschlecht bekehrten Juden, den er schon durchs Gerücht als einen eifrigen Mann und emsigen Anführer zum christlichen Glauben kennengelernt hatte; denn dieser Mann, öfter sein Leben in Gefahr stellend, hatte Juden, die nach dem christlichen Glauben verlangten und ihre neugetauften Kinder aus der Judenstadt herausgezogen, in unser Kollegium St. Clement zum Unterricht geführt, war ihnen mit Nahrung, Kleidern, Fach und Dach behilflich gewesen, hatte solchen, die nicht lesen konnten, geistliche Bücher, vornehmlich aber das Leben Christi mit sonderlicher Andacht stundenlang vorgelesen, und fand seine beste Freude darin, wenn er sah, wie sie durch die heilige Taufe abgewaschen wurden. Diesem nun öffnete Simon sein Herz treulich und bat, daß Johannes ihn ins Kollegium der Sozietät Jesu führen wolle.

Es bedurfte nicht viel Bittens, der Mann borgte bei einem christlichen Jüngling Kleider, überdeckte dem Simon den nach jüdischer Art geschorenen Kopf mit einer Perücke und führte ihn über den Altstädter Platz ins Kollegium. Mitten auf besagtem Platz steht aus einem einzigen Stein gehauen das große, reich übergoldete Bildnis der seligsten Gottesgebärerin. Johannes erklärte seinem christlichen Lehrling, daß dies mit Goldglanz reich überzogene Bildnis die Himmelskönigin und die besonders treue Fürbitterin aller Gläubigen bei Gott bedeute. Das hörte Simon begierig an, zog unverweilt den Hut ab, verneigte tief seinen ganzen Leib und empfahl sich mit gottseligem Seufzen der seligsten Gottesgebärerin als Pflegekind. Darauf wandte

er sich zu seinem Anleiter und redete ihn so an: ‚Wenn dies mein Vater sähe, stracks würde er mich umbringen.' So erreichten sie unser Kollegium abends zwischen sieben und acht Uhr. Simon trug mir, der ich zum Tor berufen war, sein Verlangen mit ungemeiner Beredsamkeit vor, zugleich begehrte er mit so hitzigem Eifer, im christlichen Glauben unterwiesen zu werden, daß ich mich verwundern mußte. Ich stellte den Knaben noch denselben Abend dem ehrwürdigen Pater, Rektor des Kollegiums, vor. Es sah fast so aus, als befände sich der zwölfjährige Knabe, wie vor Zeiten Jesus, unter den Schriftgelehrten, indem er verschiedene Fragen wohlberedt, scharfsinnig und mit einem Urteil, welches sein Alter überstieg, beantwortete. Als ihm vorgerückt wurde, sein später Eintritt errege den Verdacht, daß er in der Judenstadt ein Lasterstücklein begangen habe und in dem geistlichen Haus eine Zufluchtsstätte suche, antwortete Simon mit heiterem Angesicht: ‚Hat man Argwohn wegen einer Missetat, so forsche man nach der Wahrheit durch Ausrufen, wie es in der Judenstadt gewöhnlich ist. Wäre ich mir einer Lastertat bewußt, so hätte ich mehr Hoffnung unter den Juden ungestraft zu bleiben als unter den Christen, denn ich bin ein Enkel des Moses Abeles, ihres Primators.' Als man ihm aber wieder zusetzte, daß er gekommen wäre, um unter den Christen eine Perücke, ein Degelein und alamodische Kleider zu tragen, machte der Knabe ein saures Gesicht und sprach: ‚Ich muß bekennen, daß ich lange Zeit keinen Judenkragen getragen. Übrigens verlange ich unter den Christen in keiner Kleiderpracht zu prangen und will mit alten Lumpen zufrieden sein.' Nachdem er solche ernsthafte Antwort von sich gegeben, fing er an die Handschuh von den Hände nabzustreifen, den kleinen Degen abzugürten, die Perücke vom Kopf zu reißen und das saubere Oberröcklein aufzuhefteln, entschlossen, so es nötig wäre, dem entblößten Jesus unbekleidet nachzufolgen.

Durch solche unerwartete Antwort und heldenhaften Entschluß zur Armut trieb er den Anwesenden Zähren aus den Augen. Als ihm aber befohlen wurde, sich wieder anzukleiden, zog er sich bald wieder an und bezeugte mit gewich-

tigen Worten, die er öfter wiederholte, daß er von den Juden abtrete wegen ihres ärgerlichen Lebenswandels, sich aber den Christen zugeselle, um sich seines Heils zu versichern, weil ihm wohl bewußt wäre, daß es unmöglich sei, ohne Glauben selig zu werden. Als er aber gefragt wurde, wer ihn gelehrt, daß der Glaube notwendig sei, das ewige Leben zu erwerben, sprach er sieben- oder achtmal: ‚Gott, Gott, Gott allein', wobei er ebensooft seufzte und mit beiden Händen auf seine Brust schlug. Jetzt trat er bald zu diesem, bald zu jenem Priester, küßte ihnen die Hände, fiel ihnen um die Knie und rief: ‚Patres, verlasset mich nicht, verstoßet mich nicht, schicket mich nicht wieder unter die Juden, unterweiset mich geschwind, geschwind, und (als ahnte und schwebte ihm das anstehende Abel vor) taufet mich geschwind.' Als nun Simon die Versicherung bekam, daß er den Lehrlingen im christlichen Glauben beigezählt werden sollte, schlug er in beide Hände und hüpfte vor Freuden auf. Alle seine Rede ging ihm so reif und bescheiden, hurtig und ohne alles Stammeln von Munde, als hätte er es vorher lange erwogen und aus dem Schreibtäflein auswendig gelernt, so daß sich einer von den vier anwesenden Priestern mit Verwunderung zum andern wandte und lateinisch sagte: ‚Dieser Knabe hat ein Mundwerk und Verstand wenn nicht über die Natur, doch wahrlich über sein Alter.'

Unterdes war die finstere Nacht herangekommen. Da aber für dieses neue Nikodemerlein keine bequeme Nachtstätte vorhanden war, wurde er unter innerlichem Widerstreben meines Gemütes in das Christenhaus, aus welchem er hergeführt worden war, wieder zurückgelassen, um die Nacht in Ruhe bei dem neugetauften Georg Kawka zu verbringen. Dieser wurde an die Pforte des Kollegiums gerufen, und der Knabe wurde ihm mit dem ausdrücklichen Befehl anvertraut, daß er ihn am nächsten Morgen in aller Frühe wieder in dem Kollegium stellen solle, damit man ihn mit einer sicheren Wohnung versorge.

Unterdes nahm Lazarus die Abwesenheit des Sohnes wahr. Da er ihn weder bei Freunden noch bei andern

Juden fand, fällte er bei sich das sichere Urteil, daß sein Sohn zu den Christen übergegangen sei. Am Sonntag früh verfügte sich Lazarus in jenes Christenhaus des Handschuhmachers Hoffmann. Er fand diesen nicht zu Hause, hielt mit dem Verlust des Sohnes und seinen Schmerzen hinter dem Berge und bat des Handschuhmachers Ehefrau Anna inständig, den Georg Kawka herbeizurufen, weil er mit ihm, der sein Schuldner sei, ein wichtiges Geschäft abzumachen hätte. Nach langer hebräischer Unterhaltung mit Lazarus kam Georg Kawka eilfertig ins Kollegium, aber, was mir am schmerzlichsten fiel, ohne Begleitung des christlichen Lehrlings. Er schien sehr ängstlich beunruhigt, meldete aber mit keinem Wort die Unterredung mit dem Vater, sondern sprach nur, daß Simon in seiner Herberge nicht sicher genug sei, man hätte wohl zu besorgen, daß er durch arglistige Anschläge der Juden herausgespielt werden möchte. Nach scharfem Verweis, weil er den Knaben gerade bei solcher Gefahr nicht nach gestrigem Befehl mit sich gebracht, befahl ich ihm, sofort nach Hause zu gehen und den Simon herzuführen. Er versprach dies zwar, setzte es aber nicht ins Werk. Als nun Georg Kawka zu Hause vorgab, daß er in die Kirche gehen wollte, flehte Simon, als ahnte ihm etwas von bevorstehender Verräterei, mit Worten und Tränen, daß Georg ihn nicht im Stiche lasse und den Juden, welche ihm heute unfehlbar nachstellen würden, zum Raub im Hause halte, sondern mit sich in die Kirche nehme und so ins Kollegium bringe. Da er aber unter großen Schmerzen seines Gemütes wahrnahm, daß Georg Kawka mit faulen Fischen handelte, zog er sich nach dessen Abgang wieder in seinen Schlupfwinkel unter dem Dach zurück.

Kaum hatte Georg seinen Fuß über die Schwelle gesetzt, da kam Katharina Kanderowa, ein Zinsweib, vom Lande in ihre gemietete Kammer, bei welcher Simon seinen Schlupfwinkel hatte, und sah den Knaben im jüdischen Röcklein, das er wieder anzulegen genötigt worden war. Da nun besagte Katharina soeben von den Juden, welche um die Haustür herumstanden, vernommen hatte, daß sie einen Judensohn suchten, der dem Vater entflohen sei, und da

sie nicht wußte, daß Simon ein Lehrling im christlichen Glauben geworden war, zog sie ihn aus seinem Winkel hervor und führte ihn gewalttätig ins untere Vorhaus. Als der Vater den Sohn erblickte, überreichte er dem ziemlich starken Weib dreißig weiße Groschen, damit sie den Knaben, der nicht stark genug war, sich aus ihren Händen zu winden, aus dem Hause über die Schwelle herausstoßen sollte. Gegen solche Gewalttat rief er die Christen um Beistand an, aber vergebens, denn zwei baumstarke Juden faßten ihn, ein jeder bei einem Arm und trugen ihn, der gleichsam in der Luft schwebte, mit größter Eilfertigkeit in die Judenstadt und seines Vaters Haus. Lazarus der Vater aber ging arglistig Schritt für Schritt langsam hinterher, um den Christen vorzuplaudern, daß sein Sohn zu den Christen flüchtig geworden sei, um rechtmäßig verdienter Strafe zu entgehen. Dies schwatzte er dem Pöbel leicht ein.

Georg Kawka aber fand sich bald nach beendetem Trauerspiel bei mir ein, erzählte mir zuerst die klägliche Entführung des Simon mit nichtswürdigen liederlichen Entschuldigungen. Ich aber redete ihm scharf zu, legte ihm klar vor Augen, weshalb sich abmerken lasse, daß er mit den Juden unter dem Hütlein gespielt habe und befahl ihm ernsthaft, wenn er nicht der verräterischen Auslieferung des Simon vor Gericht schuldig sein wolle, den Simon ohne Verschub und mit allen Mitteln, auch durch Requisition christlicher Richter, wieder aus den Händen der Juden herauszuziehen und ins Kollegium zu liefern. Und wahrlich, es hatte das Ansehen, als folge er treulich und emsig dem Befehl. Er durchsuchte mehrere Tage die ganze Judenstadt und durchstrich fast alle Häuser, wie die ihm zugesellten Begleiter bezeugten. Dadurch wandte er fast allen Argwohn der Verräterei von sich ab, und da Simon nirgends zu finden war, befestigte er das allgemeine Gerücht, Simon sei heimlich nach Polen geschafft worden. Später wurde Georg Kawka selbst in bösem Gewissen nach Polen flüchtig und ist bis heute unsichtbar geblieben.

Simon aber, gewalttätig in das väterliche Haus gerissen, wurde seit diesem Tage nicht mehr außerhalb der Hausschwelle gesehen. Nach der Ankunft im Hause war der Vater seines Zornes nicht mächtig und schlug den Sohn so wild mit seinem Stock, daß die anwesenden Juden schon damals besorgten, er werde ihn entseelen. Sie sperrten den Simon deshalb in eine Kammer, in der sich ein späterer Zeuge, die Sara Vresin, aufhielt. Der Vater aber versuchte durch wiederholtes kräftiges Anrennen die Kammertür aufzubrechen und entfernte sich endlich entrüstet aus dem Hause. Als sein Zorn sich ein wenig gelegt hatte, übergaben ihm die Juden den schwarz geschlagenen Knaben mit dem Rat, ihn durch Fasten zu zähmen. So wurde Simon in eine andere Kammer gesperrt. Dort verbrachte er sieben schmerzvolle Monate in Hunger, Gefangenschaft, täglichen Verfluchungen, in Erwartung des oft angedrohten Todes. Als aber der Vater sah, daß des Sohnes Gemüt unbeweglich war und Simon am Sonnabend vor dem Fastnachtsonntag wieder vor allen Hausgenossen unerschrocken erklärte, daß er getauft sein wolle, entschloß sich Lazarus zum Äußersten. Und damit nicht Zuneigung seine Hand hemme, wählte er einen Juden, Levi Kurtzhandl, zum Gehilfen, einen Mann von wildem Gemüt und frischem Alter, der ihm schon früher den Rat gegeben, den Knaben durch Gift zu töten. Levi Kurtzhandl lud den Knaben in die Kammer der Stiefmutter desselben und führte ein Gespräch mit ihm aus dem Talmud, um ihn zu bekehren. Als aber Simon auf seinem Vorhaben beharrte, wurde er von den Fäusten des Levi zerschlagen und von ihm und dem Vater in die nächste Kammer gerissen. Dort fielen ihn beide grimmig an, brachen ihm das Genick und trieben seinen Kopf gewaltsam an die Ecke eines hölzernen Kastens, wodurch der glorreiche Kämpfer Christi einen letzten Stoß an der linken Seite des Schlafs erhielt.

Während diese Grausamkeit in der Kammer verübt wurde, war Lia, Stiefmutter des Simon, nebst einem Gesellen, Rebbe Liebmann, in der Nebenstube mit Handschuhmachen beschäftigt. Bei dem Winseln des Knaben und dem Getös der Totschläger eilte sie in die Kammer. Dort sah sie den entseelten Leib auf dem Boden und beide Mörder um ihn auf den Knien. Darüber erschrak die Frau so, daß

sie in Ohnmacht sank und von Kurtzhandl durch eingeflößten Essig zur Besinnung gebracht werden mußte.

Nach der Tat kam Hennele, die Köchin des Lazarus, zurück, welche er nebst seinen kleinen Kindern aus dem Hause geschickt hatte. Diese fragte bei der Nähe des Abendessens, wo Simon sei. Ihr wurde ein Eid abgefordert, die Sache geheimzuhalten, worauf ihr der Vater selbst sagte, er habe mit Levi Kurtzhandel den Knaben, als einen Abtrünnigen vom Gesetz Mosis, nach dem Beispiel des Patriarchen Phineas, ums Leben gebracht.

Darauf beratschlagte Lazarus mit Levi, wie die Untat geheimzuhalten, nicht nur vor den Christen, auch vor den Juden, zumal vor dem Geschlecht der Burianer, welches allen, die zu den Abeles hielten, höchst feindlich war. Levi erbot sich, den Körper Simons noch während der Nacht in sein Haus zu tragen und im Keller eigenhändig zu beerdigen. Lazarus aber besorgte, der Burianische Anhang möchte dahinterkommen. Deshalb beschlossen sie, den Leichnam auf dem öffentlichen Judenfriedhof begraben zu lassen. Und da an dem Leib zwar der Hals unterlaufen, sonst aber keine aufgeschlagene Wunde zu sehen war, mit Ausnahme des Stoßes am linken Schlaf von der Größe eines Dukatens, so rief Lazarus seine Hausgenossen zusammen, beschwor sie und lehrte sie, wie sie einhellig sagen sollten, Simon sei in Tobsucht gefallen und so an die Ecke des Kastens gestürzt, wodurch er sich am linken Schlaf tödlich verletzt habe.

Am nächsten Morgen früh wurde der glorwürdige Kämpfer Christi durch zwei Juden, Jerochem und Hirsches Kesserlas, die Totenschauer, in höchster Stille unter die Erde gebracht.

Nach Simons Beerdigung kam aus dem Grabe der erste Gerichtsdiener, der Gewissenswurm, hervor, des gottlosen Lazarus Herz zu nagen. Die Erinnerung folterte sein Gewissen unablässig, und immer schwebte ihm die weltliche Strafe vor Augen. Diese Furcht vergrößerte sehr der Handschuhmachergeselle Rebbe Liebmann. Dieser hatte nach der Tat stracks des Abeles Haus verlassen und sich aus dem Staube gemacht und erst nach der Beerdigung wieder bei

seiner Arbeit eingefunden. Als ihm Lazarus den Verlauf zu erzählen begann, fiel ihm Rebbe in die Rede mit der Beteuerung, daß er kein Wort über die Untat zu hören verlange, da er die Judenkinder schon auf öffentlicher Gasse das ganze gestrige Trauerspiel hätte erzählen hören. Dies traf den bestürzten Lazarus wie ein Donnerschlag; ohne Zögern packte er alle leichteren Sachen zusammen, verkaufte das in der Judenstadt erbaute Haus und trat den in einem hochadligen Hause gemieteten Kaufladen einem andern Juden ab, um sich in Polen niederzusetzen. Er war auch schon fertig, am folgenden Tage die Flucht vorzunehmen, aber durch göttliche Schickung wurde der hochadlige Hausherr, welcher ihm den Kaufladen verpachtet hatte, gerade durch Gicht in der Hand verhindert, die Abtretungsschrift eigenhändig zu unterzeichnen.

Unterdes ging am 23. Februar ein den Christen nicht übel geneigter Jude, Johel, in der Judenstadt durch das Sommertor, wo er spielende Kinder antraf, die einander erzählten, daß Simon Abeles, vor drei Tagen frisch und gesund, gestern früh ohne alles Leichengepränge begraben worden sei. Johel machte sich unverweilt auf den Begräbnisplatz, sah ein frisch aufgeworfenes Grab, erwog andere Umstände und Gerüchte und kam zu der verständigen Mutmaßung, daß Lazarus Mörder des Sohnes sei. Dies vertraute er sofort einem Konzipisten der Königlichen Statthalterei in größter Heimlichkeit. Nachdem ich Nachricht davon erhalten und der jüdische Angeber mehrmals mit Ernst zu treuem Bericht ermahnt worden war, schrieb er am folgenden Tage den ganzen kläglichen Verlauf nieder, um ihn der hochadligen Statthalterei zu überreichen. Diese befahl den Körper des Simon ausgraben und durch bestimmte Ärzte genau besichtigen zu lassen, endlich die der Tat Verdächtigen wie auch deren Mitwisser in sichern Verhaft zu nehmen. Dies alles wurde behutsam ohne Verschub ins Werk gesetzt. Der Körper wurde unter dem Schutz bewaffneter Mannschaft ausgegraben; die zusammengelaufenen Juden und der herbeigerufene Judenarzt sagten aus, daß ein bösartiger Ausschlag am Haupte und zuletzt Tobsucht

dem Knaben die Seele ausgetrieben hätte. Die Herren Ärzte aber gaben das Gutachten, daß mehrere Indizien, Bruch des Genickes und eine kleine runde Wunde im Schlaf, anzeigten, daß der Knabe durch einen gewalttätigen Schlag umgekommen sei.

Darauf wurde Lazarus Abeles vor den Leib seines Sohnes geführt. Er erblaßte und zitterte, wurde so verwirrt, daß er verstummte und eine gute Weile kein Wort richtig aussprechen und nichts deutlich beantworten konnte. Endlich da die Herren Kommissarien beständig darauf drangen, ob er des Knaben Leib kenne, gab er mit geneigtem Kopf und schwacher Stimme zur Antwort, es sei der Leib seines Sohnes Simon, und als man ihm ferner zusetzte, woher die Wunde am linken Schlaf rühre, gab er verwirrte und widersprechende Antworten. So wurde er wieder in das Gefängnis geführt, der Körper des Knaben aber von dem jüdischen Leichenbrett in einen christlichen Sarg gelegt und unterdes in den tiefen Rathauskeller gestellt. Die Herren Kommissarien begannen unermüdlich Christen und Juden auszufragen. Ungeachtet aller Indizien aber blieb Lazarus und die in besonderem Gewahrsam gefangenen Frauen, Lia sein Eheweib, und Hennele seine Köchin, fast einstimmig auf derselben Aussage, Simon habe nie die Flucht aus dem väterlichen Hause genommen, um ein Christ zu werden, sondern sei lange Zeit mit der Kopfkrätze behaftet gewesen und deshalb zu Hause gehalten worden; zuletzt habe er heftigen Widerwillen vor Speise bekommen, sei in gewalttätiger Tobsucht gestürzet und habe sich zu Tode gefallen.

Alle Mittel die Wahrheit zu erforschen halfen nicht, Lazarus Abeles und die beiden einzigen Zeugen, welche man damals kannte, blieben halsstarrig.

In Gedanken darüber ging der wohlgeborene Franz Maximilian Freiherr von Klarstein, bestellter Kommissarius, eines Mittags heim und schritt die Treppe in seinem Hause hinauf; da kam ihm plötzlich vor, als würde er heftig in die Seite gestoßen, er wandte sich verdrießlich um, siehe, da kam ihm auf dem ebenen Plätzlein, welches beide Stiegen voneinander schied, ein stehender Knabe vor Augen, der

den Kopf neigte und mit fröhlichem Angesicht holdselig lächelte, mit einem jüdischen Totenleilach überdeckt, am linken Schlaf verwundet, an Größe und Alter dem Simon gleich, wie ihn dieser Herr bei Besichtigung des Leibes mit eigenen Augen gesehen und mit lebhafter Einbildung in sein Gedächtnis gedrückt hatte. Der Herr erstaunte und dachte noch hin und her, was dies bedeuten möchte, als er mit seiner Gemahlin und etlichen Gästen bei Tisch saß. Da hörte er einen Menschenfinger etlichemal an die Tür des Speisesaales anklopfen. Der Diener wurde hinausgeschickt und meldete, ein unbekanntes Mädchen begehre inständig hereingelassen zu werden. Eingelassen und gütig angeredet, antwortete das vierzehnjährige Mädchen, sie heiße Sara Vresin, wohne jetzt unter den Christen, um in dem christlichen Glauben unterwiesen zu werden, und hätte vor kurzem bei dem Zinsmann im Haus des Lazarus Abeles als Magd gedient; dort hätte sie mit ihren Augen gesehen, wie grausam Lazarus seinem Sohn Simon darum zugesetzt habe, weil dieser, um getauft zu werden, zu den Christen geflüchtet sei.

Auf diese und andere Aussagen wurde Sara dem Lazarus gegenübergestellt, dem sie mit großer Gemütsfreiheit und nachdrücklichen Worten alles, was sie wußte, vorhielt. Lazarus aber leugnete alles rund ab und rief in rasenden Verfluchungen alle Teufel auf seinen Kopf. Als er aber in seinen Kerker zurückkehrte, ergriff Verwirrung und Verzweiflung sein Gemüt, er erkannte, daß ihm sein Leugnen vor Gericht nicht mehr helfen werde und beschloß sich dem Rechtsverfahren durch ein letztes Mittel zu entziehen. Obwohl ihm beide Schenkel und eine Hand durch Fesseln gehindert waren, so schlang er doch statt eines Stricks die Tephilim genannten Riemen, womit die Juden beim Gebet den Kopf und die Arme umwinden, ans eiserne Fenstergitter und erwürgte sich daran. So wurde er am folgenden Morgen erdrosselt gefunden. Denn die Juden halten aus Irrtum für zulässig, sich selbst zu erwürgen und verüben dergleichen öfter. — Sein toter Leib wurde gerichtet.

Nach seinem Tod legten seine Frau Lia und die Dienst-

magd Hennele, der Sara Bresin gegenübergestellt, ein offenes Bekenntnis ab; auch der flüchtige Handschuhmachergeselle Rebbe Liebmann wurde eingezogen und bekannte. Seine Fürstliche Erzbischöfliche Gnaden bestimmten, daß Simon in der Teynkirche in der Kapelle des heiligen Täufers Johannes, zunächst dem Taufstein in ausgehöhltem Mauergrab von poliertem Marmelstein begraben würde, in einem sauberen, eichenen, mit rotem Sammet überzogenen und mit einem Schloß verwahrten Sarg mit drei Schlüsseln. Ferner, daß der Sarg von unschuldigen und adligen, mit Purpur gekleideten Jünglingen zur Begräbnisstätte getragen werde. Die hochadlige Frau Sylvia Katharina, geb. Gräfin Kinsky, Sr. Exzellenz des Herrn Reichsgrafen Schlick Gemahlin, ließ doppelte kostbare Kleider zu diesem Tag verfertigen, ein Unterkleid von weißem Atlas und ein rotes Oberkleid, beide mit Gold unterwirkt, mit goldenen Knöpfen besetzt und mit goldener Posamentierarbeit geziert, schaffte auch Strümpfe von gleichem Zeug, um die Füße zu bedecken, und einen überaus schönen Kranz von goldenen und silbernen Lilien und Rosen, um das Haupt des jungfräulichen Blutzeugen zu krönen.

Kaum war sein hochwerter Leib geschmückt und in den köstlichen Sarg versetzt, so fand sich der hohe Adel beiderlei Geschlechts ein und drang mit gottseligem Ungestüm in die Kapelle, wo alle erstaunten und den wundersamen Gott priesen, als sie das heilige Pfand (den Körper des Simon) fünf Wochen nach seiner Entleibung unversehrt sahen, kein Ausdämpfen eines Geruchs verspürten und wahrnahmen, daß aus seinen tödlichen Wunden fortwährend rosafarbenes frisches Blut abtröpfelte. Weswegen auch hochangesehene Personen mit ihren Handtüchlein diesen kostbaren Saft auffaßten. Andere aber, welche mit keinem saubern Tüchlein versehen waren oder wegen des großen Gedränges nicht zukommen konnten, machten sich über die alte Totentruhe und rissen die blutigen Hobelspäne darin weg. Darauf wurde der ehrenwerte Leib auf dem großen Rathaussaal diesen und den nächsten Tag ausgestellt. Es war aber auch allda überaus schwer, zu ihm zu dringen. Endlich am 31. März

wurde die Beisetzung ins Werk gerichtet. Bewaffnete Macht umgab in drei Reihen das Rathaus, durch die ganze Stadt begannen in siebenzig Kirchen die Glocken zu schallen und läuteten zwei ganze Stunden fort. Unterdes verschmachtete die Synagoge und ganze Judenschaft fast vor Todesangst, weil sie hoch besorgte, vom christlichen Pöbel aus Rache angefallen zu werden. Er schien aber einem Wunder nicht ungleich, daß keine Gewalttätigkeit vorgenommen wurde, da doch in den verwichenen Jahren die Christen mehr als einmal wegen geringerer Ursachen den Tandelmarkt und die Judenstadt angefallen und ausgeplündert, auch die Juden selbst angegriffen, etliche schwer beschädigt und, wie bekannt ist, gar ermordet hatten.

Als gegen zehn Uhr die Maler mit einer doppelten Abbildung des Blutzeugen Simon fertig waren, begannen die Kirchengebräuche. Nachdem der Sarg verschlossen war, schickten sich die Kommissarien an, die Schloßlöcher zu versiegeln. Da aber die papiernen Siegelzettel leicht verletzt werden konnten, wurde von den Herren Kommissarien ein bequemes Seidenband verlangt. Als dies hochadlige Personen wahrgenommen, rissen sie von ihrem Haupt, Brust und Armen solche Zeuge ab. Seine Exzellenz der Reichsgraf von Martinitz band ein an seinem Degenheft hängendes Band ab. Es wurde aber zu diesem Gebrauch das Band von rotem Atlas gewählt, welches die hoch- und wohlgeborene Gräfin Kolowrat getragen, dies wurde entzweigeschnitten und über das Schloßloch herabgezogen und angesiedelt. Darauf wurde der Sarg des Märtyrers mit einer großen, von rotem Sammet kostbar gefertigten Fahne bedeckt, mitten auf dem Totenschrein stand ein zierliches Bild Unserer Lieben Frauen, an beiden Ecken Engel mit Palmenzweigen. Sechzehn von gutem Adel herstammende Jünglinge legten ihre unschuldigen Achseln unter den Leichenschrein; sie trugen rote mit goldenen Borten schimmernde Mäntel, Kränze von roter Seide gewunden, mit silbernen Rosen untersetzt. Dabei klang der Glockenklang durch alle drei Städte, die Wolken des Himmels heiterten sich plötzlich auf, die Volksmenge bedeckte alle Dächer, nahm

alle Fenster ein, sie war nicht nur aus den drei nahen Weingebirgen, sondern auch aus fernen Flecken und Städten zusammengeströmt.

Das Heer des Leichenzuges führten die ersten Stadtbeamten, darauf folgten die unlängst getauften Jüdlein mit roten Feldzeichen geziert, denen zwei Kirchenfahnen von gleichem Zeug vorangetragen wurden. Ferner eine unzählbare Menge von Schulknaben aus allen Schulen der drei Städte, in acht Purpurfähnlein abgeteilt; drittens unter roten Fahnen alle Studentlein aus den untern lateinischen Schulen. Viertens über vierhundert Köpfe der lateinischen Bruderschaft aus den Schulen; ihnen wurde Kreuz und Fahne, mit einem Sonnenschirm umgeben, mit angezündeten Wachslichtern vorgetragen. Ihnen folgte fünftens die ganze Studentenbrüderschaft Unserer Lieben Frauen, darunter viele Doktoren, Gerichtsbeisitzer und verschiedene vom Reichsadel; vor ihnen wurde Kreuz und Fahne mit Sonnenschirm getragen, in ihren Händen führten sie brennende Wachskerzen und flammende weiße Windlichter. Sechstens kam das erste Sängerchor, dann die Klerisei in ihren Chorröcken, dann die zweite Sängerordnung, darauf die Leviten, Pfarrherren, hochwürdigsten Kapitelherren mit dem Offizianten, welchen Stadtsoldaten in langer Reihe zur Seite gingen. Siebentes trugen den hochwürdigen Leichnam des Blutzeugen (Simons) die sechzehn geschmückten Jünglinge. Zu beiden Seiten des Sarges gingen zwölf Knaben mit roten brennenden Fackeln, mit holländischem Purpurgewand ausbündig schön überkleidet. Achtens folgten dem Sarg die hochadligen Vorsteher und Statthalter des Königsreichs, alle in ihren Händen rote Fackeln haltend, ihnen folgte der vornehmste Adel beider Geschlechter in großer Menge, endlich eine unzählbare gottpreisende Volksmenge. —

Der Gehilfe des Mordes, Levi Hüsel Kurtzhandl, von den Juden so genannt, nicht weil er Kurzhändler war, sondern weil sein Vater überaus kurze Hände gehabt hatte, war von wohlhabenden Eltern zu Prag geboren, von hoher Gestalt, zwanzig Jahre alt, stark, von trotzigem Gesicht, zornmütig, wacker beredt und witzig, in talmudischen Büchern, die er

elf Jahre studiert hatte, ausbündig erfahren. Er hatte sich neun Meilen von Prag bei seiner jüdischen Braut geborgen. Nach emsigen Nachforschungen wurde bewaffnete Mannschaft abgefertigt, welche ihn in Eisen legte und zu Wagen mit unterlegten Pferden am 22. März in Prag einbrachte. Obwohl die Kommissarien nach früheren ähnlichen Fällen zweifelten, daß sich aus diesem harten Kieselstein ein Tropfen Wahrheit würde auspressen lassen, wurden ihm doch die Zeugen gegenübergestellt. Er aber gestand trotz der Bekenntnisse dreier Zeugen gar nichts; man bedrohte ihn mit dem Henker und der Folterbank, aber das wirkte bei ihm so viel, als wenn man einem Krebs droht, daß man ihn ersäufen wolle. Denn er traute sich zu, auch die Folterung zu überstehen und so loszukommen. Ja, er erkühnte sich zu sagen, man verfahre bei dem Gerichtshandel gegen ihn wider alles Recht und Gesetz. So wurde er dem Recht gemäß nach der Aussage von drei Zeugen auch ohne sein Geständnis zum Rad verdammt.

Er aber unterbrach durch sieben Monate die Vollstreckung des Richterspruchs, indem er durch einen jüdischen Blutsverwandten den Handel vor Seine Kaiserliche Majestät Leopold brachte. Durch jüdische Ränke wurde jetzt das Verfahren gehemmt und dermaßen saumselig betrieben, daß man klar bemerken konnte, der Verurteilte suche nur einen Aufschub auf mehrere Jahre, um endlich Strafmilderung zu erhalten oder durch freiwilligen Tod vorzubauen. Endlich erwirkte das Tribunal, daß der Beschuldigte seine Schutzschrift binnen vierzehn Tagen einreichen mußte; ihre eitlen Entschuldigungen wurden zurückgewiesen und durch Kaiserliche Majestät der Richtspruch bestätigt. Er aber blieb bei seinem Wort: ‚Ich bin unschuldig am Blut des erschlagenen Knaben.' Dies wiederholte er öfter vor Pater Johannes Brandstedter von der Sozietät Jesu, einem unermüdlichen apostolischen Arbeiter, der vier Tage nach Kurtzhandl selig an dem heftigen Gift starb, das er bei Liebesdiensten am Krankenlager in sich gezogen. Als dieser den Verurteilten fragte, ob er den Tod gutmütig überstehen könne und ihn zur Annahme des seligmachenden Glaubens

ermahnte, antwortete Levi mit fröhlichem Gesicht ohne Verwirrung: ‚Ich achte den Tod so wenig als diesen Strohhalm' — er hielt wirklich einen in der Hand und warf ihn darauf weg — ‚was aber den Glauben anlangt, so wollen wir jetzt aus Heiliger Schrift verhandeln, wer von uns beiden den wahren Glauben habe. Der Pater soll aber nicht denken, eine plumpe Einfalt vor sich zu haben, denn ich habe elf Jahre die talmudischen Bücher studiert.'

So begann ein Glaubensstreit, der Priester griff den Talmudisten mit theologischen Beweistümern an, und Levi faßte alles wegen der tapferen Fähigkeit seines Witzes; zuletzt warf er seine jüdische Bibel mit Ungeduld von sich: ‚Dem sei wie ihm wolle, ich bleibe wie ich geboren worden.' Da der verstockte Jüngling am nächsten Tag sein gestriges Liedlein wiederholte, griff der Priester die Sache wieder anders an, sprach ihm nicht mehr zu, sondern wandte sich zu andern Mitgefangenen und las diesen aus der Heiligen Schrift verschiedene Zeugnisse vor, wodurch er bewies, daß der Messias schon dagewesen sei.

Dies hörte Levi still und bedächtig an, und obwohl er kein Zeichen gab, daß er geneigter zum heiligen Glauben sei, so war doch aus seinem Angesicht zu sehen, daß ihm des Priesters Gegenwart nicht so unangenehm sei wie gestern. Am dritten Tag begehrte Levi, so verhärtet er sonst war, doch, daß der Pater am Nachmittag wiederkomme, da ihm seine Anwesenheit in diesem elenden Zustand zum besonderen Trost diene. Da dies der Priester mutig versprach, schien das steinharte Herz erweicht, am Nachmittag verließ sich der Pater in heiliger Einfalt so auf das Zutrauen des Juden, daß er alle andern entfernt, mit ihm allein blieb und ihn freundlich und inständig bat, er möchte ihm selbst einen Trost geben und ihm, dem Pater, als höchstes Geheimnis bei Treue und Glauben, wenn es ihm gefällig sei, erzählen, was er von dem Tod des Simon wisse. Über diese unerwartete Anrede erstaunte Levi sehr, er schwieg lange still, endlich aber faßte er aus diesem seltenen Vertrauen eines christlichen Priesters zu einem Juden Hochachtung vor der Aufrichtigkeit desselben und bekannte, durch die versprochene Verschwiegenheit des Paters verführt, vor ihm selbst und vor einem Mitgefangenen unter großen Schmerzenszeichen, mit eingezogenen Achseln und auf die linke Seite niedergelassenem Kopf, daß er auf Anstiften des Vaters Lazarus Abeles gewalttätige Hand an den Simon gelegt und ihn aus Eifer für das Gesetz Mosis umgebracht habe.

Über dieses Geständnis war der Priester überaus froh und bemühte sich, ihn durch Beweise und inständiges Bitten zu vermögen, daß er sich hochherzig zu Gott wenden möchte. Levi aber wollte darauf mit keiner rechten Antwort heraus. Und da der Priester sich bei schon heranschleichender Abenddämmerung zum Heimgehen rüstete, schlug Levi seine Augen zum Himmel und sprach mit tiefem Seufzer: ‚Vater, wo werde ich morgen um diese Zeit sein?' worauf der Priester versetzte: ‚Mein Kind, im Himmel, so du den christlichen Glauben annimmst; stirbst du aber im Judentum, als ein verstockter Jude in der Hölle.' Darauf wünschte er ihm aufs freundlichste ein gute Nacht und ein seliges Ende und ging davon.

Am andern Tag fand der Priester den Verurteilten zum bevorstehenden letzten Trauerspiel ganz weiß in weiße Leinwand gekleidet, gleichsam als hätte er sich ausgerüstet getauft zu werden. Der Pater fragte ihn nach freundlichster Begrüßung, in welchem Glauben zu sterben er sich endlich entschlossen hätte. Darauf gab Levi diese Worte zurück: ‚In demselben Glauben will ich sterben, in welchem Abraham, Isaak und Jakob gestorben sind. Und wie vor Zeiten Abraham seinen Sohn, so will ich heute mich selbst für meine Sünden aufopfern.' Als ihm der Priester weiter zusetzte, sprach er mit gütigem Angesicht und unverwirrtem Gemüt: ‚Ich bitte zum demütigsten, der Pater wolle mir nicht weiter mit der Taufe lästig werden, denn ich will jetzt die Psalmen beten und mich zum glückseligen Tod vorbereiten.' Darauf begann er die Psalmen zu sprechen, aber ohne die Tephilim genannten Riemen, obwohl die Juden sonst das Gebet ohne Umwinden der Stirn und Hände für Sünde halten. Er betete aber mit solcher Herzenszerknirschung und

solch heftigem Brustklopfen und Tränen, daß sich die Mitgefangenen und Anwesenden über diesen büßenden Menschen heftig verwunderten.

Nach einem Gebet, das über zwei Stunden dauerte, übergab er sich hurtig in die Hände des Henkers und redete ihn mit ganz heiterem Gesicht so an: ‚Mache mit mir, was dir Gott und mein Richter zu tun befohlen hat.' Darauf wandte er sich zu seinen Mitgefangenen, beurlaubte sich freundlich von ihnen und bat demütig, ihm seine begangenen Mängel zu verzeihen. Nach zehn Uhr führte man ihn unter dem Zuschauen einer unzähligen Volksmenge aus dem Gefängnis und band ihn in eine Ochsenhaut ein, wobei er kein Zeichen von Ungeduld oder Mißfallen von sich gab. Nur die gebundenen Hände hob er zuweilen betend zum Himmel auf. So wurde er von einem Pferd zur Walstatt geschleppt. Als er wahrnahm, daß der begleitende Priester mitten auf dem Platz in Gefahr war, von einem Pferd schwer beschädigt zu werden, und daß er durch das zulaufende Volk gedrängt wurde, bat er mit mitleidiger Stimme, daß er vorangehen möge, sich der Gefahr zu entziehen." —

So weit die Worte des Jesuitenberichts. Auf dem Schafott legte Levi allem Volk ein männliches Bekenntnis seiner Tat ab, mit der Bitte, die Zeugen, welche nur die Wahrheit gesagt, nicht länger im Gefängnis zu halten. — — Die Einzelheiten der Hinrichtung waren besonders grausam, der erfahrene Henker vermochte — so erzählen die Verfasser — den starken Körper des Verbrechers mit dem Rad nicht zu töten. Zuletzt rief Levi den Priester an seine Seite und fragte ihn mit klarer Stimme, was er ihm verspräche, wenn er sich taufen ließe? Als ihm der Pater außer der Vergebung aller Sünden auch noch schnellen Tod versprach, antwortete Levi: „Ich will getauft werden." Triumphierend eilte die Kirche mit einer Nottaufe, sehr geneigt, die unerhörte Körperkraft und Ruhe des Verbrechers für ein besonderes Wunder göttlicher Vorsehung auszugeben. Levi sprach die vorgesprochenen Formeln kräftig nach und empfing ruhig den jetzt wirksamen Todesstreich. —

Das ist die traurige Geschichte von Simon Abeles. Wer den Jesuitenbericht unbefangen beurteilt, wird einiges darin finden, was die Erzähler zu verschweigen wünschen. Und wer mit Abscheu auf die fanatischen Mörder sieht, der wird doch den fanatischen Priestern keine Teilnahme zuwenden. Sie reißen das kaum geborene Kind aus den Armen der Mutter, sie halten für einen gottseligen Fund, den Säugling seiner Mutter heimlich zu stehlen, sie werben durch Spione und Zuträger, durch Versprechungen, Drohungen, Aufregungen der Phantasie ihrem Gott, der dem Gott des Evangeliums sehr unähnlich ist, Scharen von Proselyten zum „Abwaschen"; sie benutzen einen jammervollen Mord mit der Geschicklichkeit erfahrener Regisseure, um ein wirksames Trauerspiel in Szene zu setzen, und den toten Leib eines Judenknaben, um durch Pomp, Flitter und massenhafte Aufzüge, womöglich durch Wunder, ihren Glauben bei Christen und Juden zu empfehlen. Ihr Fanatismus, im Bunde mit der bürgerlichen Obrigkeit und willfährigem Gesetz, steht gegen den Fanatismus eines geschmähten, verfolgten, leidenschaftlichen Stammes. List und Gewalttat, Frevel und verkümmerte Sittlichkeit hier wie da.

Noch durch zwei Generationen arbeitete der Eifer der Jesuiten gegen die Juden, ein Kampf von zwei fremden Genossenschaften auf deutscher Erde. Die eine bestand aus den Söhnen der alten Wüstenbewohner, denen ihr oberster Scheich, der wilde Jehova, vor Kamelen und Herden im feurigen Wirbel des Wüstensturmes vorangegangen war, jeden tötend, der von ihm abfiel. Und gegen diese die Nachkommen des spanischen Edelmannes, der das Ungeheure unternommen hatte, die Seelen der Menschen zu formen wie Räder einer Maschine, alle höchste Geisteskraft dienstbar zu machen einem einzigen Zweck, einer Priesterschaft, einem bestellten Obersten des höchsten Kriegsherrn Jesus.

Was war dem Levi Kurtzhandl und dem Kohn Abeles der Loyola und seine Schule? Loyola, wie alt war er? Ihre Väter hatten das Opfertier geschlachtet dreitausend Jahre, bevor der erste Jesuit ein Judenherz gepeinigt hatte, ihre

Enkel, so wußten sie, würden das Opfer darbringen im Reich des Messias noch dreitausend Jahre, nachdem der letzte Jesuit zu seiner Mutter Lilith versammelt wäre. Das furchtbare S. J., welches golden auf dem Stein des Kollegiums prangte, wie lange konnte es dauern? Zur Zeit ihrer Großväter war es aufgekommen, zur Zeit ihrer Enkel würde es wieder ausgekratzt werden. Was war dem Samen Abrahams diese neue Erfindung? Ein Schwindel, eine kurze Plage Ägyptens. Stolz sah die katholische Kirche auf siebzehnhundert Jahre der Siege und Eroberungen, stolzer aber der verachtete Jude auf eine Vergangenheit, welche bis in das Grauen der ersten Erdentage hinaufreicht, denn sein Glaube war schon siebzehnhundert Jahre alt gewesen, bevor der erste Christ getauft wurde. Beiden, den frommen Vätern der Kirche und den frömmeren Juden, war das Urteil befangen, das Verständnis des Höchsten gestört durch alte Tradition.

Als Jehova auf dem Berg zu Moses sprach, wurde sein Gesetz den Wüstenhorden die Grundlage eines höher gesitteten Lebens; als Jesus den Aposteln die holde Botschaft der Liebe verkündigte, war seine Lehre ein heiliger Fund für das Menschengeschlecht. Seitdem feierten die Juden unermüdlich ihr Passahfest, mieden noch immer Borstenvieh und schwenkten den Hahn am Versöhnungstag, aber längst war ihnen die vernünftige Grundlage ihres Glaubens geschwunden, der Hirtenstaat am Rand der Syrischen Wüste. Seit vielen hundert Jahren boten auch die frommen Väter der Kirche alltäglich ihr heiliges Opfer, aber schon hatten auch sie aufgehört, die tüchtigsten unter denen zu sein, welche im Gesetz des Neuen Bundes lebten. Jeder böhmische Bauer, der den kranken Juden auf der Landstraße gutherzig aufhob, ohne die Seele des Fremdlings durch Bekehrungskünste zu quälen, war christlicher als sie; jeder Gelehrte, der unter dem Zorn der Kirche sein Leben darauf setzte, zu verstehen, wie Gott den Blitz machte und die Erde im Weltraum umhertrieb, war eher ein Verkünder des Ewigen als sie, und jeder Bürger, der für seine Pflicht starb, um andere zu lehren, daß gemeines Wohl

mehr gelte als das Wohl des einzelnen, war ihrem erhabenen Vorbild näher als sie. Auch unter ihnen lebten gute, hochgesinnte Männer, der Jesuit Friedrich von Spee fand seinen Tod im Pesthause, ähnlich wie jener hamburgische Seemann in den Flammen. Aber die so lebten, sind uns wert, weil sie sich als gute Menschen erwiesen; ob sie für gute Priester galten, wissen wir nicht. Als derselbe Spee sich gegen das Verbrennen der Hexen empörte, welches seine Kirche so eifrig betrieb, ließ er seine Schrift ohne Namen an einem protestantischen Ort erscheinen.

Seit Moses und seit dem ersten Pfingstfest hatte sich der Herr zu keiner Zeit unbezeugt gelassen, er hatte die Nationen der Erde neuer Bildung, einem kunstvolleren Leben zugeführt, er hatte neue Gebote der Sittlichkeit gegeben, welche einige der alten aufhoben, er hatte die andere Hälfte der Erde aufgeschlossen, er hatte gewollt, daß der Geist des neuen Menschen in den kleinen Raum eines Buches eingefaßt aus einer Hand in die andere fliegen konnte, aus einer Seele in die andere, aus einem Jahrhundert in alle folgenden. Rastlos und unaufhörlich schuf und wandelte der Göttliche in den Menschen, um sie herum; immer imponierender, wichtiger, heiliger erschienen diese täglichen Offenbarungen des Ewigen dem kräftigen Mann; es war eine andere Offenbarung als die der alten Schriften, es war auch eine andere Sprache Gottes und ein anderes Antlitz des Ewigen, welches geahnt wurde. So suchte jetzt der Mensch den Gott des Menschengeschlechts, der Erde, der Welt nicht nur im alten Glauben, auch in der Wissenschaft. Neben Jesuiten und Juden lebte Leibniz.

Lange war die Wissenschaft eine Dienerin des orthodoxen Kirchenglaubens, dann seine Gegnerin, endlich wird sie seine Herrin. Mit ihr kam eine höhere Form der christlichen Sittlichkeit in die Welt, als in den orthodoxen Kirchen gelehrt wurde, nach der Toleranz kam die Humanität, die herzliche Achtung vor dem individuellen Leben auch des Fremden, sogar des Gegners, der zu bekämpfen war.

Diese neue Bildung hat auch die Juden gehoben, ihr

Fanatismus ist geschwunden, seit der christliche Eifer aufhörte sie zu verfolgen. Und die Enkel der asiatischen Wanderstämme sind unsere Landsleute und brüderliche Mitstreiter geworden. Die geistliche Genossenschaft der Gesellschaft Jesu aber, schon einmal beseitigt, dann wieder lebendig gemacht, ist bis heute geblieben, was sie am ersten Tage ihrer Einwanderung in Deutschland war — fremd dem deutschen Leben.

Der deutsche Bauer seit dem Dreißigjährigen Kriege

Nach dem großen Kriege begann ein Kampf der Gutsherren und der neubefestigten Staatsgewalt gegen die wilden Gewohnheiten des Landvolkes. Der Landmann hatte sich gewöhnt, lieber das rostige Feuerrohr als den Pflug zu führen. Er war entwöhnt, seine Hofdienste zu leisten, und sein Sinn wurde nicht gefügiger, seit entlassene Soldaten sich auf den Trümmern der alten Dorfhütten niedergelassen hatten. Die Bauernburschen und Knechte trugen sich wie die Reiter, Kanonen an den Füßen, Mützen mit Marderaufschlägen, doppelte Hutschnüre, feines Tuch an ihrem Rock, sie führten Büchsen und langstielige Äxte, wenn sie zur Stadt kamen oder am Sonntag sich zusammengesellten; das half ihnen vielleicht einmal gegen Räuber und wildes Getier, aber weit gefährlicher war es dem Herrn und seinem Verwalter, unerträglich bei untertänigen Leuten; es wurde mit Strenge immer wieder verboten*. Die Niederlassung verabschiedeter Soldaten, welche doch etwas Beutegeld in das Dorf brachten, war willkommen, aber wer eine Kriegsfeder am Hut getragen hatte, der sträubte sich gegen die harten Lasten eines Hörigen. So wurde festgesetzt: wer unter der Fahne gestanden hatte, ward für seine Person der Untertanenpflicht ledig, nur wer beim Troß gewesen war, blieb verpflichtet. Alles Volk war im Kriege durcheinander gelaufen, eigenmächtig hatten die Untertanen ihre Wohnsitze gewechselt, sich auf fremdem Grund niedergelassen, mit und ohne Erlaubnis der neuen Gutsherrschaft. Das war unleidlich;

* Kaiserl. Privilegia und Sanctiones in Schlesien, I. 166; III. 759.

dem Gutsherrn wurde das Recht gegeben, sie zurückzuholen, und wenn der neue Gutsherr in seinem Interesse sie schützte und nicht nachgeben wollte, sogar mit Gewalt. So ritten jetzt die Edelleute mit ihren Knechten aus, ihre Untertanen, die ohne „Paßzettel“ entwichen waren, in der Landschaft einzufangen*. Heftig muß der Widerstand der Leute gewesen sein, denn die Verordnungen sehen sich auch in Landschaften, wo die Hörigkeit streng war, z. B. in Schlesien, genötigt, anzuerkennen, daß die Untertanen allerdings freie Leute seien und nicht Sklaven. Aber dieser Ausspruch blieb ein theoretischer Satz, er wurde in den nächsten hundert Jahren selten gehört. Sehr lästig war den Gutsherren in dem menschenarmen Land der Mangel an Dienstboten und Arbeitern. Allen Dorfinsassen wurde verboten, Kammern an ledige Männer und Frauen zu vermieten; alle solche Inlieger sollten der Obrigkeit angezeigt und in das Gefängnis gesteckt werden, falls sie nicht Dienstboten werden wollten, auch wenn sie sich von anderer Tätigkeit erhielten, den Bauern um Tagelohn säeten oder gar mit Geld und Getreide handelten**. Durch ein ganzes Menschenalter wird in den Verordnungen der Landesherren immer wieder bittere Klage geführt über das boshafte und mutwillige Gesinde, das sich in die harten Bedingungen nicht fügen, mit dem gesetzlichen Lohn nicht zufrieden sein will; den einzelnen Gutsherren wird verboten mehr zu geben, als die Landschaft in einer Taxe festgesetzt hat. Und doch sind die Bedingungen des Dienstes kurz nach dem Kriege zuweilen noch besser, als sie hundert Jahre später waren; noch erhält das Gesinde 1652 in Schlesien zweimal in der Woche Fleisch; noch im 19. Jahrhundert hat es ebendort Kreise gegeben, wo sie es nur dreimal im Jahre erhielten***. Auch der Tagelohn war nach dem Kriege höher als in den folgenden Jahrhunderten.

So legte sich langsam wieder der eiserne Ring um den Hals des zuchtlosen Landvolkes, enger und härter, als er

* Kais. Privil. und Sanct. I. 150, 159.
** Ebendas. I. 125.
*** Ebendas. I. 138.

vor dem Kriege gewesen war. In dem Kriege waren kleine Dörfer, noch mehr die einzelnen Höfe, welche die Unabhängigkeit des Bauern so sehr begünstigt hatten, von der Erde verschwunden, sie waren z. B. in der Pfalz, auf den Hügeln von Franken zahlreich gewesen, noch heute haften ihre Namen an der Scholle. Eng zogen sich die Dorfhütten in der Nähe des Herrenhauses zusammen, und leichter wurde die Herrschaft über die schwache Gemeinde, welche vom Morgen bis zum Abend unter den Augen des Herrn und seines Vogtes lebte. Wie ihr Leben verlief bis zu der Zeit unserer Väter, das wird am deutlichsten, wenn man ihre Dienste näher betrachtet. Auch ein flüchtiger Blick darauf wird den jüngeren des lebenden Geschlechts wie ein Blick in eine fremde unheimliche Welt. Allerdings waren die Verhältnisse, unter denen das deutsche Landvolk litt, sehr verschieden. Nicht nur in den Landschaften, fast in jeder Gemeinde bestanden besondere Bräuche. Schon die Namen der Dienste und Abgaben würden zusammengestellt ein kleines Wörterbuch unholder Namen bilden*. Aber bei aller Verschiedenheit der Namen und der Höhe dieser Lasten bestand doch in ganz Mitteleuropa in der Hauptsache eine Übereinstimmung, welche vielleicht schwerer zu erklären ist als die Abweichungen.

Die älteste Abgabe des Landmannes war der Zehnte, die zehnte Garbe, ja der zehnte Teil des geschlachteten Tieres, selbst ein Zehntel von Wein, Gemüse, Obst. Der Landbauer zahlte ihn häufig doppelt, an seinen Gutsherrn und außerdem als Pfarrzehnten an seine Kirche. Wie niedrig dabei auch sein Ernteertrag veranschlagt sein mochte, die zehnte Garbe war weit mehr als der zehnte Teil seines Reinertrages.

Dem Gutsherrn aber hatte der Landmann von seiner Stelle zuerst Hand- und Spanndienst zu leisten. Seit frühem Mittelalter in dem größten Teil Deutschlands drei Tage wöchentlich, also die halbe Arbeitszeit seines Lebens. Wer

* Siebenundeinhalbes Hundert derselben hat C. H. von Lang aufgezählt: Historische Entwicklung der teutschen Steuerverfassung. 1793.

auf seinem Besitz Zugvieh zu halten verpflichtet war, der mußte mit Ackergerät und Geschirr die Arbeitsstunden fronen, bis die Sonne vom Himmel wich; die kleineren Leute mußten ebenso Handarbeit tun, je nach der Pflicht ihrer Stelle mit zwei, mit vier oder gar mit mehr Händen. Sie standen günstig, wenn sie während solcher Tagesarbeit Kost erhielten. Und selbst die Bestimmung der Tage war der Gutsherrschaft überlassen. Diese uralte Verpflichtung wurde nach dem Kriege durch die Übergriffe der Herren nur zu oft gesteigert. Am meisten im östlichen Deutschland. Die Frontage wurden willkürlich in halbe, ja in Vierteltage zerrissen und dadurch dem Landmann die Versäumnis und die Unordnung der eigenen Wirtschaft beträchtlich vermehrt. Vermehrt wurde auch die Zahl der Tage. Sogar noch in dem Jahrhundert, welches wir mit gerechtem Selbstgefühl die Zeit der Humanität nennen. Im Jahre 1790, als gerade Goethes „Torquato Tasso" zuerst in die gebildeten Edelhöfe Kursachsens drang, erhoben sich die Bauern in Meißen gegen die Gutsherren, weil diese die Dienste so übermäßig gehäuft hatten, daß den Untertanen selten ein Tag zu eigener Arbeit freiblieb*. Und wieder 1799, während Schillers „Wallenstein" in Berlin den kriegerischen Adel begeisterte, mußte Friedrich Wilhelm III. eine Kabinettsorder erlassen, worin er seinen Edelleuten einschärfte, den Hofdienst ihrer Bauern nicht häufiger als drei Tage in der Woche zu beanspruchen und den Leuten ein billiges Gemüt zu erweisen.

Eine zweite Last des Untertanen war die Abgabe bei Besitzveränderungen durch Tod oder Veräußerung: das Besthaupt und Laudemium. Das beste Roß, das beste Rind waren einst der Preis gewesen, um den ein Erbe den Besitz der Stelle von dem Gutsherrn erkaufen mußte. Längst war diese Abgabe in Geld verwandelt. Aber wenn im 16. Jahrhundert auch in Gegenden, wo der Bauer unter starkem Druck saß, die Landesordnung gestattete, daß Bauerngüter verkauft und gekauft werden konnten, und daß der Herr von dem Bauer, welcher verkaufte, keinen Abzug nehmen durfte*, so wurde auch in derselben Landschaft schon 1617, vor dem Dreißigjährigen Krieg, festgesetzt, daß die Herrschaft widerwärtige Untertanen zwingen durfte, ihr Gut zu verkaufen, und daß sie, falls sich kein Käufer fand, dasselbe zu zwei Dritteln der Taxe annehmen konnte. Erst unter Friedrich dem Großen wurde für die meisten Provinzen des Königreichs Preußen den Untertanen die Erblichkeit und das Eigentumsrecht gesichert. Und diese Verordnung half dazu, ein Leiden des Landvolkes zu enden, welches das Land zu entvölkern drohte. Denn gerade im 18. Jahrhundert, seit die Gutsherren darauf bedacht waren, den Ertrag ihrer Wirtschaft zu steigern, fanden sie vorteilhaft, einzelne ihrer Untertanen auszutreiben und die Bauernäcker zum Herrengut zu schlagen. Die Ausgetriebenen verfielen als heimatlose Leute dem Elend; den übrigen Untertanen aber wurden dadurch die Lasten vollends unerträglich gemacht, denn ihnen wurde jetzt von den Gutsherren zugemutet, auch noch die früheren Bauernäcker zu bestellen, deren Besitzer sonst durch ihre Arbeit die Bestellung des Herrengutes erleichtert hatten. Dies „Bauernlegen" war im östlichen Deutschland besonders arg geworden. Als Friedrich II. Schlesien eroberte, waren dort viele tausend Bauerngüter ohne Wirte; die Hütten lagen in Trümmern, die Äcker waren in den Händen der Gutsherren. Alle eingezogenen Stellen mußten wieder aufgebaut, mit Wirten besetzt, mit Vieh und Gerät ausgestattet und als erblicher und eigentümlicher Besitz an Landbauern ausgegeben werden. Auf Rügen verursachte derselbe Mißbrauch noch in der Jugend von Ernst Moritz Arndt Aufstände des Landvolkes, Soldaten wurden entsendet, Aufrührer eingekerkert; dafür suchten die Bauern Rache, sie lauerten einzelnen Edelleuten auf und erschlugen sie. Ebenso war in Kursachsen noch 1790 derselbe Mißbrauch eine Ursache der Empörung.

Aber auch die Kinder des Untertanen standen unter dem

* F. von Liebenroth: Fragmente aus meinem Tagebuch. 1791. S. 169. Der Verfasser war sächsischer Offizier, ein verständiger und loyaler Mann.

* Landesordnung für die Fürstentümer Oppeln und Ratibor vom Jahre 1561.

Dienstzwang. Wurden sie arbeitsfähig, so mußten sie der Herrschaft vorgestellt werden und, wenn diese es forderte, einige Zeit, häufig drei Jahre, auf dem Hofe dienen. Für den Dienst an anderem Ort war ein Erlaubnisschein nötig, welcher erkauft werden mußte. Ja auch wer bereits auswärts diente, hatte sich alle Jahre einmal — oft um Weihnachten — der Gutsherrschaft zur Auswahl zu stellen. Ging das Kind eines Untertanen in das Handwerk oder einen anderen Beruf über, so mußte der Herrschaft eine Summe erlegt werden, welche dafür den Entlassungsbrief ausstellte. Es war eine Milderung dieses alten Restes der Leibeigenschaft, wenn etwa einmal bestimmt wurde, daß Bauerntöchter auch auf andere Güter heiraten durften ohne Entschädigung des Herrn. Doch sollte dann der Gutsherr von dem neuen Herrn in freundlichem Schreiben wegen der Freilassung begrüßt werden*. Der Preis, um welchen der Untertan sich selbst und seine Familie freikaufen konnte, war nach der Zeit und den Landschaften sehr verschieden. Er wurde unter Friedrich II. in Schlesien auf einen Dukaten für den Kopf ermäßigt. Doch das waren ungewöhnlich günstige Verhältnisse der Untertanen. In Rügen war der Freikauf noch später ganz der Schätzung des Herrn überlassen, ja er konnte verweigert werden; ein stattlicher Bursch mußte dort wohl 150, eine hübsche Magd 50—60 Taler bezahlen.

Aber noch nach anderen Richtungen wurde die Kraft des Landmannes von den Gutsherren ausgenutzt. Er war verpflichtet, mit Gespann oder Hand bei allen Bauten der Gutsherrschaft Hilfe zu leisten, er war verpflichtet Botendienste zu tun. Wer nach der Stadt wollte, mußte den Vogt und Gerichtsherrn fragen, ob nichts zu bestellen sei. Kein Hausbesitzer durfte, bestimmte Fälle ausgenommen, ohne Vorwissen der Ortsbehörde über Nacht aus dem Dorfe bleiben**. Er mußte der Reihe nach die Nachtwache für den Edelhof stellen, je zwei Mann. Er mußte, wenn ein Kind des Gutsherrn sich verheiratete, eine Beisteuer an Getreide,

* Landesordnung für die Fürstentümer Oppeln und Ratibor vom Jahre 1561.

** Z. B. Dreiding des Fürstentums Oels von 1652.

Kleinvieh, Honig, Wachs, Leinwand zum Schlosse tragen, er hatte endlich fast überall seine Zinshühner und Eier, die alten Symbole der Abhängigkeit von Haus und Hof, seinem Herrn darzubringen.

Doch widerwärtiger als manche größere Lasten war dem deutschen Landmann jenes Recht, welches dem Jagdwild des Gutsherrn auf dem Acker des Bauern zustand. Die furchtbare Tyrannei, mit welcher das Jagdrecht von den deutschen Fürsten seit dem Ende des Mittelalters ausgeübt wurde, drückte nach dem Dreißigjährigen Kriege von neuem. Das Feuerrohr war dem Landmann verboten, die Raubschützen wurden niedergeschossen. Aber wo die Ackerflur an größere Wälder grenzte oder eine Herrschaft das Recht der hohen Jagd übte, dauerte durch Jahrhunderte ein heimlicher, oft blutiger Krieg zwischen Förstern und Wildschützen. Solange noch Wölfe um die Dörfer schlichen, grub der ergrimmte Bauer am Rande des Waldes Löcher, die er mit Reisig bedeckte, in der Tiefe mit spitzen Pfählen besetzte. Er nannte sie Wolfsgruben, das Gesetz aber wußte wohl, daß es Wildfallen waren und verbot sie bei harter Strafe. Er nahm sich die Freiheit, solche Grundstücke, welche dem Wildschaden am meisten ausgesetzt waren, an Soldaten oder Städter zu vermieten, auch das wurde ihm verboten; er versuchte seine Acker durch Zäune zu schützen, die Zäune wurden ihm niedergeworfen. Im sächsischen Erzgebirge wachten die Bauern im vorigen Jahrhundert bei ihrer reifenden Saat; dann wurden Hütten an die Acker gebaut, in der Nacht Feuer angezündet, die Wächter schrien und rührten die Trommel und ihre Hunde bellten, das Wild aber gewöhnte sich zuletzt an solche Scheuchen und fürchtete weder Bauern noch Hunde. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts war unter der milden Regierung in Kursachsen, wo für Wildschaden bereits nach mäßiger Taxe eine Entschädigung bezahlt wurde, verboten, die Umzäunungen der Felder über eine bestimmte Höhe zu errichten oder spitze Pfähle dabei zu verwenden, damit das Wild sich nicht beschädige und nicht verhindert sei, auf dem Ackerstück seine Nahrung zu suchen, bis sich endlich vierzehn Ortschaften

im Amt Hohnstein zu einer allgemeinen Jagd verschworen und im erbitterten Treiben das Wild über die Grenze scheuchten. Sogar für die Schäferhunde war der Knüttel, den sie am Halse trugen, nicht hinderlich genug, den Hasen lästig zu werden, sie mußten auf dem Felde an Stricken gehalten werden. Der Landmann selbst aber war verpflichtet, bei den Jagden seiner Herrschaft hinter den Netzen herzugehen und als Treiber die Klapper zu schwingen. Sogar die Hasenjagd verdarb ihm die Felder, seit die Reiter mit Windhunden die Saaten durchstöberten und zertraten.—

Zu diesen Lasten, welche allgemein waren, kamen zahllose örtliche Beschränkungen, von denen hier nur weitverbreitete aufgeführt werden. Häufig wurde dem Untertan die Zahl des Viehes, welches er halten durfte, nach seinem Ackermaß vorgeschrieben. Die Weide auf seinem Acker gehörte vor der Aussaat und nach dem Einbringen der Frucht zum Teil dem Gutsherrn. Dies Recht, schon im Mittelalter beansprucht, wurde gerade im 18. Jahrhundert, seit die Edelleute die Schäfereien vermehrten, eine arge Plage. Denn natürlich wurde die Bauernweide am meisten in Anspruch genommen, wenn das Futter der Tiere einmal mißraten war; wie sollte dann der Bauer seine Tiere erhalten?

Schon 1617 galt in Schlesien der Satz: Bauern dürfen keine Schafe halten, falls sie nicht alte Briefe darüber besitzen; Ziegen zu halten wurde hier und da überhaupt verboten. Dies alte Verbot ist eine der Ursachen, daß noch jetzt in weiten Strichen des östlichen Deutschlands dies Nutztier der Armen ganz fehlt. Gegen die Tauben der Bauern hatte schon Kurfürst August von Sachsen um 1560 in seinen Ordnungen geeifert; seit der Zeit drängt sich das Verbot auch in andere Landesordnungen ein. Aber noch andere Tyrannei ersann die Gewinnsucht. Es kam kurz nach dem großen Kriege auf, daß die Pflicht des Bauern sei, alles Verkäufliche zuerst der Grundherrschaft anzubieten, Dünger, Wolle, Honig, bis auf Eier und Hühner; wollte ihm die Obrigkeit seine Ware nicht abnehmen, so war er verpflichtet, sie in der nächsten Stadt eine festgesetzte Frist auszulegen, dann erst war der Verkauf frei. Wahrhaft greulich aber

war es, daß die Herrschaft ihre Untertanen zwang, dem Herrengut auch solche Waren abzukaufen, deren die Leute nicht bedurften. Diese Barbarei war wenigstens im östlichen Deutschland nach 1650 ganz gewöhnlich, zumal in Böhmen, Mähren und Schlesien. Wenn die Herrschaft die Teiche fischte und ihre Fische nicht am Weiher verkaufen konnte, mußten die Untertanen dieselben im Verhältnis ihres Vermögens nach der Taxe abnehmen; dasselbe geschah mit Butter, Käse, Getreide, Vieh. Dies war die Ursache, daß in Böhmen sehr viele Landleute kleine Händler wurden, welche dergleichen Waren in die Nachbarländer verfuhren, oft zu großem eigenen Schaden*. Vergebens suchte die Landesbehörde in Schlesien noch 1716 diesem Mißbrauch zu steuern**.

Das Ärgste von allem sei hier nur erwähnt. Der Edelmann war auch Gerichtsherr; als solcher dekretierte er durch den von ihm abhängigen Gerichtsverwalter die Strafen für Polizeivergehen: Geldbußen, Gefängnishaft, körperliche Züchtigung. So gewöhnte er sich auch bei der Arbeit den Stock gegen die Untertanen zu heben. Allerdings bringt schon im 16. Jahrhundert das humane Verbot in die Landesordnungen, daß der Herr seine Untertanen nicht schlagen solle. Aber in den folgenden zweihundert Jahren wurde dies Verbot wenig beachtet. Als Friedrich der Große Schlesien neu organisierte, gab er den Bauern das Recht, sich über *strenge* körperliche Züchtigung bei den Regierungen zu beklagen! Und das galt für einen Fortschritt!

Aber noch andere Lasten drückten auf das Leben des Bauern. Denn über dem Gutsherrn forderte der Landesherr seine Steuer oder Kontribution, Grundsteuer oder Kopfsteuer, er forderte den Sohn des Landmannes unter seine Fahnen und heischte Wagen und Geschirr zum Vorspann in Kriegszeiten. Und wieder über dem Landesherrn forderte wenigstens in dem Teil Deutschlands, in dem die Kreisverfassung nicht gelockert war, das Heilige Römische Reich Deutscher Nation die Umlagen für seine Kreiskasse.

* von Hohberg: Adeliches Landleben, 1687, in der Einleitung.
** Kaiserl. Privil. und Sanct. IV. 1213.

Nicht überall stand der Bauer unter dem Fluche der Hörigkeit. Das alte Gebiet der ripuarischen Franken, die Landschaften jenseit des Rheins von Kleve bis zur Mosel. die Grafschaft Mark, Essen, Werden, Berg hatten sich schon im Mittelalter von der Hörigkeit befreit, wer dort als Landbesitzer nicht Eigentum hatte, saß als freier Mann in lebenslänglicher Pacht. Im übrigen Deutschland hatte sich die Freiheit an die Grenzen im Süd und Nord, an das Nordmeer und an die Alpen geflüchtet. Ostfriesland, die Marschländer an Weser und Elbe längs der Küste bis zu den Ditmarschen herauf, seit der Urzeit schwer zu bezwingende Sitze trotziger Bauerngemeinden, waren frei geblieben. Im Süden waren Tirol und die benachbarten Alpen wenigstens zum größten Teil mit freien Landleuten besetzt, auch in Oberösterreich waren die freien Bauern zahlreich, in Steiermark drückte der Zehnte, welcher dort Hauptabgabe an die Gutsherren war, weniger als anderswo der Hofdienst. Überall, wo das Ackerland spärlich war und die Bergweide den Einwohnern das Leben sicherte, blieb die rechtliche Lage auch der kleinen Leute besser. Dagegen hatte sich in den Ländern der alten Sachsen schon seit der Karolingerzeit neben einzelnen freien Bauernhöfen eine strenge Hörigkeit entwickelt. Noch am günstigsten saßen die Braunschweiger, die Einwohner der Stiftsländer Bremen und Verden, am schlechtesten die von Hildesheim und der Grafschaft Hoya; im Bistum Münster waren die Frondienste der Eigenbehörigen, wie sie dort hießen, gewöhnlich in ein mäßiges Dienstgeld verwandelt, nur die Zwangsfuhren und der Freikauf drückten. Dagegen hatte dort das Recht des Gutsherrn auf den Nachlaß des Untertanen die weiteste Ausdehnung. Noch um das Jahr 1800 suchten die Landleute, welche — ausnahmsweise — die Lust behielten Geld zu ersparen, ihr Vermögen durch Scheingeschäfte mit Bürgern ihren Erben zu retten; dafür lag auch noch mehr als der vierte Teil des Münsterlandes unbebaut. Ähnliche Verhältnisse in etwas milderer Form bestanden im Bistum Osnabrück. Unter den Stämmen des Binnenlandes, Hessen, Thüringen, Bayern, Schwaben, Alemannen war die Zahl

der freien Bauern durch das ganze Mittelalter in dauernder Abnahme gewesen, nur in Oberbayern bildeten sie wohl noch einen starken Teil der Bevölkerung; auch in Thüringen war die Zahl der Freien nicht ganz unbedeutend. Dort hatte das Regiment der Landesherren auch den untertänigen Bauer geschont.

Ärger aber stand es in den Ländern östlich von der Elbe — überall, wo Deutsche auf kolonisiertem Slawenboden saßen —, es ist fast die Hälfte des jetzigen Deutschlands. Am allerschlechtesten lebten die Untertanen in Böhmen und Mähren, in Pommern und Mecklenburg, in der letzten Landschaft ist die „Untertänigkeit“ noch heute nicht gänzlich aufgehoben. Und gerade in diesen Ländern war die Untertänigkeit seit dem Dreißigjährigen Kriege immer drückender geworden, nur die „Freibauern“ und die „Erb- und Gerichtsscholtiseien“, wie sie in Erinnerung an die Zustände der alten Germanisierung noch hießen, bildeten eine — ohnedies auch verkümmerte — Aristokratie des Bauernstandes.

Oft war in den letzten Jahrhunderten an der Ackerkultur und dem Gedeihen der Dorfleute zu erkennen, ob sie freie Männer oder Hörige waren; noch jetzt ist zuweilen aus Intelligenz und äußerer Stattlichkeit zu erraten, in welcher Lage die Väter des lebenden Geschlechtes arbeiteten. Die Bauern am Niederrhein, die westfälischen Markmänner, die Ostfriesen, Oberösterreicher und Oberbayern kamen bald nach dem Kriege in einiges Gedeihen, dagegen wurde von den übrigen Bauern um das Jahr 1700 geklagt, daß der dritte Teil der Felder wüst liege; ebenso nahm man von Böhmen noch im Jahre 1730 an, daß der vierte Teil des Grundes, welcher vor dem Dreißigjährigen Krieg Ackerboden gewesen war, mit Wald bewachsen sei. Dort war der Wert des Bodens um die Hälfte niedriger als in anderen Landschaften.

Allerdings waren nur solche Freie beneidenswert, welche sich die Empfindung besserer Lage als einen Vorzug vor anderen Landleuten bewahrt hatten, so glücklich war aber nur ein kleiner Teil. Häufig fühlten sich noch im 18. Jahrhundert Freie mit keinem oder sehr geringem Ackerbesitz

bevorzugt, wenn sie als Untertänige von einer Gutsherrschaft angenommen wurden. Als Friedrich I. von Preußen kurz nach 1700 die Leibeigenen in Pommern befreien wollte, weigerten sie sich, weil sie die neuen Pflichten, die ihnen aufgelegt werden sollten, für schwerer hielten als ihre bisherigen. Oft waren in der Tat die freien Bauern kaum weniger mit neuen Diensten belastet als solche, die seit alter Zeit untertänig gewesen waren.

Es ist schwer, die menschlichen Zustände, welche sich unter diesem Druck entwickelten, unbefangen zu beurteilen. Denn anders sieht im Verkehr des Tages solches Leben aus als in dem erhaltenen Statut. Vieles was uns unerträglich erscheint, machte uralte Gewohnheit leidlich. Sicher hat oft gutherziges Wohlwollen der Edelleute, alter Familien, welche durch viele Generationen mit ihren Landleuten verwachsen waren, das Herbe gemildert und ein treuherziges Verhältnis zwischen Herren und Hörigen erhalten. Noch häufiger ist auch rohe Selbstsucht der Herren durch dieselbe Klugheit zu Maß und Rücksicht genötigt worden, welche früher den Sklavenhalter Amerikas bestimmten. Der Gutsherr mit seiner Familie verbrachte sein Leben unter den Bauern; wenn er bemüht war, Furcht zu erwecken, so hatte doch auch er zu fürchten. Leicht loderte in stürmischer Nacht die Flamme über seine hölzerne Wirtschaft, und in keiner Landschaft fehlten unheimliche Geschichten von strengen Gutsherren oder Verwaltern, die eine unbekannte Hand in Feld und Wald erschlagen hatte. Aber wie großen Einfluß man auch der Güte und Klugheit der Herren einräumen mag, immer bleibt die Stellung der Bauern das schwärzeste Bild aus vergangener Zeit. Denn überall drängt sich auch aus den dürftigen Berichten des 17. und 18. Jahrhunderts der ungesunde und feindselige Gegensatz hervor. Und es war die größere Hälfte des deutschen Volkes, welche unter solchem Druck verdarb*.

* Man darf das Verhältnis der Landbauern zur Gesamtbevölkerung Deutschlands von 1650–1750 in ungefährer Schätzung auf 65–70 Prozent anschlagen, darunter vier Fünfteile in Untertänigkeit.

Selten gelang einem Mann von ungewöhnlicher Kraft und Intelligenz, sich aus dem Bann, der sein Leben von der Geburt bis zum Tod umschloß, herauszuarbeiten. Immer größer wurde die Kluft, welche ihn von dem kleineren Teil der Nation schied, bei welchem jetzt Perücke, Haarbeutel und Zopf schon von weitem andeuteten, daß er zu einer privilegierten Klasse gehörte. Und bis zum Ende des 17. Jahrhunderts trugen diese Gebildeten dem Bauern sehr selten ein freundliches Herz entgegen, von allen Seiten schallen die Klagen über seine Verstocktheit, Unehrlichkeit, Roheit. Zu keiner Zeit wurde härter über den leidenden Teil des Volkes geurteilt, als in dieser Periode, in welcher eine gemütlose Orthodoxie auch die Seelen solcher verkümmern ließ, welche das Evangelium der Liebe zu predigen hatten. Niemand war eifriger als die Theologen über die Nichtsnutzigkeit des Landvolkes zu klagen, unter welchem sie leben mußten, immer hörten sie den Höllenhund um die Hütten der Untertanen heulen; freilich war die ganze Auffassung des Lebens bei ihnen finster, pedantisch, arm an Freude geworden. Ein vielgelesenes Büchlein aus der Landschaft des Christoph von Grimmelshausen ist besonders charakteristisch. „Des Baurenstands Lasterprob“ wird nicht müde, bei jeder Tätigkeit der Dorfinsassen nachzuweisen, wie nichtswürdig und gottlos das Bauernvolk vom Schultheiß bis zum Gänsehirten lebe. Das Buch ist viel grausamer als das „Betrugslexikon“ des hypochondrischen Koburgers Hönn, welches einige Jahrzehnte später die Betrügereien aller Stände, nicht zuletzt die der Bauern, nach dem Alphabet mürrisch und bequem zum Nachschlagen auseinandersetzte. Aus der feindseligen Klage der „Lasterprob“* werden hier einzelne Stellen herausgehoben, weil sie nicht nur den Bauern charakterisieren, auch die Roheit seiner urteilenden Herren und Lehrer. Das Büchlein spricht wie folgt:

* Des Neunhäutigen und Haimbüchenen schlimmen Baurenstands und Wandels Entdeckte Ubel- Sitten- und Lasterprob von Veroandro aus Wahrburg (1684). Verfasser scheint derselbe Geistliche, welcher den spätern Ausgaben der Werke des Simplicissimus die Nutzanwendungen und Verse zugedichtet hat.

„Bauren sind zwar Menschen, aber etwas ungehobelter und gröber als die andern. Betrachtet man ihre Sitten und Gebärden, so ist unschwer einen höflichen Menschen von einem Bauren zu unterscheiden. Einem Bauren gehört der Flegel in die Hand und ein Bengel an die Seite, ein Karst auf die Achsel und eine Mistgabel an die Tür. Ihre häßlichen Sitten sind jedermann bekannt, sowohl in Reden als Gebärden. Im Reden gilt's ihm allerdings gleich, was er vor Leute vor sich hat. In Gebärden wird er selten an seinen Hut gedenken, denselben abzuziehen; geschieht es aber, so geschieht es solchergestalt, daß er auf der Schulter liege, damit er ja nicht zu weit vom Kopf komme, und wer ihn von weitem sieht, der vermeint anders nicht, als daß er demjenigen, mit welchem er redet, den Hut an den Hals werfen wolle; zieht er aber den groben Deckel gar ab, so dreht er denselben herum wie eine Hafner-(Töpfer-)Scheibe, oder speiet auf die Hände und putzet ihn, oder er liest die Fäselein und Häckerling davon ab, oder sieht ihn sonst an, als ob er ihn erkaufen wollte. Wenn sie essen, so brauchen sie keine Gabel, sondern greifen mit allen fünfen in die Schüssel. Überdas ist einem Bauren nicht wohl möglich, daß er frei stehen kann, er muß einen Ort suchen, wo er sich widerlehne; steht er aber frei, so steuret er sich mit gebogenem Rücken auf seinen Stock. —

Man sollte gänzlich vermeinen und auch dafür halten, der langwierige dreißigjährige deutsche und noch fortwährende schwere Reichskrieg hätte die Bauren zahm und fromm gemacht; allein sie sind durch dieses große Strafübel nur ärger und verzweifelter geworden, und Hans in eodem oder Schelmen wie vor so nach geblieben! Denn sie haben dadurch zu ihren bäurischen Sitten auch der Soldaten ihre an sich genommen. Was die schlimmsten Soldaten tun, eben das, und vielleicht ein mehreres tun die Bauren. Indem teils Soldaten stehlen, treibet sie die äußerste Not dazu; daß aber die Bauren gutes Teils zugreifen, dazu beweget sie ihr Mutwille. Ein Bauer hat sein Stück Brot, das oft ein redlicher Soldat nicht hat. Zwischen den Bauren und Soldaten ist eine natürliche Feindschaft, gleich wie zwischen

Katzen und Mäusen, beide diese Arten stehlen und naschen gerne und wird eine von der andern verfolget. Gleichwie die Soldaten denen Herren Bauren übel aufleuchten, wo sie ihrer mächtig werden, also und gleichergestalt legen die Bauren manchen, der dahinten bleibet, schlafen. Man hat zum öftern erfahren, daß sie von dem und dem unter ihnen gezeuget: er hat manchen schlafen geleget, er hat da und da einen Reuter danieder gebüchset. Was? Sie rühmen sich selbst ihrer Mord- und Diebesstücklein und ist ihnen leid, daß sie es nicht ärger machen können. Öfters haben die Bauren mehr als über Fremde und andere, übereinander selbst geklaget. Das ist nichts Neues, daß sie einander Butter, Käs, Fleisch, Speck, die Würste aus den Schornsteinen, Obst, Holz, Geld, Früchte, Wagenketten, Pflug im Feld, das weiße Zeug auf der Bleiche und sonst andere Sachen mehr aus- und durchführten. Ob sie es nun von den Soldaten oder die Soldaten von ihnen gelernet, ist eine dunkle Frage, es scheint, es sei einer so wert und gut als der andere. Aber das sollte einer ungern einem Bauren, der ihm auffässig ist, in einem wilden Wald begegnen, der Bauer dürfte ihm so trocken zutrinken, daß er davon taumelnd werden und des Aufstehens vergessen möchte. — Trinken die Soldaten viel Tabak: die Bauren tun dergleichen, ja sie haben die Pfeifen stetig im Maul und gehen damit in die Ställe und Scheuren. Ach, wie bald könnte ein ganzes Dorf in Brand geraten und in lichter Flamme aufgehen bei solchen unbesonnenen Nußbengeln, da sie doch selbst hernach am meisten mit und darunter leiden müssen. Die Erfahrung hat es leider mehr als zuviel bezeuget! — Sonderlich ekelt einem zum höchsten, daß so junge Buben von zwölf oder dreizehn Jahren allbereit das Tabaksaufen sich angewöhnet. Von dem schrecklichen Fluchen will ich nicht sagen; wer weiß, ob nicht die Bauren mehr und grausamer als die Soldaten selbst fluchen. Es möchte einer Blut schreien, daß die kleinen Baurenkinder die größten Flüche und Schwüre tun, und ihnen oft viel deutlicher und leichter vom Mund gehen, als wenn sie ihr Vaterunser oder das ba be bi bo bu in der Schule sollen beten und hersagen. Wer unter den Bauren

wohnen muß, kennet die Bauren. Manche Soldaten bekümmern sich nicht sonderlich um Gottes Wort; man dürfte sagen, daß unter dem Firmament des Himmels schier auch keine gottlosen Leute als etliche unter den Bauren sind. Der frömmste Soldat hat eine Kuh gestohlen, und ebenso der frömmste Bauer hat dreimal seinen Herrn betrogen. —

Überdies ist es nichts Neues, daß die Bauren der schuldigen Ehrerbietung gegen ihre Geistlichen vergessen. Und hat es oft das Ansehen, als seien die Hüte den alten und jungen Bengeln auf die Köpfe gepicht oder genagelt, weil sie so gar nicht damit herunter wollen. Gleichfalls ist auch nicht unwissend, daß diejenigen weidlich bei den Bauren herhalten müssen, die es mit dem Pfarrer halten; denn solchen geben sie allerhand Schandnamen, heißen sie Verräter, Dankverdiener, Fuchsschwänzer, Heimträger und dergleichen, und können diese guten Leute nun und nimmermehr bei den andern Bauren Gnade erlangen oder ihnen angenehm sein. — Es ist ihnen eine verdächtige Sache, Ins-Pfarrhaus-gehen. Geschieht's ja zuweilen, daß einer in einer Verrichtung zum Pfarrherrn geht und wird von ihnen erblicket, so gibt es gleich einen Zusammenlauf und Linden-Rat ab, und wird von dem ganzen Parlament darüber vernünftelt, was er doch wohl müsse daselbst getan haben.

Etliche sind auch gar so vertraulich mit ihrem Pfarrherrn, daß sie fein richtig mit ihm abteilen und ihm oft das Holz auf dem Kirchhof oder an seiner Hofstätte nicht sicher ist; da wissen diese Holzmäuse so fein auf die Holzstöße hinauf zu klandieren, daß es eine ganze Lust zu sehen ist (wen es nicht betrifft). Die Bäume, Weintrauben und dergleichen helfen sie ihm so fleißig und getreulich abblatten, daß keine andern Diebe als sie darüberkommen.

Es gemahnet einen fast der Bauren als wie der Stockfische: dieselben sind am besten, wenn sie weich geschlagen und fein wohl geklopfet. Auch die lieben Bauren sind niemals geschlachter, als wenn man ihnen ihre völlige Arbeit auflegte, so bleiben sie fein unter der Zucht und mürb. Der Bauer will jedesmal ein Junker sein, wofern ihm der Herr zuviel Gnade erweist. Niemand weiß besser, wie halsstarrige Vögel die Bauren sind, als der sie eine Zeitlang kennet und verschiedene Jahre bei ihnen gelebt. Das ist gewiß: von bloßen guten Worten wird kein Bauer anders, sondern es müssen, so zu reden, Spieße und Stangen, d. i. scharfe Drohungen und ein rechter Ernst bei der Hand sein, soll er tun, was er tun soll. Die Bauren haben böse Gewissen. Und das ist nicht genug, sie müssen sich auch mit dem Leugnen noch ärger machen. Viel eher darf man sich getrauen, ums Geld zu bekommen, Bauren, die zehnfach einen (falschen) Eid schwören, als daß sie ein wahres Zeugnis geben sollten. Sonst ist bekannt und genugsam am Tag, wie die Bauren einander nicht leicht verraten; darum, wenn sie schon wider andere, so zeugen sie doch gar selten widereinander selbst. Und es ist auch eine gemeine Baurenregel unter ihnen, daß die Gemeinde zusammenhalten muß. Wer es nicht gesehen hätte, dürfte es nicht glauben. Je reicher die Bauren sind, je ärmer und unvermöglicher stellen sie sich; daher kommt es denn, daß sie manchmal weniger als die Armen von ihrem Gut geben. Nichtsdestoweniger verraten sich oft die reichen Bauren selbst, aber eher nicht, als wenn der Wein aus ihnen von Herzensgrund redet und sie die Nase begossen haben. Da saget mancher: Ich hab' alles genug, Korn genug, Geld genug, Wein genug, Haus und Hof, Vieh genug, liegend Gut genug; ich bin niemandem schuldig, was ich hab', ist mein allein und sonst keinem! Ei, wenn ich gleich kein Junker oder Edelmann bin, bin ich doch ein reicher Bauer."

So weit der harte Beurteiler aus der Genossenschaft des „Simplizissimus". — Spott und Klage dieser Art ist in der kleinen Literatur jener Jahrhunderte häufig zu finden, und ähnliches berichten Reisende über die Erfahrungen, die sie auf der Landstraße gemacht. Wenn ein Hausvater Fuhrleute beherbergte, mußte er das kleine Gerät verstecken, Scheuer und Heuboden verschließen. In den Stuben der Dorfschenken waren um 1700 weder Leuchter noch Lichtscheren zu sehen, denn alles wäre von den Einkehrenden gemaust worden, es blieb kein Gebetbuch des Schenkwirts ungestohlen; an einen kleinen Wandspiegel war gar nicht

zu denken — fünfhundert Jahre früher hatte jedes stattliche Dorfmädchen, wenn es zum Tanz auf den grünen Anger eilte, einen Handspiegel als Schmuckstück bei sich geführt. Für einen Durchreisenden war das Betreten der Schenke zuweilen sogar gefährlich. Der wüste Raum war nicht nur mit Tabaksrauch, auch mit Pulverqualm erfüllt. Denn noch war es ein Festvergnügen der Landleute, mit Pulver zu spielen und unglückliche Fremde durch Sprühteufel und kleine Raketen, die man ihnen vor die Füße oder an die Perücke warf, zu belästigen, dazu fehlten spöttische Reden und Grobheiten nicht*.

Wir empfinden bei diesen und ähnlichen Klagen der Zeitgenossen nicht selten Erstaunen, wie die deutsche Natur noch in der tiefsten Entwürdigung eine Lebenskraft bewahrte, welche nach mehr als hundert Jahren den Beginn besserer Zustände möglich machte, und wir werden zuweilen in Zweifel sein, ob wir die Geduld der Unterdrückten bewundern oder die Schwäche einer Zeit betrauern sollen, welche so lange das Unerträgliche trug. Denn trotz allem, was der Parteieifer jemals zur Entschuldigung der Untertanenverhältnisse gesagt hat, sie waren eine endlose Quelle arger Unsittlichkeit für die Herren und ihre Beamten nicht weniger als für das Volk selbst. Die Sinnenlust des Gutsherrn, der Eigennutz des Gerichtshalters und Verwalters kamen in dieser Zeit, wo das Pflichtgefühl in allen Ständen schwach war, in tägliche Versuchung. Mehr als einmal eifern die Landesregierungen dagegen, daß der Amtmann die Bauern zwang, für ihn selbst Vieh zu mästen, Lein zu säen, zu spinnen, und übelberüchtigt waren die Gutsförster, welche mit den Bauern stille Holzgeschäfte machten und ihnen durch die Finger sahen, wenn sie Stämme des herrschaftlichen Waldes fällten**. Wie aber die Stimmung des Landvolkes gegen die Gutsherren arbeitete, das mag man aus dem ruchlosen Sprichwort schließen, welches noch um 1700 geläufig war und aus dem Mund der reichen Mansfelder Bauern aufgezeichnet wurde: Jungen Sperlingen und jungen Edelleuten soll man beizeiten die Köpfe eindrücken*.

* Der glückselige und unglückselige Baurenstand. Frankfurt (o. J. um 1700) S. 178.
** Lasterprob. S. 82.

Sehr langsam kam dem deutschen Landmann die Morröte eines neuen Tages. Zuerst half die Frömmigkeit der Pietisten dazu, Christenliebe, Erbarmen, inniges Mitgefühl mit den Armen und Leidenden modisch zu machen. Dann drangen die ersten Strahlen eines neuen Lichtes aus den Arbeitsstuben der Gelehrten, welche die fremdartigste und dem Landvolk unverständlichste Wissenschaft verkündigten, das, was man damals Philosophie nannte. Seit die Lehre von Leibniz und Wolff in einem größern Kreise der Gebildeten Schüler findet, ändert sich fast plötzlich auch das Urteil über den Bauern und sein Schicksal. Überall beginnt humane Auffassung der irdischen Dinge den Kampf gegen den orthodoxen Wahn. Wieder kommt etwas von dem Eifer der Apostel zu lehren, zu bessern, zu befreien in die Schüler und Verkünder der neuen Weltweisheit. Etwa seit 1700 zeigt sich in der kleinen Literatur wieder ein herzliches Interesse an dem Leben des Bauern. Die Gesundheit seines Berufes, der Nutzen und Segen seiner Arbeit werden gerühmt, seine guten Eigenschaften sorgfältig aufgesucht; alte Lieder desselben, in denen ein mannhaftes Selbstgefühl hübschen Ausdruck findet, die einst von treuherzigen Theologen des 16. Jahrhunderts überarbeitet waren, werden wieder in billigen Drucken verbreitet. Bescheiden rühmt sich darin der arme Landmann, daß schon Adam den Acker baute, er freut sich seines Federspiels: der Lerche im Feld, der Schwalbe im Stroh seines Daches und des „Hennemanns“ auf dem Hof, und tröstet sich in seiner schweren Arbeit immer wieder mit dem himmlischen Ackermann Jesus**.

Von anderer Seite half sogar die Härte des despotischen Staates. Dem Landesherrn gab der gedrückte Bauer in seinen Söhnen bereits die Mehrzahl der Soldaten, durch seine Abgaben die Mittel, den neuen Staat zu erhalten.

* Der glückselige und unglückselige Baurenstand. S. 115.
** Kurtze Beschreibung der Acker-Leuthe und Ehrenlob. Hof 1701. S. 33. — Federspiel, der alte volksmäßige Ausdruck für Falknerei.

Man kam allmählich zu der Einsicht, daß solches Material geschont werden müsse. Schon um 1700 ist das überall aus den Landesgesetzen zu erkennen. Auch der kaiserliche Hof folgte in seiner Weise der erwachenden Humanität. Er gab 1704 sogar den Schäfern ein schönes Privilegium, worin er sie und ihre Knechte für ehrlich erklärte und die deutsche Nation huldreich ermahnte, das Vorurteil gegen diese nützliche Menschenklasse aufzugeben und ihre Kinder nicht mehr wegen Abdeckerei und Zauberei vom Handwerk auszuschließen. Wenige Jahre darauf schenkte er ihnen einen gnädigen Wappenbrief, gab ihnen die Rechte einer Zunft mit Siegel, Lade und einer Fahne, auf welche ein frommes Bild gemalt war*. Schärfer griffen die Hohenzollern ein, sie selbst durch vier Generationen die fürstlichen Kolonisten des östlichen Deutschlands. Am gründlichsten reformierte Friedrich II. in der eroberten Provinz, aus welcher schon mehrere Beispiele seiner segensreichen Arbeit angeführt sind. Als er Schlesien in Besitz nahm, waren die Dorfhütten Blockhäuser aus Baumstämmen mit Stroh und Schindeln gedeckt, ohne gemauerte Schornsteine, die feuergefährlichen Backöfen den Häusern angeleimt, der Ackerbau in traurigem Zustand, große Gemeindetriften und Weideplätze mit Maulwurfshügeln und Disteln bedeckt, kleine schwache Pferde, magere Kühe, die Gutsherren in der großen Mehrzahl harte Despoten, gegen welche bei der unbehilflichen kaiserlichen Rechtspflege und Verwaltung kaum irgendwie Recht zu finden war. Drei harte Kriege führte der König in Schlesien, Österreicher, Russen und seine eigenen Soldaten verzehrten und beschädigten viel in der Landschaft. Und doch waren wenige Jahre nach dem Siebenjährigen Krieg zweihundertfünfzig neue Dörfer und zweitausend neue Häuslerstellen erbaut, nicht selten waren steinerne Häuser und Ziegeldächer zu sehen. Alle hölzernen Rauchfänge, alle Lehmöfen an den Häusern hatte der Eroberer niedergerissen und das Volk zum Neubau gezwungen, Pferde aus Preußen, einschürige Schafe eingeführt, Torfgräber aus Westfalen, Seidenbauer

* Kaiserl. Priv. und Sanct. II. 583 und V. 1511.

aus Frankreich in das Land gerufen, Eichenwälder und Maulbeerbäume gepflanzt, sogar Prämien zur Anlage von Weinbergen ausgesetzt. Sein Befehl führte beim Beginn des Siebenjährigen Krieges neue Kartoffeln ein, das berühmte Patent des Justizministers von Carmer verordnete Aufhebung der Gemeindetriften und Weiden und Teilung unter die Stellenbesitzer. Mit großem Blick wurden dadurch Verhältnisse eingeleitet, die erst in der neuesten Zeit zur Durchführung gekommen sind. Die Erblichkeit des Eigentums wurde den Gutsuntertanen durch das Gesetz gesichert. Der Bauer erhielt das Recht, bei der Regierung des Königs zu klagen, und dies Recht war für ihn ein kurzes und energisches Recht geworden; denn so sehr der König den Adel begünstigte, wo er seinem Staat diente, so unablässig war er auch mit seinen Beamten bemüht, die Masse der Steuerzahler zu heben. Der Geringste durfte seine Bittschrift überreichen, und das ganze Volk wußte aus zahlreichen Beispielen, wie der König sie las. Manche Kulturversuche des großen Fürsten gelangen nicht, von vielen Seiten wurde der Druck eines Systems empfunden, welches die Kraft des Volkes so emsig steigerte, um sie hoch für den Staat auszunützen. Aber nirgend ist von den Zeitgenossen die Arbeit dieses mächtigen Gutsherrn so dankbar anerkannt worden, als von den Bauern der eroberten Provinz. Wenn sich auf seinen zahlreichen Reisen nach Schlesien das Landvolk in stiller Ehrfurcht um seinen Wagen drängte, so dauerte jeder Blick, jedes flüchtige Wort, das er zu einem der Dorfschulzen sprach, als eine teure Erinnerung, die sorgfältig von Generation zu Generation überliefert wurde und die noch heute in den Seelen haftet.

Immer größer wurde die Teilnahme der Gebildeten. Zwar Poesie und Kunst fanden in dem Leben der Bauern noch nicht einmal Stoffe, an welchen sich ein schaffendes Gemüt erwärmen konnte. Als Goethe „Hermann und Dorothea“ schrieb, da war es ein neuer Fund für die Nation, daß auch das kleine Bürgertum künstlerischer Beachtung wert sei; tiefer hinein in das Volk wagte man sich noch lange nicht. Aber die ehrlichen Menschenfreunde, die populären Ver-

künder der Aufklärung im Bürgertum lehrten, predigten und schrieben mit herzlichem Eifer über den wunderlichen, unholden und doch so häufigen Mitmenschen, den Bauern, dessen Wesen oft fast nur aus einer Summe von unliebenswürdigen Eigenschaften zu bestehen schien, und der dabei doch für die übrigen Klassen der menschlichen Gesellschaft unleugbar die unentbehrliche Grundlage abgab.

Eine der wirksamsten Schriften dieser Art war von Christian Garve „Über den Charakter der Bauern, Breslau 1786", nach Vorträgen, welche er kurz vor dem Ausbruch der Französischen Revolution gehalten. Der Verfasser war ein klarer, redlicher Mann, der das Beste wollte und durch ganz Deutschland mit Achtung angehört würde, sooft er über eine soziale Frage sprach. Sein Büchlein hat durchaus menschenfreundliche Tendenz, das Leben des Bauern ist ihm genauer bekannt als manchem andern, welcher sich damals mit Besserung des Landvolkes beschäftigte. Auch die Vorschläge, welche er zur Hebung des Standes macht, sind zwar ungenügend, wie fast immer die Theorie gegenüber sozialen Schäden, aber verständig. Und doch, wenn man das wohlmeinende Buch jetzt durchblättert, so darf man wohl einen Schrecken empfinden. Denn fürchterlich erscheint uns, nicht was er über den Druck der Bauern erzählt, sondern die Weise, wie er selbst von zwei Dritteln des deutschen Volkes zu sprechen genötigt ist. Sie sind ihm und seinen Zeitgenossen Fremde, es ist etwas Neues und dem Humanitätsgefühl Lockendes, sich in die Zustände dieser eigentümlichen Menschen hineinzuversetzen. Es hat besonderen Reiz für ein pflichtvolles Herz, sich deutlich zu machen, wie die Dummheit, Roheit, Schlechtigkeit der Landleute im einzelnen beschaffen ist und woher sie kommt. Der Verfasser selbst vergleicht ihre Lage mit der des Juden, er erörtert ihre Seelenzustände ungefähr so wie unsere Philanthropen die der Bewohner eines Zellengefängnisses, er wünscht aufrichtig, daß das Licht der Humanität auch in ihre Hütten fallen möchte, er vergleicht ihre Faulheit und Trägheit mit der energischen Arbeitskraft, welche, wie man damals schon wußte, die Kolonisten in den Urwäldern einer neuen Welt entwickeln.

Und er erklärt diesen Gegensatz wohlmeinend daraus, „daß in unsern alten und gleichsam schon alternden Staaten viele für einen arbeiten", und eine Menge der Fleißigen fast ohne Belohnung ausgehe, deshalb sei Eifer und Lust bei einem großen Teil erloschen. Es ist fast alles wahr und gut, was er sagt, aber dies ruhige Wohlwollen, welches der Gebildete aus der Zeit von Immanuel Kant und dem Dichterhofe von Weimar seinem Volke gönnt, ist doch noch ohne jede Ahnung davon, daß der Kern der deutschen Volkskraft in diesem verachteten und verdorbenen Stand gesucht werden müsse, daß es hohle, unsichere und barbarische Zustände waren, in welchen er selbst, der Verfasser lebte, daß die Regierungen seiner Zeit keinerlei Garantie der Dauer besaßen, daß ein Staat, der große Quell männlicher Empfindungen und jedes edelsten Selbstgefühls, auch für den Gebildeten unmöglich ist, solange der Bauer wie ein Lasttier lebt; und wenig dachte er daran, daß schon der nächsten Generation nach bitteren Leiden und einer herben Schule durch die Siege eines auswärtigen Feindes alle diese Überzeugung aufgedrängt werden würde. — Und deshalb verdient seine Schrift wohl, daß die Gegenwart sich ihrer erinnere; die folgenden Seiten sollen wieder nicht die Lage der Bauern allein charakterisieren, auch die der Gebildeten. So aber spricht Garve:

„Ein Umstand hat großen Einfluß auf den Charakter der Bauern, der, daß sie sehr untereinander zusammenhängen. Sie leben viel gesellschaftlicher unter sich als die gemeinen Bürger in den Städten. Sie sehen sich einander alle Tage, bei jeder Hofarbeit, des Sommers auf dem Felde, des Winters in der Scheune und der Spinnstube. Sie machen ein Korps aus wie die Soldaten und bekommen auch einen esprit de corps. Hieraus entstehen mehrere Folgen. Erstlich sie werden nach ihrer Art geschliffen, abgewitzigt durch den Umgang. Sie sind zum Verkehr mit ihresgleichen geschickter, sie haben von vielen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens, von allen denjenigen nämlich, die in ihrem Stand und bei ihrer Lebensart vorkommen können, bessere Begriffe als der gemeine Handwerksmann. Dieser beständige Um-

gang, diese immerwährende Gesellschaft ist es auch bei ihnen wie bei den Soldaten, was ihren Zustand erleichtert. Es ist ein großes Glück, nur mit seinesgleichen, aber mit diesen viel und ohne Unterlaß umzugehen, damit eine genauere Bekanntschaft und eine wechselseitige Vertraulichkeit, wenigstens dem äußeren Betragen nach, entstehe, ohne welche der Umgang nie angenehm ist. Der Adel genießt dieser Vorteile. Er geht meistenteils nur mit seinesgleichen um, weil er sich aus Stolz von den niedrigeren absondert, und er kommt mit seinesgleichen viel zusammen, weil Muße und Reichtum ihn dazu in den Stand setzen. — Dem Bauer werden durch entgegengesetzte Ursachen ähnliche Vorteile zuteil. Seine Niedrigkeit ist so groß, daß sie ihn hindert, auch nur den Wunsch, noch mehr aber daran, die Gelegenheit zu haben mit Höheren umzugehen; er sieht fast nie andere Menschen als Bauern um sich. Und seine Dienstbarkeit, seine Arbeit bringt ihn mit diesen seinesgleichen häufig zusammen. —

Eben dieser Umstand macht aber auch, daß die Bauern wie ein Korpus agieren, daß bei ihnen gewissermaßen die Unbequemlichkeiten der demokratischen Verfassung eintreten, daß ein einziger unruhiger Kopf aus ihrem Mittel so viel über sie vermag und oft ganze Gemeinden aufwiegeln kann. Er ist ferner Ursache, daß Personen anderer Stände so wenigen moralischen Einfluß über die Bauern haben können, es sei denn durch Herrschaft und Zwang. Die Urteile, Vorstellungen, Beispiele der Höhern hören und sehen sie selten, immer nur auf kurze Zeit.

Ich habe lange studiert, was das Wort tückisch, welches ich nie öfter gehört habe, als wenn von Bauern die Rede gewesen ist, eigentlich bedeute. Es soll ohne Zweifel ein Gemisch von kindischem Wesen, von Einfalt, von Schwäche — mit Bosheit, mit List anzeigen.

Jeder erinnert sich ohne Zweifel solche Gesichter von Bauernknaben gesehen zu haben, wo das eine oder beide Augen unter den halbgeschlossenen Augenlidern wie verstohlen hervorschielen, deren Mund offen und zu einem spöttischen, etwas dummen Lachen verzogen, der Kopf gegen

die Brust angedrückt oder doch zur Erde gesenkt ist, als wenn er sich verbergen wollte, mit einem Wort, Gesichter, in welchen sich Furcht, Blödigkeit, Einfalt mit Spott und Abneigung vermischt abmalen. Solche Knaben stehen, wenn man etwas von ihnen verlangt oder zu ihnen redet, unbeweglich und stumm wie ein Stock, sie antworten auf keine Frage, die der Vorübergehende tut. Ihre Muskeln sind wie steif und unbeweglich. Sobald aber der Fremde sich ein wenig entfernt hat, laufen sie zu ihren Kameraden und brechen in ein lautes Gelächter aus.

Der niedrige Stand des Bauern, seine Dienstbarkeit, seine Armut bringen ihm eine gewisse Furcht vor den Höheren bei; seine Erziehung und Lebensart macht ihn auf der einen Seite unbiegsam und trotzig, auf der andern in vielen Stücken einfältig und unwissend; der öftere Widerspruch seines Willens und seiner Vorteile mit dem Willen und den Befehlen seiner Vorgesetzten gibt seinem Gemüt eine Anlage zum Haß. Er wird also, wenn die Fehler seines Standes bei ihm nicht durch seine persönlichen Eigenschaften aufgehoben werden, jenem Knaben besonders im Betragen gegen seine Obern ähnlich sein. Und gerade die Obern und Herren des Bauern sind es auch, die ihm den tückischen Charakter zuschreiben. Er wird Verstellung an die Stelle offenbaren Widerstandes setzen, er wird vor den Augen derselben demütig, nachgebend, sogar ihnen ergeben scheinen, und wo er glaubt verborgen zu bleiben, wird er alles wider ihren Willen und ihr Interesse tun. Er wird auf Ränke und Intrigen sinnen, die demohnerachtet nicht so fein ausgesponnen sein werden, daß sie sich nicht sollten bald durchsehen lassen.

Man kann zwei Hauptverschiedenheiten, wie in den Schicksalen, so in dem Charakter der Bauern annehmen. Der ganz unterdrückte, der unter dem Joch einer völligen Sklaverei seufzt, wird in seinem gewöhnlichen Zustand ganz fühllos sich alles gefallen lassen, ohne den mindesten Widerstand zu tun, selbst ohne den Wunsch nach Erleichterung in sich zu fühlen; er wird sich selbst zu den Füßen desjenigen werfen, der auf ihn treten will. Dann aber, wenn er aus

dieser Schlafsucht durch besondere Umstände, durch Aufhetzungen, durch einen listigen und kühnen Anführer gebracht wird, dann wird er wütend wie ein Tiger und verliert auf einmal mit der Demut des Sklaven auch alle Gefühle der Menschlichkeit.

Der halbleibeigene Bauer, der Eigentum hat und den Schutz der Gesetze genießt, aber doch unter mehr oder weniger lästigen Bedingungen an die Erdscholle und mit ihr an den Dienst des Eigentümers derselben gebunden und seinem Richteramt unterworfen ist, dieser Bauer erträgt gemeiniglich seine Beschwerden nicht ohne Empfindlichkeit. Man darf nicht befürchten, daß er sich dieselben durch offenbare Gewalttätigkeit als Rebelle vom Halse zu schaffen suche, aber er führt dagegen einen immerwährenden geheimen Krieg mit seinem Herrn. Dessen Vorteile zu schmälern, seine zu vergrößern, das ist sein Wunsch, den er im Grunde seines Herzens immer mit sich herumträgt, und eine Absicht, die er insgeheim, sooft es angeht, zu verfolgen sucht. Untreue und kleine Diebereien, verübt an den Gütern seines Herrn, hält er für lange nicht so schändlich, als wenn er sie sich gegen seinesgleichen erlaubte. Er ist nicht der ganz demütige Sklave, er ist nicht der fürchterliche Feind seines Herrn; er ist aber auch kein freiwilliger, aus gutem Herzen gehorsamer Untertan; er ist das, was man wahrscheinlicherweise durch das Wort t ü c k i s c h hat ausdrücken wollen.

Zu dem tückischen Wesen kann man als einen Bestandteil oder als eine Folge einen gewissen Eigensinn setzen, der den Bauern, wenn er in Leidenschaft ist oder wenn ein Vorurteil sich einmal bei ihm eingewurzelt hat, unterscheidet. So wie sein Körper und seine Glieder steif sind, so scheint es in diesem Falle auch seine Seele zu sein. Er ist alsdann taub gegen alle Vorstellungen, die man ihm macht, so einleuchtend sie sind und so fähig er mit unbefangenem Gemüt sein würde, ihre Richtigkeit einzusehen. Die richterlichen Personen, welche in Prozessen der Bauern arbeiten, werden zuweilen solche Individua gekannt haben, bei denen es zweifelhaft ist, ob die Hartnäckigkeit, mit der sie auf einer augenscheinlich absurden Idee bestehen, von ihrer Blindheit oder ob sie von

einer entschlossenen Bosheit herkomme. Zuweilen kann ganze Gemeinden ein solcher Schwindelgeist anfallen. Sie sind alsdann gewissen Verrückten gleich, die, wie man es ausdrückt, eine ideam fixam haben, d. h. eine Vorstellung, welche ihr Gemüt ohne Abwechslung einnimmt oder die bei der kleinsten Veranlassung wiederkommt, und die, so falsch sie ist, nicht durch den Augenschein der Sinne, nicht durch Vorstellungen der Vernunft weggeschafft werden kann, weil sie wirklich nicht in der Seele, sondern in der Beschaffenheit der Organe ihren Grund hat."

So sprach Christian Garve. Sein letzter Rat war: bessere Dorfschulen. In ähnlichem menschenfreundlichen Sinne handelten einzelne Gutsherren. Gern möchten wir verkünden, daß ihre Zahl sehr groß gewesen sei, aber die häufigen Klagen über das Gegenteil, und der Eifer, mit welchem die humanen Aufklärer einzelne Beispiele — wie einen Rochow auf Rekahn, welcher auf eigene Kosten Dorfschulen eingerichtet hatte —, hervorheben, berechtigt zu dem Schluß, daß solche Humanität weniger aufgefallen wäre, wenn man sie häufiger geübt hätte. In der Tat gehörte für den einzelnen auch Klugheit dazu, gute Gesinnung für die Bauern in die Tat umzusetzen; es wurde mehrfach beobachtet, daß sie ihre Dienste weit williger den strengen Edelleuten taten als bürgerlichen Gutsherren, und daß diesen, wenn sie mit warmer Empfindung der Bauern freundlich sein wollten, ihr guter Wille zuweilen schlecht bekam. So hatte ein bürgerlicher Gutsbesitzer bei Übernahme des Gutes jedem seiner Bauern ein Geldgeschenk gemacht und ihnen mehrfache Nachsicht bewiesen; die nicht unnatürliche Folge war, daß sie ihm alle Dienste aufkündigten und in offenen Widerstand ausbrachen.

Während die deutschen Humanisten für den Landmann sorgten und schrieben, dröhnten schon jenseit des Rheins die Schläge eines Wetters, welches in wenig Jahren auch in Deutschland die Untertänigkeit des Bauern mit der gesamten alten Staatsordnung zerschlagen sollte. Um 1790 fiel auf, daß die Bauern sich eifrig um Politik kümmerten. Der Schulmeister las ihnen die Zeitungen vor und erklärte, die Hörer saßen unbeweglich, ganz Ohr, unter dicken Tabaks-

wolken. In Kursachsen benutzten einzelne schon die neue Lesebibliothek in der Nachbarstadt*. In der Pfalz, am Oberrhein wird das Landvolk unruhig und verweigert die Dienste. Und in dem reichsten Teil Kursachsens, in der Lommatzscher Pflege, und auf den Gütern der Grafen von Schönburg brechen in demselben Jahre noch einmal Bauernaufstände aus, noch einmal erheben die Empörten die alte Waffe der Unfreien, die Holzkeule mit Eisenringen beschlagen. Die Bauern sagen ihren Fronherren durch eine Deputation alle Hofdienste auf, sie besenden die Nachbargemeinden, von Dorf zu Dorf eilen die heimlichen Boten, die Gerichtshalter im Dienste des Edelmanns werden verjagt oder mit Stecken geschlagen, den ruhigen Gemeinden wird mit Feuer oder Schwert gedroht, in jedem Dorf stehen gesattelte Pferde, die Nachbarn von dem Anmarsch des Militärs zu benachrichtigen. Dasselbe stille Verschwören, die blitzschnelle Verbreitung des Aufstandes, dieselbe Verbindung von maßlosem Haß und natürlichem Rechtsgefühl wie in den Bauernkriegen des 16. Jahrhunderts. Den Gutsherren werden Reverse vorgelegt, welche die meisten in Güte unterschreiben, harten Edelleuten wird mit dem Ärgsten gedroht. Schnell steigern sie die Forderungen, bald wird nicht nur Befreiung von Fronden und Zinsen geheischt, auch die Rückerstattung bezahlter Strafgelder. Die Bauern sammeln sich in Haufen von mehr als tausend Mann, sie drohen die Stadt Meißen zu überfallen, sie greifen kleine Kommandos an. Aber sie wiederstehen nirgend größeren Abteilungen Militär. Die verwegensten Haufen werfen Mützen und Knüttel weg, sobald die Reiter zum Einhauen kommandiert werden. Einer der Hauptanführer, ein zäher, trotziger Greis von siebzig Jahren beklagt sich noch in Ketten über die Mutlosigkeit seiner Haufen. Und die Bewegung wird ohne vieles Blutvergießen gedämpft. Aber es war charakteristisch für die Zeit, daß die Gutsherren selbst aus Furcht alles anwandten, um ein Vergeben und Vergessen herbeizuführen, und daß die Verurteilten während der Strafarbeit von den übrigen Verbrechern getrennt und schonend behandelt wurden; auch die Kleidung der Züchtlinge ward ihnen erspart. Aus den gleichzeitigen Berichten ist deutlich zu sehen, wie allgemein bei den oberen Behörden die Empfindung war, daß die Lage der Bauern den Humanitätsforderungen der Zeit nicht entspreche.

* F. von Liebenroth a. a. O. S. 146.

Zwei Jahre darauf tanzten in der Pfalz und im Kurfürstentum Mainz auch die deutschen Landleute um die rote Mütze auf dem Freiheitsbaum. Unaufhaltsam drang der französische Einfluß in Deutschland vor. Der Staat Friedrichs des Großen wurde zerbrochen, Deutschland bis zur Elbe wurde französisch, in den neuen französischen Besitzungen wurden Untertänigkeit und Dienste mit einer Hast und Rücksichtslosigkeit aufgehoben, welche darauf berechnet war, das Volk für die neue Herrschaft zu gewinnen. Die Rheinbundfürsten folgten mit größerer Rücksicht gegen ihre Privilegierten, aber doch unter dem starken Einfluß französischer Ideen. In Preußen sahen Regierung und Volk mit Schrecken, wie unsicher ein Staatsbau gewesen war, welcher von den Leibern und der Arbeitskraft der Bauern so viel, von ihrer Seele so wenig in Anspruch genommen hatte. Mit dem Jahre 1807 begann in Preußen die große Umwandlung in den Verhältnissen der Landleute; die Auseinandersetzung zwischen Gutsherren und Bauern hat dort mit manchen Schwankungen und Unterbrechungen ein halbes Jahrhundert gedauert, sie ist noch nicht zu völligem Abschluß gediehen.

In dieser Periode hat sich durch ganz Deutschland die Lage des Landmannes so verbessert, daß wohl kein anderer Kulturfortschritt sich mit diesem vergleichen läßt. Der Untertan eines Gutsherrn ist mit Ausnahme Mecklenburgs, wo noch mittelalterliche Zustände dauern, zum freien Bürger seines Staates geworden, ihn und den Gutsherrn schützt und straft gleiches Recht, er sendet die Vertreter, nicht seines Standes, sondern des Volkes im Verein mit den übrigen Berufskreisen nach der Hauptstadt, er hat rechtlich überall aufgehört, ein besonderer Stand im Staate zu sein, er hat in vielen Landschaften mit der Bauerntracht auch den alten

Trotz abgelegt, er beginnt sich modisch zu kleiden und — zuweilen noch unbehilflich und in unholden Formen — an den Erfindungen und Genüssen moderner Bildung teilzunehmen. Aber wie groß diese Umwandlungen auch sein mögen, sie sind fast überall in Deutschland doch noch nicht groß genug, um dem Landmann die Stellung zu geben, welche er in der Staatsgesellschaft, in dem bürgerlichen Verkehr, in der Landeskultur haben muß, wenn das Leben des Volkes nach allen Seiten den Eindruck von völliger Gesundheit und Kraft machen soll. Noch ist sein Interesse und Verständnis für die höchste irdische Angelegenheit des Mannes, für den Staat, viel zu wenig entwickelt, noch ist sein Bedürfnis nach Lehre und Bildung, im ganzen betrachtet, viel zu gering, noch hängen an seiner Seele im größten Teil des Vaterlandes einige von den Eigenschaften, welche langer Unterdrückung zu folgen pflegen, harter Egoismus, Mißtrauen gegen anders geformte Menschen, Prozeßsucht, Unbehilflichkeit und mangelhaftes Verständnis seines Rechts und seiner bürgerlichen Lage. Noch sind es auch bei den Seelen, welche den alten Bann gebrochen haben, häufig die Übergangsformen, welche ihnen ein besonders unfertiges und unbehagliches Ansehen geben.

Und noch steht die Landwirtschaft des deutschen Bauern, im ganzen betrachtet, nicht auf dem Standpunkt, welcher für eine energische Entwicklung unserer nationalen Kraft notwendig ist. Wohl haben wir Grund, uns auch in dieser Richtung über große Fortschritte zu freuen. Fast überall ist die Intelligenz unablässig bemüht, auch dem einfachen Landmann das Neuerfundene, Maschinen, Sämereien, neue Kulturen zugänglich zu machen. In einigen begünstigten Gegenden unterscheidet sich die Ackerkultur der kleinen Wirte kaum noch von dem rationellen Betrieb größerer Mustergüter. Auch hat der deutsche Bauer in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung nicht ebenso wie der gedrückte Slawe den Trieb eingebüßt, für sich zu erwerben. Denn gerade seine charakteristischen Eigenschaften sind dauerhafter, regelmäßiger Fleiß und strenge Sparsamkeit, die Grundlagen für alles höchste irdische Gedeihen. Aber noch besteht in mehreren

Landschaften die alte Gebundenheit der Dorffluren mit ihren Gemeindeweiden und allem Zwang, durch welchen sie den einzelnen zurückhält. Noch ist selbst das bewährte Neue dem Landmann deshalb peinlich, weil ihm bei aller Ausdauer die unternehmende Tatkraft zu sehr fehlt und weil ihm die große Dürftigkeit seines Jugendunterrichts und seiner technischen Bildung in der Tat schwer macht, Neues zu erfassen. So ist die Entwicklung des deutschen Bauern zu größerer innerer Freiheit und Tüchtigkeit zwar stetig, aber langsam. Diese Langsamkeit des Fortschritts setzt uns noch jetzt gegenüber besser gestellten Nationen Europas in Nachteil. Denn die Lage Deutschlands unter den Staaten Europas ist so, daß uns von der Entwicklung der eigenen Landwirtschaft, d. h. von dem Grade der Intellienz und produktiven Kraft, welche bei dieser ersten menschlichen Tätigkeit sichtbar werden, jeder andere Kulturfortschritt abhängt. Wir haben keine Seeherrschaft, wir haben keine Kolonien, wir haben keine unterworfenen Länder, welche uns die Erzeugnisse unseres Fleißes abnehmen müssen. Wenn dieser Umstand vielleicht eine Bürgschaft unserer Dauer ist, so erhöht er auf der andern Seite auch die verhängnisvolle Wichtigkeit, welche der deutsche Landmann und der Betrieb seiner Wirtschaft für die übrigen Kreise des deutschen Volkes hat.

Darum, wenn es erlaubt ist, zwei sehr verschiedene Stufen menschlicher Entwicklung miteinander zu vergleichen, darf man wohl sagen, daß der Bauer unserer Tage im Verhältnis zu den übrigen Kreisen des Volkes noch nicht das Selbstgefühl und die bewußte Kraft wiedergewonnen hat, welche vor sechshundert Jahren in der Landschaft des Neithart von Reuenthal und des Meier Helmbrecht lebendig waren. Und wer uns aus dem Leben der Vergangenheit belehrt, wie das so gekommen ist, daß die Kraft der Nation vom flachen Land in die Städte zog und daß sich der Adel so hoch über seinen Nachbar, den Bauern, stellte, der möge sich doch sehr hüten zu behaupten, diese Herabdrückung des Landvolkes sei die natürliche Folge davon, daß neben der einfachen Landwirtschaft des kleinen Mannes höhere Kulturen und kunstvollere Lebensformen aufgebaut wurden. Wer hinter seinem Pflug

über die Scholle schreitet, der wird selten Mitglied einer Kompanie sein, welche ihre Spekulationen bis in ferne Weltteile ausdehnt, er wird nicht den Homer in der Ursprache verstehen, er wird schwerlich das Werk eines deutschen Philosophen über Logik lesen und die leichte Unterhaltung eines modernen Salons kaum durch seinen Geist beleben. Aber die Resultate der gesamten Bildung, dessen, was der Gelehrte findet, der Künstler bildet, der Industrielle schafft, das muß in einer Zeit, wo die Nation mit voller Gesundheit arbeitet, auch dem einfachen Landmann von gesundem Urteil zugänglich, verständlich und wert sein.

Ist es notwendig, daß unser Nachbar, der Landmann, so selten ein gutes Buch liest und noch viel seltener ein Buch kauft? Ist es notwendig, daß er in der Regel keine andere Zeitung zur Hand nimmt als etwa das kleine Blatt seines Kreises? Ist es notwendig, daß ihm und leider zuweilen auch seinem Schullehrer unbekannt ist, wie ein Winkel bestimmt, ein Parallelogramm gemessen und eine Ellipse gezeichnet wird? Wer jetzt ein Gedicht von Goethe in die Truhe einer Bauernfrau legen wollte, der würde wahrscheinlich etwas Unnützes tun und einem „gebildeten" Zuschauer vornehmes Lächeln erregen. Muß das Schönste, das wir besitzen, der Hälfte unserer Nation unverständlich sein? Vor sechshundert Jahren wurde doch das Gedicht von Meier Helmbrecht auch in den Dorfstuben verstanden, der Reiz seiner klangvollen Verse, die Poesie und die warme Beredsamkeit seiner Sprache. Und die Rhythmen und Weisen jener alten Tanzlieder des 13. Jahrhunderts, sie sind gerade so zierlich und kunstvoll, wie nur die feinsten Verse in den Gedichten des größten modernen Dichters. Es gab doch eine Zeit, wo das deutsche Landvolk dieselbe lebhafte Empfänglichkeit für eine edle Poesie hatte, welche wir jetzt als Vorrecht der Gebildeten in Anspruch nehmen möchten. Noch spielt der böhmische Dorfmusikant mit herzlichem Behagen die Töne auf, welche das Genie von Haydn und Mozart harmonisch verbunden hat; ist es notwendig, daß dem deutschen Bauern wenig andere musikalische Klänge vertraut sind als die abgestandenen Weisen geistloser Tänze? Das

alles ist nicht notwendig, noch starrt etwas von derselben Barbarei in unser Leben, welche wir aus der Zeit von Christian Garve mit Verwunderung erkennen.

Was wir aber zunächst als eine bis jetzt dauernde Schwäche des Bauern empfinden, das ist auch eine eigentümliche Schwäche unserer gesamten Bildung, welche etwas Überkünstliches erhalten hat, weil sie in verhältnismäßig kleinen und isolierten Kreisen der menschlichen Gesellschaft aufblühte, ohne die immerwährende Kräftigung und Regulierung, welche ihr die gesamte Volksseele durch empfängliches Entgegenkommen und warme Teilnahme gewährt hätte. Daß der Landmann durch so viele Jahrhunderte der gesellschaftlichen Kultur so fremd stand, das hat zunächst ihn schwach gemacht, aber auch die Bildung der anderen schwankend, raffiniert, zuweilen unmännlich und unpraktisch.

Gauner und Abenteurer

Wie der deutsche Teufel haben auch die Kinder des Teufels ihre Geschichte. In ihrem Kampf gegen die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft werden auch sie von jeder großen Wandlung der Gedanken, Sitten und Lebensweise ihres Volkes getroffen.

Das alte Geschlecht der Fahrenden wurde durch die Reformation zum großen Teil beseitigt. Nächst dem Herrn Papst und den habgierigen Gastwirten in Rom hatte niemand größeren Grund, mißvergnügt in die neue Zeit zu blicken als die ungeheure Familie der Bettler, welche auf den Kirchhöfen lagen oder heischend durch die Länder zogen. Denn das Almosengeben hatte für den größten Teil Deutschlands aufgehört im Sinne der Kirche „ein gutes Werk" zu sein, welches dem Spendenden den Pfad zum Himmel ebnete. Wer jetzt einem andern spenden wollte, der hatte sich zu fragen, ob er dadurch auch in Wahrheit etwas Gutes erweise. Aber der neue Glaube nahm nicht nur den Almosen die alte Heilkraft, er brachte auch eine andere Ordnung in Städte und Dörfer, er hob die Macht der Landesherren und förderte eine Landespolizei, welche bedächtig über die Mauern der Städte und Dörfer hinaus auf die Landstraße wandelte und im Namen landesherrlichen Statuts dem Wanderer lästige Fragen stellte. Auch die fahrenden Schüler hatten aufgehört, seit die lateinischen Schulen bessere Disziplin, einen Lektionsplan und theologische Lehrer erhalten hatten, denen nicht mehr not tat, gestohlene Gänse mit den Bacchanten zu verzehren.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wird der neue Polizeisinn mächtig. Die Schulen, welche Luther und seine Mitarbeiter überall eingerichtet haben, tragen ihre Frucht.

Auch in den Dörfern des protestantischen Deutschlands werden etwa seit 1530 die Kirchenbücher regelmäßig geführt und Flurbücher neu angefertigt, der Schullehrer ist auch Gemeindeschreiber, und man sieht aus der sorgfältigen Handschrift und sachverständigen Behandlung lateinischer Redeschnörkel, welche in den Dorfakten häufig werden, daß der Schreiber die lateinische Schule durchgemacht hat. In dem mittleren Deutschland sind diese Schriftstücke der Dörfer bis zum Dreißigjährigen Krieg in der Regel weit sorgfältiger als von da ab bis zur Zeit unserer Väter. Auch der kleine Mann, der sein Dorf verläßt, erhält einen Heimatsschein, seinen Ausweis, welcher ihn der Gunst der andern Gemeinden empfiehlt.

Freilich wurden die Landstraßen dadurch noch nicht sicher. Die Wegelagerer, welche auf Grund eines Fehdebriefes Bürger und Bauern belauerten, waren nicht sofort auszurotten, und es fehlte nicht an Verzweifelten, welche ohne Fehdebrief ihre Waffe gegen jedermann erhoben.

Durch das ganze Mittelalter waren die Räuber eine unvertilgbare Plage gewesen. Sie zogen sich zuweilen in Heerhaufen von vielen hundert Köpfen zusammen oder saßen in Banden auf der Schloßmauer räuberischer Edelleute. Von Luther ab ist ein zeitweiliger Wechsel in ihrer Haupttätigkeit zu erkennen, wie bei herrschenden Krankheiten. Sie werden vorzugsweise Mordbrenner. In längeren Zwischenräumen erscheinen ganze Banden von Brandstiftern, Drohbriefe werden gefunden, einem geheimen Zusammenhang der Banden wird eifrig nachgespürt. Am merkwürdigsten ist die Mordbrennerzeit von 1540—42. Im mittleren Deutschland, besonders in dem Gebiet der protestantischen Häupter, des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen, erschien plötzlich fremdes Gesindel. Kassel, Nordheim, Göttingen, Goslar, Braunschweig (damals im Streit mit dem Herzog), Magdeburg wurden angesengt, Nordhausen zum Teil, Einbeck bis auf den Grund verbrannt, dabei dreihundertundfünfzig Menschen; Dörfer und Scheunen wurden überall angezündet, freche Brandbriefe regten die Bevölkerung auf, endlich auch die Fürsten. Allgemein wurde das

Geschrei, die katholische Partei habe mehr als dreihundert Mordbrenner gedungen, Papst Paul III. sollte den Rat gegeben, Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig sollte das Gesindel nach Sachsen und Hessen gesandt haben. Allerdings war dem gewissenlosen Herzog vieles Arge zuzutrauen, Papst Paul III. aber hatte gerade damals kaum ein näheres Interesse als das, die Protestanten schonend zu behandeln. Denn ernsthaft wurde von beiden Seiten an einer großen Aussöhnung gearbeitet und in Rom die Sendung des Kardinals Contarini zum großen Religionsgespräch in Regensburg vorbereitet. Doch Angst und Zorn der Deutschen war anhaltend und groß. Überall spürte man nach den Brennern, überall sah man ihre Spuren, viele Haufen Gesindel wurden gefangen, peinlich verhört und gerichtet. Luther beschuldigte den Herzog Heinrich öffentlich des ruchlosen Frevels, der Kurfürst und der Landgraf verklagten ihn wegen Mordbrennens auf dem Reichstag vor dem Kaiser, und umsonst verteidigte er sich mit seinen Getreuen in seiner heftigen Weise. Zwar dem Kaiser, der damals vor allem inneren Frieden und Hilfe gegen die Türken suchte, galt die Schuld für unerwiesen, aber in der öffentlichen Meinung blieb dem Fürsten der Makel. Es ist möglich, aus diesen Streitschriften das Wogen und Wandern der damaligen Fahrenden zu erkennen. Die Aussagen der Verhafteten sind ungenau mitgeteilt, und es ist nicht zu entscheiden, wieviel die Folter in diese hineingedichtet hat. Aber einiges ist sehr deutlich, die Menge des Gesindels, ferner daß sie — zum Teil — mit ihren Genossen in festem Zusammenhang stehen, daß sie keine stetigen Banden bilden, sondern für die einzelnen Unternehmungen geworben werden, und zwar, wie sie mehrfach aussagen, von nicht erkennbaren Unbekannten um Geld, endlich daß ihr geheimer Verkehr durch Zeichen vermittelt wird, welche sie an auffallenden Orten, Wirtshäusern, Wänden, Türen usw. einkratzen oder einschneiden. Diese Zeichen sind zum Teil uralte deutsche Personenbezeichnungen, welche als „Hausmarken“ noch jetzt auf den Giebeln alter Gebäude zu finden sind, zum Teil aber auch besondere Spitzbubenzinken. Darunter das charakteristische Zeichen der Fahrenden, der Pfeil, einst das ankündigende Symbol der Feindschaft; die Richtung seiner Spitze zeigt den Weg, den der Zeichner genommen, kleine Striche senkrecht auf ihm, oft mit Nullen darüber, geben wahrscheinlich die Personenzahl an.

Der Krieg hatte das Gefüge der bürgerlichen Gesellschaft fürchterlich gelockert. Die alte Ordnung und Zucht der Deutschen schien beinahe geschwunden. Übergroß war die Zahl der Unglücklichen, welche Haus und Hof, Nahrung und Familie verloren hatten und heimatlos in ungastlicher Fremde umherirrten; nicht weniger zahlreich die Schar der Verdorbenen, die sich gewöhnt hatten, von Betrug, Erpressung und Raub zu leben. Dem ganzen lebenden Geschlecht war Aufregung zum Bedürfnis geworden, durch dreißig Jahre hatte das fahrende Gesindel von ganz Europa Deutschland zum Tummelplatz gewählt; viele seßhafte Leute, gelehrte protestantische Geistliche und angesehene Bürger waren mit Bettelbriefen in der Fremde umhergezogen und hungrig um die Lagerfeuer der Soldaten geschlichen, überall hat der Krieg Armseligkeit zurückgelassen und stille Mißachtung der heimischen Verhältnisse; nur in der Fremde war, so meinte man, noch stattliches Leben und Glück zu gewinnen; was nicht weit her war, galt nichts, und was aus der Fremde kam, wurde angestaunt. So geschah es, daß nach dem Frieden das Treiben der Glücksritter, Abenteurer und Betrüger eine merkwürdige Ausdehnung erhielt. Es ist besonders charakteristisch für die folgenden hundert Jahre der Schwäche und Roheit, ein Gegensatz zu dem dürftigen verkümmerten Familienleben, in welchem sich das Gemüt des deutschen Bürgers zusammenzog.

Während des Krieges hatte das Einströmen der Gauner in die Heerhaufen beigetragen, den Soldaten zu verderben. Jetzt nach dem Krieg ballte sich das Gesindel wieder in Banden zusammen. Am Rhein, im Spessart, in Böhmen, in den Niederlanden bestanden große Genossenschaften der schändlichsten Bösewichter, ganze Dörfer waren von ihnen besetzt. Die Namen von Hannickel, Nickel-List, Lips Tullian wurden das Entsetzen zweier Generationen. Ihre Grausam-

keit, ihre kühnen Wagnisse, ihre Kunst zu verschwinden sträubten das Haar der Furchtsamen am Kachelofen des adligen Schlosses wie am Küchenfeuer der Dorfhütte. Eifrig wurde jeder Einbruch, jeder greuliche Mord besprochen, zuletzt barbarische Berichte über die Hinrichtung nebst den angehängten Warnungsversen mit Andacht gelesen.

Zu den einheimischen Umhertreibern kamen aber auch fremde. Wieder zog wie im Mittelalter der Strom italienischer Abenteurer durch Deutschland. Neben dem deutschen Spielmann schrie der welsche Theriakverkäufer*, und bei dem Bären aus Böhmen trotteten die Kamele aus Afrika. Venezianische Wundermittel, die Lappenjacke, Larve und Filzmütze der italienischen Narren wanderten über die Alpen und wurden als neues Torenwerk zu unserem alten Vorrat gefügt.

Von dem Treiben solcher fahrenden Leute hat der Italiener Garzoni in seinem Buch „Piazza universale", einer Beschreibung aller Künste und Handwerke seiner Zeit (Venedig 1610. 4.), ein ergötzliches Bild gegeben. Sein Werk wurde im Jahre 1641 von Matthäus Merian unter dem Titel: „Allgemeiner Schauplatz aller Künste, Professionen und Handwerker" ins Deutsche übertragen. Die Schilderung des Italieners porträtiert in der Hauptsache auch die Verhältnisse des südlichen Deutschlands nach dem Krieg. Daraus wird das Folgende nach Merians deutscher Überarbeitung mitgeteilt:

„Die wandernden Komödianten sind in ihren Gebärden unhöfliche Esel und Ruffianer, die sich bedünken lassen, sie hätten es gar schön eingerichtet, wenn sie den gemeinen Haufen durch ihre groben Zoten zum Lachen bewegen. Ihre inventiones sind so, daß man wohl die Kröten damit vergeben möchte, und reimt sich alles aufeinander, wie eine Faust auf ein Auge; sie fragen nichts danach, wenn sie nur das Geld erhalten mögen, wozu sie genugsam geschliffen und abgerichtet sind. Und wenn sie auch leicht etwas Grobes

* Schon im Jahre 1520. Eberlin von Günzberg: Sechster Bundesgenosse.

beschneiden und bemänteln könnten, so lassen sie sich bedünken, sie täten ihren Sachen kein Genüge, wenn sie es nicht auf das allergröbste herausstießen; derohalben die Komödia und die ganze Ars comica in äußerste Verachtung bei ehrlichen Leuten geraten ist, und werden die Herren Komödianten aus etlichen Orten verwiesen, durch öffentliche Gesetze und Statuten verachtet und von ganzen Gemeinden verhöhnt und verspottet. Wenn die guten Herren in die Stadt kommen, dürfen sie nicht wohl beieinanderbleiben, sondern müssen sich in unterschiedliche Wirtshäuser verteilen, die Frau kommt von Rom, der Magnifikus* von Venedig, die Ruffiana von Padua, der Zani von Bergamo, der Gratianus von Bologna, und sie müssen etliche Tage lang umherlaufen, bis man die Erlaubnis heraus erbettelt, wollen sie sich anders mit solcher ihrer Hantierung durchbringen und ernähren; da sie doch bei denen, die sie kennen, schwerlich ankommen können, sintemal jedermann der Unfläter überdrüssig ist, und wo sie einmal hinkommen, da riecht es noch eine geraume Zeit nach dem Unrat, den sie hinter sich lassen.

Wenn sie aber in eine Stadt kommen und ihnen zugelassen worden ist, ihre Possen zu machen, dann lassen sie sich mit Trommelschlagen und anderm Feldgeschrei hören, mit Anschlägen, daß diese oder jene Herren Komödianten angekommen seien, dann geht die Frau in Mannskleidern der Trommel nach, mit angegürtetem Degen, und wird das Volk an allen Orten geladen: ‚Wer eine schöne Comödiam sehen will, der komme an diesen oder jenen Ort.' Dahin kommt denn das vorwitzige Volk gelaufen, wird um drei oder vier Kreuzer in einen Hof gelassen, da findet es ein aufgeschlagenes Gerüst und ordentliche Szenas. Zuerst geht eine herrliche Musika vorher, als wenn ein Haufen Esel zusammen schrien; dann kommt ein Prologus wie ein Landläufer aufgezogen; danach kommen die schönen und übel gezierten Personen, die machen ein Gekäk daher, daß jedermann anfängt, die Zeit lang zu werden, und wenn vielleicht

* Hier und weiter unten die stehenden Charaktere der älteren italienischen Komödie.

einer lacht, so geschieht solches vielmehr über die Einfalt der Zuschauer, als daß er etwas findet, was lachenswert wäre. Da kommt ein Magnifikus, der nicht drei Heller wert ist; ein Zani, der zwar das Beste tut, besteht aber wie eine Gans, die durch einen tiefen Dreck watet; ein Gratianus, der die Worte herausdrückt, als wenn er salva venia auf dem heimlichen Gemach säße, eine unverschämte Ruffiana. Ein Buhler, dem man überdrüssig wird länger zuzuhören; ein Spagnoll, der nichts anderes weiß zu reden als sein mi vida oder mi corason; ein Pedant, der allerhand Sprachen ineinander vermengt, ein Buratinus, der keine andern Gebärden weiß, als seinen Hut oder Haube in der Hand umherzudrehen. Die vornehmste Person ist so beschaffen, daß sie weder zu sieden noch zu braten taugt, so daß die Umstehenden alle miteinander ermüden und sich selbst verlachen müssen, daß sie solchen nichtigen Possen so lange zugehört haben. Und die müssen wohl müßige Leute oder übergroße Narren sein, die sich zum andernmal dahin verleiten lassen, da doch die Untüchtigkeit der Schauspieler in der ersten Comödia, die sie gehalten, genugsam bekannt und beschrien worden, so daß auch um ihretwillen andern ehrlichen und tüchtigen Leuten desto weniger vertraut wird.

Es gehen heutigen Tages viel andere wirkliche Schauspiele fast auf allen Märkten, Plätzen und Messen in Schwang, nämlich die Schauspieler der Ceretaner, Theriakskrämer und anderer dergleichen Gesellen. Sie werden aber in Italia Ceretani genannt, weil sie vermeintlich in einem Flecken in Umbria nicht weit von Spoleto, Cereto genannt, ihren Ursprung und Anfang haben und hernach allgemach in solchen Kredit und Ansehen gekommen sind, daß sie, wenn sie sich hören lassen, einen größern Zulauf bekommen als der beste Doktor der freien Künste, ja als der beste Prediger, der jemals eine Kanzel betreten hat. Denn das gemeine Volk läuft denselben haufenweise zu, sperrt Maul und Nase auf, hört ihnen einen ganzen Tag zu, vergißt aller anderen Sorgen, und Gott weiß, auch mancher Bauer erfährt es, wie unterdessen in solchem Gedränge der Beutel verwahrt wird.

Wenn man sieht, daß diese Betrüger auf ihrer Bank ein

ganzes Stück Arsenik, Sublimat oder anderes Gift einnehmen, damit sie die Güte ihres Theriaks wollen probieren, so soll man wissen, daß sie in Sommerszeiten, zuvor und ehe sie auf den Platz kommen, den Leib mit jungem Lattich, der mit Essig und vielem Öl bereitet ist, daß sie fast darin schwimmen, gefüllt haben. Im Winter aber essen sie sich voll fetter Ochsensülze, welche wohl gesotten ist. Solches aber tun sie zu dem Ende, daß durch solche Fettigkeit der Sülze und des Lattichs neben ihrer natürlichen Kälte die innerlichen Gänge im Leib verstopft und die Schärfe oder Hitze des Giftes geschwächt werde. Wiewohl sie es auch sonst auf eine sichere Weise anstellen können, nämlich daß sie, ehe sie auf den Platz treten, in die nächste Apotheke gehen, wie diese gemeiniglich in den Städten auf dem Markt oder nicht weit davon sind, lassen sich allda eine Büchse mit Arsenik zeigen, woraus sie etliche Stücklein wählen und in Papier wickeln, und bitten den Apotheker, er wolle ihnen dieselben übersenden, wenn sie danach schicken. Wenn sie nun ihre Ware genugsam gerühmt, daß nichts mehr übrig ist als die Probe, schicken sie einen aus den Umstehenden, damit man sich ja keines Betruges zu befürchten habe, in die Apotheke, daß er allda um das Geld, das sie ihm darzählen, Arsenikum hole. Derselbe läuft hin, damit ja an einem solchen nützlichen Werk kein Verhindernis sei, macht sich auch wohl auf dem Weg die Rechnung, obgleich er schon tausendmal betrogen werden, er wolle sich derhalben gut vorsehen. Er kommt unterdes in die Apotheke, heischt Arsenikum für sein Geld, empfängt es und läuft so mit Freuden, das Wunder zu sehen, zu des Theriakskrämers Tisch; derselbe hat unterdes sein Büchslein und Schachteln bei der Hand, unter andern aber eine, worin er gemeldeten rechten Arsenikum tut, er redet und ruft dem Volk noch eine Weile zu, ehe er es einnimmt, denn zu solcher Gefahr muß man nicht zu sehr eilen; unterdes verwechselt er sich gemeldetes Büchslein gegen ein anderes, worin soviel Stücklein Teig von Zucker, Mehl, Safran gemacht sind, daß sie den vorigen ähnlich sehen. Diese ißt er alsdann mit sonderlichen Gebärden, als wenn er sich sehr fürchtete, hinein, und stehen die Bauern

mit aufgesperrten Mäulern, ob er nicht bald zerbersten werde; er aber bindet sich fest, daß solches nicht geschehe, ob er schon weiß, daß es keine Not hat, nimmt danach eine Kastanie groß von seinem Theriak oder Dreck ein, und es legt sich alle Geschwulst, als wenn kein Gift vorhanden gewesen wäre. ‚Das laßt euch, liebe Herren, einen köstlichen Theriak sein', worauf dann die Bauern den Riemen ziehen und Gott danken, daß sie einen solchen teuren Mann und solche köstliche Ware um geringes Geld in ihr Dorf bekommen.

Wer wollte sich aber unterstehen, alle Listen und Praktiken zu beschreiben, womit sich die Landfahrer behelfen, Geld zu machen und zusammenzubringen? Ich hätte meinesteils Sorge, ich würde nicht alles zum Ende bringen. Doch will ich nicht unterlassen, etliche Griffe zu erzählen. So sieht man auf einer Ecke des Markts einen Fortunatus mit seiner Fributa auftreten und mit großem Geschrei oder Geplärr das Volk zwei oder drei Stunden aufhalten, bald mit einer neuen Zeitung, bald mit einer Historie, bald mit einem Dialog, bald mit einem lieblichen Gesang; bald hadert er mit seinem Knecht, bald versöhnt er sich wieder mit ihm, bald lacht er, daß ihm die Augen überlaufen, und was dergleichen Narrenpossen mehr sein mögen, die er artig anzustellen weiß, bis er sich bedünken läßt, er habe das Volk genugsam zusammengelockt und aufgehalten; alsdann bringt er seine Büchslein hervor und kommt auf sein Gelüst zu den Hellern, die er gern hätte, und fängt an, seine herrliche Ware zu loben, und treibt solches so lange, bis er etliche überredet, daß sie ihm abkaufen.

Auf der andern Seite kommt ein anderer Quidam aufgezogen, fängt auch an zu rufen, als wenn ihm der Henker die Saiten stimmte, hat seine Ware in einem Sack auf den Schultern und ein Kochersberger Hütlein auf dem Kopf, da läuft das Volk, jung und alt, hinzu, wollen hören und sehen, was er doch Wunderseltsames bringen werde. Er fängt deshalb an, seine Relation und Werbung zu tun, bringt allerhand Possen und Schnacken herfür, daß jedermann lachen muß, bringt endlich mit seinen glimpflichen Worten, mit

seinen seltsamen Gebärden, übel gehenktem Hals, halb geschorenem Knebelbart, mit seinem Narrenwesen, damit ich es in einem Wort begreife, so viel zuwege, daß man ihm zuhöret und sich seine Waren gefallen läßt. Wiewohl es auch bisweilen geschieht, wenn man ihm eine Weile zugehört hat, so geht das Volk wieder davon und läßt den Narren schreien, so lange er will; auch werfen ihn wohl die Buben mit Kot, daß er seinen Kram muß aufpacken und wiederum unverrichteter Sachen heimgehen, von wannen er gekommen ist, und wäre gleich seine Salbe noch so gut.

Sie tun auch einander selbst Schaden; denn während einer steht und meint, die Käufer werden ihm jetzo zufallen, so kommt ein anderer aus einer Gasse gestrichen, der hat ein junges Mägdlein bei sich in Bubenkleidern, welches springen und sich durch einen Reif wie ein Affe überwerfen kann, dieser beginnt auch, sich hören zu lassen, da läßt das Volk den vorigen stehen und läuft diesem zu. Da fängt er alsbald an auf gut Florentinisch einen lächerlichen Schwank oder Possen zu erzählen, unterdessen arbeitet auch das Mägdlein auf der Bank, wirft sich auf alle viere, und langet den Ring aus dem Reifen oder beuget sich rückwärts und langt eine Münze unter dem rechten oder linken Fuß mit solcher höflichen Geschwindigkeit, daß die Buben eine Lust haben zuzusehen. Endlich aber kann er auch nichts weiter, als daß auch er seine Ware hervorbringt und dieselbe feilbietet, so gut als er kann.

An einer andern Ecke des Marktes tritt der Mailänder auf, mit einem sammeten Barett auf dem Haupt, darauf eine weiße Feder auf gut Welfisch, stattlich gekleidet, als wenn er ein großer Herr wäre, hebt allerhand Narrenpossen an zu treiben, womit er das Volk herbeizieht, erzählt seinem Knecht, wie lieb er ihn habe; dieser aber spottet seiner, weiset die Feigen von dem Gesicht und bohret ihm hinten einen Esel, erbietet sich eine gute Anzahl Schläge in seinem Dienst zu empfangen, rückt die Haube in die Augen, legte die Hände in die Seite und stellt sich mit verkehrtem Angesicht und verzogenem Maul wie ein zorniger Schäferhund, um anzuzeigen, wie er sich gegen seines Herrn Feinde wolle gebär-

den und wehren. Dieselben kommen auch herbei (es ist aber dieselbe Gesellschaft), da ist er gänzlich erschrocken, zittert vor Furcht, kriecht unter die Bank, läßt sich allda mit Füßen treten und macht ein großes Geschrei, dazu läuft dann das Volk haufenweis. Darauf fängt auch der Herr von Mailand an sein Büchslein herfürzutun und läßt sich merken, was ihm angelegen sei, nämlich mit seiner köstlichen Ware jedermann zu dienen, damit man nicht so viel Geld heimtrage, als man dahergebracht hat.

Bisweilen kommt auch ein Magister Leo mit seinen Macalepballen aufgezogen, von deren Invention und Nutzbarkeit er ein paar Stunden tapfer lügt und diskurriert, bis die Bauern anfangen den Seckel zu ziehen; er hat wohl etliche bestellt, die kommen und ihm abkaufen, sie geben für, sie seien ihm weit nachgereist, bis sie das Glück gehabt ihn allhier anzutreffen, rühmen die Ware hoch und köstlich, als welche sie richtig gefunden und oft probiert haben. Solches Glücks nehmen dann andere auch in acht, sind desto williger zu kaufen, und der gute Herr ist noch so liberal, daß er einem jeden, der ihm abkauft, noch ein Tütlein mit Wurmsamen verehrt für seine Kinder; oder er hat sonst etwas, so er für das Fieber oder für das Zahnweh oder für das Sausen in in den Ohren oder für einen andern Zufall zugibt, was wohl allein das Geld wert ist, ja es gäbe mancher wohl viel darum, daß er es nur sehen möchte.

Andere haben Affen, Meerkatzen, Murmeltiere, Kamele oder andere dergleichen fremde Tiere bei sich oder auf ihren Bänken, damit sich das närrische und fürwitzige Volk sammele dieselben zu sehen; etliche halten Trommeln und Pfeifen, etliche Trompeten und lassen bisweilen mit großem Feldgeschrei zusammenblasen, etliche haben andere Kurzweil, z. B. daß sie Eier auf einem ausgehöhlten Stecken auf- und ablaufen lassen, mit allerhand Veränderungen, worüber die Bauern Maul und Nasen aufsperren, und was dergleichen Gaukelei mehr sein mag, damit sie nur Volk zusammenbringen und sich eine Audienz verschaffen. Dies aber sind nur gemeine Storger und Landfahrer, welche auch oft selt-

sam anlaufen, und wenn sie allen ihren Fleiß angewandt haben, werden sie bisweilen mit Dreck von dem Platz getrieben oder müssen es ein andermal besser lernen anzustellen.

Die aber, so sich des Geschlechts St. Pauli rühmen, kommen mit größerem Ansehen aufgezogen, nämlich mit einer großen fliegenden Fahne, darauf steht an der einen Seite St. Paulus mit seinem Schwert, auf der andern aber ein Haufe Schlangen, welche also gemalt sind, daß man sich fürchtet von ihnen gebissen zu werden. Da fängt einer an, den Ursprung ihres Geschlechts zu erzählen, wie St. Paulus in der Insel Malta von einer Otter gebissen worden, aber ohne Schaden, und wie dieselbe Gnade hernach auf seine Nachkommen fortgepflanzt worden sei; da hat man allerhand Proben getan, da hat man auch allerhand Anfechtung gehabt, aber allezeit die Oberhand behalten, da hat man Siegel und Brief darüber. Endlich ergreift man die auch auf dem Tisch oder Bank stehenden Schachteln, aus einer langt man einen Molch, zwei Ellen lang und armsdick, aus der andern eine große Schlange, aus der andern eine Otter, und erzählt bei einer jeden, wie man die gefangen, als die Bauern das Korn geschnitten, die deshalb in großer Gefahr gewesen, wenn man ihnen wider diese gräßlichen Tiere nicht wäre zu Hilfe gekommen. Darüber erschrecken denn die Bauern dermaßen, daß sie nicht wiederum nach Hause gehen dürfen, sie hätten denn einen Trunk von solchem köstlichen Schlangenpulver getan, kaufen auch noch mehr und nehmen's mit zu Haus für Weib und Kind, damit sie ja vor Schlangen und anderem giftigen Tierbiß mögen versichert sein. Und hiermit ist das Spiel nicht geendet, sondern es sind noch mehr Schachteln bei der Hand, die macht man auch auf und langt aus einer eine rauhe Otter, aus der andern einen toten Basilisken, aus der andern ein junges Krokodil, aus Ägypten gebracht, eine indianische Eidechse, eine Tarantula aus Campania oder dergleichen etwas, womit man die Bauern erschreckt, daß sie auch die Gnade des heiligen Paulus kaufen, welche ihnen auf einem Brieflein gegen Gebühr mitgeteilt wird.

Unterdessen und weil das Volk noch beieinander ist, kommt noch einer herzu, breitet seinen Mantel auf die Erde, setzet ein Hündlein darauf, welches ut, re, mi, fa, sol, la, si singen kann, es macht auch lustige Purzelbäume, etwas geringer als ein Affe, bellt auf seines Herrn Befehl den an, der am übelsten bekleidet ist, heult, wenn man den türkischen Kaiser nennt, tut einen Luftsprung, wenn man dieses oder jenes Liebchen nennet, endlich aber, denn es ist um Heller zu tun, hängt der Herr ihm ein Hütlein an die Pfote und schickt es auf den Hinterfüßen zu den Herren Umstehenden um einen Zehrpfennig, dieweil er noch eine große Reise vorhabe.

So säumt auch der Parmesaner bei dergleichen Gelegenheit nicht mit seiner Geiß, welche er auf den Platz bringt; er macht ihr allda ein Staket, wo sie, einen Fuß hinter dem andern, auf und ab spazieren, sich oben auf einem Plätzlein, so kaum eine Hand breit ist, aufhalten und das Salz unter den Füßen lecken muß. Er läßt sie auch mit einem langen Spieß über den Achseln auf den hintern Beinen umhergehen und macht also mit seiner Geiß alle, die ihm zusehen, zu solchen närrischen Böcken, daß sie ihm auch noch etliche Heller zum Futter verehren.

Auch läßt sich bisweilen ein verwegener Seilfahrer sehen, welcher so lange auf dem Seil fährt, bis er endlich ein Bein bricht oder den Hals gar abstürzt. Oder auch ein verwegener türkischer Gaukler, welcher sich auf die Erde legt und läßt sich mit einem großen Hammer auf die Brust schlagen, als wenn er ein Amboß wäre, oder er reißt einen dicken Pfahl, so mit Gewalt tief in die Erde geschlagen ist, in einem Ruck heraus, womit er denn einen guten Zehrpfennig nach Mekka zu reisen zuwege bringt. —

Bisweilen findet sich auch ein getaufter Jude, welcher so lange ruft und schreit, bis er auch ein Teil Volks zu sich bringt, alsdann fängt er an von seiner Bekehrung zu predigen, woraus man im Schluß so viel lernt, daß er anstatt zu einem frommen Christen zu einem listigen Landstreicher geworden ist.

In Summa, es ist kein Markt in Dörfern oder in Städten, wo sich nicht etliche solcher Gesellen herzufinden, die entweder allerhand kurzweiliges Gaukelspiel anstellen oder unterschiedliche Drogen verkaufen. Der eine hat Wurmsamen, der andere Bilsensamen gegen das Zahnweh, der andere ein Pulver, welches — —. Ein anderer hat etwas, so man in einen Topf voll Bohnen oder Erbsen wirft, daß sie alle herauslaufen. Einer verkauft Federwische zu immerwährenden Lampendochten. Ein anderer hat oleum philosophorum und die Quintessenz, womit man bald reich werden kann, ein anderer oleum tassibarbassi wider den Frost, ein anderer eine köstliche Pomade von Hammelschmalz bereitet wider den Schorf, ein anderer ein Ratten- und Mäusegift, ein anderer eiserne Gebäude für die, welche ein Glied gebrochen haben, ein anderer Feuerspiegel und Brillen, mit welchen man im Dunkeln sehen kann oder sonst allerhand wunderbare Sachen sieht. Hier steht einer, der frißt Werg und stopft es bis in den Hals hinein und speit Feuer heraus. Hier steht einer und verkauft Läusesalbe, das Gedächtnis damit zu stärken. Hier steht einer, der läßt sich die Hände mit heißem Fett betriefen; dort steht ein anderer, der wäscht die Hände und das Angesicht mit geschmolzenem Blei; hier steht wiederum einer, der schneidet seinem Gesellen mit einem besonderen Messer durch die Nase, ohne Schaden. An einem andern Ort zieht einer etliche Ellen Schnüre aus dem Mund. Hier zieht einer einem, der erst von ferne kommt, einen verlorenen Brief oder dergleichen etwas aus dem Mund. Hier bläst ein einfältiger Tropf in ein Büchslein, daß ihm der Ruß in das Gesicht stäubt, dort wird einem Stockfisch eine Handvoll Pferdedreck statt einer Muskate in den Mund geworfen.

Dies sind die Griffe der Storger, Landfahrer, Gaukler und anderer müßiger Leute, womit sie sich durch die Welt bringen."

So weit der Bericht nach Garzoni. Dies zahlreiche, leichtfüßige Volk drängte sich, mit wenig verändertem Aussehen, auch auf den deutschen Märkten. Aber neben den alten Gauklern und Krämern war auch in Deutschland eine neue Klasse der fahrenden Leute aufgekommen, harmloser, von ungleich höherem Interesse für die Gegenwart: die wan-

dernden Komödianten. Die ersten Schauspieler, welche einen Beruf aus ihrer Tätigkeit machten, zogen am Ende des 16. Jahrhunderts zuerst von England oder den Niederlanden nach Deutschland. Noch waren sie nebenbei Seiltänzer, Springer, Schaufechter und Bereiter, noch gaben sie Narren an Fürstenhöfen und auf den Märkten großer Städte ab, und die beliebte Figur des Pickelherings und bald darauf des französischen Jean Posset erregte noch lange von schlechtem Brettergerüst das homerische Gelächter der leicht befriedigten Menge. Kurz darauf wurden im Süden und am Rhein die Volksmasken des italienischen Theaters vertraut. Zugleich mit den regelmäßigen Zeitungen erhielt das Volk auch die rohen Anfänge der Kunst, menschliche Charaktere und die geheimnisvollen Bewegungen einer unruhigen Seele durch Miene, Gebärde und täuschenden Schein einer Tat darzustellen.

Und merkwürdig, fast genau zu derselben Zeit werden dem Volk die ersten behaglichen Romane geschrieben. Und auch diese frei erfundenen Bilder des wirklichen Lebens beziehen sich auf die fahrenden Leute; denn Vaganten, Abenteurer, entlassene Kriegsknechte, endlich solche, die in wunderbare Länder reisen und dort ein Übermaß von Merkwürdigem sehen und greuliche Gefahren mit gleichsam unzerstörbarem Leib bestehen, werden die Helden dieser unvollkommenen Kunstbildungen. Kurz nach dem Kriege schrieb Christoph von Grimmelshausen den Simplicissimus, den Springinsfeld, die Landstörzerin Courage, das wunderbare Vogelnest; die Helden sind sämtlich Vagierende; ihnen folgt eine Flut von Schelmenromanen und abenteuerlichen Lebensbeschreibungen.

Freudenleer war durch den Krieg die Existenz der regelmäßigen Leute geworden, unbehilflich die Sitte, arg beschmutzt die Sittlichkeit. Und doch war das Bedürfnis nach Aufregung allgemein. So lockte zur Darstellung zunächst, was dem unholden Leben der Schwachen fern lag. Sie suchten entweder mit vieler Weitschweifigkeit ein ideales Leben vornehmer und feiner Menschen in ganz fremdartiger Umgebung darzustellen, antike Schäfer und fremde Prinzen

ohne Nationalität, — das taten die Hochgebildeten; oder sie suchten die gemeine Wirklichkeit wenigstens dadurch zu adeln, daß sie nicht weniger unbehilflich seelenlose Abstraktionen, Tugenden und Laster, mythologische und allegorische Figuren mitten in sie hineinstellten; oder sie ergriffen endlich Stoffe aus den niedrigen Kreisen des Lebens, denen sie sich überlegen fühlten und deren fremdartiges Wesen doch noch lockte: sie schilderten Strolche oder stellten Tölpel und Fratzen dar. Und diese letzte Kunsttätigkeit war noch die gesündeste. So wurde die unzarte Familie der Gaukler, Possenreißer und Schelme bedeutungsvoll für die Anfänge des Dramas, der Schauspielkunst, des Romans.

Aber neben der menschenreichen Genossenschaft, welche bescheiden zu Fuß oder im Bretterkarren umherzog, ritten Landfahrer von höheren Ansprüchen durch das Land, einzelnen noch schädlicher. Die Zukunft vorherzuwissen, Herrschaft über die Geister der Elemente zu gewinnen, aus einem Stein Gold, aus dem Siechtum des Alters neue Jugend zu machen, war seit vielen Jahrhunderten die Sehnsucht der Begehrlichen. Und die, welche den Deutschen solches verhießen, waren häufig wieder Fremde, wieder Italiener, oder auch Landeskinder, welche, wie das Sprichwort sagt, dreimal in Rom gewesen waren. Seit in Italien der neue Eifer der restaurierten Kirche Gute und Schlechte vor das Inquisitionstribunal zog, muß dort die Auswanderung unsicherer Menschen besonders häufig geworden sein. Es ist wahrscheinlich das Leben eines solchen Scharlatans, nach welchem die Abenteuer von Faust in dem alten Volksbuch mit gläubiger Unbehilflichkeit zusammengeschrieben sind. Seit Luthers Tod wird ihr Eindringen in die deutschen Fürstenhöfe oft sichtbar. Ein solcher Abenteurer, Hieronymus Scotus war es, der um 1593 in Koburg die unglückliche Herzogin Anna von Sachsen-Koburg ihrem Gemahl Johann Kasimir entfremdete und durch verruchte Mittel in seine Gewalt brachte. Vergebens waren die Bemühungen des Herzogs, die Auslieferung des Scotus von Hamburg zu erlangen, wo er eine Zeitlang mit fürstlichem Luxus lebte. Fünfunddreißig Jahre früher war der Vater des Herzogs,

Johann Friedrich der Mittlere, durch eine dreiste Betrügerin, welche sich für Anna von Cleve, geschiedene Gemahlin Heinrichs VIII. von England, ausgab und ihm einen großen Schatz von Gold und Kleinodien versprach, wenn er sich ihrer annähme, lange getäuscht worden. Demselben Fürsten war eine andere Gläubigkeit zum herben Nachteil geworden; denn der Einfluß, welchen Wilhelm von Grumbach, der hagere alte Wolf aus dem Rudel des wilden Albrecht Alcibiades von Brandenburg, über den Herzog gewann, beruhte sehr auf törichten Prophezeiungen, die er ihm über die Kurwürde und über ungeheure Schätze gemacht hatte. Ein armer schwachsinniger Knabe, den Grumbach unterhielt, verkehrte mit Engeln, die in einem Kellerloch hausten und sich bereit erklärten, Gold zu schaffen und dem Herzog ein Bergwerk an den Tag zu bringen. Es ist aus den gerichtlichen Akten zu ersehen, daß die Engelein des Bauernkindes eine — für ihre Glaubwürdigkeit ungünstige — Ähnlichkeit mit unsern kleinen alten Zwergen hatten.

In Berlin war zur Zeit des Scotus Leonhard Thurneyßer, ein Scharlatan von mehr bürgerlicher Arbeit, als Goldmacher und Aspektenverfertiger tätig; er entzog sich durch die Flucht dem finsteren Schicksal, welches seine Berufsgenossen fast immer traf, wenn sie den Ort nicht schnell genug wechselten. Auch Kaiser Rudolf II. war ein großer Adept gewesen, er hatte in dem Goldtiegel seine politische Ehre und seine eigene Kaiserkrone verquickt. Die Fürsten des 17. Jahrhunderts zeigten wenigstens das leidenschaftliche Interesse von Dilettanten. Während des Krieges war die Goldmacherkunst sehr wünschenswert geworden. Auch in diesen Jahren drängten sich die Adepten an die Kriegsherren; je dürftiger die Zeit, desto zahlreicher, glänzender waren die Geschichten von verfertigtem Gold. Dem König Gustav Adolf sollte ein begeisterter Verehrer Gold aus Blei gemacht haben. Vor Kaiser Ferdinand III. sollten durch einen Gran roten Pulvers aus Quecksilber mehrere Pfund Goldes gemacht und aus solchem Metall eine einzige Riesenmünze geschlagen sein. Nach dem Frieden rührten sich die Adepten an allen Höfen; wenige Residenzen, wo nicht Herd

und Retorte für die geheimnisvollen Operationen erhitzt wurden. Aber wer mit dem Landesherrn spielte, mußte sich hüten, daß die Tatze des fürstlichen Löwen sich nicht vernichtend gegen ihn erhob. Wer kein Geld machen konnte, wurde eingesperrt, und wer im Verdacht stand, doch welches machen zu können, wurde ebenso fest eingeschlossen. Der Italiener Graf Cajetan wurde zu Küstrin in einem vergoldeten Kleid an einen Galgen gehängt, dessen Balken mit Katzengold geschmückt war; der Deutsche Hektor von Klettenberg wurde auf dem Königstein enthauptet, wo vierzehn Jahre vorher Böttger in strenger Klausur statt des Goldes das unschuldigere Porzellan herausgekocht hatte. Es ist kein Zweifel, daß es den Adepten und Astrologen erging, wie es von je den Leviten eines herrschenden Aberglaubens ergangen ist: sie waren selbst von der Wahrheit ihrer Kunst überzeugt, nur hatten sie starke Zweifel an ihrem eigenen Wissen, und sie täuschten andere über ihre Erfolge, weil sie die Mittel suchten, größere Resultate zu erreichen, oder weil sie vor der Welt den Schein behalten wollten, das zu verstehen, was sie für Wahrheit hielten. Diese waren nicht die ärgsten.

Vielleicht noch schädlicher waren die gewandten Gauner, welche mit fremden vornehmen Titeln in Deutschland, in Frankreich, in England erschienen, verklärt durch den Schimmer geheimer Kunst, zuweilen Verbreiter der schmählichsten Laster, häßliche Schattengestalten, welche erst der engere Verkehr der Völker, die neue Weltbildung möglich gemacht hatte. Ihre Erlebnisse, Betrügereien, geheimnisvollen Erfolge regten die Phantasie der Deutschen lange übermächtig auf. Noch Goethe hielt es der Mühe wert, an Ort und Stelle ernsthafte Nachforschungen über den Ursprung Cagliostros anzustellen.

Auch in dem sittlichen Siechtum der Gesellschaft, dessen Repräsentanten sie sind, kann man allmähliche Umwandlungen erkennen. Sterndeuterei und Horoskopie waren nach dem Kriege bereits ein wenig abgenutzt, die Fürsten suchten das rote Pulver oder die unbekannte Tinktur, das Volk grub nach Geldtöpfen. Eine dilettierende Beschäftigung mit

der Naturwissenschaft brachte dem Volk wieder einmal die uralte Haselrute in Ansehen, durch welche man Quellen, Mordtaten, Diebstähle und immer noch verstecktes Geld entdecken konnte, die Vornehmen erfüllte wieder einmal der uralte Glaube an geheimnisvolle Menschen, welche durch unbekannte Schritte in unergründete Tiefen der Schöpfung eine übermenschliche Lebensdauer erlangt und vertrauten Verkehr mit der Geisterwelt hatten. Neben dem ehrlichen Freimaurerorden mit humanistischer Tendenz entstanden noch geheimnisvollere Verbindungen, worin den Schwächen der Zeit, raffinierter Sinnlichkeit und kränklichem Mystizismus, durch einen weitläufigen Apparat abgeschmackter Geheimlehren geschmeichelt wurde.

Ein stärkerer Wogenschlag deutscher Volkskraft hat seit dem Ende des letzten Jahrhunderts die meisten dieser Verbildungen fortgespült. Auch das alte Geschlecht der Fahrenden hat an Zahl und Einfluß verloren. Nur noch selten bezaubert Bajazzo mit seiner spitzen Filzmütze die Dorfjugend, der hagere Hals des Kamels streckt sich nicht mehr nach den Blütenbäumen unserer Dorfgärten aus, nicht mehr häufig rollt der schwarze Hund seine feurigen Augen auf den unterirdischen Silberkisten. Selbst die Gauner haben gelernt, höhere Ansprüche zu befriedigen.

AUS NEUER ZEIT

1700—1848

Einleitung

Der Mann und das Volk! In dem unaufhörlichen Einwirken des einzelnen auf das Volk und des Volkes auf den einzelnen läuft das Leben einer Nation. Je kräftiger, vielseitiger und origineller die Individuen ihre Menschenkraft entwickeln, desto mehr vermögen sie zum Besten des Ganzen abzugeben, und je mächtiger der Einfluß ist, welchen das Leben des Volkes auf die Individuen ausübt, desto sicherer wird die Grundlage für die freie Bildung des Mannes. Nach unendlich vielen Richtungen äußert sich die schaffende Kraft des Menschen, aber die letzte Bedingung aller andern Tüchtigkeit ist die politische Bildung des einzelnen und des Volkes durch den Staat. Geist, Gemüt, Charakter werden durch das Staatsleben beeinflußt und gerichtet, der Anteil, welchen der einzelne am Staat hat, gibt ihm die höchste Ehre, das männlichste Glück.

Wenn der Deutsche zur Zeit unserer Väter und Großväter seine Stellung unter den Menschen der Erde betrachtete, so mochte er wohl fragen, ob sein Leben arm oder reich war, ob Hoffnung, ob Trauer überwog. Denn ganz ungewöhnlich war seine Erdenstellung. Freudig empfand er sich im Genuß einer freien und schönen Bildung, und täglich drückte ihn die Härte und Willkür oder die Schwäche und Nichtigkeit seines Staates, in dem er wie ein rechtloser Fremdling lebte; stolz blickte er auf die Riesenarbeit deutscher Wissenschaft, und mit herbem Leid erkannte er, daß Millionen seiner Stammgenossen von den höchsten Resultaten wissenschaftlicher Arbeit durch eine tiefe Kluft geschieden waren. Er empfand um sich das Wirken einer Volkskraft, welche im Geiste des Reiches das Kühnste mit heldenmütiger Konsequenz wagte, und sah wieder rings um

sich engherzige Ungelenkigkeit, wo es galt, Einfaches und Naheliegendes konsequent zu wollen; er fühlte mit Tausenden heiße Sehnsucht nach einem Inhalt des Lebens, welcher erheben und begeistern konnte, und wieder erkannte er sich und seine Umgebung überall eingeengt durch kleinlichen Sinn, durch provinzielle und lokale Abgeschlossenheit. Wer so fühlte, der durfte wohl fragen, ob wir Deutsche alt oder jung sind, ob unser Schicksal sein soll, die deutsche Natur nur in einzelnen Virtuositäten der Kunst und Wissenschaft auszudrücken, oder ob eine harmonische Ausbildung der Nation in ihren praktischen und idealen Richtungen, in Arbeit und Genuß, Staat, Kirche, Wissenschaft, Kunst und Industrie uns in Zukunft noch bevorstehe; und ob wir als Männer eines großen Staates jemals wieder die Herrenrolle in Europa spielen würden, welche, wie alte Überlieferungen verkünden, in grauer Vorzeit unsere Ahnherren durch ihr Schwert und die Wucht ihrer Natur errungen haben. Noch in unserer Erinnerung liegt eine Zeit, wo die Hoffnung so unsicher war, daß man zweifelhafte Antwort auf solche Frage wenigstens entschuldigen konnte.

Während aber nach den Freiheitskriegen ein Ausklingen alter Bildungsverhältnisse charakteristisch ist, schreiten wir jetzt mit junger Kraft, neuen Ideen, frischem Willen einem neuen Höhepunkt zu. In den Charakteren der nächstvergangenen Zeit nur zu häufig die Isolierung, Hoffnungslosigkeit, Mangel an politischer Sittlichkeit, in der neuen Zeit schärferes Auge, erhöhtes Interesse für das Ganze, Bedürfnis des Anschlusses an Gleichgesinnte, praktische Gesichtspunkte. Der Realismus, welchen man rühmend oder zürnend die Signatur der Gegenwart nennt, ist in Kunst, Wissenschaft, im Glauben wie im Staat nichts als die erste Bildungsstufe einer aufsteigenden Generation, welche das Detail des gegenwärtigen Lebens nach allen Richtungen zu vergeistigen sucht, um dem Gemüt neuen Inhalt zu geben.

Aber wenn auch nicht mehr nötig ist, der eigenen Seele Hoffnung zuzusprechen, so ist es doch eine holde Arbeit, sich deutlich zu machen, wie weit wir gekommen sind im Vergleich zur Vergangenheit, im Vergleich zu andern Kul-

turvölkern: weshalb wir in manchem zurückbleiben mußten, was unsere Nachbarn in reicher Fülle besitzen, warum wir anderes Eigentümliche erwarben, das wir vor ihnen voraus haben. Es ist lehrreich für uns, so zu fragen, und die Antwort, die wir darauf finden, mag auch lehrreich für andere Völker sein. Zwar vermag kein einzelner jedem genügende Lösung zu geben; auch dem Stärksten ist das Verständnis des großen Lebens seiner Nation sehr unvollständig; das beste Auge, das unbefangenste Urteil ist gegenüber der größeren Einheit des Volkes eng begrenzt. Aber wie unvollkommen das Abbild sei, welches der einzelne vom Leben seines Volkes gibt, jeder der Zeitgenossen wird doch einige Hauptzüge des Bildes wiederfinden, welches in seiner Seele liegt, am liebsten freilich, wer mit dem Darsteller in gleicher Bildungsschicht steht.

Das Folgende soll einen Blick geben auf einige Wege deutscher Charakterentwicklung durch das 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Wieder sollen Berichte Vergangener und Lebender die Zeit malen, in welcher sie arbeiteten. Aber je näher wir der Gegenwart kommen, desto weniger machen die Aufzeichnungen des einzelnen den Eindruck des Gemeingültigen; zunächst freilich, weil wir in der größeren Nähe genauer das Individuelle von dem Gemeinsamen zu scheiden wissen, dann aber auch, weil die Mannigfaltigkeit der Charaktere und die Unterschiede der Bildung immer größer werden, je weiter der Vertiefungsprozeß der deutschen Seele fortschreitet. Deshalb verlieren die Beispiele für die Empfindung des Lesers wahrscheinlich einiges von dem Reiz, welchen frühere Jahrhunderte darbieten. Dazu kommt, daß Aufzeichnungen aus der letzten Vergangenheit weit mehr gekannt und von unseren populären Schriftstellern vielfach verwertet sind. Endlich sind die politische Geschichte wie die Entwicklung des deutschen Geistes seit Friedrich dem Großen durch ausführliche Werke Gemeingut der Nation geworden. Es ist deshalb hier nicht die Absicht, weder in eine Darstellung des wissenschaftlichen Geistes, noch der politischen Verhältnisse hineinzugreifen; nur einige Seiten des Gemütes und solche soziale Zustände, welche vorzugs-

weise den Charakter des Volkes bestimmt haben, werden dargestellt. Aus ihnen sollen die Kontinuität und manche Eigentümlichkeiten unserer gegenwärtigen Bildung erklärt werden.

Die neue Zeit begann, wie in früheren Bänden dargestellt wurde, durch einen gewaltigen Kampf, in welchem der Deutsche die Römische Kirche des Mittelalters sprengte und sich aus dem Glauben an Autorität zu selbstkräftigem Suchen der Wahrheit erhob. Es gelang den Deutschen aber nicht, zu gleicher Zeit das Staatsleben aus den feudalen Unformen des Mittelalters zu einer einheitlichen Monarchie herauszubilden. Das Kaiserhaus der Habsburger wurde eifriger Gegner der nationalen Entwicklung. Unter diesem Gegensatz erhob sich die Macht der einzelnen Territorialherren, die politische Schwäche Deutschlands wurde um so fühlbarer, je mehr die gesteigerte Lebenskraft der Nation eine entsprechende politische Kraftentwicklung forderte. Sehr litt darunter der Charakter der Deutschen. Das Pfaffengezänk wurde lange Zeit das einzige nationale Interesse; aber Stolz und Freude am Vaterland, der ganze Kreis von sittlichen Empfindungen, welche politisches Selbstgefühl auch in dem kleinen Mann lebendig macht, fehlte den Deutschen nur zu sehr.

Seit der Reformation wurde es Schicksal des deutschen Volkes, seinen Charakter unter Verhältnissen zu entwickeln, welche von denen anderer Kulturvölker Europas grundverschieden waren. In Frankreich wurde die protestantische Partei durch das Königtum blutig niedergeschlagen, der despotische Staat Ludwigs XIV. und die Revolution wuchsen aus diesen Siegen heraus. In England kam die protestantische Partei durch die Tudors zur Herrschaft, die Kämpfe gegen die Stuarts und die Ausbildung der englischen Verfassung waren die Folgen. In Deutschland folgte dem Gegensatz der Parteien kein Sieg und keine Versöhnung, das Resultat war der Dreißigjährige Krieg und die politische Ohnmacht Deutschlands, aus welcher erst die letzte Vergangenheit erhoben hat.

Dieser Dreißigjährige Krieg, seit der Völkerwanderung

die ärgste Verwüstung eines menschenreichen Volkes, ist das zweite Moment deutscher Geschichte, welches dem Charakter des Volkes eigentümliche Richtung gab. Der Krieg zerstörte die Volkskraft bis auf die Trümmer, er beseitigte allerdings auch die Gefahren, welche einer deutschen Bildung durch das Bündnis des Kaiserhauses mit den Romanen drohten. Er trennte den Kaiserstaat auch politisch von dem übrigen Deutschland; erst allmählich wurde, was durch die Habsburger im Westen an Frankreich verloren wurde, im Osten durch ein anderes Fürstengeschlecht dem deutschen Wesen wieder gewonnen. Der große Zerstörungsprozeß des Krieges machte das gemeinsame Staatsleben der Deutschen zu einer hohlen Form, er warf die Deutschen in Wohlstand, Menschenzahl, politischer Gesittung gegenüber ihren Stammgenossen in England um fast zwei Jahrhunderte zurück. Immer wieder muß gesagt werden, daß er wenigstens zwei Drittel, wahrscheinlich drei Viertel der Menschen, einen noch größeren Teil ihrer Habe und Nutztiere vernichtete, daß er Sitte, Kunst, Bildung, Kraft auch der Überlebenden verderbte. Aus den Überresten deutschen Lebens, welche er zurückließ, entwickelte sich langsam und unbehilflich der moderne Charakter der Deutschen: Einzelleben unter despotischen Regierungen.

Es ist die Zeit der langsamen Erhebung unserer Volkskraft aus tiefster Niederlage, welche durch Berichte der Zeitgenossen hier geschildert werden soll. Wieder eine große Zeit, aber eine Periode deutscher Entwicklung, deren letzte und höchste Resultate erst jetzt zur Geschichte werden.

Den Deutschen eigentümlich ist auch der Weg, auf welchem sich das Volk aus so tiefer Versunkenheit erhob. Seltsam wie die Zerstörung, wurde auch die Wiederbelebung. Mehr als eine Nation ist durch äußere Feinde übermächtig bedrängt, ja politisch unterdrückt worden, jede hatte besondere Entwicklungskrankheiten durchzumachen, welche ihr zeitweise ein hoffnungsloses Aussehen gaben; immer aber, solange es Geschichte gibt, hat sich eine neue Erhebung so vollzogen, daß die Kräftigung des Staatskörpers und der geistige Fortschritt Hand in Hand gingen. Als die Hellenen in dem

Perserkrieg die politische Tüchtigkeit ihres Wesens empfanden, erblühte fast gleichzeitig die griechische Wissenschaft und Kunst; als Augustus der zerfallenden römischen Republik neue Stützen und eine neue Verfassung gegeben hatte, begann sogleich in dem genußsüchtigen Rom eine neue kaiserliche Kultur; von Horaz und Virgil bis Tacitus folgte das geistige Leben dem Geschick des Staates, jedesmal gab die erhöhte Expansivkraft des Reiches auch den einzelnen Geistern stärkere Spannung und Selbstgefühl. Und wieder als in England der Krieg der Weißen und Roten Rose beendet war, als das Volk friedlich um den Maibaum tanzte und ein glänzendes Hofleben die wilden Barone in höfische Sitte zwängte, als kühne Kaufleute und Abenteurer der spanischen Silberflotte auflauerten und die Gewürze Indiens die Themse hinaufführten, da faßte sich die Volkskraft fröhlich in der größten Dichterseele zusammen, welche den modernen Völkern geworden ist. Selbst in Frankreich gab der glänzende Despotismus Ludwigs XVI. nach den Kriegen der Hugenotten und der Fronde dem beruhigten Land plötzlich eine glänzende höfische Blüte der Kunst und Literatur. Ganz anders in Deutschland. Während überall der Staat einem Körper gleicht, dessen Kraftfülle die Werke des schöpferisch gestaltenden Geistes heraustreibt, entwickelt sich in Deutschland seit dem Dreißigjährigen Krieg in einem ganz zerrütteten, abgelebten Staatswesen unter niederdrückenden, verderbenden, demütigenden politischen Einwirkungen jeder Art allmählich aus der erwachenden Volkskraft eine neue nationale Kultur, zuerst in Abhängigkeit von Fremden, dann selbständiger, freier, zuletzt ein leuchtendes Vorbild für andere Völker, Blüte der Poesie, Blüte der Wissenschaft von der höchsten Schönheit, dem höchsten Adel und der größten inneren Freiheit; sie entwickelt sich aus Individuen, denen gerade die Zucht des Gemütes und Charakters fehlte, welche dem einzelnen nur vergönnt wird, wenn er Teilnehmer an einem großen Staate ist. Die deutsche Bildung des 18. Jahrhunderts war in der Tat die wundergleiche Schöpfung einer Seele ohne Leib.

Und was noch auffallender ist, diese neue nationale Bildung sollte auf Umwegen dazu helfen, die Deutschen zu politischen Männern zu machen. Aus ihr sollten sich die Begeisterung für einen gefährdeten deutschen Staat, der Kampf dafür, Leidenschaften, Parteien, endlich politische Institutionen entwickeln. Nie hat eine Literatur solche Rolle gespielt und so große Aufgaben gelöst als die deutsche von 1750 bis zur Gegenwart. Denn sie ist auch durchaus unähnlich den modernen Versuchen anderer Völkerschaften, welche aus Patriotismus, d. h. aus dem Bedürfnis eines staatlichen Fortschritts sich eine tendenziöse Literatur großziehen. In diesen Fällen dient Kunst und Poesie von Anfang an der Politik, sie wird vielleicht künstlich gepflegt, der wissenschaftliche und Kunstwert der einzelnen Leistungen gilt wahrscheinlich weniger als der patriotische Zweck. In Deutschland waren die Wissenschaft, Literatur und Kunst nur um ihrer selbst willen vorhanden, die beste schöpferische Kraft, das wärmste Interesse der Gebildeten war allein auf sie gerichtet, sie waren immer deutsch und patriotisch, im Gegensatz zu dem übermächtigen Französischen, aber sie hatten, wenige Ausbrüche politischen Zornes oder populärer Begeisterung abgerechnet, keinen andern Zweck, als der Wahrheit und Schönheit zu dienen. Ja, die größten Dichter und Gelehrten betrachteten die politischen Zustände, in denen sie lebten, noch als eine gemeine Wirklichkeit, aus welcher die Beschäftigung mit dem Idealen herausheben müsse.

Gerade darum aber, weil Kunst und Wissenschaft der Deutschen nichts wollten als ehrliche Leistungen innerhalb ihrer Gebiete, durchglühten ihre lauteren Flammen das weiche Gemüt der Deutschen, bis es für einen großen politischen Kampf gehärtet war.

Der Zweck dieses Buches ist, zu zeigen, wie die Deutschen aus Privatmenschen allmählich durch den Staat der Hohenzollern politische Männer wurden, wie in die lyrischen Einzelleben dramatische Kraft und Spannung kam, wie mit der wachsenden Bildung das Bürgertum erstarkte, wie es Adel und Bauern seinem Einfluß unterwarf, zuletzt die Besonderheiten der Stände beseitigte und die Charaktere nach seinen Bedürfnissen und Gesichtspunkten zu formen begann.

Die Stillen im Lande

Der Gegensatz zwischen der epischen Zeit des Mittelalters und einer neuen Periode, welche hier bereits öfter die lyrische genannt wurde, ist auf jedem Gebiet des deutschen Lebens sehr kenntlich, nicht am wenigsten im Reiche des Glaubens.

Die katholische Kirche des Mittelalters hatte das Leben jedes einzelnen durch eine Menge von frommen Bräuchen geweiht und in einen aristokratischen geistlichen Staat eingeschlossen, in dem das Individuum in starrer Gebundenheit mit geringer Selbsttätigkeit festgebannt lebte. Die Reformation zerschlug für den größten Teil Deutschlands diese Fesseln des Volksgeistes, sie setzte freie Selbstbestimmung dem äußeren Zwang, innerliche Tätigkeit des einzelnen dem glänzenden Mechanismus der alten Kirche gegenüber. Der Protestantismus war aber sowohl ein System von Lehren, als eine Befreiung und Vertiefung des deutschen Gemütes. In der großen Seele Luthers waren beide Richtungen des neuen Glaubens im Gleichgewicht; je leidenschaftlicher er für seine Erklärung der Heiligen Schrift und die Dogmen seiner Lehre kämpfte, desto stärker und origineller wurden auch die Gemütsprozesse, durch welche er auf eigenen Wegen in freiem Gebet seinen Gott suchte. Es ist jedoch klar, daß der große Fortschritt, der für das Menschengeschlecht durch seine Lehre dargestellt wurde, sehr bald die Folge haben mußte, zwei entgegengesetzte Richtungen im Protestantismus herauszubilden. Die beiden Pole jeder Religion, das Wissen und das Sehnen, das verständige Umgrenzen der religiösen Erkenntnis und das gemütvolle Hingeben an das Göttliche mußten sich je nach dem Bedürfnis des Individuums und der Bildung der Zeit in den Seelen mit verschiedener Gewalt geltend machen; bald mußte das eine, bald das andere überwiegen, es konnte die Zeit kommen, wo beide Richtungen in Gegensatz und Streit gerieten. Zunächst war der Protestantismus auf Krieg gegen die alte Kirche angewiesen und gegen die Parteien, welche in ihm selbst auflebten, als notwendige Folge größerer Freiheit und Selbstbestimmung. Erbittert war der Kampf für die neubegrenzten Dogmen, vorzugsweise nach dieser Richtung wurde die Seele der Protestanten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gezogen. Die unterscheidenden Lehrsätze der einzelnen Kirchen wurden mit einem Scharfsinn und einer Streitlust, welche uns oft bedauernswert erscheint, immer subtiler und spitzfindiger herausgebildet. Es war nicht natürlich, daß derjenige seinen Parteigenossen für den besten Christen galt, der mit den Feinheiten der neuen Definitionen vertraut, vorzugsweise in ihnen das Wesen seiner Kirche suchte. Und die unvermeidliche Folge dieser Richtung war, daß gerade in den Theologen, welche sich für die gewissenhaftesten Nachfolger der großen Reformatoren hielten, am wenigsten von dem reichen Gemütsleben zu finden war, welches die Stifter der neuen Lehre in der Tat zu Aposteln ihrer Zeit gemacht hat. Denn der Haß war in ihnen größer geworden als die Liebe; und während die Selbsttätigkeit der Geistlichen und Laien vorzugsweise für dialektische Prozesse und für sophistische Spielereien in Anspruch genommen wurde, verödete das Gemüt, verschlechterte sich die Sittlichkeit. Dagegen kam die Reaktion. Sie begann schon bei Luthers Leben in Wittenberg selbst, sie regte sich in den Seelen einzelner Universitätsgenossen, welchen die Ansprüche der neuen Theologie peinlich wurden, z. B. in den beiden Schurf, den alten Freunden Luthers, welche mit ihm zerfielen. Sie ist nach den Händeln der Flazianer und der Ausbreitung des Jesuitenordens in Deutschland überall erkennbar. Das letzte Drittel des 16. Jahrhunderts und die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts bis zu den Verwüstungen des großen Krieges erhalten dadurch eine eigentümliche Bedeutung. Die streitsüchtigen Theologen beherrschen die Höfe und die Landesregierungen, aber durchaus nicht mehr souverän das Ge-

müt des Volkes. Schon vor 1600 ist bei wohlwollenden und patriotischen Männern fast guter Ton, über das widerwärtige Gezänk der Geistlichen zu klagen, unterrichtete Laien sehen darin das Verderben der Nation. Wer über die Zustände Deutschlands spricht, verrät gern, daß er Unterschiede in den Dogmen nicht für die Hauptsache halte*. In den zahllosen Karikaturen und Satiren des Dreißigjährigen Krieges wird dieselbe Stimmung sehr auffallend; zwar der Haß gegen die Jesuiten und der Groll gegen den fanatischen Kaiser ist bei zwei Dritteln des Volkes sehr lebendig, aber das Interesse an der eigenen Kirche keineswegs mehr eine Herzenssache, wie hundert Jahre früher; mit bitterer Laune werden einigemal lutherische, kalvinistische und katholische Eiferer nebeneinander verspottet. — Aber auch würdige Geistliche der protestantischen Kirche mahnten zum Frieden, immer wieder wurde eine Vereinigung der getrennten Konfessionen versucht, immer lauter wurde von frommen Schwärmern innigere selbsttätige Hingabe an Gott gefordert und ein göttliches Leben in der Natur und der Menschenseele gelehrt, welches mit den orthodoxen Lehren im innersten Gegensatz stand. In der Tat wurde diese Uneinigkeit und der beginnende Liberalismus die Schwäche des Protestantismus gegenüber seinen eifrigen Gegnern. Denn der Spott der Weltleute, die stille Arbeit der Naturforscher und der Glaube der Gemütvollen wirkten zunächst noch mehr zersetzend als neubildend und erhebend auf die Seele des Volkes.

Es ist schwer zu sagen, wohin solche liberale und versöhn-

* Z. B. die Kriegsschriftsteller Junghans und Jacobi, beide verständige Männer. Ein Vers, der um 1602 bei den deutschen Heeren Geltung hatte und hier aus einer handschriftlichen Sammlung von Rezepten und Wundsegen des Büchsenmeisters Theobald Zatzer in Augsburg zitiert wird, drückt eine damals weitverbreitete Volksauffassung in Süddeutschland aus:

Ablasbriff thu ich nicht kauffen,
Zu keiner Walfarth mag ich nit lauffen,
Ich ehr aber Gottes Mutter
Und glaub nicht an Doctor Luther.
Dennoch bin ich kein Papist,
Desgleichen auch kein Calvinist,
Ich glaub an Herrn Jesum Christ,
Der vor mich und mein Sündt gestorben ist.

liche Richtung des Protestantismus die Nation geführt hätte, wenn nicht das Elend über sie hereingebrochen wäre. Der große Krieg aber brachte eine eigentümliche Abspannung in viele der besten Seelen. Fast jede der kriegführenden Parteien trug ein Glaubenszeichen auf ihrer Fahne, jede brachte unendliches Unglück über das Volk, an jeder wurde sichtbar, wie wenig Taufe und Abendmahl hinreiche, die Bekenner einer Konfession zu guten Menschen zu machen. Als das Kriegsfeuer niederbrannte, war man sehr geneigt, den konfessionellen Streitigkeiten einen Hauptanteil an dem eigenen Elend und dem des Landes zuzuschreiben. So war natürlich, daß die kälteren Weltkinder von aller Religion wenig hielten und sich achselzuckend abwendeten, als das alte Gezänk der Geistlichen, das während des Krieges niemals ganz geschwiegen hatte, jetzt wieder auf den Kanzeln und den Märkten zu toben begann. In vielen Landschaften aber war durch Dragonaden und die äußeren Zwangsmittel auch die Masse des Volkes drei-, viermal gezwungen worden, die Konfession zu wechseln, auch ihr waren die Bekenntnisformeln deshalb nicht werter geworden, weil sie mehrere derselben herzusagen gelernt hatte. So war eine innere Leere und Verödung in das kirchliche Leben gekommen, die mit der Roheit und den Lastern, die der lange Krieg in die Menschen gebracht hatte, dem ersten Jahrzehnt nach dem Kriege ein so besonders trostloses Ansehen gibt. Es gab wenig zu lieben, sehr wenig zu ehren auf Erden.

Und doch hatte gerade in dieser Zeit, wo der einzelne immer wieder von Todesgefahren umgeben war, ein günstiges Geschick so oft vor dem äußersten Verderben bewahrt. Überraschend und furchtbar wie die Gefahren, ebenso überraschend und wunderbar erschien die Rettung. Daß die Kraft des Menschen nichts sei in diesem ungeheuren Spiel übergewaltiger Kräfte, war jedem tief in die Seele geschrieben worden. Wenn die Mutter sich mit ihren Kindern, während ein Reiterhaufen in der Nähe vorüberzog, zitternd im hohen Getreide barg und in den Momenten der Todesgefahr die Gebete des Glaubens murmelte, so war natürlich, daß sie ihre Rettung dem besonderen Schutz ihres gnädigen Gottes

zuschrieb. Wenn der zerschlagene Bürger in seinem Waldversteck die Hände faltete und feurig betete, daß die Kroaten, welche die Stadt plünderten, seinen letzten versteckten Taler nicht finden möchten, und wenn es ihm später gelang, aus den Kohlen des verbrannten Hauses die Silberstücke herauszuscharren, so war natürlich, daß auch er an besonderen göttlichen Schutz glaubte, welcher die gierigen Augen der Feinde abgelenkt hatte. Überall, wo ungeheure Schicksale in raschem Wechsel über den einzelnen hereinbrechen, bildet sich der Glaube an Ahnungen, Vorbedeutungen, natürliche Warnungen. Während die Menge auf Nordlichter und Sternschnuppen, auf Gespenster, den Schrei des Käuzchens, ein unerklärbares Anschlagen der Glocken mit banger Furcht achtete, suchte der feinere Geist die Weisungen des Herrn aus Träumen und himmlischen Offenbarungen zu erkennen. Es ist wahr, der lange Krieg hatte die Seelen gegen das Elend anderer verhärtet, aber er hatte ihnen die sichere gleichmäßige Kraft zu sehr genommen, und das gedankenlose Starren in eine öde Welt und die kalte Gleichgültigkeit wurde in den meisten durch Anfälle von plötzlicher Weichheit unterbrochen, die vielleicht bei unbedeutender Veranlassung hervorbrachen und einen rücksichtslosen Sünder wie plötzlich in Schmerz und Zerknirschung auflösten. Es ist wahr, das Leben war sehr arm an Liebe und Größe, aber das Bedürfnis zu lieben und zu ehren, welches so tief in deutscher Natur begründet ist, suchte nach dem Frieden angstvoll ein Imponierendes, Hohes, Festes, um dem eigenen verarmten und wankenden Dasein einen Inhalt und Interesse zu geben. So klammerte sich der Sinn an die heiligen Bilder des Glaubens, die man sich wieder in stiller Andacht herzlich, hold, vertraulich herzurichten bemüht war.

Aus solchen Herzensbedürfnissen des Volkes entwickelte sich ein neues Leben in der christlichen Kirche. Nicht bei den Nachfolgern Luthers allein, ebensosehr bei den Reformierten, fast ebensosehr bei den Katholiken, auch nicht mehr in Deutschland allein und in den Ländern, welche damals in Abhängigkeit von deutscher Bildung waren: Dänemark, Schweden, dem slawischen Osten und Ungarn, fast gleich-

zeitig in England, sogar früher in Frankreich und Holland, wo religiöse und politische Parteiung durch fast hundert Jahre die Seelen in scharfen Gegensätzen auseinandergezogen hatte. Ja bis in die Ordenshäuser der Jesuiten wirkte dasselbe Bedürfnis eines neuen Idealismus im freudenarmen Leben. In der Geschichte der christlichen Kirche ist dieser Pietismus — wie die neue Richtung von den Gegnern seit 1674 genannt wird — ein vorübergehendes Moment, dessen Aufblühen und Hinwelken sich in wenig mehr als hundert Jahren vollendet. Die Einwirkungen aber, welche er auf Kultur, Sitte und Gemüt der Deutschen ausgeübt hat, sind zum Teil noch heute erkennbar. Einzelnes davon ist Erwerb der Nation geworden, und von dieser Einwirkung soll hier kurz die Rede sein.

Da der Pietismus oder der Glaube der „Pietät", wie seine Anhänger ihn zuweilen nannten, keine neue Lehre war, welche von einem großen Reformator verkündet wurde, sondern eine Richtung des Gemütes, welche zu gleicher Zeit in vielen Tausenden aufbrach, so blieb die große Mehrzahl seiner Bekenner in der ersten Zeit fest in den Dogmen ihrer Kirche stehen. In der Tat sprach er anfänglich nur weitverbreitete Überzeugungen aus, welchen die Besten schon vor dem Dreißigjährigen Krieg Ausdruck gegeben hatten: daß nicht die abweichenden Lehrmeinungen, sondern die Übereinstimmungen der religiösen Parteien die Hauptsache des Glaubens sei; daß das persönliche Verhältnis zu Gott unabhängig sei von den Dogmen; es nütze wenig die Predigt zu hören, das Sakrament zu nehmen, in der Beichte zu erzählen, daß man ein großer Sünder sei, seine Hoffnung auf das Verdienst Christi und nicht auf die eigenen Werke zu setzen, sich allenfalls vor groben Sünden zu hüten und zu bestimmten Stunden ein gedankenloses Gebet zu sprechen. Und doch sei dies das gewöhnliche Christentum der Geistlichen und Laien, ein toter Glaube, ein äußerlicher Gottesdienst, Buchstabe ohne Geist. Wenig bedeute die Taufe des Kindes ohne die Bekehrung der Erwachsenen, wenig bedeute ein kirchliches Leben, bei welchem der Laie die Güter des Heils fast nur passiv empfange, jeder einzelne müsse in sei-

nem Herzen das Priestertum des Lammes aufrichten. So empfanden Tausende.

Von den vielen aber, welche diesem Zug des Herzens folgten, hat in Deutschland durch mehrere Jahrzehnte keiner so großen Einfluß ausgeübt als Philipp Jakob Spener (von 1635—1705). Im Elsaß geboren, wo seit mehr als hundert Jahren die Lehre Luthers und der schweizerischen Reformatoren einander bekämpften und zusammenflossen, wo die Gelehrsamkeit der Niederländer, ja die frommen Bücher der Engländer geschätzt wurden, war sein frommes Herz durch ernste Schulbildung unter dem Schutz, welchen ihm vornehme Frauen in schwerer Zeit gewährten, früh im Glauben fest geworden. Schon als Knabe war er streng gegen sich selbst gewesen; als er einmal gewagt hatte zum Tanz anzutreten, mußte er aus Gewissensangst den Reihen verlassen. Dann war er Erzieher an einem Fürstenhof gewesen, hatte zu Basel weiterstudiert, zu Genf mit Bewunderung gesehen, wie Jean de Labadie durch seine Bußpredigten die Weinhäuser leerte, die Spieler veranlaßte, ihren Gewinn zurückzugeben und die Lehre von der inneren Heiligung und der rücksichtslosen Nachfolge Christi den verwilderten Kindern Calvins in die Herzen schlug. Von da war Spener nach Frankfurt am Main als Seelsorger gegangen und hatte dort seit 1666 eine segensreiche Wirkung geübt, welche immer größere Verhältnisse annahm und ihm bald Anhänger durch ganz Deutschland verschaffte. In glücklicher Ehe, in günstigen äußeren Verhältnissen, friedliebend und vorsichtig, von ruhigem Gleichgewicht und zarter Empfindung, ein liebevolles, bescheidenes Gemüt, war er vorzugsweise gemacht, Ratgeber und Vertrauter bedrängter Herzen zu werden. Zumal auf weibliche Naturen übte der feine, gutherzige, würdevolle Mann eine sehr große Anziehungskraft. Er richtete in einer Privatwohnung Versammlungen frommer Christen ein, die vielbesprochene Collegia pietatis, in denen Bücher der Heiligen Schrift erklärt und von den Männern besprochen wurden; die Frauen hörten in besonderem Raum schweigend zu. Als er diese Vorträge später in die Kirche verlegen mußte, verloren sie für Eifrige die Anziehungs-

kraft, welche das Stille, Gewählte der geschlossenen Gesellschaft ausgeübt hatte, es entstanden Parteien, ein Teil seiner Schüler trennte sich von der Kirchengemeinde. Er selbst wurde nach zwanzigjähriger Tätigkeit von Frankfurt nach Dresden, bald darauf nach Berlin gerufen.

Spener selbst war allem Sektiererwesen abhold, schon die Mystik Joh. Arndts, noch mehr die von Jacob Böhme stieß ihn innerlich ab; er mißbilligte, wenn einzelne seiner Freunde die Gemeinschaft der Kirche verließen, er kämpfte durch sein ganzes Leben gegen die Feinde, welche ihn aus der Kirche herausdrängen wollten, und in der letzten Hälfte seines Lebens einen stillen Kampf gegen die eigenen Anhänger, welche die Dogmen der Kirche öffentlich mit Nichtachtung behandelten. Er selbst war durchaus kein Schwärmer; daß die christliche Religion eine Lehre der Liebe sei, daß man Christi Leben durch das eigene Leben nachahmen und die vergänglichen Freuden der Welt gering achten müsse, daß man nach dem Beispiel des Erlösers seinen Mitmenschen Liebe beweisen müsse, das blieb immer der edle Kern seiner Lehre. Und doch wurde schon durch einiges in seinem Wesen, ohne daß er es wollte, die Isolierung und der Separatismus begünstigt, in welchem das religiöse Leben der Pietisten im nächsten Jahrhundert verkümmern sollte. Das Gewicht, welches er auf Privaterbauung und auf das einsame Ringen der Seele nach Gott legte, und vor allem das kritische Mißtrauen, mit welchem er das Weltleben betrachtete, das mußte seine Anhänger sehr bald in einen Gegensatz zu dem Leben der Menge bringen. Bei der inneren Armut und Dürftigkeit vieler Anspruchsvollen, welche sehnsüchtig sich an ihn klammerten, konnte nicht fehlen, daß die gleichmäßige Methode zu empfinden und das Leben zu beurteilen in kurzem zur Manier wurde, welche sich in Sprache, Haltung, Tracht darstellte.

Immer noch war Gott der liebevolle Vater, welcher durch die Kraft des Gebetes bestürmt und wohl bewogen werden konnte zu erhören. Aber das lebende Geschlecht hatte Resignation gelernt, und ein leises Flüstern zu Gott war an die Stelle des starken Gebetkampfes getreten, in welchem Luther

seinem Herrgott „den Sack vor die Füße geworfen hatte". Die Unerforschlichkeit der Vorsehung war durch furchtbare Lehren tief in die Seele geprägt, und die Fortschritte der Wissenschaft ließen bereits so viel von der Größe der Weltordnung ahnen, daß die Schwäche und Kleinheit des Menschen stärker betont werden mußte. Der Sünder war seinem Gott gegenüber schüchterner geworden, die naive Unbefangenheit der Reformationszeit verloren. Dafür hatte sich in dem lebenden Geschlecht die Wundersucht gesteigert; eifrig bemühte man sich, auf Umwegen hinter den Willen des Herrn zu kommen. Träume wurden gedeutet, Vorzeichen erkannt, jede schöne Empfindung der eigenen Seele, jeder schnelle Fund, welchen der kombinierende Geist machte, wurde sehnsüchtig als eine direkte Eingebung Gottes betrachtet. Es war ein volkstümlicher Glaube, zufällige Worte, welche von außen in die Seele fielen, als bedeutsam zu betrachten; dieser Glaube ward jetzt in ein System gebracht. Wie der Jütländer Steno — jener katholische Bischof zu Hannover, der Bekannte von Leibniz — plötzlich zum katholischen Fanatiker wurde, weil eine Dame aus dem Fenster einige gleichgültige Worte herunterrief, die der Vorübergehende für einen Befehl des Himmels hielt, ganz ebenso beherrschte das zufällige Wort auch den deutschen Pietisten. Der uralte Aberglaube, welcher schon im Jahre 506 auf dem Konzilium von Agde den Christen verboten wurde, kam wieder in Aufnahme: man schlug die Bibel oder das Gesangbuch auf, um aus zufälligem Wortlaut die Entscheidung bei innerer Unsicherheit zu finden — der Spruch, auf welchen der rechte Daumen traf, war der bedeutsame — ein Brauch, der noch heute fest in unserm Volk haftet und von den Gegnern schon um 1700 als „Däumeln" verhöhnt wurde. Kam von außen ein Ruf, ein Anerbieten, so war Methode, ein erstesmal abzulehnen; wiederholte sich die Aufforderung, dann rief der Herr. Es ist leicht einzusehen, daß die gläubige Seele, ohne sich dessen bewußt zu werden, bereits in der Form der ersten Ablehnung einer stillen Neigung des Herzens folgen konnte, welches heimlich ein Ja oder Nein empfahl.

Daß in einer zügellosen Zeit auch die Reaktion der Besseren gegen das Gemeine und Wilde das Maß überschreitet, ist natürlich. Nach dem Krieg war ein wahnsinniger Kleiderluxus eingetreten, schamlos liebten die Frauen ihre Reize zu zeigen, frivol waren auch die Tänze, roh die Trinkgelage, die Komödien und Romane oft nur eine Sammlung von Unsauberkeiten. Da war natürlich, daß solche, die sich ärgerten, einfache, dunkle, verhüllende Gewänder wählten, und daß die Frauen sich nonnenhaft von Tanz und Lustbarkeiten zurückzogen, das Weintrinken in Verruf kam, die Komödie nicht besucht wurde und jeder Tanz für eine gefährliche Frivolität galt. Aber der Eifer ging noch weiter. Auch die laute fröhliche Unterhaltung erschien bedenklich, die Menschenseele sollte immer beweisen, daß sie die vergänglichen Freuden der Welt gering achte. Selbst das harmloseste, was die Natur dem offenen Sinn des Menschen entgegentrug, ihre lachenden Blüten, das Singen der Vögel, das durfte nur mit Vorsicht bewundert werden, es galt für unerlaubt, wenigstens am Sonntag, Blumen zu pflücken oder sie gar an Brust und Haar zu stecken. Daß auch ehrenwerte Leistungen der schönen Künste vor solcher Richtung wenig Gnade fanden, ist natürlich. Malerei und weltliche Musik wurden ebenso gering geachtet, als die Arbeiten der Dichter, in denen die Sorgen einer irdischen Liebe anschaulich dargestellt wurden. Man sollte die Welt nicht dem Erlöser gleichstellen. Die nicht „der Pietät" folgten, lebten in „Gleichstellung der Welt".

Wer sich in solcher Weise gegen die Mehrzahl der Menschen abschließt, der mag sich selbst täglich sagen, daß er in Demut und Resignation seinem Gott lebe, er wird nur selten geistlichen Hochmut von sich fernhalten. Es war natürlich, daß die „Stillen im Land", wie sie sich schon früh selbst nannten, ihr Leben für das bessere und würdigere hielten, aber es war ebenso natürlich, daß sich dabei eine geheime Eitelkeit und selbstgefälliges Wesen großzog. Sie hatten sooft den Versuchungen der Welt widerstanden, sie hatten sooft große und kleine Opfer gebracht, dafür erleuchtete sie die Gnade des Herrn, sie waren seine Auserwählten. Ja, ihr

Glaube war menschenfreundlich, Christenpflicht üben, andern Gutes tun in der Wüste des Lebens, wie jener Samariter dem Reisenden. Aber es war doch natürlich, daß sie Teilnahme und Wohlwollen zumeist solchen zuwandten, welche dieselbe Glaubensrichtung hatten. Und ihr Zusammenhang wurde durch mehrere Umstände merkwürdig fest. Es waren zuerst nicht vorzugsweise gelehrte Geistliche, welche der Pietät anhingen, im Gegenteil, die große Mehrheit der Theologen stand bis etwa um 1700 vom orthodoxen Standpunkt gegen sie in Waffen. Sie aber lebten mehr dem Evangelium als dem Gesetz, sie suchten sorgfältig den Schein zu vermeiden, als dürfe der Prediger eine Herrschaft über das Gewissen der Gemeinde ausüben. Das fesselte vorzugsweise die Laien, strenge Geister und warme Herzen aus allen Ständen, Gelehrte, Beamte, Bürger, und wieder nicht wenige Vornehme, auch vom hohen Adel, vor allem aber die Frauen.

Zum erstenmal seit der deutschen Urzeit — eine kurze Periode des ritterlichen Frauendienstes ausgenommen — wurden die deutschen Frauen über den Kreis der Familie und des Hauses herausgeführt, zum erstenmal nahmen sie selbsttätig als Mitglieder einer großen Gesellschaft teil an den höchsten Interessen der Menschheit. Gern wurde von den frommen Theologen der Pietät hervorgehoben, daß sich in ihren Gemeinden fast mehr Frauen als Männer befanden, wie fleißig und eifrig die Frauen alle Übungen der Gottseligkeit durchmachten, daß die Frauen schon am Kreuz stehengeblieben waren, als die Apostel alle davonliefen*. Ihr inneres Leben, ihr Kampf mit der Welt, ihr Ringen nach Christi Liebe und Erleuchtung von oben wurde von den Vertrauten mit herzlicher Teilnahme beobachtet, sie fanden treue Berater, liebevolle Freunde unter feinfühlenden und ehrenwerten Männern. Die neue Auffassung des Glaubens, welche viel weniger die Buchgelehrsamkeit betonte als die Empfindung eines reinen Herzens, mußte gerade auf sie wie ein Zauber wirken. Auch das Stille, Abschließende,

* Joh. Heinrich Reitz, Historie der Wiedergeborenen, in der Zuschrift.

Aristokratische der Richtung zog sie mächtig an, ja ihre größere Weichheit, die Energie ihrer unmittelbaren Empfindung und ein reizbares nervöses Leben machte sie besonders geeignet, Rührung, Begeisterung und die wunderbaren Einwirkungen der Gottheit zu empfinden. Schon war die geniale Anna Maria von Schurmann zu Utrecht, wohl das gelehrteste aller Mädchen, lange Zeit die Bewunderung der Reisenden, durch Jean Labadie von der Kirche gelöst worden, und das fromme und liebenswürdige Herz hatte (1670) alle ihre Schriften — die doch nichts Unchristliches enthielten — in heiligem Eifer widerrufen. Wie sie, suchten auch andere Frauen ihr Priestertum vor dem Volk zu vertreten, mehrere der frommen Theologen durften sich starker Gattinnen rühmen, welche an ihrer Seite beteten, trösteten, sie selbst bei Widerwärtigkeiten im Glauben stärkten und wie sie teil an den Erleuchtungen hatten. So kam es, daß Frauen aus allen Ständen die eifrigsten Parteigänger der Pietät wurden. Kaum eine erlauchte oder reiche Familie, welche nicht unter den Damen ihres Hauses eine Fromme zählte und durch das gehaltene Wesen und die moralischen Ermahnungen derselben zuerst geärgert, allmählich beeinflußt wurde. Gerade für solche vornehme Frauen hatte es einen großen Reiz, den Talenten ihrer Gemeinde Protektion zu gewähren. Sie wurden die eifrigsten Gönnerinnen, unermüdliche Proselytenmacher, zuverlässige Vertraute und Helfer bei Bedrängnissen anderer. Während sie aber für die Interessen ihres Glaubens arbeiteten, erfuhr auch ihr eigenes Leben manche Einwirkung. Sie kamen in Verbindung mit Männern aus verschiedenen Ständen, sie gewöhnten sich mit den Abwesenden zu korrespondieren, sie lernten sich über Geheimnisse des Herzens, über zarte Empfindungen der Seele aussprechen. Geschah das oft in den banalen Ausdrücken der Gemeinde, es war doch für viele eine Vertiefung des innern Lebens. Ja, es wurde dadurch einiges Neue herausgebildet in dem Gemüt des Volkes.

Die Gewöhnung, über die eigenen Zustände zu reflektieren, auch noch bei starker innerer Bewegung sich selbst zu beobachten, war der deutschen Seele etwas ganz Neues. Oft

rührt uns die kindliche Freude, mit welcher jene Frommen die Prozesse ihrer geistigen Tätigkeit, die Regungen ihres Herzens beobachten. Vieles ist ihnen erstaunlich und überraschend, was wir bei größerer Gewandtheit, das Leben in uns und andern zu beobachten, nur gewöhnlich finden. Jeder Kreis von Vorstellungen, welche schnell zu einem Bild, einem Gedanken, einer Idee zusammenschießen, jedes schnelle Aufblitzen eines Gefühls, dessen leitende Fäden sie nicht übersehen, erscheint ihnen wunderbar. Der Bibelspruch, dessen Sinn sie nach längerem Grübeln verstehen, „wird ihnen aufgeschlossen". Ihre Traumbilder, welche bei der emsigen Beschäftigung mit der Schrift häufig biblische Gestalten zeigen, werden von ihnen nach dem Erwachen sorglich in verständigen Zusammenhang gebracht und ohne daß sie sich der erfindenden Zutat bewußt werden, zu einer kleinen Dichtung abgerundet. Ihre lyrischen Stimmungen formen auch die Tagebücher um, welche bis dahin in der Regel nur ein Verzeichnis der zufälligen Vorfälle gewesen waren, die vertrauten Blätter werden von jetzt mit unbehilflichen Versuchen, durch prächtige Worte ein leidenschaftliches Gefühl auszudrücken, und mit Betrachtungen über das eigene Herz gefüllt. Wenn eine Pietistin kurz nach 1700 schreibt: „Es waren so viele tiefe Gedanken in meinem Herzen, daß ich's nicht ausdrücken kann", oder „Ich hatte große Empfindungen über diese Gedanken", so klingt dergleichen für uns wie eine Äußerung der jüngstvergangenen Zeit, etwa von Bettina Arnim, welche allerdings in mancher Hinsicht ein Nachklang jener erregten Frauen ist, die einst am Main unter Speners Leitung beteten. Aus dem Leben drang dieselbe Fertigkeit einer staunenden Selbstbetrachtung in die Poesie: die Lyrik, später auch die Romane.

Ferner begann mit dem Pietismus in Deutschland auch ein neuer gesellschaftlicher Verkehr. Selten war den Häuptern der frommen Gemeinden ein ruhiges Leben beschieden, sie wurden hin und her versetzt, verjagt, umhergetrieben. Die Jüngeren, welche Lehre, Trost, Erleuchtung suchten, taten deshalb Reisen oft in entfernte Landschaften. Überall fanden sie verwandte Seelen, Gönner, Bekannte, oft gute

Aufnahmen und Protektion auch von Fremden. Wer nicht selbst reiste, liebte doch an Geistesverwandte über seine Stimmungen, über Versuchung und Erleuchtung zu schreiben. Auch das war neu. Solche Briefe wurden herumgetragen, abgeschrieben, weit verschickt. Es war der Anfang des Briefkultus. So entstand ein stiller Zusammenhang der frommen Seelen durch ganz Deutschland, eine neue menschliche Verbindung, welche zuerst die Vorurteile des Standes durchbrach, die Frauen zu angesehenen Mitgliedern einer geistigen Genossenschaft machte, ein Verkehr, dessen Hauptinteresse das innere Leben der einzelnen war. Und dieses gesellschaftliche Treiben der Frommen aus der Zeit von Spener hat noch hundert Jahre später Form und Methode des Verkehrs der schönen Seelen bestimmt; ja das menschliche Verhältnis unserer großen Dichter zu deutschen Fürsten und vornehmen Frauen ist vielleicht nur möglich geworden, weil die Stillen im Lande in ähnlicher Weise an den Höfen gelebt haben. Auch die Methode blieb dieselbe, die Besuche der Reisenden, die Briefe, die stillen Gemeinden der Feinfühlenden. Und die Empfindsamkeit der Wertherperiode ist nur eine Stieftochter von der Gefühlsseligkeit des alten Pietismus.

Auch die segensreiche Einwirkung, welche die Pietisten auf Sitte und Zucht des Volkes ausübten, ist nicht niedrig anzuschlagen; sie wurde allerdings dadurch beeinträchtigt, daß sie sehr geneigt waren, sich von der Menge abzuschließen. Überall aber, wo die Tätigkeit, welche Spener als Seelsorger geübt hatte, Nachahmung fand, vollends wo der Pietismus in der Landeskirche zur Anerkennung kam, wurde das praktische Christentum der neuen Lehre erkennbar. Wie Spener brachten seine Nachfolger die Kinderlehren in Ansehen, gern benutzten sie diese Stunden, wo die jungen Seelen der Gemeinde und die Herzen der Älteren sich ihnen aufschlossen, um bedeutsame Tagesereignisse zu beurteilen und praktische Anwendungen ihrer Lehre zu machen. Sie waren es, welche zuerst nach dem verwüstenden Krieg mit warmem Herzen für die Volksschulen sorgten, auf sie müssen die ersten Anfänge einer geordneten städtischen Armenpflege

in größeren Städten zurückgeführt werden. Es ist bekannt, wie die deutschen Waisenhäuser durch sie eingerichtet wurden; dem Beispiel Franckes in Halle folgte man in vielen andern Städten, die großen Institute wurden von den Zeitgenossen wie ein Wunder angestaunt. Und für alle Zeit soll unser Volk mit besonderem Interesse auf diese Stiftungen unserer frommen Vorfahren sehen. Denn sie sind die ersten gemeinnützigen Unternehmungen, welche durch freie Privatbeiträge einzelner aus ganz Deutschland gegründet wurden. Zum erstenmal wurde durch sie dem Volk in das Bewußtsein gebracht, wie Großes durch das Zusammenwirken vieler Kleinen geschaffen werden könne. Daß diese Erfahrung dem Volk damals wie ein Märchen erschien, ist nicht auffallend, wenn man erwägt, daß durch die Stillen in den Jahrzehnten vor und nach 1700 aus den Ländern deutscher Zunge weit mehr als eine Million Taler für Waisenhäuser und ähnliche wohltätige Institute zusammengebracht worden sein muß — allerdings nicht nur aus Privatkassen —; aber in dem armen noch dünn bevölkerten Land haben solche Summen eine Bedeutung.

So bereitete der Pietismus nach vielen Richtungen große Fortschritte vor, und das Beste, was er seinen Gläubigern bot, eine Steigerung des Pflichtgefühls und eine größere Innigkeit der Empfindung, das ging aus den stillen Gemeinden auch in die Seelen von vielen tausend Weltkindern über; er trug kaum weniger als die Wissenschaft der beginnenden Aufklärungsperiode dazu bei, das wilde und rohe Treiben, welches in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts überall abstößt, zu mildern und dem Familienleben der Deutschen wenigstens in den Städten größere Einfachheit, Ordnung und Zucht zu geben. Die Familien, aus denen unsere großen Gelehrten und Dichter herausgewachsen sind, das Vaterhaus von Goethe, Schiller und Kant, zeigen die Einwirkungen, welche die Pietät auf die letzten Generationen der Vorfahren ausgeübt hatte.

Daß viele der Pietisten sich schnell in Wunderlichkeiten und auf gefährlichen Abwegen verlieren mußten, ist freilich begreiflich.

Es war natürlich, daß denen, welche nach inneren Kämpfen und langem Ringen die Kraft zu einem gottseligen Leben gewonnen hatten, die Erhebung des sündigen Menschen zur Hauptsache wurde; und da man überall sehnsüchtig eine direkte Einwirkung Gottes auf das eigene Leben suchte, so lag nahe, auch diese Erweckung einer besondern Begnadigung des Herrn zuzuschreiben und den Moment, in welchem die Erleuchtung und Heiligung des eigenen Wesens durch Offenbarung des Göttlichen stattfand, angstvoll zu erflehen, und wenn nach starker Spannung der Seele die Exaltation eintrat, diese als den Anfang eines neuen gottbegnadigten Lebens zu betrachten. Auch Luther hatte nach der Erleuchtung gerungen, auch er hatte das Entzücken der Erhebung, innern Frieden, Ruhe, Klarheit, Gefühl der Überlegenheit über die Welt empfunden. Aber es war bei ihm und den Kräftigen seiner Zeitgenossen ein immerwährender Kampf und ein häufig wiederholter Sieg gewesen, ein gemütlicher starker Prozeß, der ihm selbst zwar zuweilen wundervoll erschien, der aber bei seiner gesunden kräftigen Natur nichts Kränkliches hatte und dessen besondere Formen, die Kämpfe mit dem Teufel, nur die natürliche Folge des naiven und treuherzigen Volksglaubens waren, welcher die alten Hausgeister und Kobolde unserer heidnischen Ahnen in christliche Engel und Teufel verwandelt hatte. Die neuen Frommen dagegen lebten in einer Zeit, in welcher das Leben der Natur und des Menschen bereits viel verständiger nach Ursache und Wirkung aufgefaßt wurde, wo eine Menge von wissenschaftlichen Vorstellungen populär war, wo ein praktischer weltlicher Sinn, der sich wenig Illusionen machte, überwog, wo Begeisterung und große Ideen selten das Menschenherz erhoben. Schon lagen die Anfänge des Nationalismus in den Seelen der Zeitgenossen. In solcher Zeit war die Wiedergeburt, der Moment der Erweckung keine Stimmung, welche leicht kam, kein Zustand, in den man sich bei gesundem Nervenleben ohne eine gewisse Gewaltsamkeit versetzen konnte. Man mußte lange darauf warten, sich angestrengt vorbereiten, Körper und Seele dazu forcieren; mit einer Selbstbeschaulichkeit, in der schon etwas

Ungesundes lag, belauerte man ängstlich die eigene Seele, ob der Moment nahe sei, ob man die Erweckung habe. Und dieser Moment der Erweckung selbst sollte ein durchaus von aller andern menschlichen Stimmung verschiedener sein. Um die Überzeugung hervorzubringen, daß er gekommen sei, reichte den meisten Naturen auch nicht mehr die Stimmung aus, welche die kräftigen Reformatoren nach schweren Gewissenskämpfen beglückt hatte und welche zu allen Zeiten auf dem Menschenantlitz wie ein Abglanz des Göttlichen ruhen wird: der Friede und die Heiterkeit, wie sie nach starker schöpferischer Arbeit des Geistes, nach dem siegreichen Ende eines Kampfes zwischen Pflicht und Neigung kommen. Jener Durchbruch der Gnade bei den Pietisten war wenigstens häufig von Entzückungen, Visionen und ähnlichen pathologischen Erscheinungen begleitet, welche zu keiner Zeit gefehlt haben, die man aber damals als die höchsten Momente des Erdenlebens mit Leidenschaft aufsuchte, mit Bewunderung berichtete. Es sollte in kurzem klar werden, daß gerade die Erweckung die Klippe war, an welcher der Pietismus zugrunde ging.

Auch die Lektüre der Schrift mußte bei solcher Richtung allerlei besondere Gefahren bereiten. Wer die heiligen Bücher deutete und die Überzeugung hatte, daß Gott ihn mit direkten Einwirkungen begnadige, der war in der unglücklichen Lage, jeden zufälligen Einfall, der ihm bei einer Stelle kam, für eine unfehlbare Offenbarung zu halten. Nun machte aber die Sehnsucht der schwachen Zeit nach besseren Zuständen und die besondere Neigung der Frommen nach Erleuchtung die prophetischen Bücher des Alten und Neuen Testaments besonders lockend. So kam es, daß die Pietisten aus ihnen eine Menge von Enthüllungen und Prophezeiungen herauslasen. Es ist fast zufällig und nicht von Wichtigkeit, zu welchen Resultaten sie gerade kamen. Die Beschäftigung aber mit den dunkleren Stellen der Propheten und vollends mit der Offenbarung Johannes, welche noch Luther eine Zeitlang vertraulich für ein verworrenes und unangenehmes Buch erklärt hatte, trug nicht dazu bei, ihr Urteil klarer und ihre wissenschaftliche Bildung tüchtiger zu machen,

denn noch hatte ihre Zeit den Schlüssel zum Verständnis dieser Aufzeichnungen nicht gefunden. Dazu kam, daß die Sprachkenntnisse auch der Gelehrten in der Regel ungenügend waren, obgleich nach dem Vorbild der Schurmann bereits hier und da ein frommes Fräulein Hebräisch lernte. Nicht lange, und der Mehrzahl erschien alle weltliche Wissenschaft unnütz und schädlich.

So drohten dem Pietismus sofort nach seinem Aufkommen in Deutschland große Gefahren. Aber das Leben der älteren Pietisten, welche von Frankfurt aus sich über Deutschland verbreiteten, ist doch noch einfacher und harmloser, als das spätere Treiben zu Halle und unter den Separatisten des achtzehnten Jahrhunderts.

Uns sind zwei Selbstbiographien frommer Seelen aus der Schule Speners erhalten, welche auch andere Richtungen des deutschen Lebens gut beleuchteten. Beide gehören zusammen, es ist Mann und Frau, welche sie uns hinterlassen haben, gutherzige Menschen von warmem Gemüt, einiger Gelehrsamkeit und nicht vorzugsweise kräftigem Gefüge des Geistes, der Theologe Johann Wilhelm Petersen und seine Gattin Johanna Eleonore geb. von Merlau. Nachdem die Gatten sich nicht ohne einen angenehmen Wink Gottes ehelich verbunden hatten, führten sie miteinander ein geistliches Leben; einträchtig, wie ein Vogelpaar, flatterten sie durch Anfechtungen und Beschwerden dieses Erdentales. Gemeinsam kamen ihnen die himmlischen Tröstungen und Offenbarungen, oft mußten sie von einem Zweig auf den andern fliegen, weil das Lied, welches sie zusammen eingeübt hatten, der Welt für schwärmerisch galt. Bei den Besten unter den Stillen aber blieben sie bis an ihr Lebensende in Ansehen, zuverlässig wegen ihrer Herzensgüte, welche auch durch die fromme Eitelkeit nicht erstickt wurde. Der Mann, von Haus eine fleißige und pflichtgetreue Natur mit poetischer Empfindung und dem Bedürfnis sich anzulehnen, von nicht unbedeutender philologischer Bildung, wird offenbar durch die entschlossenere Frau, welcher ihr „weltlicher Adelsstand“ auch unter den Frommen Ansehen gibt, sehr beeinflußt. Erst seit seiner Verheiratung ist unruhige Erregung,

zuweilen eine Maßlosigkeit des Eifers in ihm sichtbar. Die Frau aber, einige Jahre älter als er, hatte einst an kleinem Fürstenhof ihre strenge Frömmigkeit im Kampf gegen das Kavalierleben herausgebildet; man darf aus ihrer Biographie schließen, daß sie nicht frei von Ehrgeiz und Herrschsucht und nicht ohne einen Beisatz von herber Strenge war. Ihr langer stiller Widerspruch hatte sie übereifrig gemacht, und die fromme Frau Baur von Eyseneck, bei welcher sie später in Frankfurt lebte, gehörte ebenfalls zu den enthusiastischen Gemeindegliedern, welche Konventikel hielten und ihrem Seelsorger Spener deshalb Kummer machten. So ist anzunehmen, daß vorzugsweise der Einfluß der Frau den Gatten auf dem Weg forttrieb, der ihn zuletzt aus seinem Amt entfernte und als Schwärmer und Chiliasten in Verruf brachte. Aber durch den Haß der Orthodoxen ist beiden Unrecht geschehen, sie waren ehrlich, auch da, wo sie Auffallendes verkündeten. Hier werden zuerst die Jugendjahre der Frau, dann einige hierher gehörige Züge aus dem Leben des Mannes mit ihren eigenen Worten berichtet. Johanna Eleonore Petersen, geb. von und zu Merlau (geboren 1644, den 25. April), erzählt von sich folgendes*:

„Die Furcht des Herrn hat mich bewahret und seine Güte und Treue hat mich geleitet.

Den Trieb seines guten Geistes habe ich von zarter Kindheit an empfunden, aber demselben guten Geist aus Unwissenheit oft widerstrebt. Ich habe ihm in meinem weltlichen Adelstand große Hindernisse bereitet, weil ich ihm die Welt gleichstellte, bis mir das Verständnis kam und bis das heilbringende Wort eine kräftige Überzeugung in mir gewirkt hat. Denn als ich ungefähr vier Jahr alt war, traf es sich, daß meine lieben Eltern, welche der Kriegsunruhe wegen in Frankfurt gewohnt hatten, wieder aufs Land zogen, weil überall Friede war. Sie hatten schon vieles aufs Land bringen lassen, und die selige Mutter war mit mir und meinen beiden Schwestern auf einem Gut bei Hettersheim,

* Lebensbeschreibung Johannis Wilhelmi Petersen. 1717; 2te Aufl. 1719. 8. — Leben Frauen Johannä Eleonorä Petersen. 1718; 2te Aufl. 1719. 8.

Philippseck genannt, und besorgte nichts Ables. Da kam das Dienstvolk und berichtete, wie ein ganzer Trupp Reiter käme, worauf denn jeder geschwind das Seine auf die Seite brachte und die selige Mutter mit drei kleinen Kindern allein ließ, von denen das älteste sieben, ich vier Jahre und das dritte an der Brust war. Da nahm die selige Mutter das jüngste an die Brust, uns beide an die Hand und ging ohne Magd nach Frankfurt, welches eine große halbe Meile entfernt war. Es war aber im Sommer, die Frucht stand auf dem Felde, und man konnte den Schall der Soldaten hören, welche etwa einen Pistolenschuß von uns marschierten. Da wurde der seligen Mutter sehr bange und ermahnte uns zum Gebet. Als wir aber zum äußeren Schlage der Stadt kamen, wo wir in Sicherheit waren, setzte sich die selige Mutter mit uns nieder und vermahnte, dem höchsten Gott zu danken, der uns behütet. Da sprach meine älteste Schwester, die drei Jahre älter war als ich: ‚Warum sollen wir jetzt beten? Jetzt können sie ja nicht mehr zu uns kommen.' Da habe ich in meinem Herzen einen rechten Schmerz über diese Rede gehabt, daß sie Gott nicht danken wollte oder meinte, daß es nun nicht nötig wäre. Das verwies ich ihr mit brünstiger Liebe gegen den Herrn, dem ich von Herzen dankte. — Item, als ich beredet wurde, daß die Bademutter die Kinder aus dem Himmel holte, habe ich großes Verlangen gehabt mit der Bademutter zu reden, habe ihr anbefohlen, den Herrn Jesum herzlich zu grüßen und von ihr zu wissen begehrt, ob der liebste Heiland mich auch lieb hätte. Das waren die ersten Kinderbewegungen, deren ich mich noch genau erinnern kann.

Als ich in das neunte Jahr ging, wurden wir mutterlose Waisen und erging es uns nicht zum besten. Denn der Vater hielt sich fünf Meilen von unserm Gut bei Hofe auf und nahm zu uns Kindern eine Schulmeisterwitwe ins Haus. Diese hatte ihre eigenen Kinder im Flecken und wandte ihnen zu, was uns gebührt hätte, ließ es uns aber fehlen, so daß wir oft gern nahmen, was andere nicht mochten. Auch geschah es durch ihre Praktiken, daß sie uns oft bei Abendzeit im Hause allein ließ. Dann kamen gewisse Leute, die sich

in weiße Hemden gekleidet, ihre Gesichter mit Honig bestrichen und Mehl hineingestreut hatten; sie gingen mit Lichtern im Hause herum, brachen Kisten und Kasten auf und nahmen daraus, was sie wollten. Darüber bekamen wir solche Furcht, daß wir uns zusammen hinter den Ofen setzten und vor Angst schwitzten. Solches geschah so lange, bis das Haus sehr ausgeräumt wurde. Weil aber der Vater sehr hart gegen uns war, hatten wir nicht das Herz etwas zu klagen, wir waren nur froh, wenn er wieder fortgereist war und litten das Unwesen so lange, bis einst der von Praunheim, der nunmehr meine Schwester hat, uns besuchte, welcher damals noch sehr jung war. Dem klagten wir unsere Not, und er nahm sich vor, im Hause verborgen zu bleiben bis an den Abend und zu sehen, ob das Gespenst wiederkommen wollte. Als es nun kam und gleich nach dem Schrank ging ihn aufzubrechen, da sprang er hervor und wurde gewahr, daß es Leute aus dem Flecken waren, Söhne eines Wagners, welche gute Bekanntschaft mit der Witwe hatten, die uns behüten sollte. Aber weil er allein war, sprangen sie davon und wollten's nicht zugeben, daß sie es gewesen wären. Doch kam das Gespenst nicht wieder, und wir erhielten auch vieles zurück, was sie auf den Boden über die Küche geschleppt hatten.

Diese Witwe schaffte der selige Vater ab und wurde ihm eine Kapitänsfrau vorgeschlagen, welche in der Haushaltung und andern Geschicklichkeiten berühmt war; da meinte der selige Vater uns gar wohl versorgt zu haben, aber es war eine unchristliche Frau, die ihre Soldatenstücke noch nicht vergessen hatte. Denn als sie einst eine Menge fremder kalekutischer Hühner auf dem Wege sah, ließ sie dieselben ins Haus treiben, griff das beste, und die andern ließ sie wieder fortjagen. Zu diesem ihrem gestohlenen Braten wollte sie trockenes Holz haben und schickte mich, um solches zu erlangen, auf einen hohen Turm, der fünf Stockwerk hoch und viereckig gebaut war. Dort war unter dem Dach ein Taubenhaus gewesen, wo lose dürre Bretter lagen, von diesen Brettern sollte ich ihr holen. Und als ich einige heruntergeworfen hatte und eins abreißen wollte, das noch an einer Stelle fest

war, schlug ich zurück, fiel zwei Stockwerke hoch hinab und kam an eine Treppe zu liegen; hätte ich mich umgewendet, so wäre ich noch zwei Stockwerk tief gefallen. Ich lag aber etwa eine halbe Stunde in Ohnmacht, und als ich wieder zu mir selbst kam, wußte ich im Anfang nicht, wie ich dorthin gekommen, stand auf und fühlte, daß ich sehr matt war, ging die Stiege hinunter und legte mich in das Bett, das in einem Gemach desselben Turmes stand, auf welchem der selige Vater zu schlafen pflegte, wenn er zu Hause war. Dort schlief ich etliche Stunden, und hernach stand ich auf und war frisch und gesund. Es war aber während der Zeit keine Nachfrage nach mir geschehen, und als ich sagte, daß ich gefallen wäre, bekam ich Scheltworte, warum ich mich nicht vorgesehen. Ich ging aber auf die Seite und wollte nicht von dem gestohlenen Braten essen; es erschien mir als eine rechte Schmach, und ich hatte doch nicht das Herz, etwas zu sagen.

Als ich nun in das elfte Jahr ging, wurde meine selige Schwester, die drei Jahre älter war, zum Pastor geschickt, daß sie wegen des heiligen Abendmahls unterrichtet werden sollte. Da bekam ich solche Lust und wollte gern mitgehen, der selige Vater aber wollte mich nicht dazu lassen, weil ich kürzlich erst zehn Jahr alt geworden. Ich aber hielt so lange an, bis der Vater darein willigte, wenn der Herr Pastor mich für tüchtig halten würde. Dieser kriegte mich vor und fragte mich nicht allein nach den Worten, sondern auch nach dem Verstand der Worte. Da gab mir Gott solche Gnade in den Antworten, daß der Herr Pastor vergnügt war und mich zuließ.

Etliche Zeit danach kam meine Schwester nach Stuttgart, und ich mußte die Haushaltung über mich nehmen und von allem Rechenschaft geben, was mir sehr schwer war, weil der selige Vater, sooft er nach Hause kam, mir sehr hart begegnete, und alles, was zerbrochen oder sonst nicht recht nach seinem Sinne war, von mir forderte, und mich oft, wenn ich unschuldig war, hart strafte. Darüber bekam ich solche knechtische Furcht, daß ich zusammenfuhr, wo ich nur eine Stimme hörte, die der Stimme meines Vaters ähnlich

war. Darüber habe ich manchen Seufzer zu meinem Gott geschickt; aber wenn er wieder weg war, wurde ich gutes Muts, sang und sprang und war sehr fröhlichen Geistes. Dabei hatte ich aber einen rechten Ekel vor allem, was nicht sittsam oder kindlich war, mochte auch nichts mit dem Hochzeit- oder Kindtaufspielen der Mädchen und dergleichen zu tun haben, denn ich schämte mich davor.

Mit zwölf Jahren wurde ich an den Hof getan, zu der Gräfin von Solms-Rödelheim. Diese hatte es in den sechs Wochen bekommen, daß sie bisweilen nicht recht bei Sinnen war. Damals aber ging es noch ziemlich mit ihr. Als sie aber bald darauf entbunden wurde und zwei Kinder zugleich bekam, einen jungen Herrn und ein Fräulein, wurde es von Tag zu Tag schlechter mit ihr, so daß sie mich öfter für ihren Hund ansah, welcher ein kleines Löwenhündchen war, und mit seinem Namen nannte und mich schlug wie ihn. Auch geschah es oft, daß wir auf dem Wasser fuhren, denn in Winterszeit sind die Wiesen zwischen Frankfurt und Rödelheim ganz mit Wasser überlaufen, so daß das Wasser in die Kutschen ging; da fuhren die Kutschen ledig, wir aber auf einem Kahn, bis wir wieder am Ende des Wassers einstiegen. Wenn wir so fuhren, hat sie mich oft ins Wasser stürzen wollen, ich sollte als ihr Hündchen schwimmen, aber der Höchste hat mich bewahrt. Einmal wurde ich gewahr, daß sie aus ihrem Schrank ein Messer mit einer Scheide zu sich steckte; ich sagte es der Kammermagd, welche schon etwas ältlich war, diese aber wollte mir kein Gehör geben und meinte, die Gräfin hätte kein Messer, es wäre Kinderei von mir. Es ging aber aus der Gräfin Schlafkammer eine Tür in unsere Kammer und eine andere Tür in des Grafen Gemach. Als es nun Nacht war, wollte ich mich nicht niederlegen, weil mir das Messer im Sinn lag, die Kammerfrau aber zürnte mit mir und drohte dem Grafen zu sagen, daß ich mich so kindisch stellte, doch legte ich mich nur mit den Kleidern aufs Bett. In der Nacht aber hörte ich einen Tumult, ich weckte alle auf und stieg aus dem Bett. Da hörten sie den Grafen aus der Kammer laufen, und sofort kam die Gräfin und hatte das Nachtlicht und das bloße

Messer in der Hand. Als sie uns nun alle wach sah, erschrak sie und ließ das Messer fallen; da sprang ich zu, als wollt' ich ihr das Messer langen, lief aber damit zur Tür hinaus und im Dunkeln die Treppe hinab. Als ich auf der Treppe war, hörte ich den Grafen rufen: ‚Wo ist meine Gemahlin?' Dem antwortete ich, daß ich das Messer hätte. Ich war aber so furchtsam, daß ich mich nicht wieder umzukehren traute, sondern ich ging in einen Saal, welcher der Riesensaal genannt ward und sehr unheimlich ist, da blieb ich. Die Kammerfrau aber war eine Leibeigene von der Frau Mutter der Gräfin aus Böhmen, die ging weg und kam nicht wieder; da war ich etliche Wochen ganz allein um die Gräfin, mußte sie aus- und ankleiden, was mir sehr hart ankam.

Es erfuhr aber der selige Vater von andern, daß ich in solcher Gefahr war, und nahm mich da weg. Hernach kam ich etwa fünfzehn Jahre alt zu der Herzogin von Holstein, einer geborenen Landgräfin von Hessen, welche dem Herzog Philipp Ludwig aus dem Suderburgischen Hause vermählt war. Der Herzog hatte aus der ersten Ehe eine Prinzessin, welche gerade an den Kaiserlichen Kammerpräsidenten Grafen von Zinzendorf verheiratet wurde. Für diese fürstliche Braut wurde ich zur Hofjungfer angenommen, ihre Kammerjungfer war eine von Steinling, die schon an dreißig Jahre alt war. Gleich nach meiner Ankunft wurde die Reise nach Linz angetreten, wo das Beilager sein sollte. Wir fuhren auf der Donau, und es ging sehr lustig zu, die Pauken und Trompeten gaben einen schönen Ton auf dem Wasser, und überall auf der ganzen Reise wurden wir sehr herrlich empfangen auf Veranstaltung derer, die gesandt waren, die fürstliche Braut zu holen. Es kam mir auf meine vorige Angst sehr fröhlich vor, und ich hatte keine Sorge, als daß ich dachte: Wenn's nur der Seele nichts schadet, weil ich an einen papistischen Ort kam. Sooft wir nun in das Quartier kamen, suchte ich ein Gemach, wo niemand war, fiel auf meine Knie und bat, Gott möchte das alles verhindern, was mir an meiner Seligkeit schädlich sein könnte. Dies Beiseitegehen merkte das Kammermädchen der Braut, schlich mir

einst nach und wollte sehen, was ich doch allein machte, da sie mich noch für sehr kindisch ansah, weil ich sehr schmal war. Als sie mich aber auf den Knien betend fand, ging sie still wieder zurück, ohne daß ich wußte, daß sie mich gesehen hatte. Aber als einst die fürstliche Braut mich fragte, ob ich auch betete, antwortete die Kammerjungfer, man dürfe keine Sorge um mich haben. Da merkte ich, daß sie mich im Gemach wahrgenommen hatte. Als wir nun nach Linz kamen, war das Beilager auf dem kaiserlichen Schlosse, und ging alles sehr prächtig zu. Am andern Tage mußte die fürstliche Braut in die Schloßkapelle gehen, da ward ein Segen über sie gesprochen und ein goldener Becher voll Wein gegeben, das nannten sie den Johannissegen, daraus mußte der Graf und sie trinken. Da geschah es, daß nach dem Beilager, als jedes wieder an seinen Ort ziehen wollte, unter der Herrschaft ein Disputat meinetwegen entstand. Der Graf von Zinzendorf nämlich sagte, er könnte nur das Kammerfräulein (wie man dort die adligen Jungfern nennt) an seine Tafel nehmen, die andern müßten mit der Hofmeisterin speisen. Das wollte der Herzog nicht zugeben, indem er sagte, daß die Hofmeisterin nur bürgerlichen Standes wäre, ich aber wäre von einem alten Hause und nicht geringer als die andere; er könnte es nicht verantworten, daß ein so großer Unterschied zwischen uns gemacht würde, ich wäre seiner Gemahlin Taufpate.

Als aber das nicht helfen wollte, ward beschlossen, daß ich wieder mit der Herzogin zurückkehren sollte, und als mir auch die Ursache angesagt wurde, deuchte sie mir gar wunderlich, denn es war mein Wunsch, allein mit der Hofmeisterin zu speisen, lieber als an des Herrn Tafel. Aber ich wußte nicht, daß es die Barmherzigkeit Gottes so fügte, und daß mein armes Gebet so gnädig erhört wurde; denn nach Verlauf einiger Jahre fielen die Fürstin und alle Personen, die mit ihr gekommen waren, zur päpstlichen Religion. Damals aber war ich sehr betrübt, daß ich wieder zurücksollte, ich dachte, man könnte meinen, ich hätte mich nicht recht geschickt, auch war mir bange, wieder unter die harte Zucht des seligen Vaters zu kommen.

Da der Herzog von Holstein aber Wiesenburg von Kursachsen überkommen hatte, zehn Meilen von Leipzig, eine Meile von Zwickau, und dort wohnte, da beliebte der Herzogin, mich bei sich zu behalten. Ich übte mich in allerlei Geschicklichkeiten, so daß ich sehr beliebt wurde, auch im Tanzen hatte ich vor andern den Preis, was mir die Eitelkeit lieb und angenehm machte; auch zur Kleiderpracht und dergleichen Nichtigkeiten hatte ich rechtes Belieben, weil es mir wohl anstand, und ich von jedermann gerühmt wurde. Niemals sagte mir jemand, daß es nicht recht wäre, man lobte solche Eitelkeiten an mir und hielt mich für gottselig, weil ich gern las und betete und zur Kirche ging und oft die Predigt in allen Punkten wiedererzählen konnte; ich wußte, was das vorige Jahr über denselben Text gepredigt worden. Ich ward von Geistlichen und Weltlichen für eine gottselige Jungfrau gehalten, und doch führte ich meinen Wandel noch mit weltlichen Gedanken und war in die wahre Nachfolge Christi noch nicht getreten.

Da fügte es die Barmherzigkeit Gottes, daß ein Oberstleutnantssohn vom Geschlecht Brettwitz in mich verliebt wurde, und als er durch seinen Vater bei meiner Herrschaft und nachher bei meinem seligen Vater um mich ansuchte, da hieß es auf allen Seiten: ja. Er sollte ein Jahr als Kornett hinausziehen, dann sollte er die Kompanie des Vaters haben, der Oberstleutnant unter dem Kurfürsten von Sachsen war. Da er nun hinauskam in den Krieg, hörte ich oft von andern, daß sein Leben nicht gottselig, sondern nach der Welt war; da betrübte ich mich heimlich und lag auf meinem Angesicht vor Gott und flehte, daß entweder sein Gemüt oder unser Verlöbnis geändert werden möchte. Ich wußte aber nicht, daß der Höchste solches geschehen ließ, damit ich vor anderen adligen Heiraten behütet würde; denn ich war damals noch sehr jung, und es fiel manche Gelegenheit zu heiraten vor, denen allen ich durch diese Verlobung auswich, obgleich auf seiner Seite schon an manche andere gedacht worden war, da er in der Fremde sich bald hier, bald da engagiert hatte. Das währte etliche Jahre, in denen ich viele heimliche Betrübnisse hatte, welche die Freude der

Welt sehr in mir dämpften. In diesen Jahren geschah eine zehnmalige Veränderung mit dem Brettwitz, daß er allemal anderen Sinnes wurde und seinen Sinn auf andere stellte; und wenn mit solchen nichts wurde, kehrte er immer wieder um und schrieb von Beständigkeit, welches ich alles dem Höchsten anheimstellte und mich mit Gott näher zu vereinigen suchte. Dabei wurde mir manche Erquickung durch die Heilige Schrift mitgeteilt, zuweilen im Schlaf durch göttliche Träume, wo ich mit solcher Kraft die Worte der Schrift redete und darüber aufwachte, daß meine Gespielin, welche ein gottseliges Herz hatte, oft sehr darüber betrübt wurde, daß sie dergleichen nicht empfing. Diese tröstete ich immer damit, daß sie mich als ein Kind ansehen sollte, welches vom Vater mit Zucker gelockt würde, sie aber wäre bewährt und hätte solche Lockungen nicht nötig. Und das ging mir von Herzen. Denn ich sah wohl, daß die Welt mich an sich zog wegen des freudigen Geistes, der in mir war, mein Gott aber zog mich durch seine Freudigkeit und Liebe wieder zu sich.

Endlich kam die Person, welche sich sooft verändert hatte, nach Hause und sprach an unserm Hof vor. Da wollte ihm mein geistlicher Zustand nicht anstehen, weil er meinte, es würde sich für eine Soldatenfrau nicht schicken, so viel in der Bibel zu lesen. Er hätte gern gesehen, daß ich ihm aufgesagt hätte, weil sein Vater eine reiche Heirat in Dresden für ihn wußte, wenn er mit Manier von mir abkommen könnte, und doch wollte er nicht gern untreu genannt werden; so hätte er es gern auf mich geschoben. Aber ich blieb still und kehrte mich an gar nichts, sondern vertraute meinem himmlischen Vater, der würde es wohlmachen. Als nun einer, genannt von Fresen, mich gern gewarnt hätte, in der Meinung, ich merkte nicht, daß gedachter von Brettwitz nicht aufrichtig wäre, schrieb derselbe einen Brief an mich, denn er hatte keine Gelegenheit mit mir zu reden, da ich fast immer bei meiner Herzogin im Gemach war. Diesen Brief bekam gedachter Brettwitz in die Hände und meinte großen Beweis darin zu haben, um mich zu beschuldigen, daß ich gegen andere Affektionen hätte oder mit andern freite. Sein

Vater, der damals gegenwärtig war, dachte auch, daß es eine gute Gelegenheit für sie wäre und sie jetzt mit guter Manier die reiche Heirat antreten könnten, ging zum Herzog und zeigte ihm den Brief vor, als wenn andere mit mir freiten und deshalb sein Sohn sich keine Hoffnung mit mir machen könnte, noch wollte, sondern sein Glück weiter suchen müßte. Es verdroß zuerst den Herzog, solches von mir zu hören, da ich bisher zu seiner Verwunderung alle Gelegenheiten ausgeschlagen hatte. Mich aber wollte sehr schmerzen, daß die Herrschaft solches von mir denken sollte. Als ich nun mit Tränen in mein Gemach ging, fielen mir in meinem Herzen die Worte bei: ‚Was ich jetzt tue, das weißt du nicht, du wirst es aber hernach erfahren.' Darauf gab ich mich zufrieden. Als nun am andern Tage der Brief recht gelesen ward, da fand sich, daß der Schreiber darin klagte, wie er nie eine Gelegenheit habe, mit mir zu reden und seine ehrliche Liebe zu offenbaren, und wie ich mich doch durch falsche Personen abhalten ließe, die Liebe anderer anzunehmen. Da wurde erkannt, daß ich unschuldig wäre, und die Brettwitze konnten so nicht loskommen. Es fragten mich aber der Herzog und die Herzogin, wie ich gesinnt wäre, es müßte jetzt entschieden werden. Da bat ich, man möchte den Brettwitz nicht dazu antreiben mich zu nehmen. Darauf sandte gedachter von Brettwitz zween Kavaliere an mich, um zu hören, wie ich gegen ihn gesinnt wäre, ob ich noch einige Zeit auf sein Glück warten wolle. Ich aber gab ihm seine Freiheit, meinetwegen sein Glück zu suchen, wo er wollte, denn ich fühlte mich nicht länger verpflichtet, mein Gemüt an solch ein untreues Herz zu wenden, das womöglich gern mich aller Untreue beschuldigt hätte. Darauf wurde ein falsches Kompliment ausgerichtet, das Mißverständnis wäre ihm leid, und es wäre dabei ausgemacht, daß er weiter keinen Anspruch an mich haben sollte. Die reiche Heirat aber ging nicht vor sich, er selbst ist auch später kontrakt geworden.

So wurde ich die Last los, und ich war unterdes so stark geworden, daß andere Heiratsgedanken nicht bei mir stattfanden. Immer lag mir im Sinn, daß unter Edelleuten so

große Mißbräuche wären, die dem Christentum ganz und gar zuwider sind. Erstens, daß sie zum Trinken mehr Gelegenheit haben als andere Standespersonen; zweitens, daß sie gleich um jedes unrechte und leichtsinnige Wort Leib und Seele in Gefahr setzen müssen, wenn sie nicht beschimpft sein wollen. Solche Dinge gaben mir ein sehr tiefes Nachsinnen, daß man sich einbilden darf ein Christ zu sein und doch ganz gegen die Lehre Christi leben darf; und daß ihnen nicht einmal angesonnen wird, von solchem Vornehmen abzustehen, das hat mir allen Mut benommen zu heiraten. Denn obgleich ich einige feine Gemüter kannte, die einen Abscheu gegen diese Laster hatten, so lag mir doch im Sinn, daß die Nachkommen wieder in dieselbe Gefahr gesetzt würden. Eine Mannsperson aus anderem Stand, dachte ich, dürfte ich doch nicht nehmen, weil der selige Vater sehr auf sein altes Geschlecht sah.

Da gab mir Gott immer mehr Gnade. Ich wurde mit einem rechten Gottesmann in Frankfurt bekannt. Denn da meine gnädigste Herrschaft nach dem Emser Bad reiste, war ein Fremder auf dem Schiff, in dem wir nach dem Wasserbad fuhren. Er kam durch Gottes sonderbare Schickung neben mich zu sitzen und wir gerieten in einen geistlichen Diskurs, welcher etliche Stunden währte, so daß die vier Meilen von Frankfurt bis Mainz, wo er ausstieg, mir nicht eine Viertelstunde deuchten. Wir redeten ohne Aufhören zusammen, und es war nicht anders, als ob er in mein Herz sähe. Da kam alles heraus, worüber ich bis dahin noch in Zweifel gelebt. Ja, ich fand in diesem Freunde das, was ich an einem Menschen in der Welt zu finden bezweifelt hatte; lange hatte ich mich danach umgesehen, ob auch wahre Täter des Wortes sein könnten, und hatte mich daran gestoßen, daß ich keinen fand. Aber als ich an diesem gewahr wurde, daß er so große Einsicht hatte und bis auf den Grund meines Herzens sehen konnte, auch solche Demut, Sanftmut, heilige Liebe und Ernst den Weg zur Wahrheit zu lehren, da wurde ich recht getröstet und sehr gestärkt und suchte durchzubrechen*. Da kam eine göttliche Überzeugung

* Der Fremde war Spener.

in mein Herz, ich bekam immer mehr einen Abscheu vor der Welt. Und ich sprach bei mir selbst: ‚Soll ich mich um schnöde, vergängliche Lust der göttlichen Natur berauben? Nein, ich will mit Gottes Hilfe durchdringen, es koste, was es koste.' Ich schrieb darauf an den Freund, der mir so göttliche Gabe mitgeteilt, daß ich ihn als einen Vater liebte, ich hätte vor, mich von allen Banden der Welt loszumachen. Der aber war in Sorgen, daß ich nicht möchte stark genug sein, alles zu ertragen, was mir dabei begegnen könnte. Mir aber waren das Gleichnis von den fünf törichten Jungfrauen und andere dergleichen heilsame Orter der Heiligen Schrift immer im Herzen, sie trieben mich an, die Freuden der Welt von mir abzulegen; und doch hatte ich vor meiner Herrschaft eine Furcht, die ich nicht überwinden konnte. Da tanzte ich oft mit Tränen und wußte mir nicht zu helfen. ‚Ach,' dachte ich oft, ‚daß ich doch eines Viehhirten Tochter wäre, so würde mir nicht verdacht werden, in der einfältigen Lehre Christi zu wandeln, niemand würde auf mich achten.' Als ich aber erkannte, daß mich kein Stand entschuldigen könnte, wurde ich entschlossen, mich weder durch Tod noch Leben aufhalten zu lassen, ich ging darauf zu meiner seligen Herzogin und begehrte meine Entlassung. Diese wurde mir durchaus verweigert. Als sie aber wissen wollten, was mich dazu bewegte, sagte ich frei heraus, daß mein Wandel, wie ich ihn bei Hofe führen müßte, wider mein Gewissen stritte. Da wollte die liebe selige Herzogin mir solches aus dem Sinn reden, sah es für eine Melancholei an und sprach: ‚Ihr lebet ja als eine tugendsame Jungfrau und leset und betet fleißig; sehet doch die und die an, welche auch christliche Leute sind und solche Dinge mittun, es ist ja nicht verboten, wenn man nur nicht das Herz daran hängt.' Ich aber zeigte ihr das einzige Exempel Christi und sein Wort, ich wollte andere Menschen nicht beurteilen, aber mit ihrem Exempel könnte ich mich doch nicht beruhigen. Da nun meine liebe Herzogin sah, daß ich mich nicht ändern würde, versprach sie mir alles zu erlassen, was ich wider mein Gewissen fände; ich sollte nur bei ihnen bleiben und im übrigen meine Dienste verrichten wie früher. Ich aber stellte vor,

daß sie dadurch vieler Aufwartung beraubt sein würden, zumal wenn Fremde kämen, wo es leicht kommen könnte, daß die andere Jungfer krank würde; dann würden sie ganz ohne Aufwartung sein, weil ich bei angestellten Fröhlichkeiten nicht gegenwärtig sein wollte, und das würde den Fremden Anlaß zum Spotten geben. Sie aber ließen sich nicht irren, sondern versprachen mir treulich, daß ich aller Aufwartung bei Eitelkeiten überhoben sein solle. Darauf sagte sie es dem Herzog; der kriegte mich hart vor und sprach, es wäre vom Teufel, ich wäre eine junge Dame, bei Hohen und Niedern beliebt, und wollte mich nun in eine solche Verachtung stürzen, daß man mich für eine Törin halten würde; was denn die Meinen dazu sagen sollten? Als nun alles Zureden nichts helfen wollte, wurden mir einige sogenannte Geistliche über den Hals geschickt, die wollten mich bereden, daß ich die Worte der Schrift nicht recht verstände. Aber ich fragte sie auf ihr Gewissen, welcher von diesen beiden Wegen der sicherste wäre; in aller Einfalt den Fußstapfen Christi nachzufolgen, oder im Genuß der weltlichen Freuden davon zu reden und eine Verehrung desselben zu bezeigen und doch anders zu tun. Da sprachen sie, das erstere wäre freilich besser, wer vermöchte aber so zu leben, wir wären alle sündige Menschen. Da sprach ich: ‚Mir ist befohlen, das Beste zu erwählen, um das Können und Vermögen lasse ich meinen Gott sorgen.' Da ließen sie mich gehen.

Sie versuchten's aber noch auf eine andere Weise und dachten mich durch Hohn abzubringen. Denn über der fürstlichen Tafel sah oft einer den andern an und dann mich und lachten gegeneinander, auch redeten sie oft, daß den Frauenzimmern nicht zieme, so viel in der Bibel zu lesen, sie würden sonst allzu klug. Ich aber ließ sie spotten. Als das nun fast ein Jahr gewährt, und es schien, daß mich auch der Geringste am Hofe, ausgenommen etliche fromme Herzen, spöttisch behandelte, während ich es gering achtete, um Christi willen zu leiden, da wendete sich's ganz um. Und der große wunderbare Gott legte eine solche Furcht in aller Herzen, sowohl Hohen als Niedern, daß sie sich scheuten,

in meiner Gegenwart etwas Unrechtes zu reden oder zu tun; ob sie sich gleich nicht vor dem Hofprediger scheuten, so war es doch in meiner Gegenwart ganz still; auch die sonst wilde Jugend stellte sich ganz still und ehrbar, wenn sie mich kommen sahen. Da dachte ich oft mit Tränen bei mir selbst: ‚Du wunderbarer Gott, mit welcherlei Macht habe ich's doch zuwege gebracht, daß Große und Kleine sich in meiner Gegenwart scheuen, unrecht zu tun?' Solches blähte nicht mein Herz auf, sondern zog mich zur Demut; ich zerfloß gleichsam vor meinem Gott, da ich seine Größe fühlte und sah, daß er der Fürsten Herzen lenken könnte wie Wasserbäche. In solchem Zustand bin ich noch drei Jahre am Hofe gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich ungemeine Güte, nicht allein von der lieben Herrschaft, sondern von jedermann erfuhr; aber ich habe mich durch Gottes Gnade bewahrt, daß ich die Gnade der Hohen nicht im Überfluß annahm, noch zu etwas Zeitlichem verwendete.

Als ich nun drei Jahre in aller Einfalt meinen Wandel bei Hofe geführt und alle vergnügliche Lust von mir abgelehnt hatte, wodurch nur das Fleisch und nicht der Geist erquickt wird, da geschah es, daß mein seliger Vater mich verlangte, weil die Stiefmutter im Kindbett gestorben und das Kind damals noch am Leben war; da sollte ich dem Vater die Haushaltung führen und wurde so vom Hofe abgefordert. Es hielt aber sehr hart, daß ich meine Entlassung bekam, weil meine liebe selige Herzogin mich liebte, als wenn ich ihr Kind wäre, auch mit vielen Tränen meinen Abschied beklagte, so daß mir auch nachgesandt wurde, ich möchte doch wiederkommen und nicht nachgelassen, bis ich versprach, daß, sofern ich wieder nach Hofe ginge, ich ihnen allen verbunden sein wollte. Als ich aber nach Hause kam, war unterdes das Kind gestorben, und der Vater hatte sich resolviert, Hofmeister bei der Fürstin von Philippseck zu werden. So bekam ich Freiheit, mich bei einer vornehmen gottseligen Witwe, Baurin von Eyseneck, geb. Hinsbergin, in die Kost zu begeben, deren Lebenswandel jedermann in Frankfurt bekannt gewesen ist, und ihr Ende ist im Segen.

Bei ihr bin ich sechs Jahre gewesen, und wir haben uns geliebt wie ein Herz und eine Seele.

In dieser Zeit hat mich der Herr in einer Wassergefahr so mächtig gestärkt, daß ich mich freute, während andere zitterten und zagten. Denn es geschah, daß ich auf dem Marktschiff von Frankfurt nach Hanau fuhr, meine Schwester zu besuchen; da waren auf dem Schiff unterschiedliche Leute, auch einige Soldaten, die mit vier unkeuschen Weibspersonen sehr grobe und unzüchtige Scherzreden führten. Ich wurde betrübt, daß die Menschen ihre Seelen so ganz vergaßen, lehnte mich an das Schiff und suchte einzuschlafen, daß ich solche Reden nicht länger hören möchte. Im Schlaf träumte mir der Spruch Psalm 14: ‚Der Herr schauet vom Himmel auf die Menschenkinder.' Damit erwachte ich, und schon im Wachen kam mir's vor, als ob ein großer Sturmwind das Schiff umdrehe; da erschrak ich und dachte: ‚Du wachst ja, wie ist dir denn zumute?' Und es war nicht eine Viertelstunde darauf, da kam ein mächtiger Wirbelwind, der das Schiff faßte. Wir waren in sehr großer Gefahr, so daß sie alle vor Angst schrien und den Namen Jesu um Hilfe anriefen, den sie zuvor in ihrem leichtfertigen Scherz oft so unnütz genannt. Da tat mir Gott meinen Mund auf, daß ich ihnen vorstellte, wie gut es sei in der Furcht des Herrn zu wandeln, und daß man in aller Not Zuflucht haben möchte. Als nun der Höchste Gnade gab, daß sich der unvorhergesehene Sturm legte, war eine von den Frauensleuten so frech, daß sie scherzweis sagte, es wäre hier auch bald gegangen, daß unser Schifflein wäre mit Wellen bedeckt worden, ‚aber weil ein Heiliger hier ist, sind wir bewahrt worden', wobei sie laut lachte. Worüber ich recht eifrig wurde und sagte: ‚Ihr freches Frauenzimmer, denkt Ihr nicht, daß uns die Hand des Herrn noch finden könnte?' Und kaum hatte ich meinen Mund zugetan, da erhob sich der vorige Wind, und in das Schiff wurde ein Loch geschlagen, daß alle ihr Leben aufgaben. Ich aber bekam eine sehr ungewöhnliche Freude und dachte: ‚Soll ich nun meinen Jesum sehen; was wird hier im Wasser bleiben? Nichts anderes als das Sterbliche, das mich sooft beschwert hat; was in mir

Leben gewesen, stirbt nicht usw.' Schon hatte das Schiff sehr viel Wasser, alles Zustopfen und Ausschöpfen wollte nichts helfen, auch der Sturm hielt an, daß man weder zur Rechten noch zur Linken ans Land konnte, und wir meinten schon, daß das Schiff sinken wollte: da auf einmal wurde es ganz still in der Luft, und der Schiffer drang an das Land. Da sprangen sie aus dem Schiff, und die wilden Soldaten hatte meine Worte zu Herzen genommen, nahmen genau acht auf mich, daß ich wohl an das Land kam, und dankten, daß ich ihnen zu Herzen geredet.

Als ich etwa ein Jahr bei der Baurin war, hatte die liebe Herrschaft erfahren, daß der Vater mich nicht nötig hätte; also schrieb meine liebe Herzogin selbst, daß ich doch wiederkommen sollte und meine Dienste antreten, sie wollten Kutsche und Pferde schicken und mir doppelte Besoldung geben, ich sollte auch den Namen einer Hofmeisterin haben; aber ich entschuldigte mich damit, daß ich die Aufsicht über des Vaters Güter führen und oft dort gegenwärtig sein müsse. Als ich aber sechs Jahre bei der lieben Baurin zugebracht hatte, fügte es der höchste Gott, daß mein lieber Mann, welcher mich etliche Jahre zuvor in Frankfurt gesehen, einige Gedanken bekam, mich zu heiraten; er gab zu Lübeck einer gewissen Person die Kommission, mit mir zu reden, welche das erst nach einer geraumen Zeit tat, aus Mangel an Gelegenheit. Als mir aber dies ausgerichtet wurde, konnten mir gar keine Gedanken zum Heiraten in den Sinn kommen, sondern als ich mit einem Gebet vor Gott gewesen, setzte ich mich nieder und schrieb es ab und schlug eine andere sehr tüchtige Person vor. Aber mein lieber Mann ließ sich nicht irren, sondern schrieb an meinen lieben Freund und vornehmen Geistlichen und auch an meinen seligen Vater. Den Brief an diesen behielt ich im Anfang zurück, bis ich in meinem Gewissen gedrungen wurde, die ganze Sache meinem Vater zu übergeben, weil sie keinen andern Zweck hatte, als der Ehre Gottes zu dienen. Da schrieb ich ihm und sandte ihm seinen Brief und war dabei so still, als ob mich's gar nicht anginge. Alles, was in diesem Brief an meinen Vater stand, war mir unbekannt, ich

dachte auch nicht, daß mein seliger Vater seine Einwilligung geben würde. Als ich aber seine Antwort bekam, worin er schrieb, er hätte viele Ursachen, mich jetzt in seinem Alter nicht so weit von sich zu lassen, und hätte sich noch nie resolvieren können, ein Kind außerhalb seinem Stand zu verheiraten, doch wüßte er nicht, wie er dem Willen Gottes widerstreben sollte: da ging es mir zu Herzen, und ich dachte, es muß von Gott sein, weil meines Vaters Herz so gegen alles Vermuten gerührt war. Er stellte die Sache in meinen Willen, was ich aber nicht annehmen wollte, sondern alles seinem Willen überließ. Mein Schwager, der von Dorfeld, Hofmeister am Hanauischen Hof, war sehr dawider, aber mein seliger Vater antwortete ihm sehr christlich*; es wäre nicht fein, daß wir in der evangelischen Religion die Geistlichen so gering achteten, da die Päpstlichen ihre Geistlichen so hoch hielten; ferner: seine Tochter schickte sich für keinen Weltmann, sie heiratete nicht in Leichtsinn aus ihrem Stand, das wäre jedermann bekannt, Gott hätte mich zu solchem Werk berufen. Damit mußten sie stille sein, und mein seliger Vater gab das Ja.

Darauf reiste mein lieber Mann nach Frankfurt, und unsere Trauung geschah am 7. September 1680 durch Dr. Spener in Beisein Ihrer Durchlaucht der Fürstin von Philippseck, meines seligen Vaters und einiger vornehmen Leute, es waren ungefähr dreißig Personen, und alles ging so christlich und wohl ab, daß jedermann vergnügt war. Es konnte aber auch der Lästerteufel seine Tücke nicht lassen, sondern es verdroß seine Werkzeuge, daß die Hochzeit nicht mit Fressen, Saufen und wildem Wesen vollbracht wurde. Da erdachten sie die Lüge, der Heilige Geist hätte sich in dem Gemach, wo wir getraut wurden, in Feuergestalt sehen lassen, und wir hätten die Offenbarung Johannis ausgelegt. Solche Lügen wurden auch gegen Herrn Dr. Heiler erzählt, welcher aber selber auf unserer Hochzeit gewesen war. Als er aber widersprach und vermeldete, daß er selbst dabei gewesen, und daß es nicht anders als christlich und recht zugegangen wäre, haben sie sich ihrer Lügen schämen müssen."

* Der Vater war jetzt an einem frommen Hofe angestellt, die Fürstin, welcher er aufwartete, war selbst bei der Partie als Vermittlerin tätig.

So weit die Gattin. Eine Ergänzung ihrer Mitteilung ist der Bericht ihres Mannes. Vorher soll auch er seine Jugendzeit und einige Erfahrungen, die er als Seelsorger gemacht, erzählen. Dr. Johann Wilhelm Petersen beginnt:

„Ich bin in der berühmten Stadt Osnabrück nach geschlossenem Frieden Anno 1649, den 1. Juli, zur Welt geboren, wohin mein Herr Vater seliger Georg Petersen wegen des Friedensgeschäftes von Lübeck geschickt worden war. — Da ich mit den Jahren zunahm, haben mich meine Eltern zu Lübeck in die lateinische Schule getan. Man hat mich nie zum Studieren treiben dürfen, sondern ich habe alle Stunden wohl in acht genommen und die Lichter versteckt, auf daß ich dabei studieren könnte, wenn andere schliefen; wie ich denn auch unterschiedliche Büchlein abgeschrieben habe, als ich sie gedruckt sobald nicht kriegen konnte. Vornehmlich aber habe ich mich, wie ich's an meiner Mutter sah, auf das Gebet gelegt, nachdem ich von ihr gehört, daß man durchs Gebet alles von Gott erlangen könne; weswegen ich vor dem Studieren allemal Gott angerufen habe, daß er es doch segnen möchte. Und da es mir einst an einem Buch, aber auch an Geld fehlte, dasselbe zu kaufen, so ging ich in die Marienkirche, setzte mich in die langen Stühle, die hinter dem Altar sind, und bat Gott, er möchte mir doch was bescheren, damit ich das verlangte Buch kaufen könnte. Als ich nun meine Knie gebeugt und ausgebetet hatte, lag ein Häufchen Geld auf der Bank, vor welche ich gekniet hatte; das stärkte mich sehr. Als ich aber eine Gewohnheit daraus machen und wieder durchs Gebet etwas erlangen wollte, da hab ich nichts gefunden, nach der weisen Lenkung Gottes, der uns nur dann erhört, wenn wir ohne Nebenabsicht einfältig und kindlich vor ihm erscheinen. Wenn ich aber doch einmal wegen irgend etwas bestraft werden sollte, so habe ich mich zu Gott im Gebet gewandt und manche Strafe abgebeten.

Als ich nun nach Tertia kam, bin ich sehr fleißig gewesen, weshalb der Herr Konrektor mit meinem Exempel die an-

dern beschämte und dabei sagte, daß ich es allen vortun und die Krone erlangen, und, wie er sich ausdrückte, ihnen den Sand in die Augen werfen würde. Das hat die Schüler sehr verdrossen und haben mich deswegen beneidet, in mein Buch eine Krone gemalt und dick mit grobem Sand bestreut, mit der Unterschrift: ‚Dies ist Petersen seine Krone und der Sand, den er uns in die Augen streuen soll.' Ich fürchtete mich zuletzt sehr, meine Lektion fertig herzusagen, obgleich ich sie wohl gelernt hatte, damit ich nicht von den übrigen Schülern geschlagen würde. Als ich nach Prima versetzt wurde, waren dort köstliche Präzeptores. Ich habe in dieser Zeit viel Karmina drucken lassen, absonderlich auf den Tod meiner herzlieben Frau Mutter, habe auch zwei lateinische Orationes von Lübecks wiedererlangtem Frieden und vom Herkules am Scheideweg gehalten. Anno 1669 reiste ich nach der Universität Gießen. —

Da ich nun in Gießen Magister geworden und bei denen Herren Professoribus beliebt war, auch mit jedermann, soviel an mir lag, aufrichtige Freundschaft hielt, da ward mir der Herr Dr. Spener in Frankfurt von einem sehr rekommandiert, weshalb ich mich resolvierte, nach Frankfurt zu ziehen und ihn zu besuchen, um zu sehen, ob die Tat mit dem großen Lob übereinkäme. Und ich fand viel mehr an ihm, als ich von ihm gehört hatte, ein ganz anderes Leben und Wesen, als ich insgemein gesehen. Zwar hatte ich nach meiner Art Gott gefürchtet und die Heilige Schrift geliebt; aber bei meiner äußerlichen Gelehrsamkeit kam mir diese sehr dunkel vor, so daß ich mich, während ich bei einer Disputation präsidierte, am meisten vor den Stellen der Schrift fürchtete, welche mir etwa einer entgegenwarf. Jetzt ward ich gewahr, was dazu gehört, den Sinn des Geistes in der Schrift recht zu verstehen, und daß an der Wissenschaft nicht viel wäre, die man sich durch bloßen natürlichen Fleiß erworben.

Es war auch damals eine adlige Person, die früher an einem Hof Kammerfräulein gewesen, aber sich nach Frankfurt begeben hatte, um Freundschaft und Umgang des Herrn Dr. Spener zu genießen. Und weil ich gern einmal mit dieser

mündlich sprechen wollte, so bat ich den Herrn Dr. Spener, er möchte mir doch durch ein Zettelchen Adresse an sie geben. Das geschah auch, und ich ging zu ihr und überreichte ihr meine neulich gehaltene Disputation, in der Meinung, es würde ihr, die Hebräisch gelernt und auch sonst in der Heiligen Schrift gute Erkenntnis hatte, nicht unangenehm sein. Sie antwortete mir aber, ich hätte den ‚Gott Petersen' darin geehrt, es würde weit mehr zur wahren Erkenntnis Gottes in Christo erfordert, als solche äußerliche Gelehrtheit, womit man sich insgemein brüste, und wodurch man schwerlich zu der göttlichen Einfalt der himmlischen Dinge gelangen könne. Diese Rede fiel tief in mein Herz, und ich ward gleich überzeugt, daß dem so wäre. Darauf fing ich an, mir ein Büchlein zu machen, worin ich das aufzeichnete, was ich von Frommen über den Weg zur wahren Gottseligkeit hörte, und ich begann zu praktizieren, was ich so gefaßt hatte: denn ohne dies lebendige Tun sollte alles andere vergeblich sein.

Als ich nun darin bekräftigt war, reiste ich nach Gießen zurück, wo man bei mir eine Veränderung gewahr wurde und mich wegen der Pietät höhnte. Ich aber fragte wenig danach." —

(Darauf kehrt Petersen in seine Heimat Lübeck zurück, wird dort Professor der Poesie, aber von Jesuiten sehr angefeindet, nimmt 1677 eine Vokation als Prediger nach Hannover an, wird von da 1678 nach Eutin als Hofprediger des Herzogs von Holstein gerufen.)

„Ich war aber nicht lange in meiner Hofpredigerstelle zu Eutin gewesen, da begab sich's, daß einem Kammerjunker an fünfhundert Taler aus seiner Kammer gestohlen wurden. Damit er wieder zu seinem Geld käme, ging er zu einem Erbschmied* nach dem Dorf Zernikaw, um dem Dieb das Auge ausschlagen zu lassen; und damit es der Schmied desto eher tun möchte, ließ er ihn durch einen Einspänner** sagen, daß der Bischof solches haben wollte, was doch nicht der

* Der Aberglaube schrieb nicht nur vererbtem Metall besondere Kraft zu, auch vererbtem Wissen, zumal bei Schmieden, Schäfern, Nachrichtern.

** Berittener Söldner, welcher keinen reisigen Knaben hatte. Die Einspänner verrichteten im Frieden Dienste der Gendarmen.

Fall war. Wenn der Schmied solches Werk verrichten will, muß er drei Sonntage nacheinander einen Nagel verfertigen, und am letzten Sonntag diesen Nagel an einen dazu gemachten Kopf einschlagen, worauf dem Dieb, wie sie sagen, das Auge ausfallen muß. Er muß auch um Mitternacht nackend aufstehen und rücklings nach einer Hütte, die er neu im freien Feld aufgebaut hat, hingehen und zu einem neuen großen Blasebalg treten, ihn ziehen und das Feuer damit aufblasen, dazu finden sich zwei große höllische Hunde ein. Als solches am ersten Sonntag in der Nacht geschehen war, kamen die Leute aus dem Dorf Zernikaw zu mir und klagten, wie sie im ganzen Dorf keine Ruhe gehabt vor dem erschrecklichen Geheul, das sie während dem Schmieden gehört hätten, ich sollte es doch dem Herzog kundtun, daß er das böse Werk störte. Ich sprach, das wären große Dinge, die sie sagten, und fragte sie ernstlich, ob es sich auch so verhielte. Sie antworteten, das ganze Dorf könne zeugen, der und der Einspänner hätte den Schmied dazu vermocht. Darauf ging ich zum Bischof*, bei welchem gerade der Kammerjäger stand, und sagte, ich hätte wohl etwas im geheimen zu reden. Als ich's nun ihm allein erzählte, entsetzte sich der Bischof, erkundigte sich weiter und erfuhr, daß der Einspänner solches in des Bischofs Namen dem Schmied anbefohlen hätte; da fragte mich mein Herr, was bei der Sache zu tun wäre? Ich antwortete, weil es öffentliche böse Dinge wären, wozu der Name des Bischofs gemißbraucht worden sei, so müßte die Hütte, die dem Teufel zu Ehren aufgebaut wäre, im Namen Gottes zerstört werden. Dies wurde auch applaudiert. Darauf fuhr ich hin, die Knaben aus der Schule und die Edelpagen und viele Edelleute ritten mit hin, das Werk des Teufels zu zerstören. Der Schmied war schon weggelaufen, seine Frau aber kam und bat um den neuen Blasebalg und um das eiserne Gerät. Ich aber sagte, sie sollte sich schämen, solches zu begehren und was der Teufel

* Der Herzog von Holstein ist Bischof von Lübeck. Der Hofprediger nennt ihn je nach Bedürfnis seinen Herzog und Bischof. Diese Doppelstellung des schwachen Herrn und sein Benehmen sind bezeichnend für die hilflose Lage der protestantischen Kirche.

in seiner Hand gehabt hätte, unter ihren Sachen zu dulden, worauf sie zu bitten aufhörte. Die Edelpagen aber und andere nahmen Feuer und verbrannten die Hütte und den Blasebalg und schmissen das Eisenwerk in ein tiefes Wasser. Es kamen aber einige Kaufleute von Hamburg gefahren, die dies mit ansahen und meine Rede mit anhörten. Es war eben in der Weihnachtszeit; deshalb nahm ich den Spruch: ‚Siehe eine Hütte Gottes bei den Menschen', und erklärte ihn in Kürze, sagte aber gleich in der Applikation: ‚Siehe eine Hütte des Teufels bei den Zernikawern. Dies ist der Ort, wo vormals der Abgott der Holsteiner, Zernebog, geehrt worden ist, der wollte sich jetzt wieder einnisteln, ist aber doch auf Befehl des Bischofs verstört worden.' Ich tat auch bei der Katechismuslehre, wohin der Herzog mit dem Hofstaat hinabzufahren pflegte, eine nachdrückliche Rede und sagte, daß der Dieb bei Hof sein müsse, auch wären einige Mutmaßungen, wer es sein müsse, vorhanden, der Dieb solle mir dieses Geld bringen, ich bezeuge hiermit vor Gott, daß ich ihn nicht verraten wolle. Der Dieb hat auch des Nachts das Gestohlene bei meinem Hause auf den Kirchhof niederlegen wollen, hat aber nicht gekonnt, weil der Kammerjunker seine Leute zur Nacht aufgestellt hatte, den Dieb zu fangen. So hat er selbst das Wiederkriegen verwehrt. Der Bischof aber war auf den Kammerjunker zornig, und dieser mußte vom Hof weichen. Zwar ließ er mir dräuen, ich hätte ihn in der Predigt beschimpft, weil ich sagte: sein Name, den der Schmied bei dem Aktus nennen muß, wäre dem Teufel in der Hölle bekannt, er möchte zusehen, daß er nicht ganz und gar hineinkäme. Ich aber habe nach seinem Dräuen nichts gefragt, sondern mich auf meinen Gott und mein Amt verlassen.

Es suchten aber die Höflinge gegen mich Bande zu machen; sie hielten es fast alle mit dem Hofmarschall, einem Mecklenburger. Der Marschall aber suchte allerhand Dinge gegen die Herzogin und gegen das Kammerfräulein Naundorfin hervor und bildete dem Herzog ein, daß die Herzogin alles täte, was die Naundorfin ihr riete; dadurch kriegte der Herzog einen Widerwillen gegen die Herzogin. Mittler-

weile hatten sie im trüben Wasser gut fischen. Weil ich aber nicht von ihren Banden war, so fragte mich der Hofmarschall auf öffentlichem Saal, mit welcher Partei ich's hielte, mit der großen oder mit der kleinen? Unter der großen Partei verstanden sie sich selbst. Ich antwortete, ich hielte es mit Gott und der Gerechtigkeit. Der Marschall sprach, man könnte mir wohl den Mantel kürzer machen. Als ich nun merkte, daß der Widerwillen des Herzogs gegen die Herzogin immer größer ward, ging ich zu dem Herzog und redete ihm beweglich zu, er sollte sich nicht von der Gemahlin so abwendig machen lassen, die solches wollten, suchten ihr eigenes Interesse. Der Herzog ging darauf mit mir zur Herzogin, und sie vertrugen sich in meiner Gegenwart, worauf ich sie gleichsam von neuem kopulierte. Der Bischof sagte, ich solle dies geheimhalten, er aber merkte von da auf die Intrigen des Hofmarschalls und sagte ihm den Dienst auf.

Es war auch eine böse Aktion, da sich ein Edelmann des hochfürstlichen Hofes von Plön mit einem Edelmann von unserm Hof entzweite und sie sich untereinander herausforderten. Sobald ich dies vernahm, ging ich zu meinem Beichtkind und hielt ihm vor, was das für eine unchristliche Sache wäre, sich also zu duellieren, da Christus uns auch geboten, die Feinde zu lieben. Als er mir nun sagte, er wolle zusehen, daß der Handel beigelegt würde, so war ich einigermaßen sicher. Da aber hörte ich des Morgens früh in der Dämmerung einen Haufen Pferde bei meinem Hause vorbeitraben, und mir fiel ein, daß der Teufel doch mit meinem Beichtkind sein Spiel haben wollte; ich stand auf, erweckte meinen Diener, und weil ich in geschwinder Eil keinen Wagen kriegen konnte, ging ich mit meinem Diener ihnen nach. Als ich eine Meile gegangen war, hörte ich von ferne einige Schüsse, die Losung, daß die beiden Parteien jede von ihrem Ort angekommen seien. Ich aber meinte, daß sie schon Kugeln wechselten, fiel auf meine Knie und bat Gott, er möchte sie doch bewahren, daß keiner den andern ermordete. Darauf lief ich weiter, den Pferdefußstapfen nach, die ich wohl sehen konnte, weil viele der holsteinischen Junker mit meinem Beichtkind gezogen waren. Und da ich sie noch

beiderseits vor dem Gefecht antraf, ging ich zu meinem Beichtkind hin und riet ihm von der bösen Aktion ab. Der Gegenpart aber meinte, daß mein Beichtkind mich dazu bestellt hätte, was ich mit teuken Worten verneinte; auch dem andern vom Plönischen Hof redete ich beweglich zu. Sie wollten sich aber nicht vertragen. Da sprach ich: ‚Nun, weil ihr nicht wollt, so gebe Gott ein solch Exempel, daß er euch beide samt den andern, die mit hierher zu dem Duell gekommen sind, vor aller Welt Augen in seinem Zorn hinnehme.' Doch im Herzen wünschte ich, sie möchten bewahrt bleiben. Da fügte Gott, daß die Sekundanten ihnen beiderseits zuredeten und sie sich untereinander vertrugen und einen Wagen kriegten, der mich wieder nach Hause führen mußte. Wer war froher als ich, der ich dem Teufel einen Braten entzogen hatte. Inzwischen war doch die holsteinische Noblesse in ihrem Herzen gar übel darauf zu sprechen und ließ sich bei meinem Herrn merken, daß er in Zukunft keinen ehrlichen Kavalier an seine Tafel bekommen würde. Auch mein Herr mar im Anfang übel auf mich zu sprechen, auch deshalb, weil ich ihnen zu Fuß nachgegangen war. So kam einer von den Hofjunkern, der mir sagte, daß der Herr sich über meine üble Konduite so geärgert hätte, daß er auf dem Bett läge. Ich antwortete, er würde nicht eher vom Lager aufstehen, bis er erkenne, daß ich nichts anderes getan, als was meine Hirtentreue erfordert hätte. Darauf ließ mich mein Herr zu sich fordern, dem ich vorhielt, daß die seine Tafel nicht zieren könnten, die sich gegen Christum setzten. Sei ich so wach und treu für einen Bedienten meines Herrn, wieviel mehr würde ich's für meinen Herrn selbst sein. Da ward der Herr, der wahrlich Gott fürchtete, besänftigt. Bald darauf besuchte unsern Hof der Herzog von Plön, dessen Vorwürfe wegen meiner Tat mein Herr gefürchtet hatte; dieser aber lobte mich, dagegen schalt er seinen Hofprediger, der den Duellanten so nahe gewesen, die Sache gewußt und doch keinen Fuß geregt hatte. Das gefiel meinem Herrn sehr wohl, und er ließ darauf ein sehr scharfes Edikt gegen alle Duelle publizieren.

Bisher war ich unverheiratet, wäre wohl auch so geblie-

ben, wenn nicht mein lieber Vater mich zur Heirat angemahnt hätte. Schon in Lübeck war mir eine vornehme Geschlechterin vorgeschlagen worden, die mir in ihrem vollen Schmuck entgegenkam und die mir der Vater gern gewünscht hätte. Aber sie war mir zu prächtig vorgekommen, und ich sagte, daß sich das schwerlich zu einem Geistlichen schicken würde. Wenn ich heiraten solle, wäre mir niemand besser, als das Fräulein von Merlau, die mir in meinem Amt gar nicht hinderlich sein würde. Ich scheute mich aber, sie deswegen anzusprechen, damit sie nicht meinen möchte, ich hätte deshalb in Frankfurt ihre Bekanntschaft gesucht. Aber jemand, der nach Frankfurt reisen wollte, übernahm es, ihr mündlich meine Werbung zu sagen. Meine Liebste aber wollte dem, welcher warb, nicht antworten, schrieb aber an mich, sie sei zwar durch kein Versprechen gehindert, habe aber noch keine Freiheit mir mit Ja zu antworten; sie schlug mir aber eine andere junge Doktorin in Frankfurt vor, die mehr Gaben habe als sie, und die sich für mich wohl schicken würde. Ich aber antwortete, entweder sie oder keine und schrieb zugleich an den Herrn Dr. Spener, er möchte sie doch dazu bereden, schrieb auch an ihren Herrn Vater, der mich kannte, weil ich einmal am Philippseckischen Hof, wo er Hofmeister war, vor seiner Herzogin gepredigt hatte. Er antwortete darauf: obgleich er nie gesinnt gewesen, seine Tochter einem zu geben, der nicht von Adel sei, so wüßte er doch nicht, wie es käme, daß er so beängstigt wäre, wenn er die Sache abschlagen wollte; er glaube deswegen, daß es Gottes Wille sei, wenn seine Tochter dem Superintendenten Petersen anvertraut würde. Deshalb überschriebe er hiermit sein väterliches Ja. Diesen Brief schickte mir meine liebe Johanna zu, und Dr. Spener gratulierte mir auch. Wer war fröhlicher als ich, der ich merkte, daß mein Gebet erhört worden. Denn ich hatte meinen Gott auf den Knien darum gebeten, er möchte die Heirat kräftiglich verhindern, wenn es sein Wille nicht wäre; wäre es aber sein Wille, so möchte er den Vater ängstigen, daß er nicht widerstehen könnte. Als ich nun die Worte in dem Brief des Vaters las, daß er so geängstigt würde, so merkte ich daran, daß es die wäre,

die mir Gott von Ewigkeit zugedacht hatte. So reiste ich fröhlich über Hamburg nach Frankfurt und ließ mich durch Herrn Dr. Spener aufbieten und darauf von ihm trauen.

Es ward aber 1685 mir und meiner Liebsten in wunderbarer Weise die heilige Offenbarung aufgeschlossen, welche Gott dem Apostel und Evangelisten Johannes durch seinen Engel in gewissen Visionibus und Bildern bedeuten lassen. Sonst hatte ich mich immer gefürchtet, solches Buch zu lesen, weil es gemeiniglich dafür gehalten wird, es wäre ein versiegeltes Buch, welches niemand verstehen könnte. Aber an gewissem Tage hat mein Gott mich mächtiglich beweget und getrieben, in solchem Buch zu lesen, und ohne mein Wissen hat meine Liebste an gleichem Tag und in gleicher Stunde denselben Trieb durch Gott empfunden und das Buch zu lesen angefangen, die gleichfalls nicht wußte, daß ich solchen Trieb empfangen. Als ich nun auf meine Studierstube hinaufging und mir einiges aufnotierte, da ich aus der Übereinstimmung des Propheten Daniel mit dem dreizehnten Kapitel der heiligen Offenbarung gefunden hatte, was das Tier und das kleine Horn wäre — siehe, da kam meine Liebste zu mir und erzählte mir, wie sie sich so ernsthaft vorgenommen, das heilige Buch zu lesen und was sie darin gefunden. Und das harmonierte mit dem meinigen, das ich ihr aufgeschrieben wies und das noch naß war. Da haben wir uns übereinander entsetzt und haben verabredet, wir wollten nach etwa vier Wochen miteinander konferieren, was wir weiter gefunden und bemerkt hätten. Aber wir konnten es nicht halten, wenn wir etwas Sonderliches und Wahrhaftes fanden, und es ergab sich, daß es immer genau dasselbe war, was sie und was ich fand. Darüber erfreuten wir uns sehr und dankten Gott kindlich, daß er uns beiderseits so mit seinem aufschließenden Geist gewaffnet hatte, die künftige Fata der Kirche zu erkennen und davon zu zeugen. Lange Zeit behielten wir es bei uns, bis wir mit dem Fräulein Rosamunda Juliana von der Asseburg bekannt wurden, welche in ihren Zeugnissen ebendavon gezeugt hatte, doch nicht nach Erforschung der Heiligen Schrift, sondern aus einer extraordinären Gnade von oben herab.

— Hierbei ist noch zu merken, was meiner Liebsten, als sie achtzehn Jahre alt war, begegnete, und was ich mit ihren Worten hierher setze: ‚Mir träumte, daß ich am Himmel mit großen goldenen Ziffern die Zahl 1685 sah; zu meiner Rechten sah ich einen Menschen, der deutete auf die Zahl und sprach zu mir: Siehe, zu der Zeit werden anfangen große Dinge zu geschehen, und dir soll etwas eröffnet werden.' Nun ist in diesem 1685sten Jahre die große Verfolgung in Frankreich gewesen, und mir ist in demselben Jahre das gesegnete Tausendjährige Reich in der Apokalypse eröffnet worden; mit meinem lieben Mann zugleich in einer Stunde, und ohne daß eines von dem andern wußte, hat unser beider Aufsatz darüber so zusammengestimmt, daß wir uns selbst darüber entsetzten. Wir sind deshalb unter uns göttlich überführt, daß das wahr sei, was wir in der Heiligen Schrift von dem Reich unseres Königs gefunden haben. Und wir haben später unsern Fund einfältig andern mitgeteilt und nichts danach gefragt, wenn ihm von Gelehrten und Ungelehrten widersprochen wurde."

So weit die Erzählung von Petersen. — Die ersten Jahre ihrer Ehe vergingen den Gatten in Frieden. Er hatte einst zufällig den rechten Daumen auf den Spruch gelegt: Sara soll einen Sohn haben; das Jahr darauf ward ihm die Freude, daß Johanna Eleonora einen Sohn zur Welt brachte, der zwar bei der Geburt sehr klein war, aber doch kurz darauf wunderbarerweise den Kopf aus seinem Bettchen in die Höhe hob und auch sonst erfreuliche Anzeichen gab, daß er etwas Ungewöhnliches, dem Herrn Wohlgefälliges werden würde. In der Tat wurde er später Königlich Preußischer Rat und konnte seine lieben Eltern schützen, als das Tausendjährige Reich ihr Leben sorgenvoll machte. Denn leider war ihnen nicht vergönnt, das große Licht, welches ihnen beiden zugleich angezündet worden war, unter dem Scheffel zu halten. Es wäre für ihr irdisches Behagen besser gewesen.

Was das Ehepaar aus der Offenbarung herausgelesen hatte, vermittels Kombination zahlreicher Bibelstellen, bei denen sie durch fleißiges Gebet und Erleuchtung gestützt

wurden, war allerdings ein wenig seltsam, aber im Grunde sehr gutmütig. Das Tausendjährige Reich sei nicht bereits dagewesen, sondern stehe noch bevor, es werde mit einer Wiederkehr Christi in nicht ferner Zeit beginnen; bei dieser Gelegenheit werde ein Teil der Toten auferstehen, von da solle in großen tausendjährigen Phasen das ganze Menschengeschlecht, Lebendiges und Totes, zur Seligkeit kommen, die Reformierten und Lutheraner sollten vereinigt, alle Juden und Heiden bekehrt, dann alle, auch die ärgsten armen Sünder aus der Hölle erlöst, zu allerletzt den Teufel selbst aus seinem elenden Zustand herausgebracht und durch Reue und Buße wieder in einen Engel verwandelt werden, dieser alte Bösewicht allerdings erst nach fünfzigtausend Jahren; von da ab sollte unaufhörliche Seligkeit, nur Liebe, Freude und Herzensgüte sein. — Sie waren merkwürdigerweise geneigt, anzunehmen, daß die Zeit von 1739—1740 zum Anfang der Herrlichkeit bestimmt sei.

Es war viel Menschenfreundlichkeit in dieser Überzeugung, sie hatte kaum weniger Berechtigung, als manche andere Erklärungen des Schrifttextes, welche in den Kirchen durch Jahrhunderte fortgeschleppt worden sind. Denn bei der Methode, eine Schriftstelle aus der andern zu erklären, welche bis in die neue Zeit von unserer Theologie ertragen werden mußte, war es beinahe zufällig, worauf eine umherspürende Seele verfiel. Seit Luther den alten Zwang der Kirche gesprengt hatte, bis zu der Zeit, in welcher deutsche Gelehrte die Bibel allen Gesetzen der wissenschaftlichen Kritik unterwarfen, war in der Tat nicht das Wort der Schrift, sondern der gemeine gesunde Menschenverstand der letzte Regulator der protestantischen Lehre; nur ein maßvoller Sinn, der sicher und unbefangen die Bedürfnisse seiner Zeit empfand und vorsichtig vermied, auf dunklen Stellen zu verweilen, konnte vor arger Abgeschmacktheit geschützt bleiben. Mann und Frau Petersen besaßen nur ein wenig mehr Eifer und ein wenig mehr behagliche Eitelkeit, als vorteilhaft war. Bald sollten sie darunter leiden.

Im Jahre 1688 nahm Petersen einen Ruf als Superintendent nach Lüneburg an; die Gatten betrachteten es als

eine Schickung des Herrn, daß er dorthin gerufen wurde, weil er einmal auf der Durchreise eine schöne Predigt gehalten und sehr gefallen hatte. Aber in Lüneburg fand er mehrere orthodoxe Gegner, welche ihn ärgerten und reizten und einiges von dem Tausendjährigen Reich, was ihm entschlüpft war, aufmutzten. Ferner aber schadete den Gatten die Bekanntschaft des Fräulein Rosamunda von der Asseburg, deren starke Erweckung und nervöse Exaltation großes Aufsehen machte. Das zarte und unschuldige Wesen des Mädchens fesselte die beiden Petersens, sie nahmen die Göttlichkeit ihrer Offenbarungen in Schutz und vertraten sie in der Presse, zumal das liebe Mädchen ganz dasselbe von der bereits erwähnten Wiederkehr des Lammes offenbarte, was ihnen selbst aufgeschlossen war. Die Privaterbauungen, welche sie mit dem kranken Fräulein hielten, erregten bei den Weltgesinnten ihrer Stadt großen Anstoß und wurden bösartig verleumdet. Als Petersen nun vollends einmal auf der Elbe in Wassernot geriet, da erschien er sich wie der Prophet Jonas, der von dem Herrn in einen Walfisch gesteckt wurde, weil er das Geheimnis des Wortes nicht verkündigen wollte; er gelobte in der Todesgefahr, sein großes Geheimnis fortan nicht mehr der Welt zu verhüllen. Und er hielt redlich Wort. Das Tausendjährige Reich und die Wiederkehr des Lammes brachen jetzt unaufhaltsam in seinen Predigten hervor. Die Zuhörer erstaunten, seine Gegner denunzierten, er wurde 1692 vom Amt entfernt. Die Gatten trugen auch dieses Unglück mit Liebe und Gottvertrauen.

Von da verlief ihr Leben in Umherreisen und Schriftstellerei, in Besuchen Gleichgesinnter und unaufhörlichen Händeln mit Orthodoxen. Sie wurden der Menge berüchtigte Personen, an welche sich Verleumdung und widerwärtiger Klatsch hing, sie beschieden sich, ihre Namen auf Reisen in der Regel geheimzuhalten. Niemals aber fehlte es ihnen an warmen Gönnern und Freunden. In den Fürstenschlössern, den Häusern des Landadels, bei Stadtbehörden und in den Stuben der Handwerker fanden sie Bewunderer. Vor andern wurde der Kammergerichtspräsident Kniphausen

in Berlin ihr Schützer, er wirkte noch im Jahre der Absetzung eine Pension des Berliner Hofes aus und räumte ihnen eine Wohnung in Magdeburg ein; auch andere Gönner sandten Geld und gewährten Fürsprache, so daß die Gatten imstande waren, sich im Magdeburgischen ein kleines Landgut zu kaufen. Allerdings wurden sie auch dort durch die Bauern und den Ortspfarrer und durch Beschwerden und Denunziationen in Berlin geärgert, aber die Königin selbst unterhielt sich mit dem Verkünder einer Offenbarung, die so hoffnungsvoll war, und freute sich, daß er zuletzt allen Argen die Seligkeit gönnen wollte. So blieb er ungefährdet. Zuweilen freilich waren die arglosen Verkünder einer bevorstehenden Herrlichkeit in Gefahr, von Wölfen im Lammpelz betrogen zu werden. Denn unter den umherreisenden Frommen waren auch viele Betrüger. Da kamen fechtende Studenten, behaupteten, auch sie wären Pietisten und forderten eine Unterstützung; ein Abenteurer begehrte Unterricht, weil er gehört hatte, daß jeder, der sich bekehren lasse, zehn Taler erhalte. Zuletzt kam gar ein falscher Oberst und schlich sich in Abwesenheit des Mannes unter dem Zeichen des Lammes bei der Frau Doktorin ein, welche wahrscheinlich durch eine unvertilgbare Erinnerung an ihren „weltlichen Adelstand“ besonders wohlwollend gegen die distinguierten Gläubigen gestimmt wurde, und der Mann kehrte gerade noch zu rechter Zeit heim, um zu verhindern, daß der fremde Betrüger seiner arglosen Frau eine Vollmacht abschwatzte. Auf einer Reise nach Nürnberg wurden die Gatten in den Pegnitzer Blumenorden aufgenommen, er als Petrophilus, sie als Phöbe. Solche Erfolge trösteten über den Schwall von Flugschriften, der gegen sie aufrauschte. Treuherzig klagte Petersen, daß jeder sich im Kampfe gegen ihn als orthodox erweisen und zum Doktor der Theologie machen wollte; resigniert trug er auch, wenn selbst die Frommen sich an seine Lehre von der Siebenten Posaune stießen oder wenn sie ihm einen Vorwurf daraus machten, daß er bei Gelegenheit einmal den alten Professor der Poesie herauskehrte und in lateinischen Versen, welche ihm wie Wasser flossen, die Krönung Friedrichs I. von

Preußen und andere weltliche Ereignisse besang. Die letzten Jahre ihres Lebens wohnten die Gatten in der frommen Gegend von Zerbst zu Thymern, wo sie ein Gut erworben hatten, weil der frühere Besitz zu Nieder-Dodeleben ihnen zu unruhig und die Bauern zu aufsässig geworden waren. Im Jahre 1718 half Petersen noch, den Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz, den der Jesuit Schmeltzer katholisch gemacht, durch siegreiche Disputationen wieder evangelisch herstellen. Sie starben in hohen Jahren kurz hintereinander: sie 1724, er 1727.

Es war ihnen nicht beschieden, im Jahre 1740 durch den Schall der Siebenten Posaune auferweckt zu werden, man hörte damals vielmehr den Klang preußischer Trompeten, welche die Thronbesteigung und den ersten Krieg Friedrichs II. anzeigten. Aber in der neuen durchaus nicht himmlischen Zeit, welche diese Fanfaren anmeldeten, sind doch bereits einige von den Prophezeiungen der beiden „Enthusiasten" in Erfüllung gegangen, die Union der protestantischen Kirche Einfügung der Juden in die christliche Bildung, ja sogar die Beseitigung des unmoralischen Widersachers, welcher damals in Zernikaw am neuen Blasebalg so arg geheult hatte. Ludwig Zinzendorf aber widmete der Frau Doktor Petersen bei ihrem Eingang in die Freuden des Himmels ein herzliches Gedicht, in welchem er für sie und sich selbst folgendes Zeugnis ablegte:

Von ihren Meinungen, die sonderlich gewesen,
Hab' ich bis diesen Tag noch keinen Satz gelesen.
Was aber bauet ihr ein Denkmal bei uns auf?
Ihr eingekehrter Mensch in sanft- und stillem Geiste,
Damit sie unverrückt die Jesus-Liebe preiste,
Ihr vor der ganzen Welt untadelhafter Lauf.

Seit Spener nach Berlin versetzt war, wurde die Universität Halle der wissenschaftliche Mittelpunkt des Pietismus, dort leitete der leidenschaftliche Francke mit seinen Gefährten Breithaupt und Anton das theologische Leben. Dort wurde die Jugend systematisch zu dem Glauben der Pietät herangezogen; ungeheuer war der Zulauf, nur Luther hatte

zu Wittenberg mehr Studenten um sich gesammelt. Freilich wurden zu Halle sofort die Gefahren der neuen Richtung handgreiflich, die Kollegien erhielten den Charakter von Erbauungsstunden, die Erweckung wurde zur Hauptsache, das emsige, geduldige Arbeiten in menschlicher Wissenschaft erschien fast überflüssig, nicht nur die Streitpunkte der Orthodoxen, auch die Dogmen der Kirche wurden von vielen mit Gleichgültigkeit und Verachtung behandelt. Die massenhaften Gebete und geistlichen Übungen führten zur Überspanntheit, statt der zügellosen Burschen, welche die Hieber an den Steinen gewetzt und ungeheure Gläser Bier florikos oder haustikos — in einem Guß oder in Schlucken — getrunken hatten, schlichen oder hüpften jetzt bleiche Gesellen durch die Straßen der Stadt, in sich gekehrt, mit heftigen Handbewegungen, mit lauten Ausrufen. Alle Gläubigen jubelten über die wundervollen Offenbarungen göttlicher Gnade, die Gegner klagten über die zunehmende Melancholie, über Geistesstörungen und Verrücktheiten der schlimmsten Art. Vergebens warnte der gemäßigte Spener.

Von Halle verbreitete sich der Pietismus über die andern Universitäten, am längsten widerstanden Wittenberg und Rostock, durch Jahrzehnte die letzten Bollwerke der Orthodoxie. Auch an den Höfen gewann der Glaube Einfluß, er drang in die Regierungen und erfüllte nach 1700 die Landeskirchen der meisten deutschen Territorien. Und nicht auf Deutschland blieb seine Herrschaft beschränkt, ein lebhafter Verkehr mit den Frommen in Dänemark, Schweden, dem slawischen Osten trug dazu bei, die innige Verbindung dieser Länder mit dem geistigen Leben Deutschlands zu unterhalten, welche bis zum Ende des Jahrhunderts gedauert hat. Selbst die orthodoxen Gegner wurden, ohne es zu wissen, durch die Pietät umgeformt, das alte scholastische Gezänk verstummte, mit größerer Würde und besserer Gelehrsamkeit suchten sie ihren Standpunkt zu verteidigen.

Unterdes wurden in dem Glauben der Pietät die Schäden größer, das Verderben auffälliger. Seit jener Prozeß der geistlichen Erweckung ein geheimnisvoller Akt im Menschenleben geworden war, auf den die ganze Seele sich krankhaft

spannte, sollte von ihm die Aufnahme in die Gemeinschaft der Frommen, alles Glück der Seligkeit abhängen. Wer durch einen besonderen Gnadenakt Gottes zur Erweckung durchgebrochen war, der lebte als Wiedergeborener im Stande der Gnade, ihm wurde von dem Herrn der Welt die Seele versiegelt gegen alle Sünde, er atmete in einer reineren Gottesluft, der Gnade des Lammes sicher, schon hier von der Sünde gelöst. Da wurde es dem Gebildeten, der jemals in das ironische Antlitz des Thomasius geblickt oder etwas von dem Menschenverstand der nüchternen deutschen Rede Wolffs in sich aufgenommen hatte, immer schwerer, diesen Gemütsprozeß in sich durchzumachen. Nicht allen gewissenhaften Männern glückte es damit so gut wie dem Juristen Johann Jacob Moser; kläglich und erschütternd sind die Nachrichten, welche uns von dem Ringen einzelner überliefert sind, von der Qual und Selbstpeinigung, in welcher sich Körper und Seele fruchtlos aufrieben. Bei den Schwächeren machte sich jede Art von Selbsttäuschung und unfreies Nachsprechen anderer breit. Und nicht weniger die Heuchelei. Bald erschien es sehr zweifelhaft, ob der Wiedergeborene ein Schwärmer oder ein Betrüger sei, zuverlässig war er oft beides zugleich.

Seit der Pietismus die Gunst der Vornehmen und die Herrschaft gewonnen hatte, war er aber auch ein lohnendes Geschäft, eine Modesache, ein Hilfsmittel für sehr weltliche Zwecke. Häufig waren solche, welche die heiligsten Offenbarungen empfingen, zarte, schwächliche Naturen, denen man ernste Dienste, welche zur menschlichen Ordnung gehörten, gar nicht zumuten konnte; sie gewöhnten sich auf Kosten ihrer Gönner zu leben. Der Handwerker drängte sich in die Gesellschaft Vornehmer, um sein Fortkommen zu sichern, und zu den Erbauungsstunden großer Herren, welche am liebsten nicht in den Schloßkirchen, sondern in besonders eingerichteten Gemächern gehalten wurden, eilte bußfertig, wer irgend Protektion begehrte. Seufzen, Stöhnen, die Hände ringen, von Erleuchtung schwatzen wurde bald hier, bald dort die einträglichste Spekulation. An den erweckten Geistlichen, welche die Seele schwacher Landesherren in

Händen hatten, wurden alle Fehler, welche herrschsüchtigen Günstlingen eigen sind, bemerkt: Hochmut und niederer Eigennutz. Bald kam auch die Sittlichkeit vieler in üblen Geruch, und wenn irgendwo nach dem Tode eines devoten Landesherrn eine Gesellschaft herrschlustiger Frommer ausgetrieben wurde, so erregte das eine allgemeine Schadenfreude.

Aber es war für die Berater vornehmer Gewissen auch aus anderen Gründen eine angenehme Sache, durch ihre Wiedergeburt und Versiegelung Fürstinnen und Edelfrauen zur Andacht hinzureißen. Es schmeichelte ihrem Stolz, dieselben mit frommer Vertraulichkeit zu behandeln, ihnen jede Stunde des Lebens zu beherrschen. Schon um 1700 wird geklagt, daß wiedergeborene Seelsorger im Schlafrock ohne Rock und Kamisol unter den vornehmen Frauen umhergehen und sehr bereit sind, die Hände zu drücken, zu duzen und zu küssen. Zumal Frauen von Stand wurden durch diese Verbindung mit Frommen zuweilen aus dem Geleise ihres Lebens gerissen: eine Gräfin von Leiningen-Westerburg heiratete um 1700 den Pastor Bierbrauer, vier Gräfinnen von Wittgenstein verbanden sich ebenso, nicht ohne ärgerliche Zwischenfälle mit frommen Separatisten, mit bürgerlichen „Canaillen und Knipperdollings", wie ihr empörter Bruder sie nannte*. In denselben Jahren flohen fünf Fräulein von Kallenberg aus Kassel zu der erweckten Eva von Buttlar, welche früher als Hofdame sehr weltlich gelebt hatte und jetzt in anstößiger Verbindung mit einigen Separatisten durch das Land zog, sich mit zweien ihrer Begleiter als Joseph, Maria und Jesus verehren ließ und in ihren Konventikeln arge Unsittlichkeit großzog; ihre „Rotte" vermochte sich, durch die Obrigkeiten verfolgt, nirgends zu halten.

Immer mehr nahm das Konventikelwesen überhand, neben maßlosen und verschrobenen zogen sich auch feiner

* Die skandalösen Vorfälle, welche schon Thomasius mit großem Behagen dargelegt hatte, sind in dem fleißigen Werke: Max Göbel, Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westfälischen evangelischen Kirche, II, 2. und 3. Abteil., ausführlich nach den Quellen dargestellt.

organisierte Seelen mit höheren sittlichen Ansprüchen aus der Kirche.

So geschah es, daß sich von allen Seiten die Opposition gegen den Pietismus erhob, Orthodoxe, Weltkinder und Gelehrte, zuletzt der gesunde Menschenverstand des Volkes. Wie sich das Urteil der Besonnenen gegen ihn in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stellte, soll hier noch an einem kurzen Beispiel gezeigt werden.

In seinen Jugenderinnerungen erzählt der würdige Semler, von welchem später ausführlich die Rede sein wird, das traurige Geschick seines Bruders Ernst Johann, der von der Universität Jena aus dem erweckten Kreise des Magisters Brumhardt und des Professors Buddeus tief zerrüttet ins elterliche Haus zurückkehrte. Die Stelle gibt eine so gute Einsicht in die Periode des untergehenden Pietismus, daß sie hier mit wenigen Verkürzungen mitgeteilt werden soll.

„Mein Bruder war zur Rechtschaffenheit so sehr gewöhnt worden, daß er sie auch gegen sich selbst unverbrüchlich in acht nahm. So leicht es also vielen Brüdern wurde, den Tag und die Stunde der Versiegelung anzugeben, von wo an sie in lauter geistlicher, himmlischer Fröhlichkeit zu leben alle Ursache hatten und in den Rang der Kinder Gottes, die zum Durchbruch gekommen waren, erhoben wurden: sowenig konnte mein Bruder dieses Nachsprechen und geistliche Lügen sich verzeihen; es traf nichts bei ihm ein, was andere so leicht und so unzähligemal daherredeten. Er geriet also über die Größe seiner Sünden, die ihn allein daran hinderten, in eine ungemessene Traurigkeit; er betete nicht nur, er winselte halbe Nächte vor dem Heiland, und es fand sich keine Veränderung in seinem Bewußtsein. Er aß selten Fleisch, kein Weißbrot oder Semmel; er hielt sich ganz unwert seines Daseins. Alle Nächte, wenn ich eingeschlafen war, stahl er sich heimlich aus dem Bett, schlich sich in die anstoßende kleine Bücherkammer, kniete oder lag ganz auf der Erde und verlor im Affekt nach und nach die Vorsichtigkeit, sachte und leise zu reden; sein helles Winseln und Jammern weckte mich auf. Ich suchte ihn, und sowenig ich mir

zutrauen konnte, als ein wenig bekehrter Schüler großen Eingang zu finden, so sagte ich ihm doch zuweilen solche schönen Zeilen und Verse, auch wohl griechisch und hebräisch vor, daß er mich oft umarmte und seufzete: ‚Ach, wenn das mich anginge!' Ich erwiderte zuweilen hastig, was dies für Verkehrung eines Menschen statt Bekehrung sei, wie dieser Weg unmöglich richtig und wahr sein könnte, worauf man allen Absichten Gottes entgegen handelte und eine absolut unnütze, recht anstößige Kreatur aus sich selbst machte. ‚Ja', sagte er, ‚das bin ich und kann es noch nicht genug erkennen.' Ich sprach mit meiner Mutter; die weinte über ihren Sohn, der nun unsere Stütze sein könnte, wenn ihn nicht solche unwahre Einbildungen verdorben hätten. Mein Vater mißbilligte dies alles noch ernsthafter und holte aus der Dogmatik und Polemik so weit aus, daß ich es wohl verstand, wofür er diese neuen Seelenanstalten hielt. Indes mußte er sich in acht nehmen, denn der ganze Hof war für diese Partei; viele waren gewiß sehr gutmeinende Christen, aber es waren auch ganz unleugbare Müßiggänger und bekannte Abenteurer, die in diese Anstalten eintraten und ihre gute, sehr bequeme Lebensart leicht fanden. Alle Beweise von ihrem Leben im Fleisch — welche Beweise gar nicht selten oder unkenntlich waren —, halfen nichts; wer konnte hier hindurchdringen! Hier und da hatte ein solcher Bekehrter mit seiner Magd in Schande gelebt; es wurde nicht untersucht, es war Kalumnie, und man setzte ihn zur Not woanders hin, wenn seine Bauern hierin zu altlutherisch blieben. Mein Bruder gab nach und nach zu verstehen, daß auch mein Vater den engen Weg noch nicht selbst gegangen sei, es war ihm also nicht zu helfen. Man lief sogar im Wind herum Tag und Nacht, so daß die Andacht im Mondenlicht, welche jetzt manche wieder anempfehlen, nichts Neues ist; man sang die neuen Liederchen miteinander; der Herzog gab freilich oft den Konversationswagen dazu her nebst der leiblichen Bewirtung; ja er war oft selbst der Kutscher, um etliche fromme Schusterweiber, die viel Glaubenskraft hatten, um des Heilandes willen öffentlich zu ehren. Ich übertreibe die Sache so wenig, daß ich hier noch nicht alles sage.

Es kam die Zeit der jährlichen Wallfahrten, denn auch diese alte Kunst hatte man aus den Zeiten und Anstalten der Mönche beibehalten; an manchen Orten sollte die Gnade des Heilands ganz reichlich und fast sichtbar wohnen, da wallfahrteten Brüder und Schwestern hin, in der Tat wider Christi Grundsatz, daß weder Jerusalem noch Samaria den Gnadenort enthalte. Er brachten wenigstens viele ihre Zehrung mit. Mein Bruder reiste gewiß nicht ohne Geld nach Ebersdorf und brachte nichts zurück, vielmehr hatte er dem und jenem Bruder zum Andenken dies oder jenes Büchelchen abgekauft. Die Schwärmerei hatte wirklich Absichten, die ins Große gingen, ob sie gleich nachher die Sache wieder ins Gemäßigte setzten, weil die philadelphischen Rechnungen nicht eintrafen. Während einer solchen frommen Reise meines Bruders starb meine Mutter, eine Frau, deren Andenken ich vor Gott täglich segne. Mein Bruder fand sie eben im Sarg, als er wiederkam; er fühlte allen Schmerz eines Sohnes, legte sich lang auf ihr Gesicht und rief laut: ‚Ach, wäre ich unnützer Mensch an meiner Mutter Stelle gestorben!' Nun hatten wir alle einigen Zugang zu seinem Herzen, diese Reise zu Fuß hatte die Hypochondrie sehr geschwächet; das dortige Zureden der Brüder hatte einige Vorstellungen herbeigerufen, die er selbst sich nicht erwerben konnte, er war ziemlich beruhigt oder fing an zu glauben. Wir stellten ihm vor, er müsse doch auch den Menschen mit seinen noch kleinen Gaben dienen; er nahm zuerst eine Stelle an als Präzeptor in dem kleinen Waisenhause, und nachher bei einem Herrn von Dieskau, der auf dem sogenannten Schlößchen wohnte, in der allerschönsten Gegend, die man sich wählen kann. Auf der Stadtmauer steht der eine Teil dieses alten Schlosses; unter der Mauer ist noch ein schmaler Fußsteig, den angepflanzte Hecken für das Ausglitschen beschützen; aber gerade unter diesen Bruchstücken eines Felsen fließet die Saale, zuweilen sehr groß und breit, stets aber voll genug, daß Flöße und Kähne gebraucht werden können; vom Schlosse aus trug das Auge in einem halben Zirkel auf lauter Wald und Berge. Hier hätte sich mein Bruder vielleicht erholen können; aber er lebte nicht lange mehr."

So weit der Bericht Semlers. Er selbst wurde später von der herrschenden Gemütsrichtung angesteckt, auch er rang noch als Knabe nach der Erweckung, aber das kräftigere Gefüge seines Geistes machte ihm die Heilung möglich.

Auch die Zeit half dazu.

Denn dieser frommen Richtung wurde das Jahr 1740 verhängnisvoll. Der neue König von Preußen war den Pietisten ebenso abhold, als sein Vater ihnen geneigt gewesen war. In seinen Landen wurde zuerst mit Bewußtsein und Energie das neue wissenschaftliche Leben der alten Gefühlsseligkeit gegenübergesetzt. Fast gleichzeitig verloren die Frommen an mehreren sächsischen Höfen die Herrschaft; die Zeit der Aufklärung begann, das beste Leben der Nation ging seitdem in andern Bahnen, die Stillen im Land erhielten sich nur als isolierte Gemeinden. — Auch die Brüdergemeinden des Grafen Zinzendorf entwickelten zwar durch längere Zeit eine achtenswerte Missionstätigkeit in fremden Ländern, sie blieben aber ohne Einfluß auf die Strömung des deutschen Lebens, welche jetzt tiefer und kräftiger dahinflutete.

Der Pietismus hatte eine Anzahl einzelner zusammengeschlossen, er hatte die Individuen aus dem Leben der Familien herausgehoben, in den Seelen die Sehnsucht nach einem stärkern Inhalt gesteigert; er hatte neue Formen des Verkehrs eingeführt, hier und da den starken Unterschied der Stände durchbrochen, er hatte in der ganzen Nation größern Ernst, äußerliche Zucht gefördert; aber den nationalen Zusammenhang der Deutschen hatte er nicht gekräftigt. Wer sich ihm eifrig hingab, gerade der war in der größten Gefahr, sich mit Gleichgesinnten aus der großen Strömung des Lebens zurückzuziehen und aus der Einsamkeit wie ein Schiffbrüchiger von seiner Insel auf die große Wasserwüste hinabzusehen, die ihn umgab.

Auch die neue Wissenschaft schuf zunächst nur einzelne Gelehrte; dann eine freie Bildung, darauf das Bewußtsein nationaler Einheit in einem Volk, welches für seine Selbständigkeit zu kämpfen und zu sterben, endlich auch zu leben wagte.

Der Wasunger Krieg

(1747)

Mit Blut und Kanonendonner begann das große Jahrhundert der Aufklärung. Der Spanische Erbfolgekrieg tobte an der Westgrenze, in dem zerrissenen Reich kämpften Bayern und Köln unter Reichsacht im Bunde mit Ludwig XIV. gegen das Haus Habsburg.

Ohnmächtig war die Reichsverfassung geworden, ein Spott des Auslandes; bald kam die Zeit, wo der Deutsche sich fragte, wie das Reich doch noch immer zusammenhalte. Im Osten standen die Hohenzollern bereits mächtig neben den Habsburgern, auch die Hohenzollern seit dem Beginn des Jahrhunderts Könige außerhalb des Reiches, das Kurhaus Sachsen kurz vorher im unsicheren Besitz der polnischen Wahlkrone.

Noch brannten die Scheiterhaufen über verurteilten Hexen, noch haderten die Geistlichen der drei Konfessionen in unerquicklichem Streit, noch lag auf den Massen die Intoleranz der Kirche, der Druck der Armseligkeit, der Mangel an großen politischen Interessen, die Kläglichkeit der kleinen Souveräne und ihrer Höfe.

Immer schroffer wurde die Trennung der Stände. Der Edelmann, welcher nicht auf seinem Gut „verbauern“ wollte, regierte zuweilen als Beamter seines Fürsten in den Städten, oder er suchte eine Offizierstelle, oft noch in fremden Heeren; am liebsten zog er sich an den Hof, wo er mit seinem Gebieter tafelte, jagte, und in der Aufregung kleiner Intrigen und dem Zeremoniell des Hofdienstes nicht weiser und nicht mannhafter wurde. Der Begriff von Hoffähigkeit und von den höfischen Rechten des Adels wurde immer einflußreicher. Noch waren zuweilen die bürgerlichen Rechtsgelehrten des Landesherrn seine Vertreter auch gegen einen andern Staat, aber doch nur aus Not, weil im Adel die geschulten Kräfte fehlten. Die Person des Landesherrn war von der ersten Jugend an vom Hofadel umgeben, dem nur zuweilen noch der Geistliche oder ein bürgerlicher Erzieher gegenüberstand. Die Etikette erlaubte dem Fürsten nur in einzelnen Fällen, in bestimmten Formen, mit dem Bürgerlichen zu verkehren. Es kam vor, daß ein guter Landesvater sich in einen Privatmann maskierte, in eine entlegene Stube zurückzog, einen alten Schlafrock anzog und eine Pfeife in den Mund nahm, um mit seinen Bürgern direkt verkehren zu können und aus ihrem eigenen Mund ihre Wünsche zu hören. Während solcher Stunden war seine fürstliche Würde gewissermaßen suspendiert; trat er aus dem Zimmer heraus, so umgab ihn der Bann des Hofes.

Und doch fanden gerade in dieser Zeit zahlreiche Mesalliancen statt. Noch durchbrach bei vielen vom hohen Adel eine wilde Natur den Zwang des Hofbrauches, und mehr als einmal wurden bürgerlichen Mädchen der zweifelhafte Vorzug, zur angefeindeten Gemahlin eines Fürsten aus altem Geschlecht zu werden. Selten erhielt die Frau durch den Kaiser die Rechte der Ebenbürtigkeit, in der Regel wurde die Ehe morganatisch geschlossen, den Kindern die Sukzession versagt.

Zu den deutschen Fürsten, deren Leben durch eine solche Verbindung aus dem Geleis gebracht wurde, gehört Anton Ulrich, Herzog von Sachsen-Meiningen. Geboren 1687, der jüngste von drei Brüdern, wurde er nach dem alten Brauch seines Hauses Mitregent des Landes in der Art, daß der älteste Bruder die höchsten Regierungsrechte ausübte, die jüngeren aber einen Anteil an den Landesrevenüen erhielten. Als junger Prinz hatte er Reisen gemacht, im Erbfolgekrieg durch einige Kampagnen als kaiserlicher Offizier gedient, beim Frieden von Rastatt war er als Generalmajor von der Armee geschieden. Ein feuriger Jüngling, höflich und gewandt, leutselig, wie jüngeren Prinzen ziemt, nicht ohne einige geistige Interessen — er hat, der herrschenden

Mode folgend, eifrig Kunstsachen und Naturmerkwürdigkeiten gesammelt — von lebhaftem Geist, ritterlicher Haltung, war er der Liebling des Landes, das er nur dem Namen nach beherrschte. Was ihn erfüllte trieb er eigenwillig, rücksichtslos, mit einer eisernen Ausdauer, die ihn wohl zu Großem gebracht hätte. Da wurde sein Geschick, daß er Philippine Cesar, die Tochter eines hessischen Hauptmanns, Kammerfrau seiner Schwester, der Äbtissin von Gandersheim, liebgewann; er führte sie nach Holland und ließ sich mit ihr trauen.

Mehrere Jahre verhüllte er seine Ehe mit Geheimnis. Sein Leben wurde unstet, seine Gemahlin hatte er in Amsterdam geborgen, die Diener hatten strengen Befehl, seinen Wohnort zu verbergen, Briefe von Haus empfing er auf Umwegen, er selbst fuhr nur ab und zu in das Land seiner Väter. Als ihm aber seine Gemahlin immer werter wurde und einige Söhne geboren hatte, da erwachte die Hartnäckigkeit seiner Natur: er offenbarte seine Vermählung und verlangte von der Familie die Anerkennung der Ehe, die Sukzession für seine Kinder.

Jetzt brach der Unwille seines stolzen Hauses aus. Die Anerkennung wurde verweigert. Nach Ansicht der deutschen Höfe war eine solche Ehe allerdings eine Monstrosität, aber es war immerhin zweifelhaft, ob die Bestimmungen des Lehnrechts genügten, gerade diese Ehe für ungültig zu erklären. Deshalb traten sämtliche Herzöge von Sachsen 1717 zusammen und beschlossen, daß alle nicht ebenbürtigen Verbindungen in ihrem Hause nur als morganatische Ehen angesehen und den Kindern daraus niemals Sukzessionsrechte eingeräumt werden sollten*.

Anton Ulrich blieb fest. Er sollizierte am kaiserlichen Hof und kämpfte unermüdlich gegen die Räte des Landes, welche den großen Zwist benutzten, auch die Revenüen des Herzogs zu verkürzen. Aber durch schmale Kost war seine Natur nicht

* Es galt als besonders anstößig, daß eine ältere Schwester der Gemahlin Anton Ulrichs gerade in Meiningen an den herzoglichen Kapellmeister verheiratet war.

zu beugen. Als 1722 der letzte Lehnsträger des Altensteins, ein Hund von Wenckheim, auf den Tod lag und die Kommissäre der Regierung schon um das Sterbebett standen, das erledigte Lehen in Besitz zu nehmen, da ritt plötzlich Anton Ulrich in den Schloßhof, trat trotz dem Protest der Räte, die doch auch seine Diener waren, in das Zimmer des Sterbenden, sang das Abendlied und die Bußgesänge mit und übernachtete mit Gewehr und Pistolen im Schlosse. Sobald der Vasall die Augen zugedrückt hatte, trat er bewaffnet in das Totenzimmer und nahm nach altem Brauch Besitz von dem erledigten Lehen, indem er sich in einen rotsamtenen Lehnstuhl mit den Worten niedersetzte: „Hiermit ergreife ich Possession für meinen dritten Teil, unbeschadet der zwei Dritteile meiner Herren Gebrüder.“ Da rief er seine Begleiter zu Zeugen, rückte kräftig, wie der Brauch vorschrieb, mit der Hand an dem Tisch, dem Symbol der beweglichen Habe, daß das Gießbecken umschlug, und ließ einen Span aus der Tür des Sterbezimmers und des Gastzimmers ausschneiden. Darauf nahm er die Anwesenden, welche sich nicht durch Flucht entzogen hatten, in Pflicht, ritt aus dem Schlosse, schnitt Splitter aus dem Eichwald und Rasenstücke aus den Wiesen als ferneres Zeichen der Besitzergreifung und kehrte nach Meiningen zurück. Als er aber wiederkam, fand er das Burgtor verschlossen und mit Grenadieren besetzt; seine Drohungen und Protestationen hatten keinen Erfolg.

Damals hatte er den Wunsch gehabt, mit Gemahlin und Kindern ein friedliches Leben in einem eigenen Besitztum der Heimat zu führen. Es sollte ihm so gut nicht werden. Seine Brüder brachten ein Konklusum des Reichshofrats aus, nach welchem er Frau und Kinder gar nicht in das Land seiner Väter führen, und wenn er es wagte, für diese niemals den fürstlichen Titel usurpieren sollte. Er aber zog jetzt selbst nach Wien und bewirkte dort durch große Geldsummen und durch seine Kriegsbekanntschaften — der spanische Minister Marquis de Perlas war sein Beistand — daß Kaiser Karl VI. Frau Philippine in den Fürstenstand des Heiligen Römischen Reiches erhob, ihre Söhne und Töchter aber zu Herzogen und Herzoginnen zu Sachsen mit

allen Fähigkeiten und Gerechtigkeiten also auch der Erbfolge.

Dagegen aber erhob sich wieder das ganze Haus Sachsen und die durch Erbverträge interessierten Hohenzollern und Hessen. Zunächst jedoch war Anton Ulrich Sieger. Sein ältester Bruder starb, der zweite war ein schwacher Mann. So wurde er im Jahre 1729 wirklicher Mitregent des Landes; da führte er seine Gemahlin und seinen ältesten Sohn unter dem Herzogshut in Meiningen ein. Elf Jahre lang freute sich der trotzige Fürst, seinen Willen durchgesetzt zu haben. Aber ihn selbst hatte der Kampf gegen sein Haus verbittert, und zu der Unruhe und Gewaltsamkeit war ihm eine Streitsucht gekommen. Widerwärtig und endlos war der Zwist um die Regierung, die Zerwürfnisse mit seinem Bruder und dessen Günstlingen; das kleine Land war in zwei Parteien geteilt, Minister und Beamte schlugen sich auf die eine oder andere Seite, zuweilen stand die Regierungsmaschine ganz still. Der Herzog lebte mit Gemahlin und Kindern meist außer Landes in Wien. Die Prozesse mit den Agnaten um die Ebenbürtigkeit, welche immer noch fortliefen, ärgerliche Händel mit den Nachbarn wurden ihm ein düsterer Genuß. Er hatte sich nicht unbedeutende Kenntnis in den Formen des öffentlichen Rechts erworben und führte alle seine Prozesse selbst; sie scheinen einen großen Teil seiner Zeit in Anspruch genommen zu haben.

Aber dem Sieg sollte schmerzliche Niederlage folgen. Der neue Kaiser aus dem Hause der Wittelsbacher, Karl VII., war bei seiner Erwählung in sehr bestimmter Rücksicht auf die Angelegenheit Anton Ulrichs durch die Wahlkapitulation verpflichtet worden, keine notorischen Mißheiraten zu legitimieren, und wo dies bereits früher geschehen sei, das Erbfolgerecht solcher Kinder für null und nichtig zu erklären. Deshalb ward die Standeserhöhung der Herzogin von Meiningen und ihrer Kinder widerrufen. Anton Ulrich rekurrierte an den Reichstag. Vergebens. Auch dieser erklärte, daß der Herzog abzuweisen sei, und Kaiser Franz I., der Lothringer, bestätigte diese Abweisung.

Es war ein grausames Spiel des Schicksals. Die Gemahlin des Herzogs hatte das Glück, die letzte kaiserliche Entscheidung nicht zu erleben: sie starb wenige Wochen vorher, während ihr Gemahl in Frankfurt vergebens Himmel und Erde in Bewegung setzte, das Geschick abzuwenden. Aber noch um ihren Sarg haderten die Parteien. Der Bruder und Mitregent des Herzogs verweigerte die Beisetzung des Leichnams im fürstlichen Erbbegräbnis, ja auch das fürstliche Trauergeläut. Anton Ulrich stürmte von Frankfurt nach Meiningen und befahl Geläut und Beisetzung; Gebot und Verbot kreuzten einander durch mehrere Wochen, bald wurde geläutet, bald wieder aufgehört. Da Anton Ulrich, der wieder nach Frankfurt geeilt war, die Beisetzung des Sarges an jedem andern Ort als im Erbbegräbnis verboten hatte, so wurde der Sarg in einem Zimmer des Schlosses mit Sand überdeckt; dort stand er anderthalb Jahre, bis im Jahr 1746 auch der letzte Bruder Anton Ulrichs starb. Da ließ der Herzog, um seiner Gemahlin noch im Tode Satisfaktion zu verschaffen, die Leiche des Bruders in fürstlichem Trauerschmuck zur Schau ausstellen und dann in dasselbe Zimmer neben den Sarg seiner Gemahlin stellen und wie diesen mit Sand überschütten. Dort standen die beiden Särge noch ein Jahr, dann wurden sie beide zugleich still im Erbbegräbnis beigesetzt.

Jetzt war Anton Ulrich, einst der Jüngste seiner Familie, Alleinregent und Senior seines Geschlechts, aber Meiningen war ihm verleidet; er durfte seine geliebten Kinder daheim nicht als Herzöge einführen, darum zog er zu ihnen nach Frankfurt. Seine Agnaten verbargen kaum die Ungeduld, mit welcher sie auf seinen Tod warteten, um das Erbe des letzten Meiningers in Besitz zu nehmen. Der größte Teil seines Lebens war im Streit gegen sie verlaufen, jetzt übte er Rache. Er vermählte sich ihnen zum Possen, dreiundsechzig Jahre alt, mit einer Prinzessin von Hessen-Philippsthal. Aus der ersten Ehe waren ihm zehn Kinder geboren, aus der zweiten wurden ihm noch acht. Jede neue Geburt zeigte er den Agnaten auf einem Bogen im größten Royalfolio an.

Er starb 1763 zu Frankfurt am Main. Noch in einem Testament bricht der trotzige Wille aus, die beiden Söhne erster Ehe als Miterben in sein Land einzuführen. Alle Kinder der ersten Ehe starben unvermählt.

Es war ein verfehltes Leben, aber es verdient wohl die Teilnahme einer spätern Generation. Eine starke Leidenschaft verstörte seine Tage bis zur letzten Stunde. Mit einer großen Liebe drang auch ein Strom von Galle in sein Herz, ohne Aufhören rinnend; seine Zeit, sein Geld, alle seine Talente wurden in dem traurigsten aller Kämpfe, in Familienhändeln, verwendet. Großes versprach seine glänzende Jugend, und sein ganzes Mannesalter, wie fruchtlos wurde es für andere, ja für ihn selbst! Noch als Greis saß er in einer fremden Stadt, geteilt zwischen seiner Vergangenheit und der neuen Häuslichkeit, in der er sich nicht mehr behaglich einleben konnte. Sein Geist, einst so lebhaft und rührig, sein unbeugsamer Wille, sie waren durch seine persönlichen Angelegenheiten so eingenommen, daß er als wirklicher Regent seines Landes nicht mehr das Interesse hatte, seine Pflicht zu tun.

Er war im Unrecht gewesen, als er die Tochter eines Bürgers geheiratet hatte; denn wenn auch noch kein Hausgesetz die nicht ebenbürtige Ehe verbot, er hatte seine Ehe heimlich, ohne Wissen seiner Mutter und des ältesten Bruders, des Seniors seiner Familie, geschlossen. Niemand soll sich so ohne offenes Aussprechen von seiner Familie lösen, am wenigsten der Regent eines Landes. Ja er hatte vielleicht im Anfang gar nicht die Absicht gehabt, seine Gemahlin zur Herzogin zu machen.

Aber auch das Verhalten seiner Verwandten ist nicht tadellos. Abgesehen von kleinen Ungerechtigkeiten und Schikanen, mit denen sie den reizbaren Fürsten quälten, auch wirkliche Rechte desselben verkürzten, waren die unförmlichen Klageschriften derselben, die zum Reichshofrat und zum Kaiser liefen, sogar öffentlich verbreitet wurden, in einem Ton gehalten, der den Fürsten mit Recht empörte. Die Cesarin wird darin eine gemeine Weibsperson genannt, ihre Kinder Bastarde, es wird bezweifelt, daß überhaupt

eine Ehe geschlossen sei und ähnliches, was dem rabulistischen Stil der damaligen Streitschriften anzuhängen pflegte. Und vollends unerhört — soviel uns bekannt, auch in der Fürstengeschichte — ist der Widerruf einer bereits vollzogenen Standeserhöhung.

Es war nicht unnatürlich, daß Anton Ulrich durch eigene Erfahrung auch einen Widerwillen gegen die Standesprätensionen des niederen Adels am Hofe erhielt, und es lag ganz in seinem Wesen, daß er seinen Haß bei Gelegenheit mit rücksichtsloser Härte offenbarte. Das tat er kurz nach dem Tode seiner Gemahlin, dem verwaisten Hofe von Meiningen*.

Im Fürstenschloß zu Meiningen hatte unter den Hofchargen die Frau Landjägermeisterin Christiane Auguste von Gleichen den ersten Rang. Unter den andern hoffähigen Damen war auch eine Frau von Pfaffenrath, zwar eine geborene Gräfin Solms, aber doch nur Regierungsrätin und Frau eines eben erst geadelten Mannes, den sie noch dazu auf nicht regelmäßigem Wege geheiratet hatte. Denn ihr Mann war Hauslehrer in ihrem elterlichen Hause gewesen, sie war mit ihm entflohen und hatte nach manchen Beschwerden eine Versöhnung mit ihrer Frau Mutter und ein Adelsdiplom für ihren Gatten durchgesetzt. Jetzt wurde sie durch den Herzog Anton Ulrich von Frankfurt aus protegiert, wie der Hof raunte, weil ihre Schwester den Vorzug hatte, die Huldigungen des alten Herrn zu empfangen. Natürlich durfte sie nur nach dem Patent ihres Mannes rangiert werden, aber leider erhob sie Prätensionen, weil sie selbst vom hohen Adel wäre. Als sie nun im Oktober 1746 die Türen des Speisezimmers öffnen sollten und der Page schon zum Gebet bereit stand, da trat der Oberstallmeister

* Für diese Darstellung sind benutzt: Archiv für die Herzogl. Sächs. Meiningischen Lande II, 1834; darin: Biographie Anton Ulrichs. — Der Wasunger Krieg von A. von Witzleben, 1855. — Ferner die als Manuskript gedruckten Beschwerdeschriften des Meininger Hofes gegen Anton Ulrich von 1721, 1733, 1745, 1747. — Die Erzählung des Leutnants Rauch selbst ist der Handschrift desselben entnommen, welche sich in der Herzogl. Bibliothek zu Gotha befindet.

an die Frau Landjägermeisterin und sagte: „Serenissimus haben befohlen, daß die Frau von Pfaffenrath den Rang vor allen Damen haben soll.“ Frau von Gleichen erwiderte, das werde sie sich nicht gefallen lassen, aber Frau von Pfaffenrath hatte eine günstige Aufstellung genommen und schnitt der Frau Landjägermeisterin den Vortritt ab, bevor diese es hindern konnte. Doch die entschlossene Frau Landjägermeisterin war weit entfernt von feiger Submission. Sie eilte um den Tisch zu dem Herzoglichen Kabinettsminister und gab ihm die Erklärung ab, welcher einer Dame von Charakter nach so unerhörter Beschimpfung ziemte: „Wenn Frau von Pfaffenrath mir nach der Tafel wieder vorgeht, so werde ich dieselbe mit Aufopferung ihres Reifrocks zurückziehen und ihr ein paar Worte sagen, welche sehr verdrießlich werden können.“ Der Kabinettsminister war in Verlegenheit, er kannte den resoluten Charakter der Frau von Gleichen. Endlich gab er ihr den Rat, sich vor dem Gebet vom Tisch zu erheben, dann werde sie jedenfalls als erste hinausgehen und den Vortritt haben. So maintenierte die Frau Landjägermeisterin ihren Posten, aber sie hatte sich sehr alteriert; und alteriert war der ganze Hof, ja er spaltete sich in zwei Parteien. Dieser Streit der Damen setzte das ganze Heilige Römische Reich in Bewegung, verursachte einen Feldzug zwischen Gotha und Meiningen und wurde erst durch Friedrich den Großen in einer Weise beendigt, welche sehr an die Fabel von dem Löwen erinnert, welcher den Königsanteil für sich selbst in Anspruch nahm.

Frau von Gleichen wandte sich an den abwesenden Herzog um Reparation. Sie erhielt eine starke und ungnädige Antwort. Empört durchforschte sie das frühere Leben ihrer Feindin und ließ ein anonymes Schreiben verbreiten, in welchem die Liebesabenteuer der Komtesse mit mehr Energie als Zartgefühl dargestellt wurden. Aber dies Pasquill oder „libellus famosus“ beklagte sich wieder Frau von Pfaffenrath bei dem Landesherrn in Frankfurt, und seitdem begann ein Verfahren gegen die Frau Landjägermeisterin, welches selbst damals für hart und grausam galt. Sie sollte der Frau von Pfaffenrath kniend Abbitte tun und sie auf das bußfertigste um Vergebung bitten; und als sie sich mit den Worten weigerte: „Lieber sterben“, wurde sie nach dem Rathaus in Arrest gebracht und dort von zwei Musketieren bewacht; auch ihr Mann wurde in ein ungesundes Gefängnis gesteckt. Unerschüttert durch so große Leiden bat die Frau Landjägermeisterin in einem schönen Brief voll Selbstgefühl und nobler Gesinnung den Herzog um die Befreiung ihres Gatten, um ihre Demission aus dem Hofdienst und die Erlaubnis einer gerichtlichen Defension gegen die Pfaffenrath. Alles wurde ihr abgeschlagen. Im Gegenteil wurde sie von zwei Musketieren in die Stube der Pfaffenrath getragen, um abzubitten, und als sie sich wieder weigerte, fuhr man sie auf den Markt von Meiningen, umschloß sie mit einem Kreis von Soldaten, und der Landrichter las ein Dekret ab, in welchem dem Volk verkündet wurde, das Pasquill solle vor den Augen der Landjägermeisterin durch den Schinder verbrannt werden, und einem jeden Menschen solle bei hundert Taler Strafe und sechs Wochen Gefängnis verboten sein, noch von der Sache zu sprechen. Der Brief wurde von dem Henker verbrannt, und Frau von Gleichen wieder in das Gefängnis zurückgeführt.

Jetzt aber erhoben die Freunde der Gleichen Klage beim Reichskammergericht. Dem wiederholten Mandat des Reichskammergerichts an den Herzog Anton Ulrich und seine Regierung, die Eheleute von Gleichen freizugeben und nach geschriebenem Recht zu verfahren, wurde nicht gehorcht. Darauf erhielt der Herzog Friedrich III. von Gotha durch dasselbe Gericht das Kommissoriale, die Frau von Gleichen und ihren Ehemann gegen alle fernere Gewalt zu schützen und selbige aus der Gefangenschaft in Meiningen in sichere, doch ohnnachteilige Verwahrung zu bringen. Herzog Friedrich forderte von Meiningen die Auslieferung der Gefangenen; man ließ aber seinen Beauftragten nicht in die Stadt, nahm ihm seine Briefe nicht ab, sondern bedeutete ihn, wenn Gotha etwa die Befreiung mit Gewalt erzwingen wolle, so habe man auch zu Meiningen Pulver und Blei. Denn zwischen Gotha und Meiningen bestanden zahlreiche Händel und große Erbitterung.

Darauf rüstete Herzog Friedrich von Gotha zu bewaffneter Exekution. Er war ein wehrhafter Herr, der in holländischem und in kaiserlichem Dienst gegen Subsidien sechstausend Mann Infanterie und fünfzehnhundert Mann Kavallerie unterhielt. Außerdem besaß er eine große Anzahl Geschütze und ein starkes Offizierkorps mit mehreren Generälen. Die Wehrkraft von Meiningen dagegen war gering, sie bestand fast nur aus dem alten Defensionswerk, Milizen von geringem militärischem Geschick. Diese zog man zusammen und befestigte Meiningen, so gut man in der Eile konnte. Es war aber vom Schlachtengott nicht bestimmt, daß Meiningen selbst das Kampfobjekt werden sollte; denn die losgelassene Kriegsfurie begnügte sich, um die meiningensche Landstadt Wasungen zu rasen. Und zwar war es ein verhängnisvoller Zufall, daß gerade dieser Ort Schauplatz des Krieges werden mußte; denn bei Ohrenbläsern galt er für das Schilda oder Schöppenstädt Meiningens, und im Lande rollte eine lügenhafte Geschichte von seinen Ratsherrn und einem großen Kürbis umher. Der Rat sollte den Kürbis verkannt und als ein fremdes Pferdeei betrachtet haben, welches zum Wohl der Stadt durch vereinte Kraft der Ratsherren auszubrüten sei.

Die kriegerischen Händel, welche damals mitten in Deutschland zwischen den thüringischen Staaten Gotha und Meiningen ausbrachen, sind unter dem Namen des Wasunger Krieges bekannt. Für die Kriegsgeschichte haben sie keine Wichtigkeit; um so charakteristischer sind sie für Bildung und Zustände der Periode, in deren Ende sie fallen. All die Misere im Deutschen Reich, die Verkommenheit des bürgerlichen Lebens, die rohe Unsittlichkeit der damaligen Politik, Kleinlichkeit, Zopf und Unbehilflichkeit der Reichsarmee erscheinen dabei so massenhaft, daß sie wohl Heiterkeit erregen könnten, wenn nicht der bittere Ernst, die Hilflosigkeit des Deutschen Reiches zu grell ans Licht träte.

Von hier übernimmt der gothaische Leutnant Rauch als Teilnehmer am Kriege den Bericht. Er erzählt in seinem Tagebuch wie folgt:

„Den 15. Februar früh Punkt ein Uhr brach unser ganzes Kommando von Tambach auf und marschierte mit brennenden Flambeaux durch den Wald, über den sogenannten Rosengarten, daß wir mit Anbruch des Tages bei dem hessischen Dorf Flohe eintrafen; unser Herrgott wußte, wo wir hin wollten, aber wir nicht. Wir setzten unsern Marsch immer fort, durch Stadtschmalkalden durch und gerade auf Mittelschmalkalden zu.

Als die Garde zu Pferde an dem meiningenschen Dorf Niederschmalkalden ankam, stand ein Leutnant mit ungefähr vierundzwanzig Mann Landmiliz uns quer vor dem Weg und ließ uns nicht passieren. Hier mußten alle drei Korps haltmachen. Der Major von Benkendorff nebst dem Oberleutnant ritten auf den dastehenden kommandierenden Leutnant zu; der Herr Major fragte ihn: was das wäre oder was das heißen sollte, daß er uns nicht wollte passieren lassen? Ob dieses hier nicht eine offene Landstraße wäre? Der Leutnant beantwortete mit Ja! es wäre eine Landstraße, aber er hätte Befehl, uns nicht passieren zu lassen. Der Herr Major von Benkendorff mochte ihm sagen, was er wollte, der Leutnant gab ihm dennoch kein Gehör; der Major griff in seine Tasche und wollte ihm einen Brief zeigen, welchen er auch nicht annahm. Worauf der Major dem Leutnant sagte: wenn er ihn mit seinem Volk nicht passieren ließe, so würde er durchsetzen.

Der Leutnant gab kurze Antwort: das könnten wir tun, vor Gewalt könne er nicht. Der Herr Major ritt sogleich zur Garde, ließ das Seitengewehr ausziehen und rückte auf den Leutnant zu und wollte sehen, ob er sich etwa sollte behandeln lassen, aber er wich nicht von der Stelle. Der Major fragte ihn noch einmal, ob er wollte Feld geben oder nicht? Er blieb bei seinem Wort: Nicht von der Stelle, er hätte Befehl von seinem Herrn. Darauf kommandierte der Herr Major an die Garde: Marsch! Marsch! und setzte durch.

Bei diesem Durchjagen mochte wohl ein Pferd dem meiningenschen Leutnant einen Schub auf die Seite gegeben haben, daß er im Wege herumtaumelte. Der Leutnant aber

erholte sich, ergriff sein Gewehr und schoß den Wachtmeister Starke von der Garde, weil er hinten schloß, in den Hintersten, daß sich auch sein Pferd mit ihm bäumte und er den Hals bald dazu gebrochen, wenn nicht ein Reiter zugesprungen wäre und das Pferd beim Zügel gefasset hätte. Mein guter alter Leutnant aber, als er Feuer gegeben, begab sich aufs Laufen. Der Reiter aber, namens Stähm, jagte ihm sogleich nach und will ihm den Kopf entzweihauen; der Leutnant aber hält sein Gewehr über'n Kopf quer vor, daß auch der Reiter Stähm den Pulversack an dem Gewehrlauf halb durchgehauen hat. Mein alter Leutnant aber will weiterlaufen und springt über einen Graben weg, daß ihm der Reiter nicht kann nachfolgen, und denkt, er ist nun fort. Der Grenadier Hellbich aber schlägt an und schießt meinen alten Leutnant Zimmermann im Laufen hinter das rechte Ohr, so daß er Knall und Fall zu Boden lag und keine Ader zuckte. Die Landmilizen, so noch darum standen, sahen das Spiel mit an. Die Grenadiers aber machten etliche Feuer von den Granaten unter sie, daß sie sich rührten und über Zäune und Felder hinwegsprangen. Da lag nun der alte Leutnant Zimmermann; ich sprang hinzu und gedachte, er möchte nur eine Blessur haben, aber er war tot.

Unterdessen blieben wir immer in unserm Marsch hinter der Garde her; im Augenblick, ehe wir es uns versahen, kam der Major von Benkendorff mit der gesamten Garde wieder zurück und konnte nicht durch, weil sie im Dorf alle Straßen mit Wagen und Karren versperrt hatten; er kam just noch zum Lustfeuer der Granaten. Der Herr Major rief sogleich den Bauern zu, sie sollten den Schulzen oder wer ihre Obrigkeit im Dorf wäre, herauskommen lassen, wenn sie ihr Dorf nicht wollten angesteckt haben.

Der Schulze und die Bauern, welche ihren alten Leutnant tot liegen sahen, den sie jederzeit für eine Landwehr gehalten hatten und welche auch von weitem einige Granaten in ihren Gärten gemerkt hatten, waren in Angst und stürmten an die Glocke, daß alle Bauern in der Geschwindigkeit herbeimußten.

Augenblicklich waren alle Wagen und Karren aus dem

Wege geräumt, daß wir konnten gerade durchmarschieren. Mittlerweile läuft die verjagte Landmiliz gerade auf das Dorf Schwallungen zu, welches wir wieder zu passieren hatten und wo wiederum ein Offizier mit dreißig Mann Landmiliz kommandiert stand; sie verkündigte, was von uns in dem Dorf Niederschmalkalden geschehen. Der Offizier aber, welcher ein Schuster seiner Profession war, als er von den geflüchteten Leuten einen solchen Rapport erhält, nimmt seine Mannschaft, die mit ihm gehen will, und reißt aus nach Wasungen zu, ehe er uns zu sehen bekommt. Wir aber wissen von dem ganzen Handel nichts, ob dort wieder Volk steht oder nicht. Unterwegs aber kommt ein Mann zu uns und erzählt uns, wie im Dorf Schwallungen ein Offizier mit Volk dastände und das Tor besetzt hätte. Wir kehrten uns aber an alles nicht, setzten unsern Marsch immer fort.

Als wir vor dem benannten Dorf ankamen, setzten wir uns in Züge, machten die Bajonette wieder auf und gedachten: wie wird es nun da zugehen! Wir marschierten fort; als wir ans Tor kamen, war Offizier und alles Volk davongelaufen, und war nicht ein einziger Mensch, der uns einen Widerstand tun wollte. Wir marschierten mit unsern aufgepflanzten Bajonetten gerade durch; da sahen wir die zurückgebliebenen Leute des ausgerissenen Schusterfähnrichs in der Montierung und den Patronentaschen aus den Bodenfenstern gucken.

Mein guter Schusterfähnrich war weg und hatte sich mit der Mannschaft, so mit ihm gegangen, zu Wasungen in das Tor postiert, wo wieder ein Leutnant, welcher ein guter Bartputzer war — welches ich aus der Erfahrung nach diesem erkannte, weil er mich selbst barbieret — sich postiert hatte und uns erwartete. Das Tor von Wasungen war zweimal mit Blocktoren fest zugemacht, aber eine Schildwache stand außen, worauf der Major von Benkendorff dieser zurief: sie sollte aufmachen. Die Schildwache aber exkusierte sich, sie könne es nicht; benannter Herr Major fragte sie: ‚Wer sonsten?' Sie antwortete: ‚Der Leutnant.' Der Major sagte: er solle seinen Leutnant rufen, worauf

er eiligst lief und ihn herausholte. Da kam mein guter Bartputzerleutnant angestiegen, der Mann war vor Angst schon tot und im Gesicht weißer als sein Hemd. Der Herr Major redete ihn mit harten Worten an: was das wäre, daß die Tore zugemacht wären; ob hier nicht eine offene Landstraße durchginge? Er beantwortete es mit Ja! — Also, sagte der Major von Benkendorff, sollte er augenblicklich aufmachen, oder wir wollten es selbst tun. Als er dieses Kompliment von dem Herrn Major solenniter bekam, war er vollends halbtot. Er bat um Pardon, er könne nicht aufmachen, sondern die Ratsherren, die hätten das Tor verschlossen. Die Antwort war: er möge gleich die Ratsherren beischaffen. Mein Gott! wer war froher als der gute Barbier, der lief, als wenn ihm der Kopf brennte; unterdessen aber der Schusterfähnrich ließ sich nicht hören noch sehen.

Endlich kamen die Ratsherren herbei.

Als ich diese Männer zu dem kleinen Pförtchen herauskriechen sah, dachte ich: was Teufel! sind das Ratsherren? Das mögen wohl schöne sein. Der Ratsherr sah doch noch ein bißchen reputierlich aus, aber der Bürgermeister war bis in die Kniekehlen voller Kuhdünger und mußte eben vom Stallausmisten geholt worden sein. Hierauf fragte der Major von Benkendorff: ob sie die Ratsherren wären? Sie antworteten: Ja; was unser Begehren wäre? Der Major fragte: ob das hier nicht eine Landstraße auf Nürnberg wäre? Sie sagten: Ja. Warum sie denn die Tore zumachten und versperrten und uns nicht durchpassieren lassen wollten? Der Ratsmeister aber antwortete: sie hätten Befehl von ihrer Herrschaft, kein Volk durchpassieren zu lassen; deswegen müßten sie das Tor zuhalten, und sie müßten tun, was ihnen ihr Herr beföhle. Der Major von Benkendorff aber wiederholte vorige Worte und sagte zu ihnen: sie müßten uns aufmachen und nur geschwind, denn wir müßten weitermarschieren, und wenn sie nicht aufmachten, so würden wir es selbst tun. Der Ratsmeister beantwortete dies und sagte: wir könnten machen, was wir wollten, aber er dürfe uns nicht aufmachen, noch viel weniger aufmachen lassen. Der mit Kuhmist beschmutzte Bürgermeister aber fing an:

Ja! wenn wir weitermarschieren wollten, so könnten wir ja dahinten wegmarschieren. Ich gedachte bei mir, wenn du nur solltest den verfluchten kotigen Kerl gleich umbringen. Der Herr Major rief mir sogleich zu, alle Zimmerleute vom ganzen Kommando sollten hervorkommen, welches augenblicklich geschah. Hierauf fragte der Major nochmals, ob sie im guten aufmachen wollten, sonst ließe er die Tore gleich einhauen; sie täten jetzt sehen, daß wir selbst aufmachen könnten, wenn sie ihre Tore nicht lieber ganz behalten wollten.

Der Herr Major gedachte, sie würden sich resolvieren und aufmachen, aber sie sagten, sie machten nicht auf, und wir könnten tun, was wir wollten. Hierauf rief der Herr Major: ‚Allons, Zimmerleute, hauet die Tore ein.' Darauf fingen die Zimmerleute an zu hauen. Wie sich das Pochen und Krachen anfing, hätte ein Mensch sehen sollen, wie die Ratsherren, worunter der Bürgermeister mit war, und der halbtote Bartputzerleutnant anfingen zu laufen, als ob sie der Teufel fortführte. Augenblicklich waren beide Tore eingehauen und marschierte das ganze Kommando mit Trompeten, Trommeln und Pfeifen zur Stadt hinein.

Als wir nun zum Tor hineinmarschierten, standen der gute Barbierleutnant und der Schusterfähnrich mit ihrer Mannschaft da, präsentierte ihr Gewehr und salutierten alle beide vor unseren Offizieren des Kommandos.

Hier hielten wir nun alle, wie wir waren; ein jeder war hungrig und durstig. Wir Offiziere selbst ließen uns was zu trinken von Bürgersleuten holen; wir standen und sahen einander an und fragten einer den andern. Es lag Schnee und war kalt, die Leute fingen an, ungeduldig zu werden. Ich ging in den Gasthof, wo der Herr Obristleutnant bei den Räten war, sie deliberierten, ich konnte nicht mit ihnen zu sprechen kommen. Die Bürgerleute brannten schon Licht an, es wollte kein Ende daraus werden.

Endlich kam der Herr Obristleutnant und schickte sogleich nach den Ratsherren, welche schon alle in ihrer Versammlung waren, wegen des eingehauenen Tores deliberierten

und ihren Bericht nach Meiningen machten. Der Ratsmeister aber mußte den Braten wohl merken, er machte sich auf die Seite und ließ die andern alle sitzen, denn alle Menschen mochten wohl einsehen, daß wir nicht weiter konnten, da es Nacht war. Da nun der Ratsmeister weg war, wollte keiner zum Obristleutnant hingehen und rief immer einer den andern. Endlich bequemte sich doch einer und sagte: ‚Einer muß hin, es mag passieren, was will. Als dieser zum Obristleutnant kam, wurde ihm der Vortrag getan, die Stadt müßte uns ein Nachtlager geben, sie wollte oder wollte nicht. Der Herr Obristleutnant sagte noch: Morgen mit dem frühsten marschieren wir fort; die Bürger wären nicht schuldig, den Soldaten auch nur das geringste zu geben, denn diese müßten für ihr Geld leben; wenn sie es aber bezahlten, könnte man ihnen alles geben; und er sollte sich nicht lange besinnen. Der Ratsherr bat um Vergebung und sagte: er könnte es für sich nicht tun, er wollte mit den andern Kollegen darüber sprechen, wie sie gesinnt wären.

Darauf marschierte ich mit dem guten Ratsherrn wieder fort nach dem Schlundhause zu, wo die andern Ratsherren saßen. Als ich mit dem Bevollmächtigten in die Stube trat, brachte er des Herrn Obristleutnant seine Worte vor und meldete, daß der Herr Kommandant ein Nachtquartier für die Völker haben wollte, denn Nacht wäre es, morgen mit dem Tage müßten sie wieder marschieren. Er könnte den Bürgern nicht helfen, sie wollten oder wollten nicht. Wenn sie es nicht tun wollten, sie sollten es dem Herrn Leutnant Rauch nur sagen, so ließe er die Leute truppweise in die Häuser rücken, möchte sie bekommen, wer sie wollte; denn die Soldaten lebten für ihr Geld. Kein Bürger wäre schuldig, ihnen etwas zu geben, als eine warme Stube und eine Lagerstatt.

Hier soll nun ein jeder hören, was bei den Ratsherren für Dinge vorkamen. Der erste fing an und sagte: ‚Ich gebe mein Wort nicht dazu, wer hat sie geheißen so lange hier warten, sie hätten schon lange weitermarschieren können, wenn sie gewollt hätten.‘ Der andere sagte: ‚Ihr habt recht, Gevatter Kurtz, ich wollte mich lieber zerreißen, ehe ich das

wollte mit eingeständig sein.‘ Der dritte fing an und sagte: ‚So! Erstlich haben sie uns die Tore eingehauen, und da sie nicht weiterkommen können, sollen wir auch noch Quartier geben; durchaus nicht.‘ Der vierte sagte: ‚Der Herr Kommandant scheint ein braver Herr zu sein, er mag aber sagen, was er will, es bleibet doch nicht dabei, man muß ihnen doch etwas zu essen geben, denn sie bringen ja nichts mit.‘ Der fünfte fing an und sagte: ‚Das war recht, Herr Gevatter Hopf, weiß Er noch, wie es uns ging, als die kaiserlichen Reiter kamen? Die machten es ebenso. Danach hatten wir sie; weg konnten wir sie nicht wieder bringen, wir mußten sie brav behalten.‘ Der sechste sagte: ‚Das geht gar nicht an, wir können ihnen kein Quartier geben, wir müssen zuvor einen Befehl von unserer Herrschaft haben, sonst werden wir gestraft.‘ Der siebente fing an: ‚Habe ich nicht gesagt, ihr Herren, daß es so kommen würde, was halten die Leute so lange draußen? Gelt, der Ratsmeister Herr Läufer hat sich aus dem Staub gemacht und ziehet seinen Kopf aus der Schlinge; da sitzen wir nun. Gebt Achtung, sie sprechen, sie wollen morgen wieder fort, ja, sie sind gestern und heute marschiert, sie werden morgen brav liegenbleiben und morgen einen Rasttag halten. Meine Gedanken betrügen mich nicht; wie wäre es denn, ihr Herren, wenn wir einen Mann zu Pferd nach Meiningen schickten?‘

Ich hatte den ganzen Ratschluß mit angehört; jetzt fing ich an und sagte: ‚Ihr Herren, ihr kommt zu keinem Schluß, es wird kein Ende und kein Stil daraus, ich will das meinem Kommandanten wieder melden, es mag euch danach gehen wie es will.‘ Der aber, so mit mir beim Obristleutnant gewesen, bat mich, ich sollte nur noch ein klein wenig verziehen, sie wollten nur zu dem Herrn Rentkommissarius Sachse und dem Herrn Stadtschreiber schicken und diese befragen. Hier ging der Streit wieder an, keiner wollte dahin gehen. Endlich ließ sich einer bereden, kam aber gar bald wieder und sagte, sie wären alle beide nach Meiningen geritten, als wir die Tore eingehauen hätten. Da fing ich an: ‚Nun, ihr Herren, macht was ihr wollt, ich warte keinen Augenblick mehr.‘

Darauf fing der achte und letzte an, welcher mit mir beim Obristleutnant gewesen war: ‚Ihr Herren, was wollen wir tun, sie sind einmal hier; ihr habt gehört, was der Herr Kommandant gesagt, wenn wir ihnen kein Quartier gäben, ließe er die Leute in die Häuser gehen, wohin sie wollten. Wenn ihr das Haus voll kriegt, gebt nicht mir die Schuld, ich gehe heim und mache das Haus zu. Soviel als auf mich kommen, will ich nehmen, die andern weise ich wieder vor euer Haus. Ihr habt das Unglück heute gehört. Unten bei Schmalkalden liegt Gevatter Böhlers Schwager, der Leutnant Zimmermann, und ist tot, die Tore sind eingehauen, unten stehen die Soldaten und fluchen alle Donnerwetter; ihr Herren, laßt uns Billette machen. Die Soldaten auf dem Markt sprechen, wenn sie nur die Bauern, die beim Leutnant gewesen, auch tot geschossen hätten. Was wäre das für ein Unglück! Und sie sprechen, es werden noch mehr totgeschossen werden, das wäre der letzte noch nicht. So könnte das Unglück über uns kommen. Ja, sagte er, ihr Herren, wenn wir auch so einen Herrn hätten, wie der gothaische Herr ist; aber unser Herr bekümmert sich um uns nicht, er sitzt oben in Frankfurt, es mag uns gehen, wie Gott will. Und wer weiß, worauf dies angefangen ist, die Leute kommen gewiß nicht für die Langeweile. Man kann kein Wort von ihnen erfahren. Und wie bald geht eine Nacht dahin, und wenn es auch zwei wären. Es sind doch unsere Grenznachbarn, warum sollten wir ihnen denn nicht ein Nachtlager geben?‘

Da bequemten sie sich und kriegten ihren alten Steuerfuß vor, worauf ich ihnen die Stärke von unserm ganzen Kommando sagen mußte.

Darauf bekam ich den Befehl, dem Volk bei Ausgebung der Billette anzubefehlen, daß sich keiner auskleiden und jeder das Gewehr bei seiner Lagerstatt stehen haben sollte, und sobald ein Spiel gerührt würde, sollte jeder Soldat sich mit seinem Ober- und Untergewehr augenblicklich bei seinem Chef einfinden; und sofern einer besoffenerweise erscheinen würde, der sollte durch das ganze Kommando bis auf den Tod mit Spießruten bestraft werden, weshalb auch dem präsenten Steckenknecht sogleich Befehl erteilt wurde, noch diesen Abend sechshundert Ruten zu schneiden.

Alle Offiziere kleideten sich nicht aus, sie blieben meist in einer Gesellschaft zusammen, um den Morgen früh alert zu sein. Als der Morgen anrückte, hörten die Bürger so gut auf die Trommel als die Offiziere. Auch die Bürger hatten vermutlich eine unruhige Nacht gehabt; warum? Weil sie schlecht mit Betten versehen waren, und diese den Soldaten gegen ein nächtliches Douceur mochten untergelegt haben. Dies konnte man daraus schließen, daß die Nacht über alle Häuser mit Lichtern versehen waren. Am Morgen wurde statt der Vergatterung von der Stabsgrenadierwacht Reveille geschlagen. Nun ist jedem Soldaten wohlbekannt, daß Reveilleschlagen Stilliegen oder Rasttag bedeutet; da stießen wir unsere Köpfe zusammen, auch die Bürger, als sie sahen, daß der Soldat nicht aufbrach und sich zum Marsch bequemte, muckten und stießen ihre Köpfe zusammen, es war ein heimliches Zischen unter ihnen, das vom Teufel war. Mein Wirt selbst, ein Ratsherr, kam und fragte mich, was das zu bedeuten hätte, daß wir nicht weitermarschierten. Ich konnte ihm keinen Bescheid sagen.

Nunmehro fing das Elend an, nun konnte essen, wer Brot mitbrachte. Die Bürger schlugen sich mit den Soldaten und fingen an: warum wir nicht gestern oder heute früh hinmarschiert wären, wohin wir gesollt hätten. Geigten die Wahrheit. Es war ein solcher Aufstand, daß ich ihn nicht genugsam beschreiben kann. Was arme Bürger waren, die nichts an Vermögen und Häusern hatten, die flüchteten, ihre Häuser wurden von Soldaten aufgebrochen. Diese waren nachgehends Wirte und Soldaten, und wurde ein Exzeß auf den andern gemacht.

Mittlerweile wurden alle Ratsherren und Bürgermeister nach Meiningen berufen, allwo ihnen von ihrer Obrigkeit bei vieler Strafe auferlegt wurde, den Bürgern anzudeuten, daß sie keinem sächsisch-gothaischen Soldaten, weder für Geld noch so, etwas verabfolgen sollten. Die Bäcker sollten nicht backen, die Fleischer nicht schlachten, die Wirte nichts zu essen machen, die Brauhöfe nicht brauen. Welches auch

die Ratsherren den Bürgern wirklich publizierten. Und wahrhaftig, ich war nicht kapabel, nur um drei Pfennige Käse zu bekommen. Die Bürger, was vernünftige Leute waren, baten uns selbst, daß wir es ihnen nicht übelnehmen sollten; hier mußten wir gute Worte geben, anstatt sie uns welche hätten geben sollen. Wollte ich Brot haben, so mußte ich nach Stadtschmalkalden schicken und mehr Botenlohn geben als ich Brot bekam.

So blieben wir liegen und warteten auf die Meininger, welche noch immer nicht kamen. Unterdes fanden wir ein Mittel: wir ließen alle unsere Lebensmittel in Schmalkalden holen, das Bier wurde im hessischen Dorf Tambach gekauft, die Juden aus dem Ritterschaftlichen trugen uns Fleisch zu. Endlich wurden die Wasunger Bürger auch falsch, rückten ihrer Obrigkeit ins Haus und sagten: ‚Wir sollen haben den Verdruß und andere Herrschaften den Genuß, das gehen wir nicht ein; wir haben angelobt, allen Befehlen unserer Obrigkeit nachzuleben, aber sie soll uns auch schützen. Ist sie nicht vermögend, uns diese Leute vom Hals zu schaffen, so werden wir backen, brauen und kochen.‘ Und von der Stunde an fingen sie alles an. In vielen Jahren hatten die Bürger nicht so viel Bier gebraut und ausgeschenkt als nachgehends, alle Wochen drei, vier Gebräue; Bäcker fingen an zu backen, die viele Jahre das Handwerk eingelegt, desgleichen Metzger. Da liefen die weisen Ratsherren wieder nach Meiningen und machten von alledem Rapport, worauf die Bürger am andern Tag wieder aufs Rathaus gerufen wurden bei zwanzig Gulden Strafe. Sie waren aber so widerhaarig und gingen nicht, sondern schickten ihre barfüßigen Jungen hin und kehrten sich an keinen Befehl mehr. Da das die weisen Ratsherren mit einsahen, fingen sie selbst an und brauten. — —

Den 22. Mai, am zweiten Pfingsttag 1747, mußte vermutlich beim Herrn Major S... ein Rapport eingelaufen sein, von dem wir Offiziere alle nichts erfuhren. Hierauf war ein Laufen und Rennen nach dem Bären, zu dem Geheimrat Flörcke, daß es ganz erstaunlich war; bald liefen sie hinein in den Bären, bald wieder heraus. Ich dachte: was Teufel

ist doch? Doch gedachte ich: wenn etwas passiert, mußt du es doch erfahren. Die Bürgersleute fingen selbst an und fragten: ‚Was läuft aber der Herr Kommandant so in den Bären?‘ Ja, ich konnte keine Antwort darüber geben.

Während des vielen Laufens und Rennens ging ich mit dem Fähnrich Köhler an die Tore, um die Schildwachen zu visitieren, und als wir an das Obertor kamen, kamen uns die Majore von S... und von B... und der Kapitän von W... entgegen. Der Major von S... ging gerade auf mich los und fragte mich insgeheim, ob ich etwas Neues wüßte? Ich antwortete: Nein! worauf er mir sagte, ob ich wüßte, daß uns die Meininger heute nacht attackieren wollten? Ich antwortete: ‚Immerhin; wenn sie kommen, müssen sie anpochen, wir wollen schon mit ihnen fertig werden.‘ — Ob ich denn meine Frau nicht wolle fortschicken? — ‚Nein,‘ sagte ich, ‚sie ist am heiligen Abend erst gekommen und geht nicht eher wieder weg als den Tag nach Pfingsten.‘ — ‚Ja, wenn aber die Meininger kommen?‘ — ‚So hänge ich ihr auch einen Degen um,‘ war meine Antwort, ‚so mag sie sich auch mit wehren.‘

Hier fing der Major S... an und sagte: ich sollte hier meine Disposition machen, wie alle Tore und Posten besetzt werden sollten. Da hieß es recht mit sichtlichen Augen betrogen werden. Vor menschlichen Augen Disposition zu machen und sie nicht zu halten! —

Alle Vorschläge, die ich nach meinem einfältigen Leutnantsverstand getan, wurden gut akzeptiert und kurz ausgezogen, um sie bei der Parole auszugeben. —

Als ich nun hinunterkam, rief ich zum Volk: ‚Nicht euch! und alles Plaudern hab' ein End'.‘ — Darauf fing ich auf dem rechten Flügel zu richten an; aber kaum hatte ich vier bis fünf Rotten gerichtet, so kam der Kapitän W... gelaufen und sagte mir: ob ich denn nicht gehört, ich sollte gleich mit ihm kommen. Hier bricht der Anfang von ihrem geschlossenen Kriegsrat aus. — Ich säumte nicht lange, sondern lief gleich zum Herrn Major und fragte, was er zu befehlen hätte, worauf er mir zur Antwort gab, ich sollte dreißig Dragoner nehmen und hinunter nach dem Bären marschieren und mich

beim Geheimrat Flörcke melden, um ihn nach Schwallungen in Sicherheit zu bringen. Ich antwortete ihm sogleich: ‚Herr Major, bitte um Vergebung, das kommt mir nicht zu, und ich tue es nicht, es sind andere Offiziere da, die dazu zu kommandieren sind, aber ich nicht.‘ — Kurzum, ich hörte nun, daß mich der Herr Geheimrat haben wollte. Wer hätte sich einen solchen Streich träumen lassen sollen? Ich hätte davon etwas wissen sollen! Tausend Schwerenot! Ich hätte den Geheimrat aus Wasungen bringen wollen; lieber in die Werra hätte ich ihn geführt. — Hier half nun keine weitere Vorstellung, ich sollte und mußte fort. Das war der erste Streich! — Darauf ich dem Major zur Antwort gab: ‚So muß ich mir's für eine Ehre schätzen, da so viele Offiziere beim Kommando sind und der Geheimrat so gutes Vertrauen auf mich setzt‘; worauf ich noch die Order erhielt, daß ich dem Unteroffizier am untern Tor sagen sollte, daß er es melden ließe, sobald ich mit dem Geheimrat hinaus wäre. Das war der zweite Streich. Wer hätte sich solche (ich will nicht schreiben, wie ich denke) Streiche einbilden können? Als ich hernach dahinterkam, da wünschte ich, daß alle Pferde vor dem Wagen krepiert wären, damit ich nicht durch solche List aus Wasungen wäre gebracht worden. —

Ich ging nun fort, nahm einen Korporal, Görlein, und neunundzwanzig Dragoner und marschierte vor den Bären, wo ich einen Wagen vor der Tür fand, den Kerl oder die Bedienung in der Tür stehen sah. Ich rief ihm zu, er solle seinem Herrn melden, daß ich da wäre, worauf mir der Herr Geheimrat aus dem Wagen zurief: ‚Ich bin schon da.‘ Ich detachierte hierauf den Korporal mit vierzehn Mann hinter den Wagen und marschierte mit den übrigen vor demselben her.

Als ich nun an das Untertor kam, rief ich den Unteroffizier und befahl ihm, dem Herrn Major melden zu lassen, daß ich und der Herr Geheimrat auspassiert wären. Mittlerweile steht das Volk in größter Konfusion auf dem Sammelplatz, aber als der Gefreite gemeldet hat, daß ich mit dem Geheimrat hinauspassiert wäre, stellt der Major gleich die Order, daß alles Volk die Gewehre ansetzen und

in seine Quartiere gehen sollte, um seine Bagage zu holen; als dieses weg ist, schickt er nach den Wachen und läßt sagen, daß alles sogleich abgehen und sich bei seinem Quartier versammeln sollte, welches denn auch geschieht. Hier werden alle Vorposten vergessen. Endlich durch Lärmen und Schreien werden solches auch die außenstehenden Posten gewahr und gehen ohne Befehl weg. Wie nun die Leute von den Wachen auf den Markt kommen, so sehen sie schon einige Leute wieder mit ihrer Bagage aus den Quartieren kommen, und nun setzen sie ihre Gewehre auch hin und gehen auch fort, um ihre Bagage zu holen. Unterdessen schickt der Major fort, läßt alle unsere Patente abreißen und in den Pulverwagen schmeißen.

Doch noch nicht genug. — Die Zeit mochte ihm wohl zu lange werden, bevor die Leute wieder zusammenkamen, oder hatte ihn die Todesangst schon stranguliert, oder wurde er von seinen Kameraden dazu animiert, kurzum: er beschließt einstweilen den Aufbruch zu machen, geht hinunter zum Volk und ruft: Allons! Marsch! obgleich das Volk noch lange nicht zusammen gewesen. Hier fragte der Hauptmann Brandis, welcher nicht mit in ihren Kriegsrat konsentieret, was das wäre? Worauf ihm der Major von S... antwortet, sie marschierten in das Breitunger Amt. Der gute Mann, welcher vor dem Meininger Tor lag, läuft nun geschwind nach Hause, wirft seine Sachen zusammen in den Mantelsack und läßt sie hereinschleppen. Der hätte auch können verloren gehen. —

Als nun der Kapitän Brandis mit dem Musketier, welchem er seine Sachen aufgepackt hatte, wieder auf den Sammelplatz kam, so war alles weg, und es standen nur noch einzelne Gewehre da. Er schickte also seinen Kerl fort und wartete auf die übrige Mannschaft. Nun muß jedermann wissen: erstlich hat der Major von S... nicht gewartet, bis alles Volk wieder beisammen gewesen, noch viel weniger hat er an die Artillerie gedacht, daß solche auseinandergenommen und in die verdeckten Wagen verpackt würde, sondern er hat bloß Marsch! Marsch! gerufen und die kranken Offiziers (den Kapitän Ruprecht) und die kranken Sol-

daten vergessen; auch ist er, ohne die Truppen aufgestellt zu haben, fortmarschiert, so wie der Hirte das Vieh zum Tor hinaustreibt, und ist solches ein so schändlicher Anblick gewesen, daß es nicht genugsam zu beschreiben. —

Hier kommt nun der Kapitän Brandis mit den noch gesammelten Leuten die Stadt hinuntermarschiert, worauf die Bürger ihnen nachrufen: ‚Da laufen sie wie Spitzbuben; am Tage sind sie hereinmarschiert, und des Nachts laufen sie wieder fort wie die Schelme und Diebe.' Mein guter Major von S... ist auf und davon; der Kapitän Brandis verbeißt alles mit Geduld und marschiert immer mit seinem Trüppchen sachte nach. Als er heraus vor die Stadt auf eine Anhöhe kommt, machen einige Wasunger ein bißchen Feuer hinter ihm her, welches wohl so versteckte Leute gewesen sind; und als er eine Ecke weiter fortmarschiert, so findet er unsere Artillerie in einem Hohlweg liegen, ohne einen Mann zur Bedeckung dabei, und es liegen bald die Räder, bald die Lafetten oben, und bald bleibt gar ein Stück stehen; denn da es an Ketten fehlte, so hatten die Kanoniers die Kanonen mit Lunten an die Pulverwagen gebunden, und diese zerrissen alle Augenblicke. Der Kapitän Brandis bleibt aber mit seiner Mannschaft bei der Artillerie.

Nun muß ich meine gute Veranstaltung besorgen und in Richtigkeit bringen. Als ich an den Ort Schwallungen herankam, ließ ich mein Volk und den Wagen haltmachen, ging hin zu dem Geheimrat und fragte: ‚Wo soll ich Sie hinbringen lassen?' Worauf er mir halbtot antwortete: ‚Ins obere Wirtshaus.' Das wußte aber der Teufel nicht, bis sich ein Dragoner fand, der früher da gelegen und uns hinführte; denn ich wußte weder um das Dorf, noch wo das Wirtshaus lag; es war blind erdenfinster und regnete, als wenn man das Wasser mit Stützen vom Himmel heruntergießen täte. — Als ich nun an das bestimmte Wirtshaus kam, ließ ich das Tor öffnen und den Wagen in den Hof fahren; der Geheimrat stieg mit seinem Kanzlisten, der bei ihm war, aus und retirierte sich in eine obere Stube, da er schon besser als ich da Bescheid wußte. Ich besetzte gleich den Wagen auf jeder Seite mit einer Schildwache, weil die Kanzlei darin

lag, die übrigen Leute ließ ich das Gewehr an das Haus vor dem Regen sicher stellen und setzte noch eine Schildwache dazu, damit Gewehr und Geheimrat zugleich bewacht würden. Ich bekümmerrte mich auch nicht weiter um den Geheimrat, denn ich hatte ihn auf Anordnung des Majors von S... in Sicherheit gebracht, ungefähr so, wie die Küchlein vor dem Ratz sicher sind, da es ein meiningensches Dorf war, und man nach der Beschreibung keine ärgeren Schelme im ganzen Land finden konnte, als die Bewohner von Schwallungen.

Ich hatte nun meiner Order nachgelebt und schickte darauf meinen Unteroffizier zu dem Leutnant Griesheim, der mit vierzig oder fünfzig Dragonern im benannten Dorf lag, die alle in guter Ruhe lagen und von unsern Händeln nichts wußten und ließ ihm sagen: es wäre Lärm im Brotsack, ich hätte den Herrn Geheimrat anhero gebracht, er möchte kommen und mich ablösen. Eine kurze Weile darauf kam auch der Leutnant, der sich sehr verwunderte, daß ich als Adjutant mit einem Kommando hierher käme; es käme ihm ganz so à propos heraus.

Ich sagte: ‚Mir kommt es noch bedenklicher vor.' Dieses half nun alles nichts; ich bat ihn, er sollte nur machen und seine Leute herbeischaffen, damit ich wieder mit meinem Kommando nach Wasungen abmarschieren könnte, worauf er sich alle Mühe gab und selbst fortlief. Als er ungefähr fünfzehn Mann zusammen hatte, sagte ich zu ihm, er sollte Posten fassen, ich wollte mich einstweilen wieder auf den Marsch begeben, welches er denn auch tat und ablösen ließ. Nun mußte ich ja wohl respektswegen zum Herrn Geheimrat gehen und ihn fragen, ob er etwas nach Wasungen zu befehlen habe, worauf mich der Mann anfuhr wie einen Scheunendrescher und mich fragte: ob ich keine Disposition oder Order habe, hierzubleiben? Ich war aber auch geputzt und begegnete ihm mit der schönsten, unvergleichlichsten Antwort: ‚Nein, der Teufel hat mir weder Order noch Disposition gegeben, hierzubleiben. Und es ist auch meine Funktion nicht gewesen, Sie hierher zu bringen.' — Das sollte ich mit dem Major von S... ausmachen. Worauf

ich ihm wieder antwortete: ‚Das werde ich auch tun.' — Darauf redete er mir zu und fragte: was ich in Wasungen tun wollte? Das ganze Kommando marschiere ja aus und würde gleich kommen. — ‚So,' fing ich an, ‚ist die Karte so gemischt? Das ist recht gut.' — Als ich nun noch in der Stube des Herrn Geheimrats stand, hörte ich Pferde trappeln, und ich hinaus, die Treppe hinunter und fragte, wer da wäre. Da bekam ich die Antwort: ‚Wir sind es.' Da erschrak ich, daß mir fast Hören und Sehen verging, da waren es die beiden Herren Majors, die sogleich vom Pferde herab und die Treppe hinaufsprangen nach des Kriegsrats Stube zu, und ich hinterdrein.

Da wollen sie nun wohl einander Rapport tun, daß sie für ihre Person glücklich aus dem belagerten Wasungen gekommen wären; aber ich ließ den Herrn Major von S... nicht zu Worte kommen, sondern fragte ihn: ‚Herr Major, was für eine Manier ist das, daß man mich mit einer solchen List aus Wasungen schickt, auch mir nicht sagt, daß man ausmarschieren will, und ich noch Frau und Kind und mein ganzes bißchen Vermögen darin habe? Ist das Kriegsbrauch? Ich weiß nicht, ob diese Dinge mit Geld erkauft sind, oder was ich denken soll. Sind das die Projekte, die heute am Tage gemacht worden? Ins Teufels Namen, ich bin heute nicht jung oder Soldat geworden, vielleicht weiß ich so gut und besser als Sie, was zum Handwerk gehört.' Ich war in einer solchen Wut, daß ich auch mein Leben gleich mit ihm angesetzt hätte. —

Nun, mein lieber Leser, ist hier zu merken, daß bis dato noch nicht ein einziger Mann vom ganzen Kommando weder zu hören noch zu sehen, und ich noch nicht wußte, wie der ganze Umstand war. Der Major von S... wollte mich trösten, ich sollte, sagte er, mir wegen meiner Sachen nicht leid sein lassen, er stände mir dafür; ich antwortete ihm aber gleich: ‚Herr Major, wie können Sie für meine Sachen stehen? Warum sind Sie denn nicht gestanden und haben mich mit einem solchen Betrug aus Wasungen geschickt? Das ist nicht erlaubt.' Endlich wollte der Herr Geheimrat seine Worte auch dazu geben, und zwar mit einer solchen Bedingung, als der Herr Major sollte mich doch abführen; soviel war seine Meinung. Ich fing aber an und sagte: ‚Mord Sakrament, hier hat mir kein Schreiber etwas zu befehlen; wenn ich ein Kommandant bin und etwas tun will, so muß ich auch meinen Untergebenen sagen, was geschehen soll und was sie tun sollen; aber so ist es wider die Ehre meines Herrn gehandelt.'

Darauf ging ich aus der Stube fort, und als ich zur Wache hinunter in den Hof kam, so kam der gothaische Bürger Pleißner, ein Zinngießer, welcher zu eben der Zeit in Wasungen auf Besuch gewesen war, in den Hof eingetreten und sagte von freien Stücken zu mir: ‚Daß Gott erbarme, Herr Leutnant, was war das für ein Anblick in Wasungen; mir ist angst und bange geworden, als unsere Leute ausmarschiereten, da ich doch ein gothaischer Bürger bin. Als unsere Leute zum Untertor hinausmarschierten, so kam die Landmiliz zum Obertor herein und visitierte alle Häuser; auch hat der Fähnrich Christ schon einen Mann von Kapitän Brandis' Kompanie, der auf Schildwache vergessen worden war und in sein Quartier gehen wollte, um seine Bagage zu holen, nach Meiningen führen lassen. Die Miliz ist ganz des Teufels, sie visitiert alle Häuser und sagt, sie wolle alles nach Meiningen bringen.'

Einem jeden Menschen will ich zu überlegen geben, wie mir zumute wurde. Der Hauptmann Ruprecht und viele Soldaten waren in Wasungen krank zurückgelassen worden, meine Frau und Kind und mein bißchen Lumpen war auch noch darin, und als ich nun hörte, daß der Musketier Huthmann schon nach Meiningen abgeführt worden sei, da wurde es mir vollends schwarz vor den Augen. — Ich fragte den Bürger, wo denn unsere Leute wären? ‚Ach,' sagte der, ‚draußen liegen sie alle truppweise unter den Bäumen, und der Hauptmann Brandis ist fast noch bei Wasungen. Die Stücke liegen alle im Wege, das unterste Teil zu oben, sie können gar nicht fort, denn sie haben keine Ketten, womit sie die Stücke anbinden, sondern sie haben Lunten dazu genommen, und die reißen alle Minuten entzwei. Ich bin lange dabei geblieben, aber die Wasunger feuerten hinter

uns her, daß es vom Teufel war, und weil es auch so stark regnete, wollte ich nur machen, daß ich unter Dach käme. Unsere Leute liegen so zerstreut auf der Straße umher, daß sie in zwei Stunden noch nicht alle da sind, und außer dem Kapitän Brandis habe ich auch keinen Offizier gesehen. Die Leute fluchen, daß der Himmel herunterfallen möchte; mir ist angst und bange geworden, und ich bin fortgelaufen.'

Da stand ich, wußte meines Leibes keinen Rat, und war auch noch immer kein Mann vom ganzen Kommando zu hören noch zu sehen und regnete ganz erstaunlich. Endlich kam der alte Grenadierkorporal Döhler mit ungefähr zehn Grenadieren mitten durch das Dorf und den tiefsten Kot gewatet; ich erkannte seine Stimme von weitem, seine Leute fluchten ganz erstaunlich und rief ihnen zu: ‚Was hilft das Fluchen, es ist doch nun nichts anders zu machen.' ‚Ei sapperment,' sagte der Korporal, ‚ich habe zwei Kampagnen mitgemacht, aber solch einen Haushalt habe ich noch nicht erlebt. Ist das erlaubt? Unser Hauptmann liegt noch in Wasungen krank, und unser Herr Major, der sich unserer annehmen sollte, der ist mit dem Major von S... zum Teufel; wir sind verlassene Leute, aber hole mich der Teufel, ich will mit den paar Mann, die ich hier habe, gerade nach Gotha marschieren.' Ich fragte ihn, wo denn die andern Grenadiers wären, aber er wußte nicht, ob sie voraus oder zurück waren. ‚Einen Offizier', sagte er, ‚haben wir nicht, und es nimmt sich auch keiner unsrer an', und so ging ein jeder hin, wohin er wollte. — Er wußte nicht, daß die Majors im Wirtshause waren. Hatte aber der alte Korporal ein loses Maul gehabt, so hatten es die Grenadiere noch viel ärger.

Hier hatte ich nun genug zu tun, die Grenadiere zu besänftigen; und das ging so fort, alle Viertel- oder halbe Stunden ein Trüppchen, und hatten die ersten gelärmt, waren die andern noch viel schlimmer. Endlich kam auch ganz zuletzt die Artillerie an, da es sonsten gebräuchlich, die Artillerie, in was für Umständen man auch marschiere, entweder vorn oder in der Mitte zu bewahren, so wie ein Mensch seine Seele bewahrt. Hier konnte man sehen, daß

dieser Kommandant noch nie Artillerie bei einem Korps oder einer Armee hatte marschieren sehen, die doch nach Kriegsgebrauch jedesmal bedeckt werden mußte.

Das Volk wurde aber immer wilder, und ich mußte ihm zureden, daß es sich vor den Bauern scheue, die zu ihren Bodenfenstern herausschauten, uns zuhörten und ihr Gespött darüber hatten. —

Endlich fügte Gott, daß es mit Regnen aufhörte. Ein Dragoner hatte uns auf eine Wiese geführt, welche hart am Wege lag, worauf ich den rechten Flügel an denselben stellte und das Kommando richtete und nachgehends in Züge und halbe Divisionen einteilte. Als ich im Abteilen war, kamen einige Pferde, die ich von weitem wohl hörte, gejagt. So denke ich: es kömmt der Feind daher; ich rief und schrie sogleich nach dem rechten Flügel, es sollten einige Mann ausrücken und anrufen und lief selbst zu und riß einem Grenadier sein Gewehr aus der Hand, weil ich meines während des Abteilens weggegeben und setzte mich mit einigen Grenadieren mitten in den Weg und rief: ‚Wer da?' — Darauf antwortete mir eine wohlbekannte Stimme, welche ich sogleich für die des Herrn Majors von Benkendorff erkannt hatte, wie er denn meine Stimme auch beim Anrufen gleich erkannt hatte und rief: ‚Kennt Ihr mich nicht?' Ja, lieber Gott! an der Stimme erkannte ich ihn, aber in der Finsternis war das früher unmöglich. Hier sendete Gott den Jakob zu den Kindern in der Wüste; hier traf das Wort ein: Keinen hat Gott verlassen, der ihm vertraut allezeit.

Sein erstes Wort war: ‚Kinder, was macht ihr da?' Ich erwiderte: ‚Herr Major, das weiß unser Herrgott, aber ich nicht; wir sind herausgeführt worden, daß wir nicht wissen, wie wir herausgekommen sind.' Er fragte weiter: ‚Seid ihr alle marschiert?' — ‚Ja, da ist niemand mehr drinnen als die Kranken und was sie gefangengenommen.' — ‚O mon dieu!' sagte er, ‚wir müssen wieder hinein, und sollten wir alle davor sitzenbleiben; wo sind eure Herren Majors?' — ‚Im Schwallunger Wirtshaus.' — Darauf rief er: ‚Allons, Kinder! zumarschiert', und jagte, was er konnte, nach dem Wirtshaus zu, wo er sie wohl bei einer guten Bouteille

Wein angetroffen haben mochte; den guten Abend aber und das Kompliment, so er ihnen geboten haben mag, habe ich nicht gehört." —

So weit der wackere Rauch. — In seinem weiteren Verlauf erzählt das Tagebuch, wie die gothaischen Truppen sich ermannten und wieder nach Wasungen zurückzogen. Dort hatten sich unterdes die feindlichen Milizen aus Meiningen festgesetzt. Nicht gerade in der kriegerischen Bedeutung des Wortes. Sie saßen vielmehr lustig im Wirtshaus, höchst überrascht, daß die Besatzungstruppen nicht einmal ihren Anblick ausgehalten hatten. Deshalb neigten sie zu der gefährlichen Ansicht, daß ihre Gegner gar nicht zurückkehren würden, hatten aber doch, um behaglicher zu sein, die Tore der wiedereroberten Stadt zugeschlossen und feierten jetzt mit ihren Wasunger Freunden ein Siegesfest in dem Getränk, welches Gotha verlassen. Aber geräuschlos nahte ihnen das Verderben. Nach ein Uhr in der Nacht nähert sich der erbitterte Rauch mit seinen Grenadieren der sorglosen Stadt; wieder donnern die Äxte, ein Tor wird gesprengt, und die Regulären dringen wieder ein. Jetzt kommt an Meiningen die Reihe, der eigenen Rettung zu gedenken. Die Milizen sind eifrig, die Stadt zu verlassen, nur zwischen Jägern aus Meiningen und den Eindringenden werden einige Schüsse gewechselt. Noch zieht ein Oberst von Meiningen mit Kavallerie und der Hauptkolonne heran, aber die Kavallerie flieht nach einem Schuß aus grobem Geschütz, und die Hauptkolonne entfernt sich; zuletzt machen andere Milizen noch einen Schlußversuch anzugreifen, auch sie werden durch einige Schüsse verscheucht; die gothaischen Truppen behaupten Wasungen.

Sogleich nach der ersten Einnahme von Wasungen hatte man zu Meiningen selbst in größter Bestürzung Frau von Gleichen mit ihrem Mann in einen Wagen gesetzt und den gothaischen Truppen zugeschickt. Dort war man aber gar nicht erfreut, die Veranlassung der Händel beseitigt zu sehen, und die armen Hofchargen fanden einen sehr kalten Empfang. Beider Gesundheit war durch Ärger, Gram und die lange Kerkerhaft gebrochen, schon im Jahre 1748 starb Herr

von Gleichen und bald darauf seine Frau. Unterdes schwirrten die Flugschriften und die Promemorias, Mandate des Reichskammergerichts und ministerielle Sendschreiben über diese Affäre in Deutschland hin und her, die gothaischen Truppen hielten Wasungen besetzt; Anton Ulrich weigerte sich hartnäckig, die Entschädigungsansprüche Gothas anzuerkennen, und zahlreiche fürstliche Stimmen wurden laut, welche den Spruch des Reichskammergerichts und die Exekution der Gothaer als eine Verletzung der Souveränitätsrechte eines deutschen Regenten verurteilten. Das tat auch Friedrich der Große.

Da, als der Herzog von Gotha gerade in zweifelhafter Situation war, bot sich für ihn eine neue Aussicht und ein neues Streitobjekt. Der Herzog von Weimar war gestorben und hatte verfügt, daß sein Vetter in Gotha während der Minderjährigkeit seines einzigen Sohnes die Vormundschaft führen sollte. Schnell setzte sich der Herzog von Gotha in den Besitz der Vormundschaft, ließ sich huldigen, und wieder entbrannte ein heftiger Zank mit Anton Ulrich und dem Herzog von Koburg, welche das Recht der Gothaer auf die Vormundschaft bestritten. Da stellte Friedrich II. von Preußen dem bedrängten Herzog von Gotha seine guten Dienste in Aussicht, wenn dieser ihm die auserwählte Gardemannschaft von Weimar, zweihundert Mann, als ein kleines Geschenk offerieren und ihn dadurch obligieren wollte. Dies geschah. Mit zweihundert Mann weimarischer Garde erkaufte sich der Herzog von Gotha seine Bestätigung als Administrator dieses Landes und die Beendigung des Wasunger Streites. Zweihundert Landeskinder von Weimar, welche der Streit gar nichts anging, wurden in willkürlichster Weise weggegeben wie eine Herde Schafe. Ein fremder Fürst verschacherte sie gegen alles Recht.

Die Zweihundert aber zogen mit König Friedrich in den Siebenjährigen Krieg.

Es wird Licht

Aus den deutschen Städten, auf der Grenzscheide zwischen zünftiger Arbeit und freier Erfindung, war die Kunst des Bücherdrucks in die Welt gekommen, der größte Erwerb des Menschengeschlechts nach Entdeckung der Buchstabenschrift. Denn seit der Geist eines Mannes in Holz und Leder eingeschnürt zu gleicher Zeit auf tausend Straßen über die Erde ziehen konnte, hatte eine Entfaltung der Menschenkraft in Kirche und Staat, in Wissenschaft und Handwerk begonnen, nicht nur mächtiger, mannigfacher, reicher, auch grundverschieden von dem stillen Grübeln der Vergangenheit. Seitdem wurde in Jahrhunderten eine Wandlung der Völker hervorgebracht, welche sonst in Jahrtausenden nicht möglich gewesen war. Jeder einzelne wird mit seinen Zeitgenossen, jedes Volk mit allen andern Kulturvölkern zu einer großen geistigen Einheit zusammengeschlossen, erst jetzt ein regelmäßiger Zusammenhang in der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts gesichert; der Geist des einzelnen erhält eine Erdendauer, die vielleicht Jahrtausende die Atemzüge seiner Brust überleben mag, die Seelen der einzelnen Völker aber gewinnen eine Fähigkeit sich zu verjüngen, welche ihr Ableben nach den alten Gesetzen der Natur, wie wir hoffen dürfen, in unberechenbare Ferne hinausschiebt.

Wenige Jahrzehnte war die schwarze Kunst erfunden, da begann ein Frühlingsstürmen in den Seelen. Aus den Schriften der Römer verkündeten mit Entzücken die Humanisten, wieviel Schönes und Großes in der antiken Welt gewesen war, zürnend hielten sie den Schatz edler Empfindungen, welcher aus der entfernten Vergangenheit in ihre Seelen fiel, gegen das rohe oder verderbte Leben, das sie

um sich erblickten. Das Heilige Buch in der Hand stritten fromme Geistliche für das überlieferte Wort der Schrift, gegen die römische Despotie und die gefälschten Traditionen der Kirche. Und durch tausend Bücher, die sie selbst geschrieben, erhoben sie das Gewissen der Völker zu dem größten geistigen Kampf, der seit dem Aufsteigen des Sternes von Bethlehem über das Menschengeschlecht gekommen war; und wieder durch tausend Bücher weihten sie nach den ersten Siegen ihrem Volk alle irdischen Verhältnisse aufs neue, die Pflichten und Rechte des Mannes, der Familie, der Obrigkeit, als die ersten Erzieher, Lehrer, Bildner der großen Menge.

Aber nicht die Freude an alten Dichtern und Statuen, auch nicht der gewaltige Krieg, welcher jetzt um die Lehren der Kirche geführt wurde, nicht Philologen und nicht Theologen des 16. Jahrhunderts haben den größten Segen der neuen Kunst durch die Länder getragen, nicht sie allein haben die Anschauung reicher, das Urteil sicherer, Liebe und Haß größer gemacht. Das geschah durch Lettern und Holzschnitt noch auf anderm Wege, langsam, den Zeitgenossen unbemerkbar, für uns staunenswert.

Der Mensch lernte allmählich anders sehen, beobachten, urteilen. Wie scharf die Sinnentätigkeit des einzelnen im Mittelalter gewesen war, die Bilder, welche aus der Außenwelt in die Seele fielen, wurden ihm zu leicht verzogen durch die hastige Tätigkeit der Phantasie, welche Träume und Ahnungen und unzeitige Kombination mit dem Objekt verband. Jetzt war das deutliche Schwarz auf Weiß immer zur Hand, ein fester unveränderlicher Bericht über das, was bereits andere geschaut und erfahren. Jeder konnte die eigene Auffassung an der fremden, das Urteil der andern an dem eigenen prüfen. So begann die neue, nüchterne, klare Auffassung der Welt, so wuchs das Interesse und Bedürfnis zu beobachten. Man sammelte die Bilder der Tiere und Pflanzen, unterschied genauer die Formen und Arten; man verzeichnete Städte, Flüsse, Gebirge und schnitt sich ein Bild der Länder in Holz; man untersuchte die Gewalten der Natur, die Zugkraft des Magnets, Elastizität

der Luft, Brechung des Lichtstrahls; man erfand immer neue Werkzeuge, welche die Sinne schärften und ergänzten. Schnell öffneten sich dem Auge neue Welten; wie der Mensch den Weg durch die geheimnisvolle Dämmerung des Ozeans ahnend kombinierte, so fand er bald sichere Pfade durch die ungeheuren Räume des Äthers.

Und in der Fülle der neuen Eindrücke sucht die Seele vorsichtig einen festen Halt. Auffallend schnell und allgemein entwickelt sich die Freude am Messen und Rechnen, an der streng gesetzlichen Entwicklung der Zahlen und Größen auseinander, an der absoluten Sicherheit ihrer Beweise. Die Zucht und strenge Methode der mathematischen Disziplinen zieht die suchende, ungeschulte Seele mit unwiderstehlicher Gewalt an. Während das Volk nicht müde wird, den wundervoll künstlichen Bau der Nürnberger Taschenuhren zu bewundern und sich immer wieder nach den gedruckten Büchlein Sonnenuhren an die Mauer zeichnet, findet Kopernikus die Bewegung unseres Sonnensystems, beobachtet Galilei die Trabanten des Jupiter, erkennt Kepler kurz vor den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges die großen Gesetze des Falles und des planetarischen Umlaufs.

Durch zwei Jahrhunderte wurden die mathematischen Disziplinen Grundlage des geistigen Fortschritts. Mit ihnen das Studium der Natur, welches auf Wägen und Messen, auf Scheiden und Verbinden der einzelnen Stoffe beruhte, nächst der Astronomie die Chemie. Das Zusammengesetzte in Einheiten aufzulösen, durch Kombination der Einheiten neue Bildungen hervorzubringen, das wurde erstrebt. Nichts ist so bezeichnend für die Herrschaft dieser Richtung als der Traum, den noch der große Leibniz hatte, sogar den Geist der Sprache, d. h. den gesamten geistigen Inhalt der Menschen in mathematischen Formeln darzustellen und so eine neue Methode zu schaffen, durch welche der geistige Inhalt eines Individuums und Volkes direkt, ohne Vermittlung der verschiedenen Sprachen auf andere übergehen könne.

Unterdes waren auch die historischen Kenntnisse und die Kunde alter Sprachen in ähnlicher Weise fortgeschritten, auch hier überall ein emsiges Zusammentragen der Einzel-

heiten, Aufsammeln eines ungeheuren Materials. Historische Urkunden, Diplome und alte Aufzeichnungen werden in großen Sammelwerken herausgegeben. Die Wörter und Bildungsgesetze der antiken Sprachen werden genauer beobachtet, in Grammatiken und Wörterbüchern immer zahlreicher verbunden. Aber sehr viele Einzelheiten der Privataltertümer, über Hüte und Schuhe, über Sänften, Schellen und Tintenfässer der Alten werden besondere Abhandlungen geschrieben. Wo ein Zusammenfassen des Stoffes versucht wird, bleibt es ganz äußerlich.

Aber nicht die einzelnen Kenntnisse, wie groß ihr Umfang sei, befriedigen den Menschen. Das Wissen soll ihm helfen, zunächst das eigene Leben auf Erden sicher und gedeihlich zu bilden, seine Pflichten und Rechte will er dadurch festigen. Und wieder dem großen Rätsel des Lebens, dem Verhältnis zu dem Ewigen, will er durch ihre Hilfe näher kommen. Auf sich selbst und auf seinen Gott bezieht der Mensch alles, was er weiß.

Die Bürgerkriege in Frankreich, die Freiheitskämpfe der Bataver, das dreißigjährige Elend Deutschlands und die Empörung des englischen Rechtsgefühls gegen die Stuarts hatten dem Politiker und dem Privatmann eine Menge neuer Vorstellungen über das Verhältnis der Staaten zueinander, über die Stellung des Mannes im Staat in die Seele geschlagen. Wie verschieden waren die Gesetzgeber, welche das Leben jedes einzelnen regierten; die jüdischen Priester, die Gemeinde der Apostel, die Juristenschule des alten Roms, langobardische Könige, herrschlustige Päpste! Und neben Gesetzen, die aus vergangenen Jahrtausenden und verlebten Völkern stammten, galten Erinnerungen aus der deutschen Vorzeit: Weistümer, Willküren, Rechtsspiegel, Ordnungen und Privilegien. Nach ihren Bestimmungen wurde dem Deutschen Haus und Hof, Weib und Kind, geerbtes und erworbenes Gut erhalten und genommen. Und gerade nach dem großen Krieg hatte sich über allem Recht der Herrenwille des einzelnen und die tyrannische Gewalt eines herzlosen Systems erhoben. In solchem Chaos von Gesetzen, in der Unterdrückung des Rechtes durch Staatsge-

walt begehrte das Gemüt des Menschen neue Stützen. Und wie die Pietisten von der Kirche eine würdigere Auffassung menschlicher Rechte und Pflichten forderten, so begann auch der Jurist nach dem großen Krieg das natürliche Recht des Menschen dem Unrecht des despotischen Staates gegenüberzusetzen, das vernünftige Recht der Staaten gegen intrigante Politiker zu verfechten. Neben den mathematischen Disziplinen und der Naturwissenschaft wurde die Rechtswissenschaft die Werkstätte, in welcher sich die Geister zu idealen Forderungen an das Leben bildeten. Aus ihnen erblühte die neue Weltweisheit.

Sooft in den einzelnen Kreisen des Wissens ein neuer massenhafter Stoff zusammengetragen ist, sooft Kenntnis und Urteil nach vielen Richtungen erweitert sind, entsteht das unabwendbare Bedürfnis, die neugefundene Habe in eine innere Verbindung zu bringen. Alle höchsten und letzten Fragen des Menschen, das Verhältnis zwischen Körper und Seele, Natur und Gott, Tod und Unsterblichkeit fordern eine Antwort. Diese Antwort zu finden, ist zu aller Zeit die Aufgabe der Philosophie. Aber sehr unvollkommen ist jedem Jahrhundert das Geheimnis des Lebens aufgeschlossen; was der Mensch aus Natur und Geschichte erspäht, ist unendlich wenig im Vergleich zu dem unendlichen Reichtum dessen, was ist und war. Ja, alles Leben birgt ein letztes Geheimnis in sich, das sich der menschlichen Forschung immer wieder entzieht. Durch Beobachten der äußern Erscheinung und der Zahlenverhältnisse, durch Messen der Räume und Größen, durch Zerlegen des Zusammengesetzten in einfache Stoffe, durch das Erkennen vieler einzelner Eigenschaften wird der volle Inhalt des Lebenden niemals gewonnen. Endlos ist die Arbeit der Wissenschaft, neue Seiten, neue Lebensäußerungen des Vorhandenen zu erfassen, ohne Aufhören entstehen neue Disziplinen, jede Zeit gräbt neue Gänge nach dem großen Geheimnis, jede hat Ursache, mit freudigem Selbstgefühl auf die Vergangenheit zurückzusehen, welche soviel weniger Mittel hatte. Und deshalb hat jede Zeit das Bedürfnis, aus dem Gewinn der einzelnen Wissenschaften sowie aus den sittlichen Forderungen, welche

durch das neue Wissen und Können entstanden sind, ein neues Gebäude der Philosophie aufzuführen. Immer entspricht dieser Bau dem Verständnis und den Bedürfnissen seiner Zeit. Aber jedes philosophische System ist durch die Persönlichkeit der Zeit und seiner Erbauer beschränkt, jedes wird durch neue Fortschritte und neue Bedürfnisse überwachsen. Diese Arbeit des neuen Findens und des Zusammenfassens umspannt das geistige Leben des Volkes. Je reichlicher die Vorarbeit in den einzelnen Wissenschaften war, und je edler Geist und Charakter des kombinierenden Denkens sind, welcher seiner Zeit das neue System erschafft, desto größer ist das Gefühl des Fortschritts und die begeisterte Freude der Zeitgenossen über einen idealen Inhalt, der die einzelnen aus den egoistischen Zwecken ihres Lebens heraushebt. Die Voraussetzung aller Philosophie aber ist ein ewiges Sehnen und Suchen, ein unablässiges Prüfen der gewonnenen Wahrheiten, ein unaufhörliches Modifizieren und Fortbilden der geistigen Habe. Die Bewegung ist es, welche die Wissenschaft lebendig erhält, unendlich die Arbeit, unendlich der Fortschritt, und in dieser Unendlichkeit der irdischen Arbeit liegt alles Glück, alles Leben des Menschengeschlechts und die Bürgschaft der Dauer.

Seit dem Dreißigjährigen Krieg beginnt bei den großen Kulturvölkern die systematische Darstellung der Überzeugungen, welche die Wissenschaft nach ihrem damaligen Standpunkt über Gott, die Schöpfung und Regierung der Welt geben konnte. Der Franzose Descartes, der Engländer Locke, der Holländer Spinoza, unter starkem Einfluß der Nachbarvölker die Deutschen Leibniz, Thomasius, Wolff.

Sie alle, mit Ausnahme des freieren Spinoza, waren sorglich bemüht, ihre Systeme von der göttlichen Ordnung in der Natur und dem Menschengeist mit den Lehren der christlichen Theologie in Einklang zu erhalten. Allerdings brach der innere Gegensatz bei jedem von ihnen hervor.

Denn seit Descartes den Satz aufgestellt, nichts dürfe dem forschenden Menschengeist wahr und fest sein, als was ihm unwiderleglich bewiesen worden, seitdem war es mit

dem Autoritätsglauben vorbei. Freudig trat die Wissenschaft ihre neue Herrschaft an, indem sie Gott und die Welt, Seele und Leib, aber auch Pflichten und Rechte des Menschen zu erweisen suchten, als existierend, als vernünftig und notwendig. Die sichtbare Welt wurde von großen Mathematikern in unendlich viele Einheiten zerlegt, aus deren Verbindung alles Leben hervorgehe, und das Göttliche aus dem Leben des Geistes wie der Körperwelt als Ureinheit, als Weltseele begriffen. Der Gottesgelehrte aber, einst der strenge Herr der Wissenschaft — auch Luther hatte noch das Wort der Heiligen Schrift über alle Vernunft hinausgestellt — erfand jetzt eine „natürliche" Theologie als Bundesgenossin zu der „offenbarten". Eifrig suchten junge Theologen in der Weltweisheit neue Stützen ihres Glaubens. Aus der Bewegung der Sterne, aus dem vulkanischen Feuer, ja aus den Windungen der Schneckengehäuse wurde Notwendigkeit und Weisheit des Schöpfers mit vielem Behagen demonstriert. Und schon fehlten solche nicht, welche den persönlichen Gott, seinen Aktus der Schöpfung und die Unsterblichkeit der Seele leugneten. Gegen solche einzelne Deisten und Atheisten erhob sich aber noch die Mehrzahl der Philosophen und die christliche Frömmigkeit des gesamten Volkes.

Die großen deutschen Gelehrten, welche um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Führer dieser Bewegung wurden, trugen das heilige Feuer in die verschiedenen Kreise des deutschen Lebens. Leibniz, die große schöpferische Kraft seiner Zeit, eine wundervolle Mischung von elastischer Schmiegsamkeit und fester Ruhe, von souveräner Sicherheit und tolerantem, verbindlichem Wesen, wirkte durch seine zahlreichen Monographien und seinen unendlichen Briefwechsel vorzugsweise auf die Führer der Nation und das Ausland, auf Fürsten, Staatsmänner, Gelehrte, nach allen Seiten bahnbrechend, vorauseilend, die weitesten Aussichten eröffnend. Und wieder Thomasius, geistvoll, leichtbewegt, kampflustig, beifallsbedürftig, regte auch die Gleichgültigen und Kleinen durch seine geräuschvolle Tätigkeit zu Parteien auf. Er kämpfte als der erste deutsche Journalist in der Presse mit Spott und Ernst, bald Verbündeter der Pietisten

gegen die intolerante Orthodoxie, bald Gegner der schwärmerischen Wiedererweckten, für Toleranz, reinere Moral, gegen jede Art Aberglauben und Fanatismus. Endlich der jüngere Christian Wolff, der große Professor, wurde ein regelrechter, klarer, nüchterner Lehrer, welcher in langjähriger, segensvoller Wirksamkeit das System zusammenschloß und die Schule gründete.

Solche Zeit, in welcher das Große, was der einzelne Mann gefunden, zahlreiche Schüler begeistert, ist eine glückliche Periode für Millionen, welche an dem neuen Erwerb vielleicht gar keinen unmittelbaren Teil haben. Immer liegt auf der ersten Tätigkeit einer Schule etwas von der apostolischen Weihe. Was in der Seele des Lehrers sich mühsam unter innern Kämpfen herausgebildet hat, das wirkt auf die jungen Seelen als etwas Großes, Festes, Erhebendes. Mit der Begeisterung und der Pietät verbindet sich der Drang, selbstschöpferisch den neuen Erwerb fortzubilden. Schnell erfüllen die Lehrsätze das gesamte Leben des Volkes, sie wirken nicht nur in den einzelnen Wissenschaften, auch in allen Richtungen des praktischen Geistes, auf Gesetzgebung und Staatsverwaltung, auf Hausordnung und Familienzucht, in der Werkstätte des Künstlers und Handwerkers.

Zuerst flammt das neue Licht seit 1700 in allen Wissenschaften auf. Akademien, gelehrte Zeitschriften, Preisaufgaben werden gestiftet. Durch die Führer wird die deutsche Sprache als Sprache der Wissenschaft gleichberechtigt, bald siegreich neben die lateinische gestellt, und diese glorreiche Tat wird der erste Schritt, die gesamte Nation in eine ganz neue Verbindung zu den Gelehrten zu setzen.

Aber das neue Leben dringt auch kurz nach 1700 mit unwiderstehlicher Gewalt in die Häuser, in Schreibstube und Werkstatt des Bürgers. Jeder Kreis menschlicher Tätigkeit wird prüfend durchforscht. Landwirtschaft, Handel, die Technik der Gewerbe werden in handlichen Lehrbüchern zugänglich gemacht, welche noch heute die Grundlagen unserer technologischen Literatur sind. Aber Rohstoffe und ihre Verarbeitung, über Mineralien, Farben, Maschinen wird geschrieben, an vielen Orten schießen populäre Zeitschriften

auf, welche die neuen Entdeckungen der Naturwissenschaften für den Handwerker und Fabrikanten zu verwerten suchen. Selbst in die Hütte des armen Bauern fallen einzelne Strahlen des hellen Lichtes, auch für ihn entsteht eine kleine menschenfreundliche Literatur. Aber auch die sittliche Wirkung jedes irdischen Berufes wird dargestellt, über die Tüchtigkeit und Bedeutung des Arbeiters, des Beamten wird Erhebendes gesagt, der innige Zusammenhang der materiellen und geistigen Interessen der Nation wird verkündet, unablässig wird auf die Notwendigkeit hingewiesen, den Schlendrian alter Bräuche zu verlassen, sich um das vorgeschrittene Ausland zu kümmern, Bedürfnisse desselben und fremdes Wesen kennenzulernen. Und wieder über Tracht und Sitten wird in ganz neuer Weise geschrieben, launig, spöttisch, tadelnd, immer mit dem Wunsch zu bilden, zu bessern. Sogar die besonderen Fehler der Stände und Berufsklassen, die Schwäche der Frauen, die Roheit und Unredlichkeit der Männer werden unablässig beurteilt und gezüchtigt. Noch ungeschickt, zuweilen pedantisch und kleinlich, aber doch mit eifrigem Sinn und mit Redlichkeit.

So gerät das gesamte Privatleben der Deutschen in eine unruhige Bewegung, überall ringen neue Ideen mit alten Vorurteilen, überall sieht der Bürger um sich und in sich eine Wandlung, der er nur schwer widerstehen kann. Noch ist die Zeit arm an einzelnen großen Erscheinungen, aber überall ist in den kleinen eine treibende Kraft erkennbar. Nur wenige Jahrzehnte, und die neue Aufklärung sollte aller Welt zur Freude ihre Blüten tragen. Immer noch ist die Weltweisheit und die populäre Bildung des Volkes vorzugsweise abhängig von Mathematik und Naturwissenschaft, aber schon beginnt seit Johann Matthias Gesner die Altertumskunde, der zweite Pol aller wissenschaftlichen Bildung, die geschichtliche Entwicklung der Völkerseelen zu begreifen. Wenige Jahre nach 1750 reist Winckelmann nach Italien.

Und wie lebten die Bürger, aus deren Häusern der größte Teil unserer Denker und Erfinder, der Gelehrten und Dichter hervorging, welche die neue Bildung weiterführen sollten, kühner, schöner, freier?

Es ist eine mäßig große Stadt um 1750. Noch stehen die alten Ziegelmauern, Türme nicht nur über den Toren, auch hie und da über den Mauern. Manchem ist ein hölzernes Notdach aufgesetzt, in den stärksten sind Gefängnisse eingerichtet, andere baufällige, die vielleicht im großen Krieg zerschossen wurden, sind abgetragen. Auch die Stadtmauer ist geflickt, vorspringende Winkel und Basteien liegen noch in Trümmern, blühender Flieder und Gartenblumen sind dahinter gepflanzt und ragen über die Steine; der Stadtgraben auf der Außenseite liegt zum Teil trocken, dann weiden wohl noch Kühe einzelner Bürger darin, oder die Tuchmacher haben ihre Rahmen mit Reihen eiserner Häkchen aufgestellt und spannen friedlich die Tücher daran auf; die gewöhnlichste Farbe ist seit den Pietisten „Pfeffer und Salz", wie man schon damals sagte, und die alte Lieblingsfarbe der Deutschen, Blau, das nicht mehr aus deutschem Waid, sondern aus dem fremden Indigo bereitet wird. Noch haben die engen Toröffnungen hölzerne Bohlentore, oft zwei hintereinander; sie werden zur Nachtzeit von der Stadtwache geschlossen, welche dort auf Posten steht, aber erst durch Klopfer und Glocke geweckt werden muß, wenn jemand von außen Einlaß begehrt. Auf der innern Seite der Stadtmauer sind zuweilen noch Bruchstücke der Holzgalerien zu sehen, in denen einst die Bogen- und Hakenschützen standen, aber nicht überall ist der Weg längs der Mauer frei, schon sind dürftige Häuser und Schuppen angeleimt.

Im Innern der Stadt stehen die schmucklosen Häuser noch nicht so zahlreich als in früheren Jahrhunderten, noch liegen einzelne wüste Stellen dazwischen, die meisten aber sind von Honoratioren gekauft und in Gärten verwandelt. Vielleicht ist schon ein Kaffeegarten nach dem Muster des berühmten Leipziger angelegt, dann stehen einige Baumreihen und Bänke darin, und in der Gaststube lehnen am Verschlag des Wirts die Gipspfeifen der Stammgäste, aber seit kurzem ist neben dem Gips der Maserkopf und der teure Meerschaum aufgekommen. In der Nähe des Hauptmarktes werden die Häuser stattlicher, nicht überall sind die alten Lauben erhalten, bedeckte Gänge, welche einst in einem großen Teil

Deutschlands durch das Unterstock der Markthäuser führten, die Gehenden in der Regenzeit schützten und das Leben des Hauses mit der Straße verbanden. An dem massiven Bau des Rathauses sind die alten Pfeiler und Gewölbe durch rohen Kalkanwurf und durch Zwischenmauern verklebt, in den düstern, lichtarmen Räumen des Innern hängen Spinnengewebe, erheben sich graue Mauern von Akten, lagert unendlicher Staub; in der Ratsstube stehen die steifen Polsterstühle mit grünem Tuch und Messingnägeln beschlagen im erhöhten Raum, dessen Schranke die Ratsherren von den Bürgern trennt; alles schmucklos und lange nicht getüncht, alles dürftig und unschön, wie eine unfertige Einrichtung; denn in dem neuen Staat fehlt Geld und Freude, die öffentlichen Gebäude zu schmücken, sie werden vom Bürger als ein notwendiges Übel betrachtet, ohne Teilnahme, ohne jedes Selbstgefühl. Noch sehen die Häuser des Marktes zum großen Teil mit spitzem Giebel auf die Straße, und zwischen den Häusern gießen weitvorspringende Dachrinnen ihr Wasser auf das schlechte Pflaster, das aus Feldsteinen kunstlos zusammengesetzt ist. Viele Giebel haben die schöne Gliederung des germanischen Stils verloren, wer verschönern will, läßt die Dachlinie in Rokokoschnörkeln, am liebsten gradlinig bis zur Spitze laufen. Unter den Häusern stehen einzelne Kirchen oder verlassene Klostergebäude mit Strebepfeilern und Spitzbögen. Gleichgültig sieht das Volk auf diese Überreste einer Vergangenheit, mit welcher es kaum durch eine teure Erinnerung verbunden ist; für die alte Kunst ist ihm das Verständnis ganz verschwunden; wie Friedrich von Preußen das Marienburger Schloß, so zerstört überall der nüchterne, verständige, lichtfordernde Sinn die Bauten alter Zeit. Vorsorglich hat der Magistrat die leeren Räume des Klosters zu einem Pfarrhaus oder zu Schulstuben eingerichtet, Fenster ausgeschlagen, Gipsdecken gezogen; dann schauen die Knaben von ihrer lateinischen Grammatik verwundert auf die Steinrosetten und die zierliche Arbeit des Meißels aus einer Zeit, wo dergleichen Unnötiges noch gebaut wurde, und in dem verfallenen Kreuzgang, durch welchen einst Mönche ernsthaft schritten, werfen

sie jetzt aus hölzernem Schlüssel ihren Brummkreisel; denn der Circitor susurrans oder Mönch ist ein Lieblingsspiel dieser Zeit, das auch vornehme Herren in verkleinerter Form zuweilen in der Tasche führen.

Es ist bereits Ordnung in der Stadt, die Straßen müssen gekehrt werden; Düngerhaufen, welche fünfzig Jahre früher in ansehnlichen Mittelstädten vor den Häusern lagen, seit im Krieg die alte Sauberkeit verschwunden war, sind wieder durch Verordnungen beseitigt, welche die Räte des Landesherrn den Oberamtleuten, die Oberamtleute dem Ratskollegium zugeschickt haben. Auch der Viehstand der Stadt hat sich sehr verringert, die Schweine und Rinder, welche noch kurz vor 1700 zwischen den spielenden Kindern im Straßenschmutz sich belustigten, werden streng in Höfen und Hinterhäusern bewahrt, die Landesregierung sieht nicht gern, daß die Städter in den Ringmauern Vieh halten, denn sie hat die Torakzise eingeführt, und ein abgedankter Unteroffizier treibt sich, den Rohrstock in der Hand, in der Nähe des Tores umher, um die Karren und Körbe der Landleute zu untersuchen. So hat sich die Viehzucht in die dürftigen Vorstädte und die Vorwerke gezogen, nur in den kleinen Landstädten hilft die Ackernahrung das Leben der Bürger erhalten. Auch die Sicherheitspolizei tut ihre Pflicht, auf Bettler und Vagabunden wird stark vigiliert, der Passeport ist dem anspruchslosen Reisenden unentbehrlich; Ratsdiener sind in den Straßen sichtbar und spähen in die Wirtshäuser; zur Nacht wird wohl auch eine Brandwache in die Nähe des Rathauses postiert, und der Türmer gibt mit Fahne und großem Sprachrohr das Notzeichen. Auch das Spritzenhaus wird in Ordnung gehalten, plumpe Feuertonnen stehen an der Seite des Rathauses unter offenem Schuppen, über ihnen hängen die eisenbeschlagenen Feuerleitern. Sogar die Nachtwächter sind ziemlich wachsam und modest, sie sangen nach dem großen Krieg hier und da anzügliche Reime, sooft sie die Stunden abriefen, jetzt hat ein frommer Pfarrer darauf bestanden, daß ihnen Text und Melodie geistlich sei.

Der Handwerker arbeitet in der alten Weise fort, fast jeder steht fest in seiner Zunft, sogar die Maler sind zünftig

und fertigen als Meisterstück eine Kreuzigung mit einer Anzahl vorgeschriebenen Figuren. In den katholischen Landschaften leben sie von massenhafter Anfertigung der Heiligenbilder, in den protestantischen malen sie Schilder und Scheiben und die Wappen der Landesherren, welche zahlreich an öffentlichen Gebäuden, sogar über den Türen einzelner Handwerker zu sehen sind. Streng wird von der Mehrzahl der Handwerker auf alte Bräuche, am strengsten auf die Rechte der Zunft gehalten; wer nicht nach Handwerksrecht in die Zunft aufgenommen ist, der wird als Pfuscher oder Bönhase mit einem Hasse verfolgt, der ihn von der bürgerlichen Gesellschaft auszuschließen sucht. Noch wird ernsthaft vor der geöffneten Lade gehandelt, Lehrlinge angenommen, Gesellen freigesprochen, Händel geschlichtet, und die Formel „Mit Gunst", welche jede Rede einleitet, schallt endlos bei allen Zusammenkünften der Meister und der Gesellen; aber die alten Wechselreden und Sprüche des Mittelalters sind halb unverständlich geworden; rohe Scherze haben sich eingedrängt, und die Besseren beginnen bereits, nicht viel darauf zu geben. Ja, es fehlt nicht mehr an solchen, welche die alte Zunftverfassung für eine Last halten, weil sie ihrem Bestreben, sich zur Fabriktätigkeit zu erweitern, hartnäckig widersteht, so die großen Tuchmacher und Eisenarbeiter. Und die lustigen Jahresfeste, welche einst Freude und Stolz fast jedes einzelnen Handwerks waren, sie sind fast alle abgelebt. Die Aufzüge in Masken, eigentümliche alte Tänze vertragen sich nicht mit der Bildung einer Zeit, in welcher der einzelne keine größere Furcht hat, als seiner Würde zu vergeben, in der von der Kanzel gepredigt wird, daß geräuschvolle weltliche Ergötzlichkeit sündhaft sei, in welcher endlich auch die gelehrten Männer der Stadt keinen zureichenden Grund für dergleichen Straßenlärm finden.

Geschieden durch Kleidung, Haartracht und Titel, stehen die Studierten und Beamten als Honoratioren der Stadt über den Bürgern. Wie der Adel auf sie, blicken sie auf den Handwerker, dieser auf den Bauern herab. Auch der Kaufmann, zumal wenn er ein Stadtamt bekleidet oder Vermögen besitzt, hat unter den Honoratioren eine Stellung. In den

Familien der „vornehmen" Kaufleute, wie die ersten Häuser „ins Große" genannt werden, und der „ansehnlichen", wie die Besitzer großer Verkaufsläden heißen, ist eine erfreuliche Änderung des Lebens bemerkbar. Der rohe Luxus einer früheren Generation ist gebändigt, bessere Zucht im Hause und größere Redlichkeit im Geschäft sind überall zu erkennen. Schon wird gerühmt, daß es nicht die alten und soliden Häuser sind, deren Inhaber sich noch um Adelsbriefe bewerben, ja daß solche eitle Neugeadelte von den besten ihrer Geschäftsgenossen verachtet werden*. Und der vorurteilsfreie Kavalier fühlt sich zu der Erklärung veranlaßt, daß in der Tat kein Unterschied sei zwischen der Frau eines Gutsbesitzers, welche mit Ehren in den Kuhstall geht und das Abrahmen der Milch beaufsichtigt, und zwischen der Frau eines ansehnlichen Kaufmanns zu Frankfurt, die während der Messe im Gewölbe sitzt, „sie ist wohl und prächtig gekleidet, sie befiehlt ihren Leuten wie eine Fürstin, sie weiß den Vornehmen, den Gemeinen und dem Pöbel, jedem nach Stand und Würden zu begegnen, sie liest und versteht mehrere Sprachen, sie urteilt vernünftig, weiß zu leben und erzieht ihre Kinder wohl." — Zu dieser Kräftigung des deutschen Kaufmanns hatte außer den geistigen Gewalten der Zeit, welche auch die Seele regierten, noch einiges Besondere beigetragen. Nicht nach jeder Richtung war der Einzug der vertriebenen Hugenotten unserer deutschen Art günstig gewesen, der Einfluß, den sie auf den deutschen Handel geübt, ist doch sehr hoch anzuschlagen. Ihre Familien saßen um 1750 in fast allen größeren Handelsstädten, sie bildeten dort kleine aristokratische Gemeinden, schlossen sich gesellig immer noch ab und unterhielten sorgfältig ihre Beziehungen zu den verwandten Häusern in Frankreich, welche noch heute eine ernste, sittenstrenge, eine wenig altfränkische Aristokratie des französischen Großhandels bilden. Gerade bei diesen deutschen Hugenotten hatte das puritanische Wesen der Genfer und niederländischen Separatisten großen Anhang gefunden, ihre gemessene Haltung

* J. M. von Loen: Der Adel. 1752. S. 133 u. 134.

hatte in Frankfurt wie längs dem Rhein auch andere Häuser beeinflußt. Aber auch der deutsche Handel war zu neuem Leben gekommen, und die gesündere Arbeit hatte auch die Redlichkeit gesteigert. Wieder nahm das arme Land ehrenwerten Anteil am Welthandel, schon führten Deutsche ihre Eisen- und Stahlwaren aus der Grafschaft Mark, aus Solingen und Suhl, Tuche aus allen Landschaften, auch feine Tuche von portugiesischer und spanischer Wolle aus Aachen, Damastgewebe aus Westfalen, Leinwand und Schleier aus Schlesien nach Frankreich, England, Spanien, Portugal und in die Kolonien über See, deren Produkte wieder in Deutschland den größten Markt hatten, weil das Binnenland des östlichen Europas bis zur türkischen Grenze und den Steppen Asiens durch deutsche Kaufleute versorgt wurde. Gerade die Armut des Volkes, d. h. der niedrige Tagelohn machte die Anlage mancher Fabriken lohnend und leicht. Und wie in Hamburg und in den Städten des Rheins von Frankfurt bis Aachen der Großhandel aufblühte, ebenso in den Grenzländern gegen Polen, dort aber in den einfachsten Formen, als ein großartiger Tauschverkehr. Noch fuhren Waren und Reisende auf der Donau stromab in rohen Holzkähnen, die für die einzelne Reise gezimmert und am Ende der Fahrt auseinandergeschlagen und als Bretter verkauft wurden. Und in Breslau werden ebenso auf dem Salzring die Karren und Steppenpferde verkauft, auf denen bärtige Händler von Warschau und Nowgorod ihre Waren in langem Karawanenzug zum Tausch gegen die Kostbarkeiten abendländischer Kultur herzugefahren haben. Und schon beginnt die Klage der schlesischen Kaufleute, daß die Karawanen seltener kommen und die Fremden unzufrieden werden, weil sie sich mit der neuen preußischen Schreiberei und den Deklarationsscheinen einer genauen Regierung nicht befreunden wollen. Schon hat sich um 1750 in den Familien der großen Kaufleute etwas von dem Weltbürgertum entwickelt, welches mit Verachtung auf die beschränkenden Verhältnisse der Heimat herabsieht, und wie die Handlungsreisenden von Lennep und Burtscheid mit ihren Probekästen, mit Messerklingen und Nadeln, bis zur Seine und Themse zogen, so

trafen auch die jüngeren Söhne dieser großen Fabrikanten mit den Hamburgern in Paris, London, Lissabon, Cadiz, Porto zusammen und gründeten dort zahlreiche Firmen als gewandte, oft kühne Spekulanten. Und von dem unternehmenden und sicheren Wesen dieser Männer ging einiges auf ihre Geschäftsfreunde im Binnenland über. Ein männlicher, fester, unabhängiger Sinn ist um 1750 außer bei den Besten vom Adel und bei wenigen Gelehrten zuweilen bei den größten Kaufleuten zu finden.

Die Mehrzahl der Honoratioren aber gehörte in jeder Stadt dem Gelehrtenstande an: Theologen, Juristen, Ärzte. Sie repräsentierten wahrscheinlich alle Schattierungen der Zeitbildung, und die stärksten Gegensätze lagen innerhalb jeder größeren Stadtmauer in stillem Krieg. Noch waren die Geistlichen Orthodoxe oder Pietisten. Die ersteren, in der Regel bequem zum geselligen Verkehr, nicht selten Lebemänner, dauerhaft vor einer ehrbaren Flasche Wein und tolerant gegen die weltlichen Scherze ihrer Bekannten, hatten viel von ihrer alten Streitsucht und dem Inquisitorwesen verloren, sie ließen sich herab, zuweilen eine Stelle aus dem Horatius zu zitieren, kümmerten sich um die Kirchen- und Schulgeschichte ihres Ortes und fingen bereits an, die Schriften des gefährlichen Wolff mit heimlichem Wohlwollen zu betrachten, weil er in so auffälligem Gegensatz zu ihren pietistischen Gegnern getreten war. Waren pietistische Geistliche angestellt, so standen diese wahrscheinlich in besserem Verhältnis zu anderen Konfessionen und wurden von den Frauen, den Juden und von den Armen der Stadt besonders verehrt. Auch ihre Gläubigkeit war milder geworden, sie waren zum großen Teil würdige, sittenreine Männer, treue Seelsorger mit einem weichen, herzgewinnenden Wesen, ihre Predigten waren allerdings sehr pathetisch und bilderreich, sie warnten gern vor der kalten Subtilität und rieten zu dem, was sie Saft und Kraft nannten, was aber die Gegner gezierte Tautologie schalten. Ihr Bestreben, sich und ihre Gemeinde von dem Geräusch der Welt zu isolieren, wurde bereits von einer großen Mehrzahl der Bürger mit Mißtrauen betrachtet; auf der Bierbank war ein gewöhn-

licher Spott, daß die Frommen ächzend über Schurzfell, Leisten und Bügeleisen saßen und auf Erweckung lauerten.

Die Lehrer der Stadtschulen waren studierte Theologen, größtenteils arme Kandidaten, der Rektor vielleicht aus der großen Schule des Hallischen Waisenhauses berufen. Ein rührendes Geschlecht, an Entsagungen gewöhnt, häufig mit einem kränklichen Körper behaftet, Folge des harten entbehrungsvollen Lebens, durch welches sie sich heraufgearbeitet hatten. Es waren Originale jeder Art, verschrobene und widerwärtige Gesellen fehlten nicht, auch die bessere Mehrzahl war ohne umfangreiches Wissen. Aber in sehr vielen von ihnen lebte vielleicht hinter wunderlichen Formen etwas von der Freiheit, Größe und Unbefangenheit der antiken Welt, sie waren seit der Reformation die natürlichen Gegner aller frommen Zeloten gewesen, selbst die aus dem großen Waisenhause, aus der Zucht der beiden Francke und des Joachim Lange kamen, waren in der Regel gemäßigter, als den pietistischen Pfarrern lieb sein mochte. Die Blätter ihres Cornelius Nepos waren durch den vieljährigen Gebrauch zum Erschrecken schwarz geworden, ihr Schicksal war, vom Sextus oder Quintus langsam aufzusteigen, etwa bis zur Würde eines Konrektors, mit einer geringen Steigerung ihrer spärlichen Einnahmen; die größte Freude ihres Lebens war, zuweilen einen fähigen Schüler zu finden, dem sie neben den Feinheiten lateinischer Satzbildung und Prosodie auch eine und die andere freie Lieblingsidee, eine heidnische Ansicht von Männergröße in die Seele pflanzen konnten, Einwirkungen, auf welche doch der Schüler in seinen Männerjahren mit Lächeln zurücksah. Aber in dieser Tätigkeit, arm an Dank und Anerkennung, haben sie rastlos gearbeitet, die Empfänglichkeit für Schönheit des Altertums und die Fähigkeit, andere Menschenart zu begreifen, in den Deutschen herauszubilden. Und der unablässige Einfluß, den Tausende derselben auf das lebende Geschlecht ausübten, war gerade jetzt gesteigert, seit Gesner die griechische Sprache in den Schulen heimisch gemacht und für den Unterricht der Schüler einen ganz neuen, revolutionären Grundsatz aufgestellt hatte, welcher von den Lehrern

mit Begeisterung verbreitet wurde: der Geist des Altertums, das Verständnis des Schriftstellers, nicht der grammatische Kram sei die Hauptsache.

Denn die Schule einer ansehnlichen Stadt war eine lateinische Schule. Reichte sie so hoch, daß ihre oberen Klassen für die Universität vorbereiteten, dann schieden aus der Quarta die Knaben, welche ein Handwerk lernen sollten. Diese Einrichtung half dazu, auch den Bürgersmann in einer Abhängigkeit von der gelehrten Bildung zu erhalten, welche wir jetzt zuweilen vermissen. Es war allerdings an sich kein großer Gewinn, wenn der Zunftmeister noch in spätern Jahren einige angenehme Kenntnisse von Mavors, von Kupido mit dem Taubenpaar der Venus hatte, deren Gestalten aus allen Gedichten der Gebildeten herausguckten und sogar die Kalender und Pfefferkuchen verschönerten: aber mit diesen Vorstellungen aus alter Vergangenheit fielen auch einzelne Samenkörner der neuen Zeitideen in seine Seele. Daß die Aufklärung von intelligenten Bürgern so schnell aufgenommen wurde, ist dieser Art von Schulbildung zu verdanken.

Streng war die Schulzucht; eine gewöhnliche Ermunterung, welche die armen Schüler einander damals in die Stammbücher schrieben, war das Symbolum: „Geduldig, fröhlich immerdar." Aber die Strenge war nötig, denn in den unteren Klassen saßen neben den Kindern fast erwachsene Jünglinge, und die Unarten von zwei verschiedenen Lebensaltern waren nebeneinander zu bekämpfen. In einem großen Teil Deutschlands bestand der Brauch, der sich hier und da bis zur Gegenwart erhalten hat, daß die Knaben, welche Benefizien der Anstalt genossen, unter Anführung eines Lehrers als Kurrendeschüler singen mußten. Wenn sie in ihren blauen Mänteln nicht nur bei „ganzen", auch bei „halben" und „Viertelleichen" hinter dem Kreuz daherzogen, so war das eine arge Versäumnis, welche die Schulzucht sehr störte und schon 1750 als ein Übelstand beklagt wurde.

Überall standen unter den Honoratioren die Wolffianer, die Schüler der neuen Weltweisheit als Verbreiter der Auf-

klärung, Wächter der Toleranz, Freunde jedes wissenschaftlichen Fortschritts. Gerade in diesem Jahr waren sie in angelegentlicher Erörterung einiger alter Streitpunkte, denn soeben hatte der Leipziger Crusius seine „Anleitung über natürliche Begebenheiten vernünftig nachzudenken“ ans Licht treten lassen, und mit diesem Werk, einem Kosmos des Jahres 1740 in der Hand, überlegten sie wieder einmal, ob man einen vollen oder leeren Raum anzunehmen habe, und ob die letzte Ursache der Bewegung in der tätigen Kraft elastischer Körper zu suchen sei. Finster sahen diese Fortschrittsmänner auf die theologische Fakultät zu Rostock, welche gerade jetzt einen jungen Herrn Kosegarten zu sehr auffälligem Widerruf gezwungen hatte, weil er die Behauptung gewagt, die menschliche Natur des Erlösers auf Erden sei von seiner göttlichen nur bis zu einem gewissen Grad unterstützt worden, er habe gelernt wie andere und gar nicht alles vorausgesehen. Dagegen gönnten sie aber ein wohlwollendes Lächeln den physiko-theologischen Betrachtungen wackerer Theologen, wenn einer die Möglichkeit der Auferstehung nachwies, trotz dem fortwährenden Stoffwechsel oder — wie man damals sagen mußte — trotz dem Wechsel der Partikeln seines Körpers, oder wenn ein anderer die Weisheit der Vorsehung aus dem weißen Fell der Hasen in Livland zu erkennen bemüht war.

Auch die deutsche Dichtkunst und Beredsamkeit wußten sie wohl zu schätzen. Da war zu Leipzig Herr Professor Gottsched und seine Frau. Die Leute hatten ihre Schwächen, aber es war doch ein großartiges Wesen in ihnen, Anstand, Würde und Wissenschaft, sie gehörten zuletzt auch zur Schule, und sie wollten durch die deutsche Dichtkunst feinere Bildung und einen besseren Geschmack in das Land bringen. Schon wurden sie sehr angefeindet, aber ihre Zeitschrift, den „Neuen Büchersaal“, konnte schwerlich entbehren, wer dem poetischen Treiben der Belletristen nachkommen wollte. Neben den Älteren, welche so sprachen, hatte sich in der Stadt aber bereits ein jüngeres Geschlecht eingefunden, welches die schönen Künste nicht mehr als eine angenehme Zierart betrachtete, sondern Aufregungen, edle Gefühle und eine

freiere Sittlichkeit von ihrem Einfluß hoffte, worüber die gelehrte Partei mißbilligend den Kopf schüttelte. Und diese Jüngern — es war eine kleine Zahl — trieben es seit zwei Jahren mit einer Aufregung, die sie zu Überspanntheiten hinriß; sie trugen Bücher in der Tasche, sie steckten sie den Frauen ihrer Bekanntschaft zu, sie deklamierten laut und drückten einander die Hände. Es war die erste Morgenröte eines neuen Lebens, welche mit so herzinniger Freude begrüßt wurde. In der Monatsschrift „Bremer Beiträge“ waren die ersten Gesänge des „Messias“ von Herrn Klopstock erschienen; der Betroffenheit, mit der man anfänglich auf die fremde Form sah, war jetzt in einem kleinen Kreise rückhaltlose Bewunderung gefolgt. Und im vergangenen Jahr war ein anderes Gedicht eines Unbekannten, „Der Frühling“, gedruckt worden, man wußte nicht, wer es gemacht, aber es sollte derselbe anmutige Poet sein, welcher unter dem Wappenbild des Breitkopfischen Bären in der Monatsschrift „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ Mitarbeiter gewesen war, zugleich mit Kästner, Gellert, Mylius. Und wieder gerade jetzt hatte durch Weidmann ein anderer Unbekannter den Anfang eines andern Heldengedichtes „Noah“ edieren lassen; die Mutmaßung ging allerdings auf einen Schweizer, weil der Name Sipha darin vorkam, den Bodmer früher angewendet hatte. Alle diese Gedichte waren in dem Silbenmaß der Römer gebildet, und diese neue Art bewerkstelligte eine ganz eigene Aufregung des Gemüts, welche man früher nicht gekannt hatte. Bereits schien sich eine förmliche Rebellion unter den Schöngeistern anzuzetteln. — Es sollte in kurzem noch wilder zugehen.

Noch entbehrte die Stadt solche Theatervorstellungen, welche einen Denker befriedigen konnten. Wer aber auf einer Reise die Schönemannsche Truppe in Norddeutschland gesehen hatte, der erinnerte sich um 1750, sicher einige Jahre darauf, an einen jungen Mann von unvorteilhafter Gestalt mit einem kurzen Hals und dem Namen Eckhof, welcher der feinste und kunstvollste Schauspieler Deutschlands wurde. Und gerade in diesen Wochen war von der Messe ein neues Buch angekommen, „Beiträge zur Historie und Aufnahme

des Theaters", welches zwei junge Leipziger Gelehrte verfaßt hatten, von denen der eine Lessing hieß. — In demselben Bücherballen lag der Roman Richardsons „Pamela", wie das Jahr vorher die „Clarissa" desselben Autors.

Was aber damals in den Häusern der Bürger gelesen wurde, war von ganz anderer Beschaffenheit. Noch gab es keine Leihbibliotheken, nur die kleinen Antiquare verliehen zuweilen an zuverlässige Bekannte. Aber es wucherte doch eine bändereiche Literatur von Romanen, welche von den Anspruchslosen eifrig gekauft wurden. Es waren flüchtig zusammengeschleuderte Erzählungen, in denen abenteuerliche Schicksale berichtet wurden.

Diese Abenteuer waren im 17. Jahrhundert in verschiedener Methode dargestellt worden, entweder in geistloser Nachahmung der alten Ritter- und Schäferromane, auf phantastischem Hintergrund, ohne den Vorzug detaillierter Schilderungen, oder wieder mit einem derben Realismus, ein rohes Abbild des wirklichen Lebens, ohne Schönheit, oft gemein und schmutzig. Es war ein abgelebtes Wesen und ein Beginnen der neuen Zeit, die damals nebeneinander liefen. Schon seit 1700 ist die realistische Richtung die herrschende. Aus den Amadisromanen werden schlüpfrige Hof- und Touristenabenteuer, dem Simplizissimus folgen eine große Zahl von Kriegsromanen, Robinsonaden und Aventuriergeschichten. Die große Mehrzahl ist sehr liederlich verfertigt, und deutsche Klatschgeschichten oder Zeitungsnachrichten von außerordentlichen Ereignissen in der Fremde, zum Teil Tagebücher, sind darin verarbeitet. Auch Faßmanns „Gespräche aus dem Reiche der Toten" sind in ähnlicher Weise zusammengeschrieben aus fliegenden Blättern und Geschichtsbüchern, die der unordentliche Mann, der damals in Franken saß, sich von den Pfarrern der Gegend zusammenborgte. Die so schrieben wurden von den Gebildeten gründlich verachtet, aber sie übten doch eine sehr große, schwer zu schätzende Wirkung auf das Gemüt des Volkes. Es waren zwei getrennte Welten, die nebeneinander kreisten. Und dieser Gegensatz zwischen der Lektüre des Volkes und

der Gebildeten hat — wenn auch zuweilen versöhnt — zu sehr bis in die neueste Zeit bestanden.

Unter den Honoratioren der Stadt gab es aber im Jahre 1750 auch andere Gelehrte. Wohl keiner mäßigen Stadt fehlte ein patriotischer Mann, welcher die alten Chroniken, die Kirchenbücher und Urkunden des Ratsarchivs durchsucht hatte und zu einer Geschichte des Ortes und der Landschaft schätzenswerte Beiträge zu geben wußte. Noch war das Verständnis der monumentalen Altertümer gering, aber auch sie wurden mit alten Inschriften und unechten Götzen unserer Urahnen als Kuriositäten fleißig abgebildet. Und gegen die unkritischen Märchen und das nackte Verzeichnen von Einzelheiten wurde ein siegreicher Kampf geführt. Auch auf die einseitigen Werke der letzten Jahrzehnte, die schwerfälligen „Kirch- und Schulstaaten", sah das jüngere Geschlecht herab. Schon galt es, mit gewissenhafter Benutzung der Dokumente eine zusammenhängende, Ursache und Wirkung deutlich auseinandersetzende Geschichtserzählung hervorzubringen. Allerdings gehört das Beste, was in diesen Jahren geschrieben wurde, nur der Lokalhistorie an.

Größer war das Interesse, welches die Naturwissenschaften in Anspruch nahmen; sie sind in dem Kleinleben der Stadt die populärste Wissenschaft. Nicht gering ist die Zahl ehrenwerter Zeitschriften, welche die neuen Entdeckungen der Wissenschaft berichten. Mit Achtung haben wir auf sie zurückzusehen; Darstellung und Stil sind zuweilen, z. B. in Kästners „Hamburgischem Magazin", musterhaft; und unermüdlich sind sie bemüht, die gelehrten Entdeckungen für Handel, Gewerbe, Ackerbau, jeden Kreis praktischer Interessen auszubeuten. Freilich ihre „vernünftige" Einwirkung hatte nicht alles Unhaltbare beseitigt. Die alte Neigung zur Alchimie war nicht besiegt. Noch immer wurde von verständigen und redlichen Leuten laboriert, ernsthaft wurde das große Geheimnis gesucht, immer kam ihnen etwas dazwischen, was den letzten Erfolg hinderte. Geheimnisvoll wurde solche Arbeit betrieben, aber die Stadt wußte recht gut, daß der Herr Rat oder Sekretarius den „faulen Heinz bediene" — den Ofen heize — um Gold zu machen. Die

Freude an chemischen Prozessen, an den Destillationen in der Retorte und den Solutionen auf kaltem Wege war vielen gemein; kräftige Tinkturen wurden an Bekannte verteilt, die Hausfrauen liebten allerlei künstliche Wasser zu destillieren, und in den Frage- und Anzeigeblättern wurden häufig Medikamente angepriesen, Pillen gegen Podagra, Pulver gegen Kröpfe, blaues Wasser gegen Viehsterben, die Scharlatanerie ist verhältnismäßig größer als jetzt, die Lügen ebenso dreist. Der Eifer für die Wissenschaft zu sammeln war allgemein geworden, die Knaben begannen Schmetterlinge aufzuspannen, Käfer zusammenzutragen, Dendriten und Erzstufen mit dem Brennglas des Vaters zu betrachten, die Wohlhabenden freuten sich über „Rösels Insektenbelustigungen“ und das erste Heft von „Frischens Vorstellung (Abbildung) der Vögel“.

Eine Bibliothek zusammenzubringen wurde der Stolz des Gebildeten, auch in bescheidener Lage. Zweimal im Jahre, zu Ostern und Michaelis, brachte der Buchhändler von der Leipziger Messe die „Novitäten“, welche er dort für sein Geld erkauft oder gegen Werke seines Verlags eingetauscht hatte. Diese neuen Bücher legte er in seinem Laden zur Ansicht aus, wie jetzt ein Händler mit Schnittwaren tut. Das war eine wichtige Zeit für die Liebhaber, der Laden wurde ein Mittelpunkt für literarische Unterhaltung, auf Stühlen saßen die Hauptkunden, begutachteten, wählten und verwarfen; sie erhielten die Pränumerationsbogen der neuen Werke, z. B. der Firma Breitkopf „Eröffnete Akademie der Kaufleute“, und ließen sich Neuigkeiten aus der gelehrten Welt erzählen: daß in Göttingen eine neue Sozietät der Wissenschaften gestiftet werden solle; daß Professor Gottsched von Wien zurückgekehrt sei, und daß die Kochsche Schauspielertruppe auf der Messe großen Zulauf gehabt; daß Herr Klopstock vom König von Dänemark eine Pension von vierhundert Talern erhalten habe ohne jede Gegenverpflichtung; daß Herr von Voltaire in Berlin zum Kammerherrn ernannt sei, und daß die Bibliothek des seligen Herrn Superintendenten Löscher zu Dresden, fünfzigtausend Bände stark, jetzt wirklich versteigert worden sei. In den

Bücherballen wanderten um diese Zeit auch andere begehrenswerte Einkäufe durch das Leben.

Es gab zuweilen Gelegenheit, neben den neuen Büchern alte zu erwerben. Das Interesse an den alten Drucken der Klassiker regte sich; nach den Aldinen und Juntinen, den Elzeviren wurde mit besonderer Kuriosität gesucht. Aber der antiquarische Handel war außer in Halle und Leipzig wenig in Aufnahme; nur der Zufall und eine Auktion brachte dem einzelnen leicht Bücher in die Hände, die in den letzten Jahrhunderten zusammengebracht waren, von Patriziern der Reichsstädte, deren Familien allmählich ausstarben, vielleicht aus Klosterbibliotheken, deren Werke von gewissenlosen Mönchen unter der Hand verkauft wurden. So kaufte ein Geistlicher in der Nähe von Gräfental in Franken für fünfundzwanzig Gulden, die nach und nach zu bezahlen waren, viele Ellen Folianten und Quartanten in schönen Einbänden; die Elle großen Formats war etwas teurer als die des kleinen, manche Werke waren unvollständig, weil genau gemessen wurde und die Elle eher zu Ende war als die Bändezahl; wählen durfte man nicht, die Rücken wurden nach der Reihe abgemessen. Doch war diese Barbarei eine Ausnahme.

Wer selbst Bücher schrieb, genoß davon ein Honorar durch den Buchhändler, das nicht ganz unbedeutend war, wenn der Schriftsteller in Ansehen stand. Sehr hatte sich dies Verhältnis seit dem Anfang des Jahrhunderts gebessert. Da eine Vorliebe für theologische und juristische Abhandlungen bestand, so wurden solche Traktate zuweilen höher honoriert, als es jetzt möglich wäre. Wer freilich nicht als Universitätslehrer in einem Mittelpunkt der Wissenschaft stand, der erwarb nur geringe Einnahme. Als der hochehrwürdige Herr Leßer im Jahre 1737 mit seinem Verleger über den Druck der Chronik von Nordhausen übereinkam, wurde er zwar für den gedruckten Bogen der fleißigen Arbeit durch ein Honorar von sechzehn guten Groschen „vergnüget“ — welche er in ihm anständigen Büchern zu entnehmen hatte —, mußte jedoch versprechen, daß er den Ver-

leger völlig schadlos halten wolle, wenn diesem der Inhalt des Buches irgendeinen Verdruß bei der Obrigkeit zuziehen sollte.

Für das gesellige Leben der Honoratioren war in den späten Morgenstunden die Apotheke ein schätzenswerter Mittelpunkt. Dort wurden bei kleinem Glase Aquavit Politik und Stadtneuigkeiten besprochen, und von der Decke und den oberen Gesimsen sah der alte Trödelstaat überwundener Marktschreier und Wurmdoktoren: Gerippe von Haifischen, ausgestopfte Affen, Mißgeburten in Spiritus und anderes Entsetzliche, glotzäugig auf den eifrigen Disput der Gesellschaft herab. Schon wurde außer dem Stadtgeschwätz mit Vorliebe die Politik verhandelt, nicht mehr mit ruhigem Klugsprechen, sondern als Herzenssache. Ob König, ob Kaiserin, ob Sachsen, ob Preußen wurde häufig erörtert, man wußte von jedem Gast, zu welcher Partei er gehörte. Wenige Jahre darauf sollte dieser Streit so leidenschaftlich werden, daß er sogar das Familienleben und den Hausfrieden störte. — Unterdes war dem kleinen Bürgersmann, den Dienstboten und Kindern die Phantasie mit andern Bildern erfüllt, ihnen hielt der alte Aberglaube ihr Leben umsponnen, und er war seit der neuen Frömmigkeit viel zudringlicher geworden. Kaum gab es ein altes Haus, welches nicht seine Polterstube hatte. Auf den Gräbern, in den Kirchtürmen zeigte sich ein Gespenst, sogar im Spritzenhaus spukte es, bevor ein Feuer ausbrach; zuweilen wurde die geheimnisvolle Wehklage gehört, eine Variation des Glaubens an das wilde Heer, welches durch den großen Krieg in die Seelen des Volkes gekommen war; alte Katzen wurden als Hexen betrachtet, und die Erscheinungen Verstorbener, Ahnungen und bedeutsame Träume wurden mit angstvoller Gläubigkeit erörtert. Immer noch war das Aufsuchen verborgener Schätze eine wichtige Angelegenheit, keiner Stadt fehlten glaubwürdige Berichte über Funde, die in der Nähe gemacht oder durch unzeitig gesprochene Wörter vereitelt waren. Aber der verständige Familienvater ist bereits eifrig bemüht, seine Kinder und Dienstboten über dergleichen aufzuklären. Es ist ein lebhafter Kampf, der fast

in allen Familien geführt wird, von den Vertretern neuer Zeit mit der Überlegenheit und Schärfe, welche ein innerer Sieg über stille Erinnerungen des eigenen Lebens zu verleihen pflegt. Der Aufgeklärte leugnet gar nicht unbedingt die Möglichkeiten eines geheimnisvollen Zusammenhanges mit dem Jenseits, aber er versteht jeden einzelnen Fall mit Mißtrauen und Ironie zu betrachten; er nimmt allerdings an, daß hinter dem zerstörten Altar der alten Kirche, in den Ruinen des nahen Schlosses noch irgend etwas sehr Kurioses verborgen sein könne, und daß es wohl lohnen möge, einmal nachzugraben; aber er nährt eine souveräne Verachtung gegen die Flämmchen und den schwarzen Hund und zählt mit besonderer Freude zahlreiche Beispiele auf, wie dieser Glaube „alter Zeit" durch Betrüger gemißbraucht worden sei. Auch vergeht selten ein Vierteljahr, daß nicht eine gelesene Zeitschrift schöne Abhandlungen bringt, worin die Bergmännchen gänzlich geleugnet, die Feuerkugeln physikalisch erklärt und die Donnerkeile als Versteinerungen betrachtet werden. Zwar fehlen in keiner Stadt aufgeregte Leute, welche durch Erscheinungen gequält sind, und die Geistlichen beten mit der Gemeinde für diese Armen; aber schon behaupten nicht nur die Ärzte und weltlichen Gelehrten, auch klügere Bürger, daß solche Art Teufel nicht durch Gebet, sondern durch Fasten und Purgieren auszutreiben seien, da sie nur in Hypochondriacis durch krankhafte Einbildungen erzeugt würden.

Unter den Tagesereignissen ist das interessanteste Ankunft und Abfahrt des Postwagens. Gern bewegt sich der Spaziergänger um diese Zeit in der Nähe der Post. Die gewöhnliche Landpost ist ein sehr langsames, unbehilfliches Beförderungsmittel, ihr Schneckengang ist noch fünfzig Jahre später berüchtigt; Kunststraßen gibt es nirgends in Deutschland, erst nach dem Siebenjährigen Krieg werden die ersten Chausseen gebaut, auch diese schlecht. Wer bequem reisen will, nimmt Extrapost; sorgfältig wird darauf gehalten, zu größerer Gelderspamis alle Plätze zu besetzen, und in den Lokalblättern, welche seit kurzer Zeit in den meisten größeren Städten und Residenzen existieren, wird

zuweilen ein Reisegefährte gesucht. Zu weiten Reisen werden eigens Wagen gekauft, am Ende der Reise wieder verkauft; die schlechten Wege geben den Posthaltern das Recht, auch einem leichten Wagen vier Pferde vorzuspannen, dann ist es wohl eine Bevorzugung des Reisenden, wenn ihm von der Regierung eine Lizenz gegeben wird, nur zwei Pferde Extrapost nehmen zu dürfen. Wer nicht so wohlhabend ist, sucht einen Retourwagen, solche Reisegelegenheiten werden mehrere Tage vorher angekündigt. Ist zwischen zwei Orten starke Verbindung, so gehen außer der ordinären Post und einer schnelleren Postkutsche auch konzessionierte Landkutschen an bestimmten Tagen. Sie vorzugsweise vermitteln den Personenverkehr des Volkes. Von Dresden nach Berlin im Jahre 1750 alle vierzehn Tage, nach Altenburg, Chemnitz, Freiberg, Zwickau einmal wöchentlich; nach Bautzen und Görlitz war die Zahl der Passagiere nicht so sicher, daß der Kutscher jede Woche an bestimmtem Tag abgehen konnte; nach Meißen gingen das grüne und das rote Marktschiff, jedes einmal wöchentlich hin und zurück. Man reiste auch mit der besten Fuhre sehr langsam. Fünf Meilen den Tag, zwei Stunden die Meile scheint der gewöhnliche Fortschritt gewesen zu sein. Eine Entfernung von zwanzig Meilen war zu Wagen nicht unter drei Tagen zu durchmessen, in der Regel wurden vier dazu gebraucht. Als im Juli des Jahres, welches hier geschildert wird, Klopstock mit Gleim in leichtem Wagen durch vier Pferde gezogen, von Halberstadt nach Magdeburg sechs Meilen in sechs Stunden fuhr, fand er die Schnelligkeit so außerordentlich, daß er sie mit dem Wettlauf der olympischen Spiele verglich. Waren aber die Landstraßen gerade schlecht, was in der Regenzeit des Frühlings und Herbstes regelmäßig eintrat, so vermied man die Reise, betrachtete die unvermeidliche als ein Wagnis, bei dem es ohne schmerzliche Abenteuer selten abging. Im Jahre 1764 war den Hannoveranern merkwürdig, daß ihre Gesandtschaft zur Kaiserkrönung trotz der schlechten Wege ohne allen Schaden, Umwerfen und Beinbruch, nach Frankfurt a. M. durchgedrungen war, nur eine Achse war zerbrochen. — So ist die Reise ein wohl zu überlegendes Un-

ternehmen, welches schwerlich ohne längere Vorbereitungen durchgeführt wird; und das Eintreffen fremder Reisender in einer Stadt ist ein Tagesereignis; neugierig umsteht die Menge den anhaltenden Wagen. Nur in den größeren Handelsstädten sind die Gasthöfe modisch eingerichtet, Leipzig ist deswegen berühmt. Gern kehrte man bei Bekannten ein, in steter Rücksicht auf die Kosten, denn auch wer reiste, der rechnete genau. Aber wer irgend Ansprüche machte, scheute eine Fußreise, die Unsicherheit, unsaubere Herbergen und rohe Begegnung; noch waren wohlgekleidete Fußreisende, welche die Landschaft bewunderten, ganz unerhört.

Der Reisende wurde nicht nur durch die lebhafte Teilnahme seiner Freunde begleitet, er wurde auch für ihre Geschäfte in Anspruch genommen, wie denn überall unter Bekannten das Hingeben und Zumuten weit unbefangener war als jetzt. Er wurde reichlich mit warmen Kleidern, Empfehlungsbriefen, kalter Küche und klugen Regeln ausgestattet, aber er wurde dafür mit „Kommissionen" belastet, mit Einkäufen jeder Art, auch zarteren Angelegenheiten: Eintreiben von Schuldforderungen, Anwerben eines Hauslehrers, ja Kundschaften und Vermitteln in Herzenssachen. Wer vollends zu einer großen Messe reiste, der mochte für besondere Koffer und Kisten sorgen, um die Wünsche seiner Bekannten zu befriedigen. Zu dergleichen Dienst und Gegendienst zwang die Not; denn Geld- und Paketsendungen durch die Post waren sehr teuer, und nicht überall wurde das Institut für zuverlässig gehalten. Zwischen Nachbarstädten war deshalb ein regelmäßiger Botendienst eingerichtet, wie er z. B. in Thüringen bis zur Gegenwart bestanden hat; solche Boten — nicht selten Frauen — trugen durch Schnee und Sonnenglut die Briefe und Aufträge an bestimmten Tagen hin und zurück, sie besorgten jede Art von Einkäufen, genossen als zuverlässige Leute sogar das Vertrauen der Behörde, welche ihnen Amtsbriefe und Akten übergab, und hatten am Zielpunkt ihrer Reise einen festen Stand, wo wieder Briefe und Rücksendungen an ihren Heimatort abgegeben wurden. War der Verkehr zweier Orte sehr lebhaft, so ging wohl ein „Kästelwagen" hin und her, mit Schub-

fächern, zu denen je zwei verbündete Familien in den beiden Orten die Schlüssel hatten.

Knapp und enge war der Haushalt des Städters, nur wenige waren so wohlhabend, daß sie die Einrichtung des Hauses und ihres Lebens mit einigem Glanz umgeben konnten; die Reichen waren in Gefahr, einem ungeschickten Luxus zu verfallen, wie er Höfe und anspruchsvolle Familien des Adels verdarb. Auch wer wohlhäbig leben konnte, hatte in der Regel seinen Haushalt sehr einfach eingerichtet und zeigte den Wohlstand nur bei festlichen Gelegenheiten durch Gerät und Bewirtung. Deshalb waren Gastereien durchaus ungemütliche Staatsaktionen, für welche der ganze Haushalt umgekehrt wurde; in nichts unterschied sich der Mann von Welt mehr als in der leichteren Methode seiner Gesellschaft. — Streng war die Ordnung des Bürgerhauses, genau bis aufs kleinste stand fest, was anderen zu leisten und von ihnen zu empfangen war. Die Glückwünsche, die Komplimente, d. h. die höflichen Anreden, sogar die Trinkgelder, alles hatte seine genau bestimmte Größe und vorgeschriebene Form. Durch diese zahllosen kleinen Regeln erhielt der Verkehr eine gewisse unveränderliche Festigkeit, welche sehr gegen die Ungebundenheit der Gegenwart absticht. Es war gebräuchlich, an bestimmten Tagen zur Ader zu lassen, zu purgieren, seine Rechnungen zu bezahlen, in festen Zwischenräumen seine Besuche zu machen. Ebenso fest standen die Freuden des Jahres, das Gebäck, welches jedem Tag ziemte, die gebratene Gans, das Bleigießen, sogar wenn möglich das Schlittenfahren. Unverrückt dauerte die Ordnung des Haushaltes; die massiven Möbel, welche das Brautpaar bei der Einrichtung erkauft hatte, der gepolsterte Lehnstuhl, den sich der Mann vielleicht schon als Student erstanden, der Klapptisch zum Schreiben, die Schränke wurden Gefährten mehrerer Generationen. Aber schon begann unter diesem Netzgeflecht alten Herkommens ein leichterer Sinn die Flügel zu regen, schon rührte die lästige Frage warum? auch an den kleinen Brauch. Und überall gab es einzelne, welche sich mit philosophischem Selbstgefühl gegen die Gewohnheiten setzten, die ihnen nicht in Vernunft begründet

erschienen; in mehreren arbeitete ein dunkler Drang nach Freiheit, Selbständigkeit, einem neuen Inhalt des Lebens, der sie von der Menge und der Gesellschaft seitab auf Nebenwege führte, in der Regel zu wunderlichen Originalen machte, mit deren Eigentümlichkeiten die Stadt sich unaufhörlich beschäftigte.

Die Räume des Hauses waren im ganzen schmucklos, die Fußböden von gehobelten Brettern hatten keine andere Zier, als die Reinheit der hellen Holzfarbe, welche durch unaufhörliches Waschen erhalten wurde, aber die Wohnung wenigstens allwöchentlich einmal durchaus feucht und unbehaglich machte. Treppe und Hausflur wurden häufig mit weißem Sand bestreut. In den Zimmern schätzte man eine dauerhafte und gefällige Einrichtung, die Möbel, unter denen die Kommode eine neue Erfindung war, wurden sorgfältig gearbeitet und schön ausgelegt. An den Wänden war Malerei ungewöhnlich, doch war die gefärbte Kalkwand in größeren Städten gering geachtet, die Papiertapete beliebt. Die Wohlhabenden hielten auf gepreßte Ledertapeten, welche den Zimmern ein besonders behagliches Aussehen gaben; auch als Möbelüberzug war das Leder geschätzt. Die Freude der Hausfrau war kupfernes und zinnernes Gerät. Es wurde damit „Staat" gemacht, das neue vielbedeutende Wort hatte sich auch in die Küche gedrängt. In Nürnberg z. B. gab es in den wohlhabenden Familien Prunkküchen, welche sich kleineren Gesellschaften bei Morgenkollationen — wo kalte Speisen aufgesetzt wurden — zu öffnen pflegten. In solcher Küche blitzte es ringsum von spiegelhellem Zinn und Kupfer, sogar das Brennholz, welches in großen Haufen regelmäßig aufgeschichtet dalag, war mit blankem Zinn beschlagen, alles nur zur Schau, eine Spielerei, wie jetzt die Kochstuben kleiner Mädchen. Aber bereits wurde neben dem Zinn das Porzellan aufgestellt, vornehmlich in dem eleganten Sachsen fehlte einer wohlhabenden Hausfrau selten der offene Porzellantisch mit Tassen, Krügen und Nippesfiguren. Und der modische Liebling der Frauen, der Mops, vermochte durch eine mürrische Bewegung ein Geklirr hervorzubringen, welches dem Hausfrieden gefährlich war. Ge-

rade damals stand das wunderliche Tier auf der Höhe seines Ansehens; es war in die Welt gekommen, niemand wußte woher, und ist ebenso unvermerkt wieder von uns geschieden. Aber außer an Zinn und Porzellan hing das Herz der Hausfrau gerade damals an feiner Weberarbeit. Die Linnendamaste wurden sehr schön gefertigt mit künstlichen Mustern, die wir noch jetzt bewundern; solchen Damast zu Gedecken zu besitzen, war besondere Freude, auch auf feine Leibwäsche wurde großer Wert gelegt; das Manschettenhemd, welches Gellert von der Lucius zum Geschenk erhalten hat, wird in seiner Beschreibung einer Audienz nicht vergessen.

Die Kleidung, in welcher man sich vor andern zeigte, galt auch dem ernsten Mann als eine Standesangelegenheit; durch die Frommen war der Bürger an dunkle oder matte Farbe gewöhnt worden, aber der feine Stoff, die Knöpfe, die bescheidene Stickerei, die Wäsche verrieten nicht minder als Perücke und Degen den Mann von Erziehung. Das war jedoch die Tracht vor Menschen, sie mußte eigens angelegt werden, wenn man ausging, und da sie unbequem war und die Perücke schwer ohne Hilfe anderer aufzusetzen und zu pudern war, so wurde schon dadurch ein Gegensatz zwischen Häuslichkeit und Gesellschaft hervorgebracht, der den Verkehr des Tages in bestimmte Stunden bannte, ihn förmlich und weitläufig machte. Zu Hause wurde ein Schlafrock getragen, in welchem der Gelehrte Besuche annahm, die „gute“ Kleidung aber sorgfältig geschont. Viele Bedürfnisse freilich, welche uns sehr geläufig sind, waren ganz unbekannt, manche Bequemlichkeit wurde lange entbehrt. Im Jahre 1745 bittet ein österreichischer Unteroffizier einen gefangenen Offizier, dem er die Uhr abgenommen hat, die Uhr auch aufzuziehen; er hat noch keine in Händen gehabt. Der würdige Semler erwarb erst, als er bereits Professor war, durch Beihilfe eines Buchhändlers eine silberne Taschenuhr; er klagt um 1780, daß damals schon jeder Magister, ja jeder Student eine solche Uhr haben müsse; jetzt erhält in Familien von ähnlicher Lage der Quartaner eine silberne, der Student eine goldene.

Eigene Kutschen und Pferde hielten außer dem begüterten Adel, der sich nach der Stadt gezogen, nur die höchsten Staatsbeamten, und in großen Handelsstädten — seltner als fünfzig Jahre früher — die reichsten Kaufleute. Aber auch den Gelehrten wurde damals oft durch die Ärzte geraten, sich den Gefahren eines Reitpferdes nicht zu entziehen, bedeckte Reitbahnen und Mietpferde wurden häufiger als jetzt von den Professoren in Anspruch genommen. Freilich gelang es nicht jedem so, wie dem kranken Gellert, dem als zweites Geschenk nach dem Tode seines berühmten Schecken ein kurfürstliches Pferd mit Samtsattel und goldbesetzter Schabracke in den Hof geführt wurde, das der liebe Herr in seiner Weise bewegt, aber mit dem größten Mißtrauen gegen die Sanftmut des Rosses annahm und allen seinen Bekannten anzuzeigen nicht müde wurde, während sein Stallknecht das Wundertier den Leipzigern um Geld vorwies. Da die Kleidung so empfindlich gegen Nässe machte, war ein Transportmittel sehr in Aufnahme gekommen, das seitdem fast geschwunden ist: die Portechaisen. Sie wurden fast so häufig gebraucht wie jetzt die Droschken; die Träger, durch eine Art Livree kenntlich, hatten ihre bestimmten Stationen und fanden sich ein, wo Adel und Publikum zahlreich erschienen: bei großen Tänzen, am Sonntag vor den Kirchtüren, am Theater.

Streng war die Zucht des Hauses. Am Morgen war auch in den Familien, welche nicht der Pietät anhingen, kurze Hausandacht mit den Kindern und gewöhnlich mit den Dienstleuten: Gesang eines Verses, eine Ermahnung oder Gebet, zuletzt wieder ein Liedvers. Früh wurde aufgestanden, bei guter Zeit wieder das Lager gesucht. Auch der Umgang im Hause war förmlich; von Kindern und Dienstboten wurde äußere Ehrerbietung in devoten Formen gefordert, die Gatten der Honoratioren redeten einander in der Regel mit Sie an.

Was sich einer Familie anschloß, gute Freunde, entferntere Bekannte, das erhielt in dem einfachen, oft ärmlichen Leben große Wichtigkeit. Durch die Hausfreunde wurde Beförderung, Fürsprache und Begünstigung gesucht und er-

wartet. Protegieren und Parteinehmen war eine Pflicht. Deshalb galten vornehme und einflußreiche Bekanntschaften für ein ausgezeichnetes Glück, um das man zu werben hatte; jede Aufmerksamkeit, Gratulation an Geburtstagen, das Karmen bei Familienfesten durften nicht unterlassen werden. Durch solche Gunst einzelner suchte man sein Fortkommen in der fremden Welt. Die Devotion gegen Höhere war groß, einem Gönner die Hand zu küssen war guter Ton. Als Graf Schwerin am 11. August 1741 zu Breslau im Fürstensaal die Eidesleistung abnahm, wollte der protestantische Kircheninspektor Burg bei dem Handschlag, den er zu geben hatte, dem preußischen Feldmarschall die Hand küssen. Nicht diese Ergebenheit ihres ersten Geistlichen war den Breslauern auffällig, sondern daß ein Feldmarschall den bürgerlichen Theologen umarmte und küßte.

Zumal die Gevatterschaft begründete unter den Bürgern ein näheres Verhältnis; der Taufpate war verpflichtet, später um das Fortkommen des Täuflings zu sorgen, und dies Pietätsverhältnis bestand bis an sein Lebensende. Gern wurde ihm, wenn er vielvermögend war, von den Eltern eine entscheidende Stimme über die Zukunft des Kindes eingeräumt, es wurde aber auch erwartet, daß er sein Wohlwollen durch seinen letzten Willen an den Tag legte.

Ein solches Leben des Stadtbürgers in mäßigen Verhältnissen entwickelte einiges Besondere in Charakter und Bildung. Zunächst ein weiches und gefühlvolles Wesen, das man um 1750 zärtlich und empfindsam nannte. Die Anlage zu dieser Weichheit hatte der große Krieg und seine politischen Folgen in die Seelen gelegt, die Pietät hatte diese Anlage auffällig entwickelt. Eine gewisse Übung, sich und andere aufzuregen und zu steigern, besaß fast jeder. Das Familiengebet war im letzten Jahrhundert lange gedankenlos hergesagt worden, jetzt wurden die erbaulichen Betrachtungen und Nutzanwendungen, welche der Hausvater machte, Veranlassung zu dramatischen Szenen in der Familie. Zumal das laute Gebet aus dem Stegreif gewöhnte die Familienmitglieder hell auszusprechen, was ihnen gerade auf dem Herzen lag. Häufig waren Gelübde und Versprechungen, feierliche Ermahnungen und gerührte Versöhnungen zwischen Gatten, Eltern und Kindern; Gefühlsszenen wurden ebensosehr gesucht und genossen, als sie jetzt vermieden werden. Sogar in der Schule kam die leichte Erregbarkeit des Geschlechtes zutage. Wenn ein ehrlicher Lehrer Kummer hatte, ließ er Verse, die sich auf seine Stimmung bezogen, durch die Schüler absingen; es wurde ihm nicht schwer, dabei traurig zu werden, und es war ihm angenehme Empfindung, wenn die Knaben ihn errieten und durch Andacht ihre Teilnahme bezeigten. Ebenso liebte der Prediger auf der Kanzel die Gemeinde zum Vertrauten der eigenen Kämpfe zu machen, und seine Selbstbekenntnisse, Schmerz und Freude, Reue und innere Zufriedenheit wurden mit Achtung angehört und durch Gebete geweiht. Wenn noch heute einzelne ihrer Umgebung das Behagen verringern, weil sie Kleinigkeiten mit einem Aufwand von Empfindung behandeln, und eine Verstimmung oder einen hervorbrechenden Gegensatz der Naturen weichlich und pathetisch zur Aussprache bringen, so darf man solche Persönlichkeiten als verspätete Blüten älterer deutscher Art betrachten. Wie denn einem wohlwollenden Beobachter oft der Eindruck kommt, daß die Gemütsanlagen und charakteristischen Züge der Menschen, welche sich mit uns zugleich tummeln, bisweilen aus sehr entlegenen Zeiten unserer Vergangenheit stammen, und daß das Leben der Gegenwart zu gleicher Zeit ein historischer Bildersaal ist, in welchem Bildungen und Charakterformen aus den verschiedensten Jahrhunderten unseres Volkslebens nebeneinander wirken. Vorzugsweise auf Rührung und wieder auf erhebende Empfindungen ging um 1750 die Sehnsucht des lebenden Geschlechts. Schnell wurde ein Gefühl, eine Handlung, ein Mann als groß gepriesen, glänzende Prädikate wurden bereitwillig gehäuft, einen Freund zu charakterisieren. Und wieder das eigene Leid und das Unglück anderer werden mit einem gewissen düstern Behagen genossen. Leicht wird geweint, über das eigene und über das Leid anderer, aber auch aus Freude, aus Dankbarkeit, aus Andacht, aus Bewunderung. Nicht durch fremde Literatur, nicht durch Gellert oder die literarischen Verehrer Klopstocks

ist diese Weichheit den Deutschen eingepflanzt worden, sie lag tief im Volk selbst. Als der junge Magister Semler 1749 von der Universität Halle schied, war er sehr traurig; er hatte in der Stille eine Tochter seines teuren Lehrers, des Professors Baumgarten, verehrt — allerdings hatte er in seiner Heimat Saalfeld noch eine andere Jugendliebe. Diese Trauer regte ihn in den letzten Tagen außerordentlich auf und machte ihm schwer, seine Magisterpromotion durchzumachen. Doch gelang dies, und nach der Promotion hielt er seinem Vorbild Baumgarten — der als Präses auf dem oberen Katheder stand — aus dem Stegreif eine so feurige lateinische Dankrede, daß nicht nur er selbst, auch mehrere Zuhörer weinten; zu Hause aber setzte sich Semler hin und weinte wieder über sein Schicksal, und sein treuer Stubenbursch weinte mit ihm fast den ganzen Nachmittag. Daß der Scheidende beim Abschied Tränen vergoß, war natürlich, aber er weinte noch, als er auf der Reise in Merseburg ankam — was damals ziemlich lange währte — und da er in der Heimat seinem Vater den lobenden Brief Baumgartens übergab, weinte dieser vor Freude ebenfalls.

In diesem Fall ist die Rührung aufrichtig, und die Tränen sind wirklich geflossen. Aber es konnte nicht fehlen, daß die Gewöhnung, den Blick in sich selbst zu kehren und die inneren Regungen zu belauschen, zur Schauspielerei, und die Bewunderung edler Affekte zur Affektion verführte.

Das stellte sich nicht zuletzt in der deutschen Sprache dar. Noch war der Ausdruck für große Kreise der Empfindungen ungelenk. Die Schriftsprache hatte die Herrschaft über die Seelen gewonnen, in ihre Formen und Perioden mußte sich jede höhere Empfindung des Menschen fügen; aber gerade erst jetzt hatte diese Sprache einige Gewandtheit gewonnen, die methodische ruhige Arbeit des reflektierenden Geistes klar und einfach auszudrücken. Wo ein leidenschaftliches Gefühl in Worte ausbrechen wollte, wurde es durch die abgenützten Bilder der alten Rhetorik gebunden und rauschte in den dürren Blättern alter Phrasen dahin. Die Pietisten hatten für ihre Stimmungen eine eigene Sprache erfinden müssen, die Ausdrücke derselben waren schnell zur Manier

geworden. Jetzt ging es ebenso mit den neuen Wendungen, durch welche einzelne stärker Begabte die Sprache des Gefühls zu bereichern suchten. Hatte ein Dichter die sanften Schauer eines freundschaftlichen Kusses gefühlt, so sprachen Hunderte das nach, in herzlicher Freude über den schwungvollen Ausdruck. Ebenso wurden die Tränen der Wehmut und des Dankes, die Süßigkeiten der Freundschaft sofort stehende Phrasen, bei denen man zuletzt wenig dachte.

Und diese Armut war allgemein. Fast überall, wo wir den einfachen Ausdruck eines innigen Gefühls erwarten, stößt uns ein Aufwand von Reflexion ab. In Briefen, Reden, Gedichten. Unerträglich wird uns diese Besonderheit der alten Zeit, wir mögen sie leicht Heuchelei, innere Kälte, Unwahrheit schelten. Unsere Ahnen haben doch eine zureichende Entschuldigung. Sie konnten nicht anders. Noch ist in ihren Seelen etwas von der epischen Gebundenheit des Mittelalters. Die Sehnsucht nach einem Strom großer Leidenschaft, nach Begeisterung, nach melodischen Tönen des Gefühls ist überall vorhanden, ja sie ist bis ins krankhafte gesteigert, überall ist Drang Großes in sich herauszubilden erkennbar, überall das Suchen und Sehnen; aber der Empfindung fehlt die Kraft, dem vermehrten Wissen die entsprechende freie Bildung des Charakters. Auch den Dichtern, die doch nach dieser Richtung stets die Führer ihres Volkes gewesen sind. Selbst bei der liebenswürdigsten Gestalt aus jener Dämmerzeit, bei Ewald von Kleist, ist das lyrische Ringen sehr merkwürdig. Schon sind seine Schilderungen reich an schönem Detail, eine Fülle von poetischen Anschauungen sammelt sich zwanglos um den Mittelpunkt seines Gedichtes, der fast immer in einer ehrlichen herzlichen Empfindung ruht. Aber bei allem Häufen poetischer Anschauungen vermag er nicht eine gehobene poetische Stimmung hervorzubringen, noch weniger den vollen Akkord eines schönen Gefühls in dem Hörer erklingen zu machen. Es klang in ihm selbst nicht stark genug, und in keinem seiner älteren Zeitgenossen, die alle Schönheit und innern Adel so ängstlich suchten und sich sooft rühmten gefunden zu haben.

Aber die Selbstbeobachtung der Gebildeten erstreckte sich

nicht nur auf das innere Gemütsleben, es war ebensosehr ein Belauern der eigenen äußern Erscheinung und des Eindrucks, welches man auf andere machte. Nach dieser Richtung erscheint es uns oft noch unheimlicher raffiniert. Schon die knappe Kleidung und der Puder, das Bewußtsein in ungewöhnlichem „Staat" zu sein, versetzten den Menschen vor andern in eine Aufregung und vorsichtige Munterkeit, welche leicht zur Ziererei wurde. Auch die stereotypen Formen des gesellschaftlichen Verkehrs, welche so künstlich waren, und die rhetorischen Komplimente machten das Auftreten zu einer Aktion, die Deutschen von 1750 zu Schauspielern, die sich lächerlich machten, wenn sie nicht geschickt spielten. Wer einem Gönner gegenübertrat, hatte wohl zu bedenken, daß sein Schritt nicht zu schnell, nicht zu dreist und nicht zu scheu war, daß er seine Stimme richtig dämpfte, den Hut so im linken Arm hielt, daß der Arm den passenden Winkel bildete; er hatte sich vorher zu präparieren, daß die begrüßende Anrede nicht zu lang und nicht zu platt und gerade ehrerbietig genug wurde, um Wohlwollen zu erwecken, er hatte sehr auf den Fall seiner Stimme zu achten, damit das vorher Überlegte einen gewissen Eindruck der Naturwahrheit machte. Wer einer Frau oder einem vornehmen Mann die Hand küßte, der bemühte sich, auch in diesem Akt genau seine Stimmung und ein wohltemperiertes Gefühl auszudrücken, wie er sein Antlitz mit der Hand in Verbindung brachte, ob er als Zeichen vertraulicher Verehrung nicht nur den Mund, auch die Augen und die Stirn daran zu legen hatte, wie lange er die Hand halten, wie langsam er sie freigeben durfte, das alles war sehr wichtig, womöglich vorher überlegt; ein begangenes Ungeschick machte später dem Schuldigen wahrscheinlich großen Kummer. Wer vollends sich einem größeren Publikum darstellen mußte, der überdachte ernsthaft die Position und Haltung, durch die er wirken konnte. Wie betrübt auch der junge Semler war, als er bei der Magisterpromotion auf dem Katheder stand, er vergaß doch nicht „eine seltene, aber nicht anstößige Stellung zu nehmen", in welcher er seinen Opponenten die Antworten so geschwind gab, daß er kaum das Ende ihrer Rede abwar-

tete, und er vergaß auch nicht zu erwähnen, wie gleichgültig ihn die „weiche Bewegung seines Gemüts" gegen alle möglichen Einwürfe der Gegner gemacht habe. Vollends den Frauen waren nicht nur die Bewegungen des Fächers, auch das Auf- und Niederschlagen der Augen und das Lächeln wohleinstudierte Handlungen; daß sie es ungezwungen mit Anstand und Takt vollbrachten, wurde verlangt. Allerdings war es auch damals nicht das Einstudierte, welches liebenswürdig machte, sondern die in solchen Formen hervorbrechende gute Natur. Und auch diese Richtung war nicht eine französische Mode, welche durch die Zucht der Tanzmeister in das deutsche Leben kam, sondern eine innere Notwendigkeit, welche bei allen Kulturvölkern Europas zu gleicher Zeit hervorbrach, sich bei jedem nach den Eigentümlichkeiten seiner Natur modifizierte; auch hier war der letzte Grund das Bedürfnis, innere Armut durch äußern Schmuck zu verbessern.

Allerdings wurde solcher Zwang der Konvenienz bei den Deutschen oft durch einen Zug von Geradheit und Derbheit unterbrochen. Aber die sichere und stolze Selbstachtung, welche wir von einem gebildeten und guten Mann fordern, war damals in Deutschland selten. Fester Wille war allerdings zu finden, beim Lernen und im Entbehren, bei der Arbeit und dem Üben einer schweren Pflicht; dort kam er sogar mit überraschender Energie zutage. Aber dieser Tüchtigkeit fehlten zu sehr einige mannhafte Beigaben. Seit hundert Jahren bestand jetzt der Druck des despotischen Staates, er hatte den Bürger scheu, schwerfällig, oft furchtsam gemacht. Dieselbe Stimmung hatte der Pietismus gefördert. Ein fortwährendes Beschauen der eigenen Unwürdigkeit verminderte vielen fein Organisierten die Fähigkeit, sich recht herzlich zu freuen, dem eigenen Wesen offenen und sichern Ausdruck zu geben. Wer vollends Gelehrter wurde in der herben Zucht, der übermäßigen Anstrengung des Gedächtnisses und den vielen Nachtwachen, in tabakdurchräucherter enger Wohnung, dem wurde nur zu häufig ein Siechtum in den Körper gepflanzt. Aus vielen Beispielen dürfen wir schließen, wie oft damals Schwindsucht und Hypochondrie

das Leben junger Gelehrter zerstörten. Und gewöhnliche Bilder aus den Bürgerhäusern jener Zeit sind weiche, reizbare, empfindliche Naturen, unbehilflich und ratlos dem Ungewohnten gegenüber. Bei den meisten wechselt übergroße Vorsicht mit leidenschaftlicher Unbesonnenheit. Aber das war nicht das Schlimmste. Nicht nur der Wille, auch die Sicherheit der Überzeugung und das Pflichtgefühl wurden zu leicht durch Einwirkung von außen zerstört. Geld und äußere Ehren übten auch auf den Redlichen übergroße Gewalt. Gellert, der für seine Zeitgenossen ein Musterbild von Zartgefühl und Uneigennützigkeit war, fühlte sich als Professor von Leipzig aufs freudigste überrascht, als ein fremder Edelmann aus Schlesien, den er gar nicht persönlich kannte, mit dem er erst wenige Briefe gewechselt hatte, seiner Mutter eine jährliche Pension von zwölf Dukaten anbot. In seiner Antwort fehlte die Versicherung der Dankestränе nicht. Er fand niemals Bedenken, Geldsummen, welche ihm von Unbekannten zugesandt wurden, anzunehmen. Und man darf behaupten, daß um 1750 in ganz Deutschland unter den Besten kaum ein Mann war, der anonyme Geschenke abgelehnt hätte.

Als Friedrich Wilhelm I. den Professoren seiner Universität Frankfurt zumutete, öffentlich gegen seinen Vorleser Morgenstern, der in groteskem Aufzug mit einem Fuchsschwanz an der Seite auf dem Katheder stand, zu disputieren, da wagte keiner der tyrannischen Laune zu widersprechen als Johann Jakob Moser, der sich den Brandenburgern gegenüber als Fremder fühlte und das Bewußtsein bewahrte, am kaiserlichen Hof wohlangesehen zu sein. Und auch diesen regte die Begebenheit so auf, daß er in eine gefährliche Krankheit verfiel. Wo das Selbstvertrauen so sehr fehlt, wie vor hundert Jahren dem aufstrebenden Mann, da wuchert die Eitelkeit. Sie umzieht die meisten Seelen jener Zeit so sehr, daß uns nur wenige einen behaglichen Eindruck hinterlassen. Gottsched und Gellert, Gleim und Klopstock, Moser und Pütter, Dichter, Gelehrte und Beamte leiden darunter. Und doch war diese Schwäche, um gerecht zu sein, sehr zu entschuldigen, und es war kein Wun-

der, daß nun die Stärksten darüber hinauskamen. Man war weich und empfindlich, es gehörte zum Anstand, Artigkeiten zu sagen, die Rücksicht auf Wahrheit war geringer als jetzt, der Zwang der Höflichkeit größer. Wer durch geistige Arbeit auf andere wirkte, wer sich durch eigene Kraft in seinem Kreise zur Geltung durchgerungen hatte, der war gewöhnt, viel Lob und Ehre zu empfangen und kam in die Gefahr, das Gewohnte lebhaft zu vermissen, wo es einmal ausblieb. Wer keinen Rang und Titel, keinen Dienst im Staat erworben hatte, nicht das Privilegium einer bevorzugten Stellung genoß, der wurde rücksichtslos gedrückt, gestoßen, zertreten. Nicht das Verdienst, sondern die Anerkennung durch Einflußreiche gaben Geltung, nicht die Gelehrsamkeit allein vermittelte Verleger und Leser; eine Stellung an einer Universität, ein großer Kreis von Zuhörern, welche die Werke des Lehrers kauften und verbreiteten, gehörte dazu. Und jedes Amt wurde durch Belieben der Mächtigen erteilt und genommen, überall Willkür, stärkere Gewalt; auch der größte Ruf stützte sich viel mehr auf die Kreise persönlicher Verehrer als auf die sichere Würdigung des Verdienstes durch das gesamte Volk; so erhielt jede einzelne Äußerung von Lob und Tadel eine Wichtigkeit, die wir kaum noch begreifen. Sorglich war daher jeder bemüht, andere zu verbinden, von Fremden anerkannt zu werden. Noch fehlte dem deutschen Leben eine gebildete Tagespresse, den vielen einzelnen völlig die Zucht und Bändigung, welche durch eine starke öffentliche Meinung hervorgebracht wird.

Nichts ist so schwer, als über die Moralität in den Familien einer weit abliegenden Zeit zu urteilen. Denn es genügt nicht, die Summe auffallender Verstöße zu schätzen, was an sich schon mißlich ist, es kommt darauf an, das individuelle Unrecht der einzelnen Fälle zu begreifen, was oft ganz unmöglich ist. Nur weniges von unseren Sitten Abweichendes ist leicht erkennbar. Der Verkehr beider Geschlechter verlief beim Bürger fast nur in den Familien; größere Gesellschaften am dritten Ort waren selten. In befreundeten Häusern aber war das Treiben der Jugend fröh-

lich und zwanglos, die Freundinnen der Schwester und die Kameraden des Bruders wurden Hausgenossen. Es war alte Sitte, ihnen im Scherz Vertraulichkeiten zu gestatten, die jetzt anstößig sein würden. Umhalsen und Küssen wurde nicht nur beim Pfänderspiel geduldet. Solche Gewöhnung, wie harmlos und unschuldig sie auch oft die Jungfrau und den Jüngling ließ, brachte doch in das Jugendleben ein Moment von heiterer Sinnlichkeit, die uns da am wenigsten verletzt, wo sie sich in derber Naivität zeigt. Häufig blieb von solchem Verkehr auch ernsten, gebildeten Männern eine feine sinnliche Begehrlichkeit zurück, die man nicht gerade Lüsternheit nennen darf, den Mädchen aber eine gewisse dreiste Unbefangenheit im Verkehr mit Männern. Schnell knüpften sich in den Familien zwischen Unverheirateten zarte Beziehungen, niemand fand etwas Arges darin, sie wurden ebenso schnell wieder gelöst. Diese flüchtigen Verhältnisse voll von Tändelei und Empfindsamkeit flammten selten zu einer großen Leidenschaft auf, ja in der Regel verglomm in ihnen die jugendliche Poesie. Sie führten auch selten bis zu Brautstand und Vermählung. Denn die Ehe war um 1750 noch ebensosehr Geschäft als Herzenssache. Und der unendliche Segen von Liebe und Treue, welcher in ihr gerade damals zutage kam, ruhte in der Regel auf anderem Grund, als in der Glut einer holden Leidenschaft oder tiefsinnigem Verhältnis vor der Brautwerbung.

Sehr auffallend ist das Verhalten aller Beteiligten beim Abschluß einer Ehe. Hatte der Mann die Aussicht auf ein Amt, welches eine Familie zu nähren vermochte, so waren seine Bekannten, Männer und Frauen, sofort bemüht, ihm eine Frau auszudenken, vorzuschlagen, zu vermitteln. Ehen stiften galt für eine Menschenpflicht, der sich nicht leicht jemand entzog. Strenge Gelehrte, vornehme Beamte, Regenten und Fürstinnen des Landes betrieben emsig dergleichen uneigennützige Geschäfte. Ein heiratslustiger Mann in ansehnlicher Stellung hatte zuverlässig viel von den Mahnungen seiner Freunde, von schalkhaften Anspielungen und von zahlreichen Projekten zu leiden, welche ihm seine Bekannten in das Haus trugen. Als Gellert mit Demoiselle

Karoline Lucius erst wenige Briefe gewechselt hat — er hat sie noch nie gesehen — frägt er in dem ersten längern Brief, den er ihr gönnt, ob sie nicht einen Bekannten von ihm, den Kantor an der Thomasschule, heiraten wolle. Als Herr von Ebner, Kurator der Universität Altdorf, den jungen Professor Semler zum erstenmal spricht, macht er ihm wohlwollend das Anerbieten, durch eine reiche Heirat für ihn zu sorgen. Dem jungen Professor Pütter, der als Reisender in Wien ist, bietet gar ein fremder Graf, sein Tischnachbar, eine wohlhabende Kaufmannstochter als eine gute Partie an. Allerdings wird dieser Vorschlag abgelehnt. Und kühl wie das Angebot, ist der Entschluß der Beteiligten. Mann und Frau entscheiden sich füreinander oft nach flüchtigem Ansehen, nachdem sie nur wenige Worte gewechselt, niemals auch nur ein herzliches Gespräch miteinander geführt. Beiderseitige gute Rekommandation ist die Hauptsache. Ein Beispiel solcher Brautwerbung, welche den Beteiligten den Eindruck einer besonders stürmischen und leidenschaftlichen machte: Der Assessor des Kammergerichts von Summermann lernt (1754) in Bad Schwalbach ein Fräulein von Bachellé, liebenswürdig, Hofdame einer unangenehmen Landgräfin, kennen, er sieht sie öfters bei Landpartien, zu welchen beide von einem verheirateten Bekannten eingeladen werden. Einige Wochen später entdeckt er in Wetzlar dem Bekannten seinen Wunsch, das Fräulein zu heiraten, nachdem er vorsichtig Erkundigungen über den Charakter der jungen Dame eingezogen hat. Der Vertraute — es ist Pütter — besucht die arglose Hofdame; „nach einigen kurz abgetanen allgemeinen Unterredungen sagte ich gleich: ich hätte dem Fräulein noch einen Antrag zu tun, worauf ich mir ihre Erklärung ausbitten müßte. Sie sagte ganz kurz: ‚Was denn für einen Antrag?' Ich ebenso kurz und freimütig: ‚Ob sie sich wohl entschließen möchte, den Herrn von Summermann zu heiraten!' — ‚Ach, Sie scherzen!' war ihre Antwort. — Ich: ‚Nein, ohne allen Scherz, es ist voller Ernst; hier habe ich schon einen Ring und noch etwas zum Angebinde (einen seidenen Beutel mit hundert Karolinen), womit ich meinen Auftrag rechtfertigen kann.' —

‚Nun, wenn das Ihr Ernst ist und Sie den Auftrag vom Herrn von Summermann haben, so bedenke ich mich keinen Augenblick.‘ — Sie nahm also den Ring, verbat nur noch die Annahme der hundert Karolinen „und bevollmächtigte uns, ihr Jawort zu überbringen.“ — Auch der weitere Verlauf dieses aufregenden Geschäftes war außerordentlich und dramatisch. Der glücklich Liebende hatte ausgemacht, daß sein Freiwerber ihm sichere Nachricht zugehen lassen sollte. Nun wäre zwar eine geschriebene Zeile in jenem tintenkleckſenden Säkulum möglich gewesen, aber es scheint, daß man die schriftliche Benachrichtigung für zu weitläufig hielt, und allerdings war damals schwer, dergleichen ohne Titulaturen und Glückwünsche in eine Zeile zusammenzuziehen; es wurde also beschlossen, wie in Tristan und Isolde durch ein schwarzes oder weißes Segel der Ausgang der Unternehmung telegraphiert wird, so auch hier durch Übersendung eines gewissen Bandes des geschätzten juristischen Werkes, der „Staatskanzlei“, anzudeuten, daß der Antrag angenommen sei, ein anderer Band desselben Werkes hätte das Gegenteil insinuiert. Und der Unterschied der neuern gewissenhaften Zeit gegen jene alte der Königin Isolde bestand nur darin, daß kein falsches Signal gegeben wurde.

Aber wenn bei dieser Verbindung das Herz allerdings gewissermaßen stürmisch seine Rechte forderte, so war dies bei gebildeten und tüchtigen Menschen oft weniger der Fall. Der Professor Achenwall in Göttingen, ein angesehener Rechtslehrer, hielt um eine Tochter von Johann Jakob Moser an, ohne sie nur einmal gesehen zu haben, und sie gab ihm ebenso ihr Jawort; er heiratete nach ihrem Tode eine Demoiselle Jäger aus Gotha, der er seinen Antrag machte, nachdem er die Durchreisende zufällig einige Tage im Hause eines Bekannten gesehen hatte. So war es in der Regel die Stellung, der Haushalt, welche eine Frau suchten, wie jetzt noch in manchen Kreisen des Volkes. Die stillen Träume der Heiratskandidaten waren häufig genau so, wie sie der nüchterne Pütter schildert: das Mittag- und Abendessen der Speisewirte entspricht nicht ihren Wünschen, einsam zu essen ist nicht nach ihrem Sinn, auf Tischgenossen

nicht zu rechnen, häusliche Besorgung von Wäsche, Bier, Kaffee, Zucker sind unangenehme Beschäftigungen, und abends müde von der Arbeit andere zu besuchen, wo man nicht wissen kann, ob man gelegen kommt, oder von andern Besuche zu erwarten, die einem selbst vielleicht nicht gelegen sind: — „das alles werden Gegenstände von Überlegungen, Erfahrungen, Beobachtungen, welche zu überzeugen scheinen, daß man auf die Dauer in der bisherigen Lage nicht glücklich bleiben werde.“ Allerdings wird auch die Wichtigkeit dieses Schrittes durchaus nicht verkannt, die stillen Erwägungen dauern lange, ein heimliches Schwanken zwischen mehreren annehmbaren Partien ist häufig. Und eben deshalb wird in der Regel die Sache einer wohlwollenden Vorsehung anheim gestellt, und ein zufälliges Begegnen, eindringliche Rekommandation einer gewissen Person immer noch als ein Wink von oben betrachtet.

Und die so dachten waren damals die geistigen Führer des Volkes, die Schüler und Nachfolger von Leibniz, Thomasius, Wolff, ehrenwerte, gute, vielleicht sehr gelehrte Männer, und wieder Mädchen und Frauen aus den besten Familien des Volkes. Freilich ist es eine uralte deutsche Sitte, welche den einzelnen in dieser wichtigen Angelegenheit des Lebens dem Urteil und Interesse seiner Familie unterordnet, denn die Ehe wurde von dem Deutschen als das große Amt des Lebens aufgefaßt, das mit Pflichttreue zu verwalten und nicht nach den Einfällen gaukelnder Phantasie mit einer Gehilfin zu besetzen sei.

Aber diese strenge und verständige Auffassung lag schon um 1750 im Kampf mit größeren Anforderungen, welche einzelne Persönlichkeiten machten. Bereits war man geneigt, einem reicheren Gemütsleben und größerer Selbständigkeit, wo sie einmal auftrat, nachzugeben. Als Karoline Lucius den angebotenen Kantor der Thomaskirche bescheiden aber fest zurückweist, empfindet Gellert eine kleine Beschämung, daß er seine Korrespondentin mit dem landesüblichen Maßstab gemessen, und in seinen Briefen ist seitdem eine wirkliche Hochachtung zu erkennen.

Wie häufig aber auch einer Bewerbung der Zauber der

schönsten irdischen Leidenschaft fehlte, welche wir in dem Leben anderer so gern voraussetzen, so waren doch die Ehen, soweit wir urteilen können, deshalb nicht weniger glücklich. Daß man sich ins Leben schicken müsse, war eine sehr populäre Weisheitsregel. Der Mann, welcher eine angesehene Stellung, ein sicheres Einkommen mit der Erwählten teilen wollte, bot ihr nach der Auffassung jener Zeit sehr viel; ihr Dank mußte sein, durch unablässigen treuen Dienst seine mühsamen, arbeitsvollen Tage gemächlicher zu machen. Ja, bereits war in den Seelen der Frauen etwas Höheres lebendig geworden, welches wir wohl die Poesie des Hauses nennen dürfen. Die Kenntnisse, welche eine deutsche Frau erwarb, waren im ganzen gering. Wenn Vornehme nicht orthographisch schreiben, so erklärt sich das aus dem Schwanken der Erziehung zwischen Französisch und Deutsch, aus einer Zwitterbildung, welche auch Männern den Stil verdarb, nicht nur Friedrich II. und andern Regenten, selbst hohen Beamten, wie jenem kaiserlichen Gesandten, der an Gellert schrieb und ihn bat, seine Briefe mit Korrekturen zurückzusenden, damit er hinter die Geheimnisse der Rechtschreibung komme. Aber auch der deutsch erzogenen Tochter eines gebildeten Bürgerhauses fehlte es in der Regel an korrekter Schrift und eigenem Stil. Etwas Französisch lernten aber viele Frauen, auch Italienisch wurde im protestantischen Deutschland wohl häufiger getrieben als jetzt; ließen doch Studenten in Halle unter Anleitung ihres Sprachlehrers sogar italienische Abhandlungen drucken. Sonst scheint die Schule für die Frauen wenig getan zu haben, der Musikunterricht bestand im Einüben leichter Lieder und Tanzweisen am Klavier.

Desto mehr tat die Pflicht des Hauses. Für Wohl und Behagen ihrer Umgebung zu sorgen, der Eltern, Brüder, später des Gatten und der Kinder, das war die Aufgabe der heranwachsenden Töchter. Daß darin ihr Leben beruhe, wurde ihnen unaufhörlich gesagt, es verstand sich nach jedermanns Ansicht von selbst. Und diese Sorge beschränkte sich doch nicht, wie im 16. Jahrhundert, auf den Befehl in der Küche, das Einkochen von Latwergen und das Ordnen der

Wäsche; unverkennbar war die Frau durch die letzten hundert Jahre in eine würdigere Stellung zum Gatten gebracht, sie war seine Freundin und Vertraute geworden, bei vielleicht dürftigem Wissen ist ein fester Sinn, ein klares Urteil, seine innige Empfindung an sehr vielen zu rühmen, von denen uns zufällige Kunde geblieben ist. Auch an Frauen einfacher Handwerker. Wenn die Männer durch den Staat und die Pietät weicher, zaghafter, unselbständiger geworden sind, die Frauen sind durch dieselbe Zeit offenbar gehoben. Der Vergleich mit früherer Vergangenheit liegt nahe. Man denke an Käthe Bora, welche den arbeitenden Luther bittet, sie neben sich zu dulden. Dann sitzt sie stundenlang schweigend, hält ihm seine Schreibfedern und starrt aus ihren großen Augen auf das geheimnisvolle Haupt des Gatten; unterdes sucht sie unruhig in der eigenen Seele all ihr armes Wissen zusammen, und bricht endlich in eine Frage aus, welche, in die Verhältnisse von 1750 umgesetzt, ungefähr so lauten würde: „Ist der Kurfürst von Brandenburg ein Bruder des Königs von Preußen?“ Und wenn Luther ihr lachend erwidert: „Es ist derselbe Mann“, so ist seine Empfindung bei aller Zuneigung doch: „arme Einfalt“*.

Dagegen um 1723 sitzt Elisabeth Gesner ihrem Mann in der Wohnstube des Konrektorats zu Weimar gegenüber, er arbeitet an seiner Chrestomathie des Cicero, schreibt mit der einen Hand und bewegt mit der andern die Wiege; unterdes bessert Elisabeth fleißig an den Kleidern ihrer Kinder und verhandelt launig mit den Kleinen, welche sich gegen die aufgesetzten Flecke sträuben, bis ihnen die Mutter vorschlägt, die neuen Stücke als Sonne, Mond und Sterne aus-

* Er hat die Geschichte später fröhlich erzählt, seine Frau war neben ihm allerdings eine andere geworden. Die Frage Käthes aber, ob der deutsche Heermeister ein Bruder des preußischen Herzogs sei, war für Luther so auffallend, weil gerade damals (1525) die Person Albrechts von Preußen mit allem Detail im Kreise der Wittenberger besprochen wurde. Und sie, die Luthern am nächsten stand, wußte so gar nichts davon. Katharina hatte übrigens damals schon zwei Jahre in befreundeter Familie zu Wittenberg gelebt, nicht das Kloster allein trug die Schuld, daß die starke Frau so still und hilflos im Haus des Gatten saß.

zuschneiden und in dieser prächtigen Gestalt aufzunähen. Das helle Licht, welches damals aus dem Herzen der Hausfrau in die dürftige Wohnung strahlte, und das fröhliche Lächeln, welches über das Antlitz des Gatten flog, ist aus seinem Bericht noch für uns zu erkennen. Als sie starb nach langer, glücklicher Ehe, sprach der greise Gelehrte: „Eins müßte allein bleiben: da will ich lieber der Verlassene sein, als daß sie es wäre“; er folgte ihr wenige Monate später. Und wieder kurz nach 1750 sitzet die Frau Professorin Semlerin zu Halle neben ihrem arbeitenden Mann, eine weibliche Arbeit in der Hand, beide freuen sich so sehr, einander in der Nähe zu haben, daß er seine Studierstube nur als Aufenthalt für die Bücher benutzt, und daß sie jede Gesellschaft als eine Trennung von ihrem Gatten betrachtet. Er hat sich so gewöhnt in ihrer Gegenwart zu arbeiten, daß ihn Spiel und Lachen seiner Kinder, selbst ein lautes Geräusch nicht mehr stört. Vor der Umsicht und dem Urteil seiner Frau empfindet er eine unbegrenzte Hochachtung, im Haushalt herrscht sie uneingeschränkt; wenn den erregbaren Mann ein widriger Fall beunruhigt, weiß sie schnell in ihrer sanften Weise die rechte Abwehr zu finden; sie ist treue Freundin und die beste Ratgeberin in seinen Universitätsbeziehungen, seine feste Stütze, immer voll Liebe und Geduld; und sie hatte doch sehr wenig gelernt, und auch ihre Briefe litten an Schreibfehlern. Es wird noch später von ihr die Rede sein.

Dergleichen Frauen, einfach, innig, fromm, klar, fest, dabei kurz entschlossen, zuweilen von außerordentlicher Frische und Heiterkeit, sind in dieser Zeit so häufig, daß wir sie wohl zu den charakteristischen Gestalten rechnen dürfen. Es sind die Mütter und Ahnfrauen, auf deren Tüchtigkeit fast alle Familien der Gelehrten, Dichter, Künstler, welche in den nächsten Generationen bis zur Gegenwart heraufkamen, einen Teil ihres Gedeihens zurückzuführen haben. Nicht starke Männer zog uns die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts, aber gute Hausfrauen, nicht die Poesie der Leidenschaft, aber ein innigeres Leben der Familie.

Und wenn wir, Enkel und Urenkel der Zeit, in welcher

Goethe und Schiller zu Männern wuchsen, über die innere Unfreiheit lächeln, welche bei Bewerbung und Brautstand um 1750 zutage kam, über den Mangel an echter Zärtlichkeit trotz der allgemeinen Sehnsucht nach zarten, rührenden Empfindungen, über die Unfähigkeit, der schönsten Leidenschaft in Sprache und Wesen vollen Ausdruck zu geben, so mögen wir auch gedenken, daß gerade damals die Nation an den Pforten einer neuen Zeit stand, welche diesen Mangel in Reichtum verwandeln sollte. Die Periode der Frömmigkeit hatte eine milde Weichheit in das Volk gebracht, die Philosophie der Mathematiker hatte über Sprache und Leben eine ruhige Klarheit verbreitet, die folgenden fünfzig Jahre einer intensiven poetischen Tätigkeit und kräftigen Produktion in jedem Reich der Wissenschaft sollten der Nation eine reichere Entfaltung des Gemütslebens bringen. Nachdem dies geschehen, war der Deutsche von den guten Geistern seines Hauses nach grauser Verwüstung und Untergang wieder so weit heraufgebildet, daß seine Seele über die Interessen des Privatlebens heraus für größere Aufgaben und die männlichste Arbeit gestärkt war. Nach Spener, Wolff, Goethe kamen die Freiwilligen des Jahres 1813.

Hier aber soll durch die Aufzeichnung eines Zeitgenossen bestätigt werden, was oben über Zustände, Charakter und Brautwerbung der Deutschen vom Jahre 1750 gesagt wurde. Der hier sprechen soll, ward auf den vorhergehenden Blättern bereits einigemal genannt, es ist ein Mann, welchem die Wissenschaft für immer wohlwollende Erinnerung bewahrt. Johann Salomo Semler (1725—1791), Professor der Theologie zu Halle, war einer der ersten, welche sich von dem Autoritätsglauben der protestantischen Kirche losrangen und dem Bedürfnisse nach eigener Forschung folgend mit der wissenschaftlichen Bildung ihrer Zeit ein Urteil über Ursprung und Wandlung der kirchlichen Dogmen wagten. Seine Jugend war im Kampf mit dem Pietismus, aber auch unter der Herrschaft desselben vergangen. Sein warmes Herz hielt, solange es schlug, wie Luther und die Pietisten, das kindliche Verhältnis zu seinem Gott und Vater fest, als Gelehrter aber war derselbe Mann, den die Ereignisse

des Tages so oft weich, unsicher und abhängig von seiner Umgebung fanden, kühn, entschieden, zuweilen radikal. Mit ihm begann die Kritik der heiligen Traditionen, er war der erste, welcher planvoll die geschichtliche Entwicklung und Umwandlung des Christentums zu begreifen wagte und die Theologie als einen historischen Prozeß und als ein Moment in der allmählichen Entwicklung des Menschengeistes darstellte, nicht konsequent, mit sehr mangelhaftem Verständnis alter Zeiten, aber doch nach den Gesetzen der Wissenschaft. Den inneren Gegensatz zwischen seinem Glauben und Forschen verhüllte er sich noch dadurch, daß er wie die Pietisten strenge zwischen Religion und Theologie unterschied, zwischen dem ewigen Bedürfnis des Gemütes, welches ihm befriedigt wurde durch die alten ehrwürdigen Gestalten des überlieferten Glaubens, und zwischen dem ewigen Drang des Geistes, jede irdische Erscheinung zu verstehen. Man hat ihn deshalb den Vater des Rationalismus genannt, in Wahrheit ist er ein aufgeklärter Pietist, eine der bedeutsamen Gestalten, welche dazu berufen sind, durch die Vereinigung entgegengesetzter Bildungen ein neues Leben vorzubereiten. In Saalfeld geboren, Sohn eines Geistlichen, in Halle Schüler des gelehrten Baumgarten, dann ein Jahr in Koburg Redakteur der dortigen Zeitung, ein Jahr Professor der Geschichte und Poesie auf der Nürnberger Universität Altdorf, wurde er durch Baumgarten nach Halle berufen, wo er fast vierzig Jahre siegreich gegen die alten Pietisten kämpfte und als eines der würdigsten Häupter der großen Universität starb. Das Folgende enthält den Bericht, welchen er selbst über seine Liebe und Brautwerbung gibt. Er kann hier nicht ohne kleine sprachliche Änderungen mitgeteilt werden, denn Semler hat, was für ihn charakteristisch ist, in seinem Stil nicht nur lateinische Satzbildung, auch viel von der undeutlichen Redeweise der alten Pietisten. Er liebt wie sie ein geheimnisvolles Umschreiben, Andeuten und halbes Verhüllen, das zuweilen den Sinn unverständlich macht und zu langsamem Lesen nötigt. Und noch eine Erinnerung ist nicht unnütz, damit das Folgende nicht die Erwartung täusche: der hier erzählen soll,

ist in der Tat ein feinfühlender Mann gewesen, der mit Fug die volle Achtung und Verehrung seiner Mitlebenden genoß.

Semler hat die Trennung von der Familie Baumgarten durchgemacht, ist als Magister von Halle in sein Vaterhaus nach Saalfeld zurückgekehrt, und hat dort die Bekanntschaft mit einer Jugendfreundin erneuert. Er erzählt also:

„Mein Aufenthalt in Saalfeld dauerte nicht eben lange, ganz vergnügt war er mir auch nicht. Ich sah zwar jene würdige Freundin sehr oft, und wir vergnügten uns aneinander, so sehr wir in unserer tugendhaften Ernsthaftigkeit konnten; es war aber dabei nicht von der Wonne oder großen Freude, welche unsere neueren Zeitgenossen* in so viel Romanen als übermenschlich beschreiben, oder vielmehr poetisch malen und gar gefühlvoll darstellen. Es war wirklich, als ob uns schon ahndete, daß diese seltene Harmonie zweier Seelen und Charaktere etwas zu Großes war, als daß ihr eine Verbindung hätte zuteil werden können. Die Unwahrscheinlichkeit fand ich in ihrer, sie in meiner Lage, aus sehr verschiedenen Gründen. Mit mir sah es sehr weitläufig aus, da ich das große Glück nicht erreichen konnte, Konrektor zu werden, zu welcher Stelle sie sich sogar erniedrigen wollte; auch sah ich die Anlage zu einigen Schulden wieder ganz nahe vor mir, die ich einer so schätzbaren Person nicht ankündigen konnte. Ich fand mich also jeder zufälligen Aussicht gleichsam unvermeidlich unterworfen. Sie aber hatte ziemlich alte Eltern, auch noch lauter unversorgte Geschwister; wie war ihr zu raten, daß sie aufs ungewisse sich mit mir verbinden und das bekanntmachen solle und sich dadurch für glücklichere Verehrer ganz unzugänglich machen? Wir versprachen indes mit zärtlicher Wehmut alles was möglich sein würde und waren von unserer Rechtschaffenheit überzeugt, aber auch entschlossen, nichts zu ertrotzen, was dem einen Teil sichtlichen Nachteil bereiten konnte.

* Dr. Johann Salomo Semlers Lebensbeschreibung, von ihm selbst abgefaßt, 2 Teile, erschien im Jahre 1781. Die hier erwähnte Freundin ist nicht genannt, sie scheint von Adel oder aus dem höhern Beamtenstande gewesen zu sein.

Mein Vater hatte an einen alten Freund, Kammerrat Fick in Koburg, geschrieben und den ersucht, für mein Unterkommen einige freundschaftliche Spekulation zu machen. Der tat es, ehrlich und recht gutmeinend." — — (Semler reist nach Koburg, erhält dort den Titel Professor, aber kein Gehalt, wird „Verfasser" der Koburgischen Staats- und Gelehrten-Zeitung und mietet sich bei einer verwitweten Doktorin Döbnerin ein, einer munteren Frau, welche wohlhabend ist, sich gern mit ihm unterhält, und der er auf manche theologische und historische Frage antworten muß. Sonst war es ein stiller, ehrbarer Haushalt; eine Tochter, die Demoiselle Döbnerin, war noch im Hause, um welche sich der Professor, der sehr viel Arbeit, aber geringe Einnahme findet, wenig kümmert. So lebt er ein Jahr, da erhält er durch einen Bekannten die Nachricht, daß an der Universität Altdorf eine Professur erledigt sei, die er wohl erhalten könne, er müsse sich aber selbst vorstellen. Diese Kunde regt ihn sehr auf, es zieht ihn mächtig nach einer Universität, er hat bis dahin keine Möglichkeit gesehen, jetzt öffnet sich eine Aussicht, aber ihm fehlt das Geld zur Reise, ja er ist seiner Hauswirtin noch Miete und Kostgeld schuldig, er zergrämt sich lange in der Stille.)

„Die Frau Doktorin, meine Tischwirtin, bemerkte selbst, daß ich seit etlichen Tagen gar nicht die Munterkeit zum Sprechen äußerte, die ihr sonst so wohl gefiel, weil sie dadurch Gelegenheit zu ihren gewöhnlichen Klagen und alten Erzählungen erhielt; dazu schien ich jetzt nicht mehr die Hand zu bieten, vielmehr mich immer zu bald zu entfernen. Sie fragte mich also, was die Ursache wäre? Ich war so betroffen, daß ich gestand, ich hätte einen Vorschlag zur Professur in Altdorf; es erfordere geschwinde Resolution, und ich hätte gar ernstliche Überlegungen zu machen. Diese Anzeige, daß ich bald wegkommen könnte, schien Mutter und Tochter in Aufregung zu bringen, und ich beobachtete nun schärfer als ich sonst zu tun pflegte. Bis hierher hatte ich an die Tochter, die ohnehin alles im Hause besorgte und nur selten zugegen blieb, wenn wir abgegessen hatten, weiter gar nicht gedacht, als es gerade die Gesetze der Höflichkeit

mit sich brachten; zu dieser Höflichkeit rechnete ich aber weder Handküssen noch gefällige Plaudereien. Die Mutter hatte bei aller lustigen Lebhaftigkeit eine sehr strenge Ordnung für ihre Tochter eingeführt, weil sie mit der freiern Lebensart ihres Geschlechts, die schon damals ziemlich in Koburg herrschte, durchaus nicht zufrieden war. Sie behielt die alten Grundsätze, wonach sie selbst in Saalfeld erzogen worden war; und es gab also wenig Visiten in ihrem Hause; wozu sie auch wirklich nicht viel Zeit übrig hatten: so sehr ordentlich wurde diese Haushaltung von ihnen geführt. Man nannte es freilich Geiz und Genauigkeit; aber für eine Stadt sind solche Haushaltungen gewiß sehr nötig; und jene andern, die so gern Geld vertun, das sie borgen müssen, sollten wenigstens nicht ihre unentbehrlichen Wohltäter, von denen sie leihen, so übel beurteilen. Ich kannte das ungestörte tägliche Vergnügen, das in diesem Hause herrschte, und fand darin gewiß viel mehr glückliches menschliches Leben als bei den vielen andern, wo Glanz und Geräusch war.

Nun erneuerte sich in mir jede Erinnerung, daß Personen in Koburg mich schon zuweilen gewarnt hatten vor dieser Bekanntschaft, die ich doch so gleichförmig untadelhaft fand. Meine Beobachtungen wurden zusammenhängender, mir schien, als ob ich gern gesehen wäre; nur wenn der Schluß herauskommen sollte: ich will mir durch diese so stille, so tugendhafte Tochter zu helfen suchen, dann entfiel mir das Herz. Wo sollte auf einmal die Wahrscheinlichkeit dieses zu hoffen herkommen, da ich fast ein Jahr lang bedächtige Unaufmerksamkeit mir hatte zuschulden kommen lassen. Sie hatte schon einen Professor ausgeschlagen; und ich kannte noch andere Proben ihres selbständigen, gar nicht übereilten Nachdenkens, wo manche andere durch den Hang zur Eitelkeit sich leicht würde haben bestimmen lassen. Um so weniger war es wahrscheinlich, daß sie mich nehmen würde, da ich außer mir selbst gar nichts von äußerlichen Vorteilen zeigen oder versprechen konnte. Ich nahm jedoch eine größere Aufmerksamkeit gegen Mutter und Tochter an als bisher, ich kann sagen, immer noch in einer sehr großen Unentschlossenheit.

In dieser Zeit schrieb ich an meine Schwester nach Saalfeld; kläglich genug war der Inhalt dieses Briefes, der um einiger doch nicht sehr großen Schulden willen, bloß weil ich kein Geld mir schaffen konnte, mich auf einmal von meiner dortigen Freundin lossagen sollte, die ich noch jetzt mit Grund verehre. Ich war freilich nicht imstande, durch warme Wünsche meine Lage in eine bessere zu verwandeln. Sollte ich in Saalfeld Geld borgen, so hinderte es gewiß mein Vater; wie ich ohnehin nicht undeutlich gemerkt hatte, daß er immer meine Pläne mir auszureden suchte und mich ermahnte, ja der Vorsehung durch keine Übereilungen entgegenzutreten. Sehr viele trübe Stunden hatte ich, ehe ich von Saalfeld Antwort erhielt, und noch mehrere, als ich sie bekam, und diese Trennung jetzt ganz richtig und abgemacht war. Ein sehr ernstliches Nachdenken über viele ähnliche Fälle, die meiner Lage entsprachen, beruhigte mich nach und nach, obgleich die Hochachtung gegen jene würdige Person unauslöschlich blieb.

Desto mehr fühlte ich aber meine sehr geringe Stellung; ich geriet also in ein wirkliches Gefühl von Niedrigkeit und machte mir einen Vorwurf nach dem andern. Deshalb also sollte diese so folgsame, tugendhafte Tochter den Vorzug haben, damit sie so oder so viel Geld für mich ausgeben könnte, woran sie gewiß sowenig als ihre Mutter dachte; denn in dieser Absicht hatten sie mir gewiß die vielen Gefälligkeiten nicht erwiesen; sie sahen mich schon lange dafür an, daß ich meine Neigung für jemand bestimmt hätte; sie erinnerten mich oft so freundlich an Halle, von wo ich den unvergleichlichen Charakter Dr. Baumgartens so oft, so sichtbar, mit ganzer Empfindung ihnen gepriesen hatte; und gerade, weil ich ihnen gegenüber Bescheidenheit und ein lebendiges Gefühl für Halle gezeigt, hatten sie vorteilhaft von mir gedacht und ein dortiges Verhältnis als ausgemacht angenommen. Wie sollte ich sie nun auf einmal von etwas anderem überreden, ohne ihnen selbst offenes Feld für vielerlei mir nachteilige Gedanken und Betrachtungen zu bereiten? Ich allein weiß es, wie mein Gemüt in dieser Zeit ganz daniederlag, wie ganz ohne Mut und Ruhe ich

Tage und Nächte zubrachte, bis ich mich unter das allgemeine Gesetz der einzigen höchsten Regierung Gottes bequemen lernte. Mehr als einmal verwirrte mich wieder der starke Zweifel, ob ich auch so wichtig wäre, daß die göttliche Providenz sich auf mich erstreckte, ob nicht alle meine Sorge Folge meiner Fehler und meines unüberlegten Verhaltens sei. Kurz, ich konnte diesen drückenden Zustand ebensowenig länger aushalten, als ich in Klagen Zeit zu verlieren hatte. Ich mußte nach Nürnberg melden, daß ich so und so viel Tage vor Petri Pauli gewiß eintreffen würde.

Und nun schrieb ich zwei Briefe: einen an die Mutter, und an die Tochter den andern, in jenem eingeschlossen, worin ich meine Absicht, aber auch ebenso deutlich meine jetzige Lage entdeckte, mich auf ihre eigene Kenntnis und Beurteilung meiner Grundsätze berief und verließ. Mündlich konnte ich unmöglich so überlegt und klar vortragen, was zusammengehörte. Diesen Brief nahm ich mit mir, da ich abends zu Tisch ging, und legte ihn in das gewöhnliche Gebetbuch der Mutter, das immer an seinem Ort lag, so daß der Brief ganz unfehlbar noch diesen Abend in ihre Hände kommen mußte. Ich ließ mir sonst nichts merken, ging aber doch etwas eher weg, als ich zeither immer tat, damit desto mehr Zeit zu dieser Entdeckung und ihrer Beurteilung übrigbleiben möchte. In dem Brief an die Mutter hatte ich gebeten, wenn es ihr geradehin mißfällig wäre, was ich vortrüge, so möchte sie den Brief an die Tochter gar nicht aufbrechen lassen, sondern mir beide wieder zuschicken und alsdann die Sache meinem zu großem Zutrauen in ihre gute Denkungsart gefällig anrechnen. — Je einsamer ich mich zeither zu halten pflegte, desto tiefere Eindrücke hatten meine ängstlichen, ganz unsteten Wünsche in meiner Seele gemacht; mein Gemüt fing nun an, sich ernstlicher zu Gott zu erheben, in einer tiefen, gänzlichen Unterwerfung, um der Unruhe, die aus einzelnen Dingen und ihrem uns unkenntlichen Zusammenhang entsteht, mehr und mehr durch Vorstellung des Unendlichen los zu werden. Ich empfand das Wachstum meiner Gelassenheit und einer zufriedenen Einwilligung in alle Schickungen, die ich lange

Zeit mir selbst zu verschaffen so vergeblich unternommen hatte.

Es vergingen drei Tage, in denen wir Hausgenossen einander ebenso begegneten, als wenn gar nichts unter uns vorgekommen wäre, worüber Antwort erwartet würde; und ich überredete mich schon, es sei eine gütige Schonung meiner Empfindlichkeit, daß mein Antrag geradezu in Stillschweigen begraben werden sollte, weil man mich der unangenehmen Aufklärung überheben wollte. Wie ich mir auch sonst den Vorwurf machen kann, immer gar zu wenig Gutes für mich gehofft zu haben. Den nächsten Sonntag, es war der 15. Junius des Jahres 1751, wie ich mittags von Tisch gehen wollte, bat mich die Frau Doktorin, diesen Nachmittag eine Tasse Kaffee bei ihr zu trinken. Noch hielt sie alle Mienen so richtig in Ordnung, daß ich nicht viel Vorteilhaftes auch von dieser Einladung mir versprechen konnte. Die nächsten zwei Stunden brachte ich in freier Luft mit Spazierengehen zu, in einer sehr gefaßten Stellung meines Gemüts, in Wiederholung vieler schon vorübergeschwundener Vorstellungen und Wünsche und in ziemlich großer Betrübnis über meine zunächst schon bevorstehende Reise, die mich nun weit genug von Saalfeld und Halle bringen mußte*. Ich kam also nicht eben zu bald wieder zurück und ging gerade in ihr Zimmer. Sogleich entdeckte ich eine so natürlich ausgedrückte beifallvolle Freundlichkeit in den Augen der Mutter, die mir entgegenkam, daß ich nun gar nicht mehr an dem Erfolg meines Antrags zweifelte, daß aber auch meine ehrerbietige Empfindung sich ebenso sichtbar an den Tag legte, als ich zu reden anfing. Die Gleichheit der Empfindungen, worin wir drei jetzt uns befanden, legte sich gleich kenntlich in unsere Augen, eine Art von Feierlichkeit entstand, alle drei wandten wir uns sogleich dankend zu Gott. Die Mutter legte mir nun die zwei Briefe vor und fragte: ‚Gestehen Sie, daß Sie dies geschrieben haben?' ‚O ja', sagte ich, und küßte ihr die Hand. Sie küßte

* Er sucht Fassung dadurch, daß er wieder an die beiden Demoiselles in Halle und Saalfeld denkt.

mich lebhaft und versicherte mich der zufriedensten Genehmhaltung.

Ihre Tochter verlor sehr bald die bisherige Schüchternheit und schlug jetzt die Augen angenehm auf, weil sie wußte, daß es der Mutter nicht mißfiel und sie ein Recht hatte, sich zu empfehlen. Wir hatten beide keine Romananleitung gehabt, sie hätte sonst nicht auf mich und die Erlaubnis der Mutter gewartet. Eine für mich so schwere und so wichtige Sache fand also ihren leichten Gang, ohne daß ich irgendeinen anderen Menschen oder die Künste oder Ränke, womit viele eine Braut berücken, zu Hilfe genommen hätte.

Es ist nicht nötig, daß ich es erzähle, was mein Gemüt für den heiligen schamvollen Dank gegen Gott einschloß, wie sehr ich mich bemühte, diese innere Stille und Ruhe zu behalten bei dem nun entstehenden Gerede über diesen meinen Entschluß.

Der Charakter meiner Braut war für mich gleichsam ausgesucht. Sie hatte eine angenehme Bildung, obgleich die Pocken, die sie schon sehr erwachsen ausgestanden hatte, das übrige Lob der Haut merklich zerstört hatten. Ihre Erziehung war teils unter den Augen der Großmutter und einer vortrefflichen Tante, teils von der Mutter neben ihrem Bruder durch gehaltene Hauslehrer besorgt worden. Nach dem Tode des Vaters hatte die Mutter sich und diese Tochter wohl etwas zu sehr in Eingezogenheit gehalten. Sie hatte aber desto mehr in jeder Geschicklichkeit, die ihrem Geschlecht wahre Vorzüge gibt, zugenommen; ihr Urteil war so richtig, daß es die Mutter gemeiniglich in häuslichen Einrichtungen ihrem eignen vorzog. Sie schrieb einen gut ausgedrückten Brief, meist schön und gleich in Zügen und mit sehr wenigen Fehlern gegen die Orthographie. Hierin übertraf sie alle ihre vielen Verwandten. Geldrechnung verstand sie viel besser als ihre Mutter und hatte, da sie kaum fünfzehn Jahr alt war, bei langer Abwesenheit der Mutter einzelne Einnahmen von mehr als achtzehnhundert Gulden so richtig berechnet, daß auch gar nichts daran fehlte. Über ihr bisheriges Eigentum aus der Erbschaft eines Onkels in Koburg, das über viertausend Gulden und mehr betrug,

führte sie schon einige Jahre her ihre eigene Rechnung. Sie hatte tanzen gelernt und trug sich sehr gut, liebte es aber nicht sonderlich; ihren Putz machte sie sich selbst, sogar vieles von der Kleidung, und stets im Geschmack. Nur wurde diese Belustigung an eigener Hände Arbeit von andern ihres Alters, die daran kein Vergnügen fanden, für eine Folge zu großer Genauigkeit angesehen. Sie war es gewiß nicht, wie ich bald erzählen werde.

Wir gingen nun freilich mehr miteinander um, auch die wenigen Tage, die ich noch übrig hatte, oft spazieren, zumal in ihrem großen Garten auf der Lossau. Da saßen wir zuweilen unter einem Baum und übersahen die vor uns liegende Stadt. Sie war so aufrichtig, daß sie mir von selbst sagte: ‚Nun wenden Sie ja einige Bemühungen und Aufsicht auf mich, mir Mängel abzugewöhnen, die ich in der langen Einsamkeit mir zugezogen habe. Ich werde durch meine Ergebenheit vielleicht Ihnen mich empfehlen und durch mein ganz reines, gutes Herz; da wir aber unter viele Leute, zum Teil von der sogenannten großen Welt kommen, so helfen Sie mir auf, daß ich Ihnen alsdann nicht zum Nachteil gereiche, bis ich selbst richtiger über das Äußerliche urteilen lerne. Denn Sie übertreffen mich an Verstand, an Artigkeit des Sprechens und des Umgangs.' — Mir wurden die Augen naß über diese Redlichkeit. Sie weinte mit mir; ob es mich nun reue? ob ich nicht schon lange diese ihre Mängel erkannt hätte?

Ich hatte hier die beste Gelegenheit, sie von einer andern Seite zu erheben, indem ich antwortete: ‚Mit mehr Recht drückt mich die Sorge, daß es Sie selbst reuen möchte, einem Professor Ihre Hand und Herz gegeben zu haben, den Sie bald äußerlich ganz dürftig finden werden, ob er gleich arbeitsam sein wird. Und nun will ich auch Ihnen meine Sorge ganz ohne Rückhalt vorlegen. Sie wissen zwar, daß mein Vater mir nichts geben kann; Sie wissen aber wohl nicht, daß ich Ihnen Haus- und Tischschuld jetzt nicht bezahlen kann, daß ich auch noch manche kleine Schulden am Ende abmachen muß, wenn wir mit Ehren von Koburg wegkommen sollen.'

Sie sah mir zärtlich in die Augen und sagte: ‚Wenn Sie wirklich keine andern Ursachen haben betrübt zu sein, so bin ich freilich sehr glücklich zu sagen, daß ich Ihnen gleich zu helfen imstande bin. Denken Sie also an nichts weiter, als mich Ihrer immer wert zu machen, damit ich in Gesellschaft Ihnen keinen Nachteil bringe. Ich bin Herr über mein eigenes Vermögen, wozu ich bisher den Dr. Berger als meinen Kurator zuweilen um Rat frage. Der hält Sie selbst zu hoch, als daß er mir das Geringste in den Weg legen wird, wenn ich Ihnen gern dienen will.'

Und diese uneigennützige, ehrliche Denkungsart hat auch diese würdige Person stets behalten und mich aller Beschämung oder Betrübnis über meine Lage überhoben.

Nun dachte ich auf meine Reise, um nicht zu spät nach Nürnberg zu kommen. —

Zu Nürnberg gibt es noch sehr viele Merkmale eines hohen Altertums, die einen großen Eindruck auf mich machten. Der Prediger Birkmann bei der Ägidienkirche hatte mir gütig angeboten, bei ihm Quartier zu nehmen; ich wurde überaus liebreich aufgenommen und bekam eine Stube ganz oben, worin seine Bücher stunden; welche Nachbarschaft mir sehr nützlich war, indem ich des Abends einige Nachrichten von Nürnberg selbst aufsuchte, um nicht in allen Dingen so gar fremd zu sein. Sobald als möglich ließ ich mich den Herren des Rates auf dem ansehnlichen Saal des Rathauses vorstellen, zu einer Stunde, da sie eben auf einige Minuten aus ihren besonderen Zimmern auf den Saal traten. Der große Eindruck dieses sehr ansehnlichen Gebäudes und viele mir ganz ungewohnte Umstände taten eine gute Wirkung auf mich, daß ich mit Rührung und Modestie zum erstenmal eine Parrhesie zu meiner angelegentlichen Empfehlung anwendete, welche mir den gnädigen Beifall dieser sehr verehrungswürdigen Personen erwarb. Herr von Ebner, dessen eigene Gelehrsamkeit und große, edle Denkungsart jedermann mit Hochachtung erfüllte, ließ mir nachher noch sagen, daß er mich des Nachmittags in seinem Hause erwarten würde. Ich suchte die Stille meines Gemüts wieder zu gewinnen, um durch das viele Unerwartete so wenig als

möglich zerstreut zu sein und diese Aufwartung desto mehr zu meinem Vorteil zu benutzen. Da dieser Herr fast gar nicht sehen konnte, so entging mir schon viel Beistand, indem ich durch eine ungekünstelte modeste Stellung, die ich stets liebte, mir sonst manchen Eingang verschafft hatte, sogar bei Personen, die vorher wider mich eingenommen gewesen waren. Nachdem ich einige Minuten gestanden und meine wahre dankvolle Empfindung in den besten Sätzen meiner Rede ausgedrückt hatte, die wenigstens den Schwulst ebensosehr als das Alltägliche vermied, so sagte er: ‚Herr Professor, Ihre Stimme und Rede gefällt mir so wohl, daß ich es sehr bedaure, Sie nicht mit meinen Augen genauer anschauen zu können. Setzen Sie sich her zu mir; ich muß doch allerlei mit Ihnen reden. Der große Mann, den wir verloren haben, Professor Schwarz, hat Sie insbesondere an mich recht vertraulich empfohlen, während es freilich an vielen Kompetenten der Stellen nicht fehlet, die durch ihn erledigt worden sind.‘ Nun kam er auf meine Miscellaneas lectiones, davon er sich hatte vorlesen lassen, und fragte so viel einzelnes, daß die Unterrredung einem Examen sehr ähnlich war. Endlich sagte er mit kenntlicher Freude: ‚Sie sind gerade mein Mann; wo ich hin will, da sind Sie schon. Ich wünsche herzlich viel Glück für Sie und für Altdorf.‘ Darauf ließ er Tridentiner Wein bringen, und der Diener mußte das Glas nicht leer stehen lassen. Nun wurde er so gnädig, da ich aufstand, daß er sagte: ‚Kann ich für Sie sorgen durch eine reiche Heirat, so sagen Sie es jetzt geradeheraus.‘ Ich küßte ihm die Hand sehr ehrerbietig, legte die Augen darauf und sagte mit großer Empfindung geradehin: ‚Ich danke.‘ — ‚Um desto lieber ist es mir,‘ sagte er, ‚wenn Sie gar keine Unruhe des äußerlichen Lebens mehr haben.‘ Er befahl mir, wenn ich von Altdorf zurückkäme, nochmals bei ihm anzufragen, indem er mich in seinen Garten mitnehmen und noch mehr mit mir verabreden wollte; was auch nachher geschehen ist. Ich muß sagen, eine so edle Herablassung und tätige Wertschätzung, als die Herren von Nürnberg ihren Gelehrten stets erweisen, habe ich sonst nicht oft wieder angetroffen.

Der Prediger Birkmann reiste mit mir nach Altdorf. Unterwegs fand ich für sehr gut, dem rechtschaffenen Mann zu erkennen zu geben, daß Herr von Ebner für meine gute Verheiratung habe sorgen wollen, daß ich aber schon in Koburg nötig gehabt hätte, mich dieser und anderer Sorgen zu entledigen, daß also alle andere gutmeinende Anstalten unnötig wären. Indes hatte ich doch eine Menge neuer Gedanken zur Begleitung.

Glücklich kam ich wieder nach Koburg und brachte die Vokation mit. Den 26. August des Jahres 1751 wurde mir die liebenswürdige Döbnerin in der Sakristei angetraut.“

So weit der Bericht des Gatten, der im weiteren Verlauf seiner Lebensbeschreibung bei jeder Gelegenheit seine Liebe und Bewunderung für die Frau seiner Wahl ausspricht, der Gestorbenen eine besondere Lobschrift verfaßte. Leider ist kein Brief erhalten, welchen die Frau Professorin als Braut an ihren künftigen Herrn richtete, und dessen Stil von dem Professor so gelobt wird. Aber aus demselben Jahre 1750, aus dem Kreise ihrer Koburger Bekannten, kann ein Liebesbrief mitgeteilt werden*, der, wie man annehmen darf, ziemlich genau den Stil der Demoiselle Döbnerin wiedergibt, dieselben herkömmlichen Formen und die künstliche Zärtlichkeit, hinter welcher nur zuweilen die warme Empfindung eines Menschenherzens fühlbar wird. Dieser Brief einer Braut an ihren Bräutigam in Koburg lautet also:

„Mein auserwähltes Herz! Gleich wie ich nicht zweifle, mein geliebtes Kind werden die heiligen Weihnachtsfeiertage in allem erwünschten Wohlsein zurückgelegt haben, so hoffe, daß der gütige Gott mein sehnliches Bitten in Gnaden erhören und meinen Geliebten mit so viel Gesundheit, Segen und allem Vergnügen in reichem Maß überschütten wird, daß beständig Ursach haben möge, ihn dafür zu preisen. Zu dem bevorstehenden Jahreswechsel gratuliere ebenfalls, und

* Der Brief wird hier mitgeteilt, weil er fast denselben Inhalt hat wie ein Schreiben der schönen Ursula Freherin an ihren Bräutigam aus dem Jahre 1598 in Bd. II, S. 400. Den hier abgedruckten Brief verdankt Herausgeber der Güte des Barons Ernst von Stockmar.

will meinen aufrichtigen Wunsch von Grund des Herzens in diesen wenigen Worten ausdrücken: ‚Höchster, höre mein Gebet! nimm, mein liebstes Kind zu sparen, doch die Hälfte meiner Zeit, lege sie zu seinen Jahren; so wird auch mein zeitlich Wohl, das durch seine Güte keimet, bald des Segens reife Frucht, obgleich Neid und Mißgunst schäumet.'

Mein Herz haben mir mit Deren angenehmem Schreiben ein großes Vergnügen verursacht, da ich gesehen, daß sich Dieselben Deren häufige Verrichtungen, welche mich leicht vergessend machen können, nicht abhalten lassen, an mich gütigst zu gedenken, deswegen Ihnen meinem Geliebten den allerverpflichtesten Dank abstatte. Dieselben beliebten in Deren Wertem zu erwähnen, daß die Ringe fertig, es stand aber nicht dabei, was ich dafür zu bezahlen schuldig, ich erwarte daher mit nächstem eine gefällige Nachricht sowohl dieserwegen, als auch vornehmlich den Herrn Schwager Konsulenten betreffend.

Finden mein geliebtes Vergnügen sonsten etwas, das ich zu wissen oder besorgen nötig habe, so belieben es Dieselben nur frei und aufrichtig zu melden, es soll mir Dero Befehl allzeit zu einer Vorschrift dienen. Bei der hochwertesten Frau Mama und Frau Schwester machen mein Herz bei dieser Jahresveränderung meine gehorsame Gratulation, und bitten mir ohnschwer Deren geneigtes Wohlwollen ferner aus. Mein Papa und Mama lassen ebenfalls ihr Kompliment vermelden und Ihnen alles beglückte Wohlergehen in ungestörter Zufriedenheit zu genießen anwünschen. Wir erwarten mit größtem Verlangen eine gefällige Antwort, und mein Papa ist desto begieriger, solche zu erhalten, weil er das letzte Schreiben der Mama selber diktieret; mich plaget selbst die Neugierigkeit zu vernehmen, wie Dero Resolution diesfalls ausfallen wird. Anbei nehme ich mir die Erlaubnis, Ihnen mein Herz, etwas Schlechtes von meiner Arbeit zu einem Leibchen beizulegen, mit der ergebensten Bitte, nicht auf den geringen Wert der Sache, sondern auf die aufrichtige Meinung zu sehen; denn ich versichere, daß nicht so viel Stiche darin befindlich, als gute

Wünsche für dieselben dabei abgeschicket. Schließlich bin mit beständig währender Hochachtung

meines Herzlichgeliebten

Hof, 29. Dezbr. 1750. treuergebene

A Monsieur, Monsieur ... à Coburg. C. C. K."

So vorsichtig, förmlich und geschnörkelt war damals das geschriebene Liebeswort eines treuen fränkischen Mädchens, auch der lieben Frau Professor Semler.

Wenn man aber ihn, Johann Salomo Semler selbst, den Vater der modernen Theologie, lange Zeit ein hochgeehrtes Haupt seiner Universität, der in seiner Wissenschaft den ältern Zeitgenossen ein kühner, waghalsiger Mann war, wenn man ihn mit dem Maßstab messen wollte, den unsere Zeit an die Hand gibt! Weil er kein Reisegeld und in Koburg einige Schulden hat, verfällt er in schweren innern Kampf, beschließt zu heiraten, kündigt seiner Freundin in Saalfeld das Verhältnis und bewirbt sich um die Tochter seiner wohlhabenden Hauswirtin, die ihm bis dahin ziemlich gleichgültig war. Dergleichen wäre in unserer Zeit, mild gesagt — kläglich. Und doch, als der bejahrte Professor der Theologie diesen Bericht der Öffentlichkeit übergab, da hat er offenbar vorausgesetzt, daß sein Verhalten ihm in den Augen der Zeitgenossen nicht zur Unehre gereichen werde. Es ist kein Grund zu bezweifeln, daß die Freunde seiner Jugend genau ebenso empfanden, vielleicht etwas weniger gewissenhaft. Welches Recht hatte, als er jung war, das Herz eines armen Gelehrten gegenüber der kalten tyrannischen Welt? Noch wenig. Was war der Zweck und Inhalt seines Lebens? Lernen und arbeiten vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht, um sein mühsam erworbenes Wissen in andere Seelen zu gießen, das Wichtige und Neue, was er ergrübelt, erspäht, erdacht, durch Schrift und Lehre auszubreiten. Darin lag seine höchste Pflicht und Ehre, der Zweck und Stolz seiner Erdentage; sein Privatleben mußte sich dafür fügen und schicken, wie es gerade ging. So empfand nicht der brennende Ehrgeiz weniger, es war eine allgemeine Empfindung, wie bei Semler, in vielen Hunderten,

welche hungerten, sich vor Mächtigen beugten und ihren Glauben wechselten, um für ihre Wissenschaft leben zu können. Das ist gar nicht groß, aber es ist immerhin Sehnsucht nach dem Größten, es ist das alte deutsche Bedürfnis sich für etwas hinzugeben, was unendlich wertvoller ist als der einzelne. Kommt zu solchem Sinn einmal sichere Manneskraft und das Gefühl, ein Herr auf der Erde zu sein, so mag wohl etwas daraus entstehen, was alle Folgezeit groß und gut nennt.

Aus der Garnison

Ein Schuß aus der Lärmkanone! Scheu tritt der Bürger vom Fenster zurück und blickt prüfend in die dunkeln Winkel seines Hauses, ob sich eine fremde Menschengestalt darin verborgen. Der Bauer auf dem Feld hält seine Pferde an und überlegt, ob er wünschen darf, mit dem flüchtigen Mann zusammenzutreffen und das Fangegeld zu verdienen, oder ob er einen Verzweifelten fürchten und schonen soll, trotz der harten Strafe, welche jedem droht, der einen Deserteur entschlüpfen ließ. Wahrscheinlich wird er den Flüchtling entrinnen lassen, auch wenn er seiner Herr werden kann, denn in geheimer Seele regt sich ihm ein Mitgefühl, ja etwas wie Bewunderung des Verwegenen.

Kaum ein Kreis irdischer Interessen prägt so scharf die Besonderheiten der Zeitbildung aus als das Heer und die Methode der Kriegführung. Die Armee entspricht zu jedem Jahrhundert merkwürdig genau der Verfassung und dem Charakter des Staates. Die fränkische Landwehr der Merowinger, welche von ihrem Märzfeld zu Fuß gegen Sachsen und Thüringen zog, das Heer der ritterlichen Speerreiter, welches unter Kaiser Rotbart seine Rosse in die Ebenen der Lombardei hinabführte, die Schweizer und Landsknechte der Reformationszeit, und wieder das Söldnerheer des Dreißigjährigen Krieges, sie alle waren höchst charakteristische Bildungen ihrer Zeit, welche aus den sozialen Zuständen des Volkes erblühten und sich wandelten wie diese. So wurzelten das älteste Fußheer der Besitzenden in der alten Gemeinde- und Gauordnung, das reisige Ritterheer in dem feudalen Lehnwesen, die Fähnlein der Landsknechte in der aufblühenden Bürgerkraft, die Kompanien der fahrenden Söldner in dem Wachstum der fürstlichen Territorialherrschaft. Ihnen

folgte in den despotischen Staaten des 18. Jahrhunderts das stehende Heer der dressierten Lohnsoldaten.

Aber keine der älteren Formen des Kriegsdienstes ist durch die späteren ganz beseitigt worden, wenigstens einzelne Erinnerungen daran sind überall bewahrt. Jene uralte Landfolge der freien Grundbesitzer hatte aufgehört, seit ein großer Teil der kräftigen Bauern in die Hörigkeit herabgesunken war; die starke Landwehr war zu einem Landesaufgebot von geringer Kriegstüchtigkeit geworden, aber ganz beseitigt war sie nicht, denn allen Landsassen blieb bis in das 18. Jahrhundert die Verpflichtung, beim Klang der Sturmglocke zusammenzueilen, Kriegsgespann und Schanzgräber zu stellen. Ebenso war die Ritterkavallerie der Hohenstaufen von dem Heer der freien Bauern und Bürger bei Sempach, Granson, Murten wie in den Niederungen der Dithmarschen zerschlagen worden; aber die Stellung der Ritterpferde blieb eine Last der adligen Güter, sie wurde allerdings seit dem Ende des 16. Jahrhunderts — in Preußen erst unter Friedrich Wilhelm I. — in eine feste niedrige Geldabgabe verwandelt, und diese Abgabe war in den meisten Landschaften Deutschlands die einzige Steuer, welche auf den adligen Lehngütern lag*. Auch der fahrende Landsknecht, welcher sich selbst die Ausrüstung besorgt und jeden Sommer die Fahne gewechselt hatte, war in einen montierten Söldner mit bestimmter Dienstzeit verwandelt; aber in die neue Zeit erhielt sich der Brauch freier Werbung, das Handgeld, das Heranlocken der Ausländer, obgleich diese Gewohnheiten der Landsknechtzeit in einem seltsamen und unversöhnlichen Gegensatz zu der furchtbaren Härte standen, mit welcher die neue Ordnung der despotischen Staaten das ganze Leben der Angeworbenen zusammenschnürte.

Die Mängel der stehenden Heere im 18. Jahrhundert sind oft beurteilt worden, und jedermann weiß einiges von

* Sie betrug zur Zeit Friedrichs II. für das große Rittergut, welches ein ganzes Ritterpferd zu stellen hatte (es gab auch halbe und Viertelpferde), je nach den Landschaften 18–24 Taler, ungewöhnlich viel in der Kurmark: 40 Taler.

der herben Zucht in den Kompanien, mit welchen der Alte Dessauer die Schanzen von Turin stürmte und Friedrich II. den Besitz Schlesiens behauptete. Aber nicht ebenso bekannt, selbst von Kriegsschriftstellern ganz vernachlässigt, ist eine andere Seite der alten Kriegsverfassung, und von dieser soll hier zunächst die Rede sein.

Die Regimenter, welche die deutschen Souveräne des 18. Jahrhunderts in ihre Schlachten führten oder an fremde Potentaten vermieteten, waren nicht die einzige bewaffnete Organisation in Deutschland. Neben dem Söldnerheer bestand in den meisten Staaten auch ein Volksheer, allerdings in sehr mangelhafter Verfassung, aber doch keineswegs ganz nichtig und einflußlos. Zu keiner Zeit war die alte Idee, daß jedermann zur Verteidigung des eigenen Landes verpflichtet sei, aus dem Leben der Deutschen geschwunden. Das Recht der Landesherrn, die Untertanen zum Schutz der Heimat, zur Landesfolge zu verwenden, war aber in der Empfindung der alten Zeit durchaus von einem andern Recht des Landesherrn unterschieden, Kriegsvolk zu halten. Für seine Politik und den Kampf außerhalb der Landesgrenzen Kriegsdienste zu leisten, durfte er dem Untertan nicht befehlen. Im Krieg dienen war ein freies Handwerk, dazu durfte er, seit seine Vasallen unbrauchbar geworden waren, nur Freiwillige einladen, d. h. werben. Es ist eine der größten Umwandlungen in der Geschichte des deutschen Volkes, daß durch die despotischen Regierungen in dem vorigen Jahrhundert den Deutschen allmählich die Überzeugung aufgedrungen wurde, daß das Volk verpflichtet sei, dem Landesherrn wenigstens einen Teil seines Kriegsvolkes zu stellen. Und nicht minder lehrreich ist, daß erst im 19. Jahrhundert, seit das alte System zusammenbrach und neue Staatsformen vorbereitet wurden, die Idee der allgemeinen Wehrpflicht in die Seele des Volkes sank. Es lohnt den Weg zu verfolgen, auf welchem es geschah.

Schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts, als die Landsknechte zu kostspielig und liederlich wurden, war man auf den Gedanken gekommen, aus den wehrhaften Männern der

Stadt und des flachen Landes eine Miliz zu bilden, das Defensionswerk, welche innerhalb der Landesgrenzen zur Verteidigung verwendet werden sollte. Seit 1613 wurden die Defensioner in Kursachsen und den Nachbarländern, bald darauf in den andern Kreisen des Reiches organisiert, in Fähnlein geordnet, zuweilen zusammengezogen und militärisch geübt. Ihre Gesamtzahl ward festgestellt und auf die Ortschaften verteilt, die Gemeinden bestimmten und rüsteten die Leute; waren sie im Dienste, so erhielten sie Sold vom Landesherrn.

Der Dreißigjährige Krieg war zum größten Teil mit geworbenem Volk geführt worden, doch waren aus Not die Defensionen hier und da in Kriegsvolk umgewandelt worden, indem man entweder ganze Regimenter für den Felddienst bestimmte, oder mit den brauchbaren Leuten die Lücken der geworbenen Truppen ausfüllte. Im ganzen aber hatte sich die lockere Errichtung dieser Miliz nicht bewährt. Nach dem Frieden war in dem menschenarmen Land noch weniger möglich, darauf eine neue Kriegsverfassung zu gründen. Denn der Bürger und Bauer wurde für die Kultur des leeren Grundes wie als Steuerzahler unentbehrlich. Man behielt deshalb die alte unvollkommene Einrichtung dieses Bürgerheeres bei. Nur machte sich auch bei der Miliz die neue Zeit dadurch geltend, daß die Auswahl der Mannschaft Offizieren des Landesherrn übertragen und die Dienstzeit auf das erste Mannesalter beschränkt wurde; die Gemeinden traten in den Hintergrund, der Souverän wurde auch hier mächtiger. In solcher Weise wurden die ausgehobenen Defensioner in Kompanien und Kriegsregimenter zusammengezogen und ein oder mehrere Male im Jahre einexerziert. Vor dem Krieg hatten die Ortschaften Waffen und Ausrüstung beschafft, jetzt lieferte auch diese der Landesfürst, aber in den Städten blieben die Offiziersstellen in den Händen der Bürger, nur die Oberoffiziere bestimmte der Kriegsherr. Die Mannschaft wurde in der Regel durch das Los gewählt, und es ist interessant, daß schon 1711 auf den sächsischen Losen die Aufschrift stand: „Für das Vaterland." Aber unvollständig war die militärische Ausbildung,

zahlreich die Befreiungen, ungeschickt der Ersatz des Abgangs.

Und doch haben diese Landtruppen mehr als einmal gute Dienste getan, auch in Preußen. Das bewaffnete Landvolk, welches in den Schilderungen der Fehrbelliner Schlacht genannt wird, war kein zusammengelaufener Haufe, sondern die alte organisierte Landesmiliz; sie hatte wesentlichen Anteil an der ersten glorreichen Waffentat, in welcher die Brandenburger selbst für eigene Faust einen überlegenen Feind schlugen. Noch 1704 war das Volksheer im Preußischen Staat für etwas Wertvolles gehalten, denn wer bei ihm enrolliert war, wurde von jedem anderen Kriegsdienst für den Landesherrn befreit*. Zwar wurde dasselbe durch Friedrich Wilhelm I. aufgehoben, aber im Siebenjährigen Krieg wieder in Pommern und Preußen eingerichtet; und dort hat diese Miliz gegen Schweden und Russen vortreffliche Dienste getan. Auch im Reich, in Sachsen erhielt sie sich, kraftlos, unkriegerisch, mißgeachtet, bis ganz veränderte Kulturverhältnisse eine neue Organisation des Volksheeres möglich machten.

Ganz getrennt von dieser Miliz stand das Kriegsvolk, welches der Landesherr für sich hielt und ganz aus seinen Einnahmen bezahlte. Es mochte nur eine Garde sein, zum Schutz und Schmuck seines Hofes, es mochten viele Kompanien sein, welche er sich warb, um einen Status zu sichern, Einfluß und Macht unter seinesgleichen zu gewinnen, Geld damit zu verdienen. Das war sein Privatgeschäft, und wenn er sein Volk nicht übermäßig dadurch belästigte, so war nichts dagegen einzuwenden. Es war ein freies Geschäft auch für den, welcher ihm dienen wollte, er mochte sich anwerben lassen, Inländer oder Fremder, er mochte sehen, wie ihm der Vertrag gehalten wurde. Kam das Land durch einen äußern Feind in Gefahr, so bewilligte die Landschaft dem Herrn auch für dies Kriegsvolk Geld oder einen besonderen Zuschuß, denn man wußte wohl, daß es kriegstüchtiger war als die Landesmiliz. So war es unter dem

* Die Stärke der Landmiliz unter Friedrich I. wird von Faßmann (I. S. 720) wohl zu hoch, auf 60 000 Mann angegeben.

Großen Kurfürsten noch in Preußen, so blieb es in dem größten Teil Deutschlands bis tief in das 18. Jahrhundert.

Aber auch dies private Kriegsvolk, welches der Landesherr sich warb, hatte eine neue Einrichtung erhalten.

Bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges hatte bei den meisten deutschen Heeren die Werbung nach Landsknechtbrauch auf das Risiko des Obersten stattgefunden. Der Oberst schloß den Kontrakt mit dem Fürsten, er besetzte und verkaufte die Hauptmannsstellen, der Fürst zahlte dem Obersten das Geld, welches von der Landschaft aufgebracht wurde. So waren die Regimenter in gründlicher Abhängigkeit vom Obersten, und dieser war eine Macht auch dem Landesherrn gegenüber. Die Disziplin war locker, die Offizierstellen von Kreaturen des Obersten besetzt, der Zusammenhalt des Regiments wurde durch seinen Tod gelöst. Die Gaunereien der Obersten und Kompanieführer, schon um 1600 von militärischen Schriftstellern beklagt, hatten eine gewisse virtuose Ausbildung erhalten. Selten war die Mannschaft, welche auf dem Papier stand, vollständig unter der Fahne. Die Offiziere bezogen den Sold für eine große Anzahl von Fehlenden, welche man „Passevolants“ oder „Blinde“ nannte; sie reihten ihre Knechte, Marketender aus dem Troß in die untern Chargen ein. Auch bei der kaiserlichen Armee hörten die Klagen nicht auf, von oben bis unten der rücksichtsloseste Eigennutz, die Offiziere plünderten mitten im Frieden ihre Quartiere in den Erblanden aus, sie fischten und jagten in der Umgegend, erhoben einen Aufschlag von den Stadtzöllen, sie ließen Fleisch schlachten und verkaufen, sie richteten Wein- und Bierschenken ein. Und wie die Offiziere raubten, so stahlen die Gemeinen. Das geschah z. B. noch 1677. Und diese Landesplage drohte eine beständige zu werden. Die Werbung der Rekruten aber war in dieser frühern Zeit noch wenig organisiert, und die Gaunereien, welche dabei nicht fehlen konnten, waren wenigstens nicht durch die höchsten irdischen Autoritäten sanktioniert.

In Brandenburg reformierte der Große Kurfürst gleich nach seinem Regierungsantritt 1640 das Verhältnis der Re-

gimenter zum Landesherrn; die Werbung geschah fortan in seinem eigenen Namen, er ernannte die Obersten und Offiziere, welche ihre Stellen nicht mehr kaufen durften. Dadurch erst wurden die Söldnerscharen zu einem stehenden Heer mit gleichmäßiger Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüstung, mit besserer Manneszucht, willenlose Werkzeuge in der Hand des Fürsten. Für das Kriegswesen war dies der größte Fortschritt seit der Erfindung des Feuergewehres, und Preußen verdankte der frühen und energischen Durchführung des neuen Systems sein militärisches Übergewicht in Deutschland. Auch die Verpflegung der Mannschaft wurde neu geordnet; sie erhielten, wenigstens im Krieg, ihre Tagesbedürfnisse in Rationen, der Unterhalt wurde aus großen Magazinen besorgt. Durch Montecuccoli und später durch Prinz Eugen erhielt auch Österreich kurz vor 1700 ein besser diszipliniertes stehendes Heer.

Die Ergänzung dieser Truppen des Fürsten konnte in Deutschland bis vor 1700 fast ausschließlich durch freie Werbung beschafft werden: denn noch lange nach dem großen Krieg blieb dem Volk die Unruhe und ein abenteuerlicher Sinn, der das Kriegshandwerk lockend fand. Das wurde allmählich anders. Durch die kriegerische Zeit Ludwigs XIV. und die Vergrößerung der französischen Armee wurden die deutschen Fürsten zu immer neuer Vermehrung ihres Söldnerheeres gezwungen, der Menschenverlust der unaufhörlichen Kriege rieb viel von dem unnützen und waghalsigen Gesindel auf, das sich um die Fahnen sammelte. Schon vor dem großen Erbfolgekrieg wurde der Mangel an Mannschaft fühlbar, die freiwillige Werbung wollte nirgend mehr ausreichen, die Klagen über Gewalttätigkeiten der Werbeoffiziere wurden zuletzt lästig. Da begann der Kriegsherr, prüfend in das Volk zu sehen, das unter ihm arbeitete und zuweilen noch in Kompanien exerzierte. Er fühlte einige Verlegenheit. Die Landmiliz für seine Kriegszüge zu gebrauchen, war untunlich, sie war viel zu wenig ausgebildet, und was wichtiger war, sie bestand vorzugsweise aus seßhaften Leuten, deren Arbeiten und Steuern er für seinen Staat gar nicht entbehren konnte, da der Adel

und in katholischen Ländern die Geistlichkeit fast nichts zu seinen Einnahmen beitrug. Außerdem war es eine unerhörte Sache, das Volk selbst durch Gewalt zum Kriegsdienst zu zwingen. Wie sehr der Regent sich als Herr fühlte, diese Neuerung war zu sehr gegen die allgemeine Empfindung, die Leute trugen ja eben deshalb ihre Steuern und Lasten, damit er für sie Krieg führe. Der Bauer leistete seinem Gutsherrn Fronen und Dienste, weil dieser in alter Zeit für ihn zu Felde gezogen war, er leistete dann außerdem dem Landesherrn Steuern und Dienste, weil dieser mit geworbenen Leuten für ihn zu Feld zog, seit der Gutsherr die Last nicht mehr tragen wollte; jetzt aber sollte der Bauer dem Gutsherrn und dem Fürsten dieselben Dienste leisten und außerdem noch selbst in den Krieg marschieren. Das schien doch nicht ausführbar. Und wieder drängte die bittere Not, man mußte sich zu helfen suchen. Nur das entbehrlichste Volk sollte genommen werden, Herumtreiber, müßige Hände; wer aber dem Staat durch Arbeit nützlich war, wer irgendwie aus der Masse hervorragte, durfte nicht gestört werden.

Vorsichtig und zögernd begann kurz vor 1700 die Heranziehung des Volkes zum Kriegsdienst seines Fürsten. Aber ohne Erfolg wurde das erstemal ausgesprochen, daß das Land Rekruten stellen müsse. Die Neuerung ward, wie es scheint, zuerst 1693 von den Brandenburgern versucht: die Provinzen sollten die fehlende Mannschaft werben und präsentieren, doch keine untertänige, der Kompanieführer sollte für den Mann zwei Taler Handgeld zahlen. Bald ging man weiter und legte (1704) zuerst einzelnen Klassen von Steuerzahlern, dann (1705) den Gemeinden die Stellung der Ersatzmannschaft auf. Die Rekruten sollten zwei bis drei Jahre dienen, wer freiwillig auf sechs Jahre und darüber kapitulierte, wurde bevorzugt. Ganz dasselbe wurde 1702 in Sachsen durch König August eingerichtet. Dort hatten die Gemeinden wie für ihre Miliz, jetzt auch für den Landesherrn eine bestimmte Zahl junger gesunder Leute zu liefern und über die Entbehrlichkeit des einzelnen zu entscheiden, Ort der Gestellung das Rathaus, Aufsicht übten die Kreis- und

Amtshauptleute, der Mann wurde ohne Montur geliefert, Handgeld vier Taler, Dienstzeit zwei Jahre; verweigerte der Offizier nach zwei Jahren den Abschied, so konnte der Ausgediente sich eigenmächtig auf den Weg begeben. So furchtsam begann man einen neuen Anspruch geltend zu machen. Und trotz dieser Vorsicht war der Widerstand des Volkes zu erbittert und heftig, die neue Einrichtung verfiel, man kehrte wieder zur Werbung zurück, schon 1708 wurde die Rekrutierung in Preußen wieder aufgehoben, „weil die Zumutung zu groß war". Erst der eiserne Wille Friedrich Wilhelms I. gewöhnte sein Volk allmählich an diesen Zwang. Seit 1720 wurden Verzeichnisse der kriegspflichtigen Kinder angelegt, 1733 das Kantonsystem durchgeführt. Das Land ward unter die Regimenter verteilt, die Bürger und Bauern wurden — mit gewissen Ausnahmen — für kriegspflichtig erklärt, alljährlich wurde ein Teil des Regimentsbedarfs durch Aushebungen gedeckt, bei denen die größte Willkür der Hauptleute ungestraft blieb. —

In Sachsen gelang es erst gegen Ende des Jahrhunderts, die Rekrutierung neben der Werbung durchzuführen. In anderen, zumal in kleinen Territorien, glückte das noch weniger.

So bietet das Heerwesen der Deutschen die merkwürdige Erscheinung, daß in derselben Zeit, in welcher die Aufklärung im Bürgertum größere Ansprüche, Bildung und Sittlichkeit heraufzieht, durch den Despotismus der Regenten allmählich ein anderer großer politischer Fortschritt in das Leben des Volkes geschlagen wird: die Anfänge unserer allgemeinen Wehrpflicht. Aber ebenso merkwürdig ist, daß diese Neuerung nicht in der Form einer großen und weisen Maßregel ins Leben tritt, sondern unter Nebenumständen, welche sie ganz besonders widerwärtig und abscheulich erscheinen ließen. Die große Härte und Gewissenlosigkeit des despotischen Staates kam gerade da zur Erscheinung, wo er den größten Fortschritt vorbereitete, nicht aber durchführte. Denn auch das ist bedeutsam, daß die Staaten des 18. Jahrhunderts neben der Rekrutierung die alte Werbung nicht entbehren konnten.

Zu roh und gewalttätig war das Verhalten der Offiziere, welche die junge Mannschaft auszuheben hatten, zu heftig Widerstand und Abneigung des Volkes. Die jungen Leute wanderten massenhaft aus, keine Drohung mit Galgen, Ohrabschneiden und Konfiskation ihrer Habe konnte die Flucht aufhalten, mehr als einmal sah sich der fanatische Soldateneifer Friedrich Wilhelms I. von Preußen gekreuzt durch die Notwendigkeit, seine Landschaften zu schonen, die sich zu leeren drohten. Niemals konnte mehr als etwa die Hälfte des Ersatzes durch die gezwungene Rekrutierung gedeckt, die andere Hälfte des Abgangs mußte durch Werbung aufgebracht werden.

Auch die Werbung wurde in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts roher als sie sonst gewesen war; die Landesherren waren weit gefährlichere Werber als die Hauptleute der alten Landsknechte. Und obgleich die Übelstände dieses Systems offenkundig zutage lagen, man wußte sich durchaus nicht dagegen zu helfen. Zwar die große Unsittlichkeit, die dabei stattfand, beunruhigte die Regierenden in der Regel viel zu wenig, wohl aber die Unsicherheit, die Kostspieligkeit, die Reklamationen fremder Regierungen und die unaufhörlichen Händel und Schreibereien, welche damit verbunden waren. Die Werbeoffiziere selbst waren oft unsichere, ja schlechte Menschen, deren Tätigkeit und Ausgaben nur ungenügend kontrolliert werden konnten. Nicht wenige lebten jahrelang mit ihren Helfershelfern in der Fremde auf Kosten der Monarchen in Völlerei, berechneten teures Handgeld und fingen zuletzt doch nur wenige oder konnten ihren Fang nicht unverkürzt in das Land schaffen. Dazu ergab sich bald, daß nicht die Hälfte der so Geworbenen dem Heer zum Nutzen gereichte. Zunächst war die Mehrzahl davon das schlechteste Gesindel, in welches nicht immer militärische Eigenschaften hineingeprügelt werden konnten; ihre zerrütteten Körper und lasterhaften Gewohnheiten füllten die Spitäler und Gefängnisse, sie liefen davon, sobald sie konnten.

Schon die Werbungen im Inland wurden mit jeder Art von Gewalttat geübt. Die Obersten und Werbeoffiziere

raubten und entführten einzige Söhne, welche frei sein sollten, Studenten von der Universität, ja ganze Kolonien von untertänigen Leuten, die sie auf ihren eigenen Gütern ansiedelten. Wer sich frei machen wollte, mußte bestechen, und er war selbst dann noch nicht sicher. Die Offiziere wurden so sehr bei ihren gewalttätigen Erpressungen geschützt, daß sie die gesetzlichen Beschränkungen offen verhöhnten. Trat vollends in Kriegszeiten Mangel an Mannschaft ein, dann hörte jede Rücksicht auf das Gesetz auf. Dann wurde eine förmliche Razzia angestellt, die Stadttore mit Wachen besetzt und jeder Aus- und Eingehende einer furchtbaren Untersuchung unterworfen, wer groß und stark war, festgenommen, selbst in die Häuser wurde gebrochen, vom Keller bis zum Bodenraum nach Rekruten gesucht, auch bei Familien, welche befreit sein sollten. Im Siebenjährigen Krieg wurde von den Preußen in Schlesien sogar auf die Knaben der oberen Gymnasialklassen gefahndet. Noch lebt in vielen Familien die Erinnerung an Schreck und Gefahr, welche das Werbesystem den Großeltern bereitet hat. Es war damals für den Sohn eines Geistlichen oder Beamten ein großes Unglück, hoch aufzuschießen, und eine gewöhnliche Warnung der bekümmerten Eltern: „Wachse nicht, dich fangen die Werber."

Fast noch schlimmer waren die Ungesetzlichkeiten, wenn die Werber im Ausland nach Leuten suchten. Durch Annahme des Handgeldes wurde der Rekrut verpflichtet. Das bekannte Manöver war, arglose Burschen in lustiger Gesellschaft trunken zu machen, den Berauschten das Geld aufzudrängen, sie in feste Verwahrung zu nehmen und, wenn sie ernüchtert widersprachen, durch Fesseln und jedes Zwangsmittel festzuhalten. Unter Bedeckung und Drohungen wurden die Gefangenen zur Fahne geschleppt und durch barbarische Strafmittel zum Eid gezwungen. Nächst dem Trunk wurde jede andere Verführung angewendet: Spiel, Dirnen, Lüge und Betrug. Die einzelnen begehrenswerten Subjekte wurden tagelang durch Spione beobachtet. Von den Werbeoffizieren, welche für solchen Dienst angestellt waren, wurde verlangt, daß sie besondere Gewandtheit im

Überlisten hatten; Beförderung und Geldgeschenke hingen daran, ob sie viele Leute einzufangen wußten. Häufig vermieden sie, auch wo ihr Werbebureau erlaubt war, sich in Uniform zu zeigen und suchten in jeder Art von Verkleidung ihr Opfer zu fassen. Greulich sind einzelne Schändlichkeiten, welche bei solcher Menschenjagd geübt und von den Regierungen nachgesehen wurden. Eine Sklavenjagd aber war es in der Tat, denn der geworbene Soldat konnte erst dann seine Dienste in der großen Maschine des Heeres verrichten, wenn er mit allen Hoffnungen und Neigungen seines früheren Lebens abgeschlossen hatte. Es ist eine trostlose Sache, sich die Gefühle zu vergegenwärtigen, welche in Tausenden der gepreßten Opfer gearbeitet haben, vernichtete Hoffnungen, ohnmächtige Wut gegen die Gewalttätigen, herzzerreißender Schmerz über ein zerstörtes Leben. Es waren nicht immer die schlechtesten Männer, welche wegen wiederholter Desertion zwischen Spießruten zu Tode gejagt oder wegen trotzigem Ungehorsam gesuchtelt wurden, bis sie bewußtlos am Boden lagen. Wer den Kampf in seinem Innern überstand und die rohen Formen des neuen Lebens gewohnt wurde, der war ein ausgearbeiteter Soldat, das heißt ein Mensch, der seinen Dienst pünktlich versah, bei der Attacke ausdauernden Mut zeigte, nach Vorschrift verehrte und haßte und vielleicht sogar eine Anhänglichkeit an seine Fahne erhielt, und wahrscheinlich eine größere Anhänglichkeit an den Freund, der ihn seine Lage auf Stunden vergessen machte, den Branntwein.

Die Werbungen im Ausland mußten mit Einwilligung der Landesregierungen geschehen. Dringend wurde von den kriegerischen Fürsten bei ihren Nachbarn um die Erlaubnis nachgesucht, ein Werbebureau anlegen zu dürfen. Der Kaiser freilich war am besten daran, jedes seiner Regimenter hatte herkömmlich einen festen Werbebezirk im Reich. Die übrigen, vor andern die Preußen, mußten zusehen, wo sie eine günstige Stätte fanden. Die größeren Reichsstädte hatten häufig die Artigkeit, mächtigeren Herren die Erlaubnis zu erteilen; dafür gelang ihnen nicht immer, ihre eigenen Söhne aus angesehenen Familien zu schützen. Außerdem waren

die Grenzen gegen Frankreich, Holland, die Schweiz günstige Fangorte; dann die eigenen Enklaven, welche von fremdem Gebiet rings umgeben waren, zumal wenn eine fremde Festung mit lästigem Garnisondienst in der Nähe lag, dann gab es immer Ausreißer. Für die Preußen war lange Ansbach und Bayreuth, Dessau, Braunschweig ein guter Markt.

Nicht gleich war der Ruf, in welchem die Werber der einzelnen Regierungen standen. Den besten Leumund hatten die Österreicher, sie galten in der Soldatenwelt für plump, aber harmlos, nahmen nur, was sich gutwillig halten ließ, beobachteten aber die Kapitulation genau. Es war nicht viel, was sie bieten konnten, täglich drei Kreuzer und zwei Pfund Brot, aber es fehlte ihnen doch niemals an Leuten. Dagegen waren die preußischen Werber, die Wahrheit zu sagen, am übelsten renommiert; sie lebten am großartigsten, waren sehr unverschämt und gewissenlos und dabei waghalsige Teufel. Sie ersannen die verwegensten Streiche, um einen stattlichen Burschen zu fangen, sie setzten sich den größten Gefahren aus; man wußte, daß sie zuweilen gefährlich durchgeprügelt wurden, wenn sie in der Minderzahl blieben, daß sie von den fremden Regierungen eingesperrt waren, daß mehr als einer von ihnen erstochen worden war. Aber das alles schreckte sie nicht. Diese üble Nachrede dauerte, bis Friedrich Wilhelm II. sein menschliches Werbereglement erließ.

Im Reich war einer der besten Werbeplätze Frankfurt am Main mit seinen großen Messen. Noch am Ende des Jahrhunderts saßen dort Preußen, Österreicher und Dänen nebeneinander; die Österreicher harrten seit alter Zeit phlegmatisch im Wirtshaus „Zum roten Ochsen", die Dänen hatten ihre Fahne „Zum Tannenbaum" hinausgehängt, die unruhigen preußischen Werber wechselten, sie waren in dieser Zeit am ansehnlichsten und splendidesten. Es wurde ein diplomatischer Verkehr unter den verschiedenen Parteien unterhalten, sie waren zwar eifersüchtig aufeinander und suchten sich gegenseitig die Kunden wegzufangen, aber sie besuchten einander doch kameradschaftlich zu Wein und

Tabak. Frankfurt aber war schon seit dem 17. Jahrhundert der Mittelpunkt für einen besonderen Zweig des Geschäftes, für das Fangen der Reichstruppen. Denn nicht nur Neulinge wurden von den Werbern gesucht, auch Deserteure; und die schlechte Zucht und der Mangel an militärischem Stolz, der in den kleinen süddeutschen Ländern zu beklagen war, sowie die Leichtigkeit zu entrinnen, machten jedem Taugenichts lockend, ein neues Handgeld zu erhaschen. In den Werbestuben der Preußen und des „Roten Ochsen" hing deshalb eine völlige Maskengarderobe von reichsständischen Uniformen, welche die Überläufer zurückgelassen hatten. Außer dem Wunsch, neues Handgeld zu erhalten, gab es aber noch einen Grund, welcher auch bessere Soldaten zur Desertion trieb, der Wunsch zu heiraten. Es wurde allerdings von keiner Regierung gern gesehen, wenn ihre Soldaten sich in der Garnison mit einer Frau belasteten, aber die so rücksichtslose Gewalt der Kriegsherren war in diesem Punkt doch ohnmächtig. Denn es gab eigentlich kein besseres Mittel, den geworbenen Mann wenigstens für einige Zeit zu fesseln, als durch die Heirat. Wurde sie verweigert, so war bei Garnisonen unweit der Grenze sicher, daß der Soldat mit seinem Mädchen zum nächsten Wirtshaus fremder Werber fliehen werde. Und ebenso sicher war, daß er dort auf der Stelle kopuliert wurde, denn jedes Werbegeschäft hielt für solche Fälle einen Geistlichen bei der Hand.

Diese Gefahr hatte zur Folge, daß ein unverhältnismäßig großer Teil der Soldaten verheiratet war, zumal in den kleineren Staaten, wo man eine Grenze leicht erreichen konnte. So zählte die sächsische Armee von etwa dreißigtausend Mann noch im Jahre 1790 an zwanzigtausend Soldatenkinder, auch bei dem Regiment von Thadden in Halle war fast die Hälfte der Soldaten mit Frauen versehen. Es ist belehrend, daß die barbarische Soldatenzucht jener Zeit das alte Leiden der Söldnerheere nicht zu bannen vermochte. So durchaus hängen die einzelnen notwendigsten Verbesserungen von einer höheren Entwicklung des gesamten Volkslebens ab. Die Soldatenfrauen und -kinder zogen nicht mehr wie zur Landsknechtzeit unter ihrem Weibel

ins Feld, aber sie waren eine schwere Last der Garnisonstädte. Die Frauen nährten sich kümmerlich durch Waschen und andere Handarbeiten, die Kinder wuchsen in wilder Umgebung ohne Unterricht auf. Fast überall waren ihnen die städtischen Schulen verschlossen, sie wurden von dem Bürger wie Zigeuner verachtet. Selbst in dem wohlhabenden Kursachsen war beim Beginn der Französischen Revolution nur in Annaberg eine Knabenschule für Soldatenknaben, diese allerdings vortrefflich, eingerichtet, aber sie reichte nirgends aus. Für die Mädchen geschah gar nichts, bei den Regimentern waren weder Prediger noch Schulen. Nur in Preußen wurde für den Unterricht der Kinder und die Zucht der Erwachsenen durch Prediger, Schulen und Waisenhäuser ernste Sorge getragen.

Wem von dem Werbeoffizier Handgeld aufgedrängt war, dem war über sein Leben entschieden. Er war von der bürgerlichen Gesellschaft durch eine Kluft getrennt, welche nur selten ausdauernder Wille übersprang. In dem harten Zwang des Dienstes, unter rohen Offizieren und noch roheren Kameraden verlief sein Leben, die ersten Jahre in unaufhörlichem Drillen, die Folge unter einigen Erleichterungen, welche ihm erlaubten, einen kleinen Nebenverdienst zu suchen als Tagelöhner oder durch kleine Handarbeit. Galt er für sicher, so wurde er wohl auf Monate beurlaubt, er mochte wollen oder nicht; dann behielt der Hauptmann seinen Sold, er mußte sehen, wie er sich unterdes forthalf. Mit Mißtrauen und Abneigung sah der Bürger auf ihn, Ehrlichkeit und Sitten des Soldaten standen in so schlechtem Ruf, daß der Zivilist jede Berührung vermied; kehrte der Soldat in ein Wirtshaus ein, so entfernte sich augenblicklich der Bürger und der Handwerksgesell, jeder, der auf sich selbst hielt, und dem Wirt galt es für ein Unglück, von Soldaten besucht zu werden. So war der Mann auch in seinen Freistunden auf den Verkehr mit Schicksalsgenossen und mit entwürdigten Weibern angewiesen. Sehr hart war die Behandlung durch seine Offiziere, er wurde gestoßen, geknufft, auf die Füße getreten, mit dem Stock bei geringer Veranlassung gezüchtigt, auf das scharfkantige hölzerne

Pferd oder den Esel gesetzt, der auf freiem Platz in der Nähe der Hauptwache stand; für größere Vergehen in Ketten geschlossen, auf Latten gesetzt, mit Spießruten, welche der Profoß abschnitt, von seinen Kameraden in langer Gasse gehauen, bei argen Verbrechen bis zum Tode. Die Unteroffiziere und Junker aber genossen den Vorzug, mit der flachen Degenklinge „gefuchtelt" zu werden, für größere Disziplinarvergehen wurden sie an Händen und Füßen geschlossen und stundenlang an die Säule gehängt, was ihnen die Ehre nicht minderte.

Wenn im Preußischen die Vorliebe der Könige für die Montur, und unter Friedrich der Kriegsruhm des Heeres den kantonpflichtigen Brandenburger mit des Königs Rock einigermaßen versöhnte, so war das im übrigen Deutschland viel weniger der Fall. Dem kantonpflichtigen Bürger- und Bauernsohn im Preußischen war es ein großes Unglück dienen zu müssen, im übrigen Deutschland war es eine Schande. Zahlreich sind die Versuche, sich durch Verstümmelung untauglich zu machen, auch das Abhacken der Finger machte nicht frei und wurde außerdem streng wie Desertion bestraft. Noch um 1790 schämte sich ein reicher Bauernbursch in Kursachsen, der durch den Haß des Amtmanns zum Dienst gezwungen worden war, sein Heimatdorf in der Montur zu betreten. Sooft er Urlaub erhielt, machte er vor dem Dorf halt und ließ sich seine Bauernkleider herausbringen; die Montierungsstücke mußte eine Magd in verdecktem Korb durch die Dorfgasse tragen.

Deshalb hörten die Desertionen nie auf; sie waren das gewöhnliche Leiden aller Armeen und durch die furchtbaren Strafen — beim ersten und zweiten Male Spießruten, beim dritten die Kugel — nicht zu verhindern. In der Garnison war unablässiger Appell und stilles Spionieren nach der Stimmung der einzelnen unzureichende Hilfe. Gab aber die Kanone das Zeichen, daß ein Mann entflohen, dann wurden die Dörfer der Umgebung alarmiert. Die Einspännigen oder Heidereiter trabten auf allen Straßen, Kommandos zu Fuß und Roß durchzogen das Land bis an die Grenze, überall wurden die Dörfer benachrichtigt. Wer einen Deserteur einbrachte, erhielt im Preußischen zehn Taler, wer ihn nicht anhielt, soll das Doppelte als Strafe bezahlen. Jeder Soldat, der auf der Landstraße ging, mußte einen Paß haben; in Preußen hatte nach dem Befehl Friedrich Wilhelms jeder Untertan, vornehm oder gering, die Verpflichtung, jeden Soldaten, den er unterwegs traf, anzuhalten, nach seinem Ausweis zu fragen, zu arretieren und abzuliefern. Es war eine greuliche Sache für den kleinen Handwerksburschen, auf einsamer Straße einen verzweifelten sechsfüßigen Grenadier mit Ober- und Untergewehr zum Stillstand zu bringen und konnte durchaus nicht durchgesetzt werden. Noch schlimmer war es, wenn größere Trupps sich zur Flucht verabredeten, wie jene zwanzig Russen aus dem Regiment des Dessauers zu Halle, welche im Jahre 1734 Urlaub erhalten hatten, den griechischen Gottesdienst in Brandenburg zu besuchen, wo der König für seine zahlreichen russischen Grenadiere einen Popen hielt. Die zwanzig aber beschlossen, zu den goldenen Kreuzen des heiligen Moskau zurückzupilgern; sie schlugen sich mit großen Stangen durch die sächsischen Dörfer, wurden mit Mühe durch preußische Husaren aufgefangen und über Dresden in ihre Garnison zurückgebracht, dort mild behandelt. Weit schmerzlicher war dem König, daß sogar unter seinen großen Potsdamern eine Verschwörung ausbrach, als sich lange Grenadiere vom Serbenstamm verschworen hatten, die Stadt anzustecken und mit bewaffneter Hand zu desertieren. Es waren sehr große Leute darunter; die Hinrichtungen, das Nasenabschneiden und andere Zuchtmittel verursachten dem König einen Verlust von dreißigtausend Talern. Vollends im Feld war ein System von taktischen Vorschriften nötig, um die Desertion zu bändigen. Jeder Nachtmarsch, jedes Lager am Waldsaum brachte Verluste, die Truppen auf der Straße und im Lager mußten durch starke Husarenpatrouillen und Piketts umschlossen, bei jeder geheimen Expedition mußte das Heer durch Reiterschwärme isoliert werden, damit nicht einzelne Ausreißer dem Feind Nachrichten zutrugen. Das befahl noch Friedrich II. seinen Generälen. Trotz alledem war in jeder Kompanie, nach jedem verlorenen Treffen,

selbst nach gewonnenen, die Zahl der Ausreißer zum Erschrecken groß. Nach unglücklichen Feldzügen waren ganze Armeen in Gefahr zu zerlaufen. Viele, die von einem Heer wegliefen, zogen spekulierend wie die Söldner im Dreißigjährigen Krieg dem andern zu; ja das Ausreißen und Wechseln erhielt für Abenteurer einen rohen, gemütlichen Reiz. Ein aufgefangener Deserteur war in der Meinung des großen Haufens nichts weniger als ein Übeltäter, — wir haben mehrere Volkslieder, in denen sich das volle Mitgefühl der Dorfsänger mit dem Unglücklichen ausspricht; der glückliche Deserteur aber galt sogar für einen Helden, und in einigen Volksmärchen ist der tapfere Gesell, welcher Ungeheuer bezwingt, dem Märchenkönig aus der Not hilft und zuletzt die Prinzessin heiratet, ein entsprungener Soldat.

Dieses fürstliche Kriegsvolk galt nach Auffassung der Zeit, auch nachdem die Volksbewaffnung jener Landesmiliz ganz in den Hintergrund gedrängt war, immer noch für einen Privatbesitz der Fürsten. Die deutschen Landesherren hatten nach dem Dreißigjährigen Kriege wie einst die italienischen Kondottieri mit ihrem Kriegsstaat gehandelt, sie hatten ihn an fremde Mächte verpachtet, bald für eine, bald für die andere Partei verwertet, um sich Geld zu machen und ihr Ansehen zu vergrößern. Zuweilen warben die kleinsten Territorialherren mehrere Regimenter im Dienst des Kaisers, der Holländer, des Königs von Frankreich. Seit die Truppen zahlreicher und zum großen Teil aus Landeskindern ergänzt wurden, erschien dieser Mißbrauch der Fürstengewalt dem Volk allmählich befremdlich. Aber erst seit durch die Kriege Friedrichs II. eine patriotische Wärme in das Volk gekommen war, wurde solche Verwendung ein Gegenstand lebhafter Erörterungen. Und als seit 1777 Braunschweig, Ansbach, Waldeck, Zerbst, vor andern Hessen-Kassel und Hanau, eine Anzahl Regimenter an England zum Dienst gegen die Amerikaner vermieteten, wurde der Unwille im Volk laut. Noch war es nicht mehr als eine lyrische Klage, aber sie schallte vom Rhein bis zur Weichsel; die Erinnerung daran ist noch jetzt sehr lebendig, noch heute hängt über einer der Regentenfamilien, die damals am

frevelhaftesten das Leben ihrer Untertanen verschacherte, diese Untat wie ein Fluch.

Unter den deutschen Staaten war es Preußen, in welchem sich die Tyrannei dieses Militärsystems am schärfsten, aber auch mit einer einseitigen Größe und Originalität ausbildete, durch welche das preußische Heer während eines halben Jahrhunderts zu der ersten Kriegsmacht der Welt geformt wurde, zu einem Muster, nach dem sich alle übrigen Armeen Europas bildeten.

Wer kurz vor 1740 unter der Regierung König Friedrich Wilhelms I. preußisches Land betrat, dem fiel in der ersten Stunde das eigentümliche Wesen auf. Bei der Feldarbeit, in den Straßen der Stadt sah er immer wieder schlanke Leute von soldatischem Aussehen, mit einer auffallenden roten Halsbinde. Es waren Kantonisten, die schon als Kinder in die Soldatenregister eingetragen waren, zur Fahne geschworen hatten und eingezogen werden konnten, wenn der Staat des Königs ihrer bedurfte. Jedes Regiment hatte fünf- bis achthundert dieser Ersatzleute, man nahm an, daß dadurch die Armee — vierundsechzigtausend Mann — in drei Monaten um dreißigtausend Mann vermehrt werden konnte, denn alles lag für sie in den Montierungskammern bereit, Tuch und Gewehre. Und wer zuerst ein Regiment preußischen Fußvolks sah, dem wuchs das Erstaunen. Die Leute hatten eine Größe, wie sie an Soldaten nirgend in der Welt zu sehen war, sie schienen von einem fremden Stamm. Wenn das Regiment vier Glieder hoch in Linie stand — die Stellung in drei Gliedern wurde gerade damals erst eingeführt —, dann waren die kleinsten Leute des ersten Gliedes nur wenige Zoll unter sechs Fuß, fast ebenso hoch das vierte, die mittleren wenig kleiner. Man nahm an, daß, wenn die ganze Armee in vier Reihen gestellt würde, die Köpfe vier schnurgerade Linien machen müßten; auch das Gewehr war etwas länger als anderswo. Und nicht weniger auffallend war das propre Aussehen der Mannschaft; wie Herren standen sie da, mit reiner guter Leibwäsche, den Kopf sauber gepudert mit einem Zopf, alle im blauen Rock, zu den hellen Kniehosen Stiefeletten von ungebleichter Lein-

wand, die Regimenter durch Farbe der Westen, Aufschläge, Litzen und Schnüre unterschieden. Trug ein Regiment Bärte, wie z. B. das des alten Dessauers in Halle, so war der Bart sauber gewichst, jedem Mann wurde alljährlich vor der Revue eine neue Montur bis auf Hemd und Strümpfe geliefert, auch in das Feld nahm er zwei Anzüge mit. Noch stattlicher sahen die Offiziere aus, mit gestickter Weste, um den Leib die Schärpe, am Degen das „Feldzeichen", alles von Gold und Silber, und am Hals den vergoldeten Ringkragen, in dessen Mitte auf weißem Feld der preußische Adler zu sehen war. In der Hand trugen Hauptmann wie Leutnant die Partisane, die man schon damals ein wenig verkleinert hatte und Sponton nannte, die Unteroffiziere noch die kurze Pike. Es galt damals für schön, daß die Kleidung eng und gepreßt saß, und ebenso waren die Bewegungen der Leute kurz, geradlinig, die Haltung eine gerade, straffe, der Kopf stand hoch in der Luft. Noch merkwürdiger waren ihre Evolutionen. Denn sie marschierten zuerst von allen Kriegsvölkern in einem Gleichtritt, die ganze Linie nach der Schnur wie ein Mann den Fuß aufhebend und niedersetzend. Diese Neuerung hatte der Dessauer eingeführt; es war ein langsames und würdiges Tempo, das auch im ärgsten Kugelregen wenig beschleunigt wurde, derselbe majestätische Gleichtritt, welcher in der heißesten Stunde bei Mollwitz die Österreicher in Verwirrung brachte. Auch die Musik erschütterte den, der sie hörte. Die großen messingenen Trommeln der Preußen (sie sind leider jetzt zur Kleinheit einer Schachtel herabgekommen) regten ein ungeheures Getöse auf. Wenn in Berlin zur Wachtparade von einigen zwanzig Trommeln geschlagen wurde — kein Fremder versäumte das anzuhören —, dann zitterten alle Fenster. Und unter den Hoboisten war sogar ein Trompeter, ebenfalls eine unerhörte Erfindung. Die Einführung dieses Instruments hatte überall in ganz Deutschland Staunen und Einwendung verursacht, denn die Trompeter und Pauker des Heiligen Römischen Reiches bildeten eine zünftige Genossenschaft, welche durch ein schönes kaiserliches Privilegium geschützt war und die unzünftigen Feldtrompeter nicht dulden wollte.

Aber der König kehrte sich gar nicht daran. Und wenn vollends die Soldaten exerzierten, luden und feuerten, so war die Präzision und Schnelligkeit einer Hexerei ähnlich*; denn seit 1740, wo der Dessauer den eisernen Ladestock eingeführt hatte, schoß der Preuße vier- bis fünfmal in der Minute, er lernte es später noch schneller, 1773 fünf- bis sechsmal, 1781 sechs- bis siebenmal. Das Feuer der ganzen langen Bataillonsfront war ein Blitz und ein Knall. Wenn die Salven der exerzierenden Mannschaft früh am Morgen unter den Fenstern des Königsschlosses zu Potsdam dröhnten, war der Lärm so groß, daß alle kleinen Prinzen und Prinzessinnen aus den Betten sprangen.

Denn wer das Soldatenvolk recht sehen wollte, der mußte nach Potsdam reisen. Der Ort war ein ärmlicher Flecken gewesen zwischen Havel und Sumpf, der König hatte ein steinernes Soldatenlager daraus gemacht; kein Zivilist durfte dort einen Degen tragen, auch der Staatsminister nicht. Dort lagen um das königliche Schloß in kleinen Ziegelhäusern, die zum Teil auf holländische Art gebaut waren, die Riesen des Königs, das weltberühmte Grenadierregiment. Es waren drei Bataillone von achthundert Mann, außerdem sechs- bis achthundert unrangierte zum Ersatz. Wer von den Grenadieren mit Frau und Kindern behaftet war, der erhielt ein Haus für sich; von den andern Kolossen hausten je vier bei einem Wirt, der ihnen aufwarten und Kost besorgen mußte, wofür er etliche Klaftern Holz erhielt. Die Leute dieses Regiments wurden nicht beurlaubt, durften keine öffentliche Handarbeit treiben, keinen Branntwein trinken; die meisten „lebten wie Studenten auf der hohen Schule, sie beschäftigten sich mit Büchern, mit Zeichnen, mit Musik oder arbeiteten in ihren Häusern"**. Sie erhielten außergewöhnlichen Sold, die längsten von zehn bis zwanzig Taler monatlich, schöne Leute in hohen blechbeschlagenen Grenadiermützen, wodurch sie noch um vier Hände breit höher wurden, und die Querpfeifer des Regiments waren

* Faßmann, Leben Friedrich Wilhelms I., und von Loen, Der Soldat, schildern ziemlich anschaulich.

** von Loen, Der Soldat, S. 312.

gar Mohren. Wer zu der Leibkompanie des Regiments gehörte, der war so merkwürdig, daß er abgemalt und im Korridor des Potsdamer Schlosses aufgehängt wurde. Diese Enakssöhne in Parade oder exerzieren zu sehen, reisten viele distinguierte Leute nach Potsdam. Freilich wurde schon damals bemerkt, daß solche Kolosse schwerlich zum Ernst des Krieges brauchbar wären, und daß noch niemand in der Welt darauf verfallen sei, den Vorzug des Soldaten in der außerordentliche Größe zu suchen, das Wunder sei Preußen vorbehalten. Aber wer im Land selbst weilte, tat gut, dergleichen nicht laut auszusprechen. Denn die Grenadiere waren eine Leidenschaft des Königs, welche in den letzten Jahren fast bis zum Wahnsinn stieg, für die der König seine Familie, Recht, Ehre, Gewissen und was ihm sein Leben lang sonst am höchsten stand, den Vorteil seines Staates vergaß. Sie waren seine lieben blauen Kinder, er kannte jeden von ihnen genau, nahm an ihren persönlichen Angelegenheiten lebhaften Anteil, unterhielt sich, wenn er gnädig war, mit den einzelnen und ertrug lange Reden und dreiste Antworten. Es war schwer für einen Zivilisten, gegen diese Lieblinge Recht zu behalten, und sie waren mit gutem Grund von dem Volk gefürchtet. Was irgendwo in Europa von großen Leuten zu finden war, ließ der König aufspüren und durch Güte oder Gewalt zu seiner Garde schaffen. Da stand der Riese Müller, der sich in Paris und London für Geld hatte sehen lassen — die Person zwei Groschen — er war erst der vierte oder fünfte in der Reihe; noch größer war damals Jonas, ein Schmiedeknecht aus Norwegen, dann der Preuße Hohmann, dem der König August von Polen, der doch ein stattlicher Herr war, mit der ausgestreckten Hand nicht auf den Kopf reichen konnte; endlich später James Kirkland, ein Ire, den der preußische Gesandte von Borke mit Gewalt aus England entführt hatte, und wegen dem beinahe der diplomatische Verkehr abgebrochen wurde, er hatte dem König gegen neuntausend Taler gekostet. Aus jeder Art von Lebensberuf waren sie zusammengeholt, Abenteurer der schlimmsten Art, Studenten, katholische Geistliche, Mönche, auch einzelne Edelleute stan-

den in Reihe und Glied. Wer zu spekulieren wußte, verkaufte seine Größe teuer. Der Kronprinz Friedrich sprach in den Briefen an seine Vertrauten oft mit Abneigung und Spott von der Leidenschaft des Königs; aber auch ihm ging etwas davon in das Blut über, und ganz ist die Freude daran noch heute nicht aus dem preußischen Heer geschwunden. Sie überkam auch andere Fürsten. Zunächst solche, welche zu den Hohenzollern hielten, die Dessauer, die Braunschweiger. Noch 1806 trieb der Herzog Ferdinand von Braunschweig, welcher bei Auerstädt tödlich verwundet wurde, bei seinem Regiment zu Halberstadt einen systematischen Menschenhandel; in seiner Leibkompanie ging das erste Glied mit sechs Fuß aus, der kleinste Mann hatte fünf Fuß neun Zoll, alle Kompanien waren größer als jetzt das erste Garderegiment. Aber auch an andere Armeen hing sich etwas von dieser Vorliebe. Am Ende des 18. Jahrhunderts bedauert ein tüchtiger sächsischer Offizier, daß die schönsten und größten Regimenter der sächsischen Armee sich nicht mit den kleinsten der Preußen messen konnten*.

Nicht weniger merkwürdig war das Verhältnis, in welchem König Friedrich Wilhelm I. zu seinen Offizieren stand. Er haßte und fürchtete von Herzen die schlaue Klugheit der Diplomaten und der höheren Beamten: dem einfachen, derben, geraden Wesen seiner Offiziere — das zuweilen eine Maske war — vertraute er leicht seine geheimsten Gedanken. Es war seine Lieblingsstimmung sich als ihren Kameraden zu betrachten. Wer die Schärpe trug, den hielt er in vielen Stunden für seinesgleichen. Alle Oberoffiziere bis zum Major herab, die er längere Zeit nicht gesehen hatte, pflegte er bei der Begrüßung zu küssen. Einst schimpfte er den Major von Jürgaß mit dem Schmähwort, womit der Offizier damals einen studierten Mann bezeichnete; der trunkene Major erwiderte: „Das sagt ein Hundsfott", stand auf und verließ die Gesellschaft. Da erklärte der König, er könne das nicht auf sich sitzen lassen und sei bereit, für die

* G. von Griesheim, Die Taktik, S. 75. — von Liebenroth, Fragmente, S. 29.

Beleidigung mit Schwert oder Pistolen Revanche zu nehmen. Als die Anwesenden protestierten, fragte der König zornig, wie er denn sonst Genugtuung für seine beleidigte Ehre erhalten könne. Man fand das Auskunftsmittel, daß sich Oberstleutnant von Einsiedel, der des Königs Stelle beim Bataillon zu vertreten hatte, statt seiner duellieren müsse. Das Duell ging vor sich, Einsiedel wurde am Arm verwundet, der König füllte ihm dafür einen Tornister mit Talern und befahl ihm, die Last nach Hause zu tragen. — Und der König vergaß sein Leben nicht, daß er als Kronprinz im Dienst nur bis zum Obersten avanciert worden, und daß ein Feldmarschall eigentlich mehr war als er selbst. Deshalb bedauerte er in dem Tabakskollegium, daß er nicht bei König Wilhelm von England hatte bleiben können: „er hätte gewiß einen großen Mann aus mir gemacht; selbst zum Statthalter von Holland hätte er mich machen können." Und als ihm entgegengehalten wurde, daß er ja selbst ein großer König sei, erwiderte er: „Ihr redet, wie ihr es versteht; er hätte mich das Handwerk gelehrt, die Armeen von ganz Europa zu kommandieren. Wißt ihr etwas Größeres?" So sehr fühlte der wunderliche Herr, daß er kein Feldherr geworden war. Und als er sterbend in seinem Holzstuhl saß, alle Erdensorgen hinter sich geworfen hatte und neugierig an sich selbst den Prozeß des Sterbens beobachtete, da ließ er noch das Totenpferd aus dem Stall holen, wie es nach altem Brauch von der Hinterlassenschaft eines Obersten dem kommandierenden General übersandt wurde; er befahl, das Roß von seinetwegen zu Leopold von Dessau zu führen und die Stallknechte zu prügeln, weil sie nicht die rechte Schabracke darauf gelegt hatten*. Ein solcher Fürst zog fast den gesamten Adel seines Landes nach seinem Bild und in sein Heer. Roh und unwissend wie er selbst war der größte Teil seiner Offiziere. Schon unter dem Großen Kurfürsten war in dem Heer eine souveräne Verachtung gegen alle

* Nicht die schlechte Zusammenstellung der Farben: blauer Samtsattel und gelbe Schabracke, ärgerte den sterbenden König, das waren die Farben seines Leibregiments, er wollte wahrscheinlich die Regimentsfarben des Dessauers darauf sehen: blau, rot und weiß.

Bildung nur zu häufig gewesen, schon damals war bei dem früh verstorbenen Kurprinzen Karl Emil, dem ältern Bruder des ersten Königs von Preußen, durch die Offiziere seiner Umgebung ein solcher Widerwille gegen alles Lernen großgezogen worden, daß der Prinz behauptete: wer studiere und Lateinisch lerne, sei ein Bärenhäuter. Im Tabakskollegium des Königs Friedrich Wilhelm waren im Anfang noch ärgere Bezeichnungen dieser Menschenklasse gewöhnlich; beim König selbst wurde das allerdings in den letzten Jahren seines Lebens anders, aber der Mehrzahl der preußischen Offiziere blieb der rauhe Ton, die Gleichgültigkeit gegen alles Wissen, das nicht zum Handwerk gehörte, trotz der Bemühungen Friedrichs des Großen, bis in das 19. Jahrhundert. Noch um 1790 bezeichnete das Volk durch das Wort: Friedrich-Wilhelm-Offizier* einen großen hageren Mann in kurzem blauen Rock mit langem Degen und zugeschnürtem Hals, der all seine Handlungen steif und ernst wie im Dienst verrichtete und wenig gelernt hatte. Und aus derselben Zeit klagt Lafontaine, Feldprediger im Regiment von Thadden zu Halle, wie gering die Bildung der Offiziere sei. Nach einer geschichtlichen Vorlesung, die er ihnen gehalten, nahm ihn ein wackerer Kapitän beiseite: „Sie erzählen Dinge, die vor vielen tausend Jahren geschehen sind, Gott weiß wo. Machen Sie uns auch nicht etwas weis? Woher wissen Sie das?" Und als der Feldprediger ihm eine Erklärung gab, versetzte der Offizier: „Kurios, ich habe gedacht, es sei immer so gewesen wie im Preußischen." Derselbe Kapitän konnte nichts Geschriebenes lesen, aber war sonst ein braver zuverlässiger Mann**.

Aber König Friedrich Wilhelm I. wollte doch nicht, daß seine Offiziere ganz unbehilflich bleiben sollten. Er ließ die Söhne armer Edelleute auf seine Kosten in der großen Kadettenanstalt zu Berlin unterrichten und unter Aufsicht tüchtiger Offiziere an den Dienst gewöhnen; die gewandteren brauchte er als Pagen zu kleinen Dienstleistungen, zu Wachen im Schloß. Es fiel auf, daß in Preußen kein armer

* Von Schlesien vor und seit 1740. S. 22.
** Lafontaines Leben von Gruber. S. 126.

Edelmann um das Fortkommen seiner Söhne sorgen durfte, der König tat es für ihn; der Adel Preußens, sagte man, sei die Pflanzschule für den Sponton. Schon der Knabe von vierzehn Jahren trug ganz denselben Rock von blauem Tuch wie der König und seine Prinzen. Denn Epauletten und Unterschiede in der Stickerei gab es damals noch nicht, nur die Regimenter wurden durch Abzeichen unterschieden. Jeder Prinz des preußischen Hauses mußte dienen und Offizier werden wie der Sohn des armen Edelmannes. Daß in der Schlacht bei Mollwitz zehn Prinzen des preußischen Königshauses beim Heer gewesen waren, wurde von den Zeitgenossen wohl bemerkt. Das war noch nirgend und zu keiner Zeit dagewesen, daß die Könige sich als Offiziere und den Offizier als einen Fürsten und als ihresgleichen betrachteten.

Durch diese kameradschaftliche Zucht wurde ein Offizierstand geschaffen, wie ihn bis dahin kein Volk gehabt hatte. Es ist wahr, alle Fehler eines bevorzugten Standes wurden sehr auffallend an ihm sichtbar. Außer seiner Roheit, Trunkliebe und Völlerei war auch die Duellwut, das alte Leiden deutscher Heere, nicht auszurotten, obwohl derselbe Hohenzoller, der sich selbst mit seinem Major schlagen wollte, unerbittlich jeden Offizier mit dem Tode strafte, der im Duell einen andern getötet hatte. Rettete sich aber ein solcher „braver Kerl“ durch die Flucht, dann freute sich wohl der König, wenn ihn andere Regenten beförderten. — Das Duell der Preußen hatte damals noch fast ganz die Gebräuche des Dreißigjährigen Krieges: mehrere Sekundanten, die Zahl der Gänge bestimmt, man kämpfte zu Pferd auf ein Paar Pistolen, zu Fuß mit dem Degen; vor dem Gefecht gaben die Gegner einander die Hand, ja sie umarmten sich und verziehen im voraus ihren Tod; wer fromm war, ging vorher zu Beichte und Abendmahl; kein Stoß durfte geschehen, bevor der Gegner imstande war, den Degen zu gebrauchen, wenn der Gegner zu Boden stürzte oder entwaffnet wurde, war Großmut Pflicht; noch kam vor, daß, wer tödlichen Ausgang wollte, seinen Mantel ausbreitete, oder wenn er — wie die Offiziere seit 1701 — keinen Mantel trug, vielleicht mit dem Degen ein viereckiges Grab auf den Boden

zeichnete. Der Versöhnung folgte sicher ein Gelage. Häufig und unbestraft war dem Offizier Anmaßung gegen Beamte von Zivil, brutale Gewalttat gegen Schwächere. Auch die lebhafte Empfindung für Offiziersehre, welche sich damals beim preußischen Heer ausbildete, hatte nicht gerade hohe sittliche Berechtigung; sie war ein sehr unvollkommenes Surrogat für männliche Tugend, denn sie verzieh große Laster, sie privilegierte auch Gemeinheiten. Aber sie war doch für tausend verwilderte und zuchtlose Männer ein wichtiger Fortschritt.

Denn durch sie wurde zuerst in dem preußischen Heer eine wenn auch einseitige Hingebung des Adels an die Idee des Staates hervorgebracht. Zuerst in der Armee der Hohenzollern wurde der Gedanke, daß der Mann sein Leben dem Vaterland schuldig sei, in die harten Seelen der Offiziere und der Gemeinen hineingeschlagen. Keinem Teil von Deutschland haben brave Soldaten gefehlt, welche für die Fahne zu sterben wußten, welcher sie dienten. Aber das Verdienst der Hohenzollern, der rauhen rücksichtslosen Führer eines wilden Heeres, war, daß, weil sie selbst mit einer unbegrenzten Hingebung für ihren Staat lebten, arbeiteten, Gutes und Böses taten, sie auch ihrem Heer zu der Fahnenehre ein patriotisches Pflichtgefühl zu geben wußten. Aus der Schule Friedrich Wilhelms I. wuchs die Armee, mit welcher Friedrich II. seine Schlachten gewann, die den Preußischen Staat des 18. Jahrhunderts zu der gefürchtetsten Macht Europas machte, die durch ihr Blut und ihre Siege der ganzen Nation das begeisternde Gefühl verschaffte, daß auch in den deutschen Grenzen ein Vaterland sei, auf das der einzelne stolz sein dürfe, für dessen Vorteil zu kämpfen und zu sterben jedem braven Landeskind die höchste Ehre und den höchsten Ruhm bereite.

Und zu diesem Fortschritt deutscher Bildung halfen nicht nur die Begünstigten, welche mit Ringkragen und Schärpe als Kameraden des Obersten Friedrich Wilhelm auf den Schemeln seines Kollegiums saßen, auch die vielgeplagten Soldaten, die durch Zwang und Schläge genötigt wurden, für denselben Staat ihres Königs die Muskete abzufeuern.

Zunächst aber, bevor von dem Segen der Regierung eines großen Königs die Rede ist, soll hier, wo das Leben der einzelnen, Kleinen geschildert wird, ein preußischer Rekrut und Deserteur von den Leiden des alten Heerwesens erzählen.

Der Erzählende ist der Schweizer Ulrich Bräker, der Mann von Toggenburg, dessen Selbstbiographie öfter gedruckt* und einer der lehrreichsten Berichte aus dem Leben des Volkes ist, welche wir besitzen. Die Lebensbeschreibung enthält in ihrem ersten Teil eine Fülle von charakteristischen und liebenswürdigen Zügen: die Schilderung einer armen Familie im entlegenen Tal, den bittern Kampf mit der Not des Lebens, das Treiben der Hirten, die erste Liebe des jungen Mannes, seine hinterlistige Entführung durch preußische Werber, den gezwungenen Kriegsdienst bis zur Schlacht bei Lowositz, die Flucht nach der Heimat und seit der Zeit einen mühsamen Kampf um die Existenz, die Beschreibung seines Haushaltes, zuletzt die Resignation einer weichen, enthusiastischen Natur, welche nicht ohne eigene Schuld durch Neigung zur Träumerei und durch leidenschaftliche Wallungen in der soliden Einrichtung des eigenen Lebens gestört wurde. Überall verrät der arme Mann von Toggenburg in seiner ausführlichen Darstellung ein poetisches Gemüt von oft rührender Kindlichkeit, einen leidenschaftlichen Trieb zu lesen, nachzudenken und sich zu bilden, eine reizbare Organisation, welche durch Phantasien und Stimmungen beherrscht wird.

Ulrich Bräker war in Toggenburg, seiner Heimat, mit dem Vater beim Holzfällen beschäftigt, als ein Bekannter der Familie, ein umherziehender Müller, zu den Arbeitenden trat und der ehrlichen Einfalt Bräkers den Rat gab, aus dem Tal in die Städte zu ziehen, um dort sein Glück zu machen. Unter den Segenswünschen der Eltern und Geschwister wandert der ehrliche Junge mit dem Hausfreund nach Schaffhausen; dort wird er in ein Wirtshaus gebracht, wo er einen fremden Offizier kennenlernt. Als sein Begleiter sich zufällig auf kurze Zeit entfernt, wird er mit dem Offizier handelseinig, als Bedienter bei ihm zu bleiben. Der Hausfreund kommt in das Zimmer zurück und ist aufs höchste entrüstet, nicht darüber, daß Ulrich in den Dienst getreten ist, sondern daß er dies ohne seine Vermittlung getan hat, und daß ihm das Mäklergeld dadurch verkürzt wird. Es ergab sich später, daß er selbst den Sohn seines Landsmannes fortgeführt hatte, um ihn zu verkaufen, und daß er zwanzig Friedrichsdor für ihn hatte fordern wollen. Ulrich lebte eine Zeitlang lustig als Bedienter bei seinem lockern Herrn, dem Italiener Marconi, in neuer Livree, ohne sich sonderlich um die geheime Dienstfertigkeit desselben zu kümmern. Er fühlt sich in seinen neuen Verhältnissen sehr wohl und schreibt einen freudigen Brief nach dem andern an seine Eltern und seine Geliebte. Endlich wird er mit einer Lüge von seinem Herrn tiefer in das Reich und zuletzt bis Berlin geschickt, und erst dort erkennt er mit Schrecken, daß seine schöne Livree und sein ganzes lustiges Leben nichts als ein Betrug war, der mit ihm gespielt worden ist. Sein Herr ist ein Werbeoffizier, er selbst ein preußischer Rekrut. Von hier an soll er selbst seine Schicksale erzählen:

„Es war den 8. April, da wir zu Berlin einmarschierten und ich vergebens nach meinem Herrn fragte, der doch, wie ich nachwärts erfuhr, schon acht Tage vor uns dort angelangt war — als Labrot mich in die Krausenstraße in Friedrichstadt transportierte, mir ein Quartier anwies und mich dann kurz mit den Worten verließ: ‚Da, Mußier, bleib' er, bis auf fernere Order!' Der Henker! dachte ich, was soll das? Ist ja nicht einmal ein Wirtshaus. Wie ich so staunte, kam ein Soldat, Christian Zittemann, und nahm mich mit sich auf seine Stube, wo sich schon zwei andere Martissöhne befanden. Nun ging's an ein Wundern und Ausfragen: wer ich sei, woher ich komme und dergleichen. Noch konnt' ich ihre Sprache nicht recht verstehen. Ich antwortete kurz: Ich komme aus der Schweiz und sei Sr. Exzellenz, des Herrn Leutnant Marconi, Lakai; die Sergeanten hätten mich hierher gewiesen, ich möchte aber lieber wissen, ob mein Herr schon in Berlin angekommen sei und wo er wohne. Hier fin-

* Der arme Mann im Tockenburg, herausgegeben von Füßli, Zürich, 1789 und 1792; von E. Bülow, Leipzig, 1852.

gen die Kerls ein Gelächter an, dazu hätte ich weinen mögen, und keiner wollte das geringste von einer solchen Exzellenz wissen. Mittlerweile trug man eine stockdicke Erbsenkost auf. Ich aß mit wenigem Appetit davon.

Wir waren kaum fertig, als ein alter hagerer Kerl ins Zimmer trat, dem ich doch bald ansah, daß er mehr als Gemeiner sein müsse. Es war ein Feldwebel. Er hatte eine Soldatenmontur auf dem Arm, die er über den Tisch ausbreitete, ein Sechsgroschenstück dazu legte und sagte: ‚Das ist vor dich, mein Sohn! Gleich werd' ich dir noch ein Kommißbrot bringen.' ‚Was? vor mich?' versetzte ich, ‚von wem? wozu?' ‚Ei! deine Montierung und Traktament, Bursche! Was gilt's da Fragens? bist ja ein Rekrute.' ‚Wie, was? Rekrute?' erwiderte ich. ‚Behüte Gott, da ist mir nie kein Sinn daran kommen. Nein! in meinem Leben nicht. Marconis Bedienter bin ich. So hab' ich gedungen und anders nicht. Da wird mir kein Mensch anders sagen können!' ‚Und ich sag dir, du bist Soldat, Kerl! Ich steh' dir dafür. Da hilft itzt alles nicht.' Ich: ‚Ach, wenn nur mein Herr Marconi da wäre.' Er: ‚Den wirst du sobald nicht zu sehen kriegen. Wirst doch lieber wollen unsers Königs Diener sein als seines Leutnants?' — Damit ging er weg. ‚Um Gottes willen, Herr Zittemann,' fuhr ich fort, ‚was soll das werden?' ‚Nichts, Herr!' antwortete dieser, ‚als daß Er, wie ich und die andern Herren da, Soldat, und wir folglich alle Brüder sind; und daß Ihm alles Widersetzen nichts hilft, als daß man Ihn auf Wasser und Brot nach der Hauptwache führt, kreuzweis schließt und ihn fuchtelt, daß Ihm die Rippen krachen, bis Er kontent ist!' Ich: ‚Das wär' beim Sacker unverschämt, gottlos!' Er: ‚Glaub' Er mir's auf mein Wort, anderst ist's nicht und geht's nicht.' Ich: ‚So will ich's dem Herrn König klagen.' — Hier lachten alle hoch auf. — Er: ‚Da kömmt Er sein Tag nicht hin.' Ich: ‚Oder wo muß ich mich sonst denn melden?' Er: ‚Bei unserm Major, wenn Er will. Aber das ist alles umsonst.' Ich: ‚Nun, so will ich's doch probieren, ob's so gelte!' — Die Burschen lachten wieder — (Der Major prügelt ihn zur Tür hinaus.) —

Des Nachmittags brachte mir der Feldwebel mein Kommißbrot nebst Unter- und Übergewehr und so fort und fragte: ob ich mich nun eines Bessern bedacht? ‚Warum nicht?' antwortete Zittemann für mich, ‚er ist der beste Bursch von der Welt.' Itzt führte man mich in die Montierungskammer und paßte mir Hosen, Schuhe und Stiefeletten an, gab mir einen Hut, Halsbinde, Strümpfe und so fort. Dann mußte ich mit noch etwa zwanzig anderen Rekruten zum Herrn Oberst Latorf. Man führte uns in ein Gemach, so groß wie eine Kirche, brachte etliche zerlöcherte Fahnen herbei und befahl jedem, einen Zipfel anzufassen. Ein Adjutant, oder wer er war, las uns einen ganzen Sack voll Kriegsartikel her und sprach uns einige Worte vor, welche die mehrsten nachmurmelten; ich regte mein Maul nicht — dachte dafür, was ich gern wollte — ich glaube, an Annchen; er schwang dann die Fahne über unsre Köpfe und entließ uns. Hierauf ging ich in eine Garküche und ließ mir ein Mittagessen nebst einem Krug Bier geben. Dafür mußt' ich zwei Groschen zahlen. Nun bleiben mir von jenen sechsen noch viere übrig; mit diesen sollt' ich auf vier Tage wirtschaften, und sie reichten doch bloß für zweene hin. Bei dieser Überraschung fing ich gegen meine Kameraden schrecklich zu lamentieren an. Allein Cran, einer derselben, sagte mir mit Lachen: ‚Es wird dich schon lehren. Itzt tut es nichts; hast ja noch allerlei zu verkaufen! per Exempel deine ganze Dienermontur. Dann bist du gar itzt doppelt armiert; das läßt sich alles versilbern. Und dann der Menage wegen, nur fein aufmerksam zugesehen, wie's die andern machen. Da heben's drei, vier bis fünf miteinander an, kaufen Dinkel, Erbsen, Erdbirn und dergleichen und kochen selbst. Des Morgens um en Dreier Fusel und en Stück Kommißbrot; Mittags holen sie in der Garküche um en andern Dreier Suppe und nehmen wieder en Stück Kommiß; des Abends um zwei Pfennig Kovent oder Dünnbier und abermals Kommiß.' ‚Aber das ist beim Strehl ein verdammtes Leben', versetzt' ich; und er: ‚Ja! So kommt man aus, und anderst nicht. Ein Soldat muß das lernen; denn er braucht noch viel andre War: Kreide, Puder, Schuhwar, Öl, Schmir-

gel, Seife und was der hundert Siebensachen mehr sind.' — Ich: ‚Und das muß einer alles aus den sechs Groschen bezahlen?' Er: ‚Ja, und wohl noch viel mehr; wie z. B. den Lohn für die Wäsche, für das Gewehrputzen und so fort, wenn er solche Dinge nicht selber kann.' — Damit gingen wir in unser Quartier, und ich machte alles so gut ich konnte und mochte.

Die erste Woche indessen hatt' ich noch Vakanz, ging in der Stadt herum auf alle Exerzierplätze, sah, wie die Offiziere ihre Soldaten musterten und prügelten, daß mir schon zum voraus der Angstschweiß von der Stirn troff. Ich bat daher Zittemann, mir bei Haus die Handgriffe zu zeigen. ‚Die wirst du wohl lernen!' sagte er, ‚aber auf die Geschwindigkeit kömmt's an. Da geht's dir wie en Blitz!' Indessen war er so gut, mir wirklich alles zu weisen, wie ich das Gewehr rein halten, die Montur anpressen, mich auf Soldatenmanier frisieren sollte und so fort. Nach Crans Rat verkaufte ich meine Stiefel und kaufte dafür ein hölzernes Kästchen für meine Wäsche. Im Quartier übte ich mich stets im Exerzieren, las im Hallischen Gesangbuch oder betete. Dann spaziert' ich etwa an die Spree und sah da hundert Soldatenhände sich mit Aus- und Einladen der Kaufmannswaren beschäftigen; oder auf die Zimmerplätze; da steckte wieder alles voll arbeitender Kriegsmänner; ein andermal in die Kasernen und so fort. Da fand ich überall auch dergleichen, die hunderterlei Hantierungen trieben, von Kunstwerken an bis zum Spinnrocken. Kam ich auf die Hauptwache, so gab's da deren, die spielten, soffen und haselierten, andre, welche ruhig ihr Pfeifchen schmauchten und diskurierten, etwa auch einen, der in einem erbaulichen Buch las und's den andern erklärte. In den Garküchen und Bierbrauereien ging's ebenso her. Kurz, in Berlin hat's unter dem Militär — wie, denk' ich freilich, in großen Staaten überall — Leute aus allen vier Weltteilen, von allen Nationen und Religionen, von allen Charakteren und von jedem Beruf, womit einer noch nebenzu sein Stücklein Brot gewinnen kann.

Die zweite Woche mußt' ich mich schon alle Tage auf dem

Paradeplatz stellen, wo ich unvermutet drei meiner Landsleute, Schärer, Bachmann und Gästli, fand, die sich zumal alle mit mir unter gleichem Regiment (Itzenplitz), die beiden erstern vollends unter der nämlichen Kampanie (Lüderitz) befanden. Da sollt' ich vor allen Dingen unter einem mürrischen Korporal mit einer schiefen Nase (Mengke mit Namen) marschieren lernen. Den Kerl nun mocht' ich vor den Tod nicht vertragen; wenn er mich gar auf die Füße klopfte, schoß mir das Blut in den Gipfel. Unter seinen Händen hätt' ich mein' Tage nichts begreifen können. Dies bemerkte einst Hevel, der mit seinen Leuten auf dem gleichen Platz manöverierte, tauschte mich gegen einen andern aus und nahm mich unter sein Plouton. Das war mir eine Herzensfreude. Itzt kapiert' ich in einer Stunde mehr als in zehn Tagen.

Schärer war ebenso arm als ich; allein er bekam ein paar Groschen Zulage und doppelte Portion Brot, der Major hielt ein gut Stück mehr auf ihm als auf mir. Indessen waren wir Herzensbrüder; solange einer etwas zu brechen hatte, konnte der andere mitbeißen. Bachmann hingegen, der ebenfalls mit uns hauste, war ein filziger Kerl und harmonierte nie recht mit uns; und doch schien immer die Stunde ein Tag lang, wo wir nicht beisammen sein konnten. G. mußten wir in liederlichen Häusern suchen, wenn wir ihn haben wollten; er kam bald hiernach ins Lazarett. Ich und Schärer waren auch darin völlig gleichgesinnt, daß uns das Berliner Weibsvolk ekelhaft und abscheulich vorkam, und wollt' ich für ihn so gut wie für mich einen Eid schwören, daß wir keine mit einem Finger berührt. Sondern sobald das Exerzieren vorbei war, flogen wir miteinander in Schottmanns Keller, tranken unsern Krug Ruppiner- oder Kottbusser Bier, schmauchten ein Pfeifchen und trillerten ein Schweizerlied. Immer horchten uns da die Brandenburger und Pommeraner mit Lust zu. Etliche Herren sogar ließen uns oft expreß in eine Garküche rufen, ihnen den Kuhreihen zu singen. Meist bestand der Spielerlohn bloß in einer schmutzigen Suppe; aber in einer solchen Lage nimmt man mit noch weniger vorlieb.

Oft erzählen wir einander unsere Lebensart bei Hause, wie wohl's uns war, wie frei wir gewesen, was es hingegen hier vor ein verwünschtes Leben sei u. dergl. Dann machten wir Pläne zu unserer Erledigung. Bald hatten wir Hoffnung, daß uns heute oder morgens einer derselben gelingen möchte; bald hingegen sahen wir vor jedem einen unübersteiglichen Berg, und noch am meisten schreckte uns die Vorstellung der Folgen eines allenfalls fehlschlagenden Versuches. Bald alle Wochen hörten wir nämlich neue ängstigende Geschichten von eingebrachten Deserteurs, die, wenn sie noch so viele List gebraucht, sich in Schiffer und andere Handwerksleute oder gar in Weibskleider verkleidet, in Tonnen und Fässer versteckt u. dergl., dennoch ertappt wurden. Da mußten wir zusehen, wie man sie durch zweihundert Mann achtmal die lange Gasse auf und ab Spießruten laufen ließ, bis sie atemlos hinsanken — und des folgenden Tages aufs neue dran mußten, die Kleider ihnen vom zerhackten Rücken heruntergerissen und wieder frisch drauflos gehauen wurde, bis Fetzen geronnenen Blutes ihnen über ihre Hosen hinabhingen. Dann sahen Schärer und ich einander zitternd und todblaß an und flüsterten einander in die Ohren: ‚Die verdammten Barbaren!' Was hiernächst auch auf dem Exerzierplatz vorging, gab uns zu ähnlichen Betrachtungen Anlaß. Auch da war des Fluchens und Karbatschens von prügelsüchtigen Jünkerlins und hinwieder des Lamentierens der Geprügelten kein Ende. Wir selber zwar waren immer von den ersten auf der Stelle und tummelten uns wacker. Aber es tat uns nicht minder in der Seele weh, andre um jeder Kleinigkeit willen so unbarmherzig behandelt und uns selber so jahrein, jahraus kujoniert zu sehen, oft ganzer fünf Stunden lang in unsrer Montur eingeschnürt wie geschraubt stehen, in die Kreuz und Quere pfahlgerad marschieren und ununterbrochen blitzschnelle Handgriffe machen zu müssen; und alles auf Geheiß eines Offiziers, der mit einem furiosen Gesicht und aufgehobenem Stock vor uns stund und alle Augenblicke wie unter Kohlköpfe drein zu hauen drohte. Bei einem solchen Traktament mußte auch der starknervigste Kerl halb lahm, und der geduldigste rasend werden. Und kamen

wir dann todmüde ins Quartier, so ging's schon wieder über Hals und Kopf unsre Wäsche zurechtzumachen und jedes Fleckchen auszumustern; denn bis auf den blauen Rock war unsere ganze Uniform weiß. Gewehr, Patrontasche, Kuppel, jeder Knopf an der Montur, alles mußte spiegelblank geputzt sein. Zeigte sich an einem dieser Stücke die geringste Untat oder stand ein Haar in der Frisur nicht recht, so war, wenn er auf den Platz kam, die erste Begrüßung eine derbe Tracht Prügel. — Wahr ist's, unsere Offiziere erhielten damals die gemessenste Order, uns über Kopf und Hals zu mustern; aber wir Rekruten wußten den Henker davon und dachten halt, das sei sonst so Kriegsmanier.

Endlich kam der Zeitpunkt, wo es hieß: Allons, ins Feld! Itzt wurde Marsch geschlagen; Tränen von Bürgern, Soldatenweibern und dergleichen flossen zu Haufen. Auch die Kriegsleute selber, die Landeskinder nämlich, welche Weiber und Kinder zurückließen, waren ganz niedergeschlagen, voll Wehmut und Kummers; die Fremden hingegen jauchzten heimlich vor Freuden und riefen: Endlich Gottlob ist unsere Erlösung da! Jeder war bebündelt wie ein Esel, erst mit einem Degengurt umschnallt; dann die Patronentasche über die Schulter, mit einem fünf Zoll langen Riemen; über die andre Achsel den Tornister mit Wäsche usf. gepackt; item, der Habersack mit Brot und anderer Fourage gestopft. Hiernächst mußte jeder noch ein Stück Feldgerät tragen: Flasche, Kessel, Hacke oder so was, alles an Riemen; dann erst noch eine Flinte, auch an einem solchen. So waren wir alle fünfmal übereinander kreuzweis über die Brust geschlossen, daß anfangs jeder glaubte, unter solcher Last ersticken zu müssen. Dazu kam die enge gepreßte Montur und eine solche Hundstagshitze, daß mir's manchmal deuchte, ich geh' auf glühenden Kohlen, und wenn ich meiner Brust ein wenig Luft machte, ein Dampf herauskam wie von einem siedenden Kessel. Oft hatt' ich keinen trockenen Faden mehr am Leib und verschmachtete bald vor Durst.

So marschierten wir den ersten Tag (22. August) zum Köpenicker Tor aus und machten noch vier Stunden bis zum Städtchen Köpenick, wo wir zu dreißig bis fünfzig zu Bür-

gern einquartiert waren, die uns vor einen Groschen traktieren mußten. Potz Plunder, wie ging's da her! Ha! da wurde gegessen. Aber denk' man sich nur so viele große hungrige Kerls! Immer hieß es da: Schaff' her, Canaille, was d' im hintersten Winkel hast. Des Nachts wurde die Stube mit Stroh gefüllt; da lagen wir alle in Reihen, den Wänden nach. Wahrlich eine kuriose Wirtschaft! In jedem Haus befand sich ein Offizier, welcher auf gute Manneszucht halten sollte; sie waren aber oft die Fäulsten*. — —

Bis hierher hat der Herr geholfen! Diese Worte waren der erste Text unsers Feldpredigers bei Pirna. O ja! dacht' ich, das hat er und wird ferner helfen — und zwar hoffentlich mir in mein Vaterland — denn was gehen mich eure Kriege an?

Mittlerweile hatten wir alle Morgen die gemessene Order erhalten scharf zu laden; dieses veranlaßte unter den ältern Soldaten immer ein Gerede: ‚Heute gibt's was! Heute setzt's gewiß was ab!' Dann schwitzten wir jungen freilich an allen Fingern, wenn wir irgend bei einem Gebüsch oder Gehölz vorbeimarschierten und uns verfaßt halten mußten. Da spitzte jeder stillschweigend die Ohren, erwartete einen feurigen Hagel und seinen Tod und sah, sobald man wieder ins Freie kam, sich rechts und links um, wie er am schicklichsten entwischen konnte; denn wir hatten immer feindliche Kürassiers, Dragoner und Soldaten zu beiden Seiten. —

Endlich den 22. September war Alarm geschlagen, und erhielten wir Order aufzubrechen. Augenblicklich war alles in Bewegung, in etlichen Minuten ein stundenweites Lager — wie die allergrößte Stadt — zerstört, aufgepackt, und Allons, Marsch! Itzt zogen wir ins Tal hinab, schlugen bei Pirna eine Schiffbrücke und formierten oberhalb dem Städtchen, dem sächsischen Lager in Front, eine Gasse wie zum Spießrutenlaufen, deren eines End' bis zum Pirnaer Tor ging, und durch welche nun die ganze sächsische Armee zu vieren hoch spazieren, vorher aber das Gewehr ablegen, und — man kann sich's einbilden — die ganze lange Straße

* Die Schlimmsten.

durch Schimpf- und Stichelreden genug anhören mußte. Einige gingen traurig mit gesenktem Gesicht daher, andere trotzig und wild, und noch andere mit einem Lächeln, das den preußischen Spottvögeln gern nichts schuldig bleiben wollte. Weiter wußten ich und so viele tausend andere nichts von den Umständen der eigentlichen Übergabe dieses großen Heeres. An dem nämlichen Tage marschierten wir noch ein Stück Wegs fort und schlugen jetzt unser Lager bei Lilienstein auf.

Bei diesen Anlässen wurden wir oft von den kaiserlichen Panduren attackiert, oder es kam sonst aus einem Gebüsch ein Karabinerhagel auf uns los, so daß mancher tot auf der Stelle blieb und noch mehrere blessiert wurden. Wenn denn aber unsere Artilleristen nur etliche Kanonen gegen das Gebüsch richteten, so flog der Feind über Hals und Kopf davon. Dieser Plunder hat mich nie erschreckt; ich wäre sein bald gewohnt worden, und dacht' ich oft: Pah! wenn's nur den Weg hergeht, ist's so übel nicht.

Frühmorgens am 1. Oktober mußten wir uns rangieren und durch ein enges Tälchen gegen dem großen Tal hinuntermarschieren. Vor dem dicken Nebel konnten wir nicht weit sehen. Als wir aber vollends in die Plaine hinunterkamen und zur großen Armee stießen, rückten wir in drei Treffen weiter vor und erblickten von fern durch den Nebel, wie durch einen Flor, feindliche Truppen auf einer Ebene, oberhalb dem böhmischen Städtchen Lowositz. Es war kaiserliche Kavallerie; denn die Infanterie bekamen wir nie zu Gesicht, da sich dieselbe bei gedachtem Städtchen verschanzt hatte. Um sechs Uhr ging schon das Donnern der Artillerie sowohl aus unserm Vordertreffen als aus den kaiserlichen Batterien so gewaltig an, daß die Kanonenkugeln bis zu unserm Regiment (das im mittlern Treffen stund) durchschnurrten. Bisher hatt' ich immer noch Hoffnung vor einer Bataille zu entwischen; jetzt sah ich keine Ausflucht mehr, weder vor noch hinter mir, weder zur Rechten noch zur Linken. Wir rückten inzwischen immer vorwärts. Da fiel mir vollends aller Mut in die Hosen, in den Bauch der Erde hätt' ich mich verkriechen mögen, und eine ähnliche Angst,

ja Todesblässe las man bald auf allen Gesichtern, selbst deren, die sonst noch soviel Herzhaftigkeit gleißneten. Die geleerten Branzfläschchen (wie jeder Soldat eines hat) flogen unter den Kugeln durch die Lüfte; die meisten soffen ihren kleinen Vorrat bis auf den Grund aus, denn da hieß es: Heute braucht es Courage und morgen vielleicht keinen Fusel mehr! Itzt avancierten wir bis unter die Kanonen, wo wir mit dem ersten Treffen abwechseln mußten. Potz Himmel! wie sausten da die Eisenbrocken ob unsern Köpfen hinweg — fuhren bald vor, bald hinter uns in die Erde, daß Stein und Rasen hoch in die Luft sprang — bald mitten ein und spickten uns die Leute aus den Gliedern weg, als wenn's Strohhalme wären. Dicht vor uns sahen wir nichts als feindliche Kavallerie, die allerhand Bewegungen machte, sich bald in die Länge ausdehnte, bald in einen halben Mond, dann in ein Drei- und Viereck sich wieder zusammenzog. Nun rückte auch unsere Kavallerie an; wir machten Lücke und ließen sie vor auf die feindliche losgaloppieren. Das war ein Gehagel, das knarrte und blinkerte, als sie nun einhieben. Allein kaum währte es eine Viertelstunde, so kam unsere Reiterei, von der österreichischen geschlagen und bis nahe unter unsere Kanonen verfolgt, zurück. Da hätte man das Spektakeln sehen sollen, Pferde, die ihren Mann im Stegreif hängend, andere, die ihr Gedärm an der Erde nachschleppten. Inzwischen stunden wir noch immer im feindlichen Kanonenfeuer bis gegen elf Uhr, ohne daß unser linker Flügel mit dem kleinen Gewehr zusammentraf, obschon es auf dem rechten sehr hitzig zuging. Viele meinten, wir müßten noch auf die kaiserlichen Schanzen Sturm laufen. Mir war's schon nicht mehr so bange wie anfangs, obgleich die Feldschlangen Mannschaft zu beiden Seiten neben mir wegrafften, und der Wahlplatz bereits mit Toten und Verwundeten übersäet war — als mit eins ungefähr um zwölf Uhr die Order kam, unser Regiment nebst zwei andern (ich glaube Bevern und Kalkstein) müßten zurückmarschieren. Nun dachten wir, es gehe dem Lager zu und alle Gefahr sei vorbei. Wir eilten darum mit muntern Schritten die jähen Weinberge hinauf, brachen unsere Hüte

voll schöne rote Trauben, aßen vor uns her nach Herzenslust; und mir und denen, welche neben mir stunden, kam nichts Arges in den Sinn, obgleich wir von der Höhe herunter unsere Brüder noch in Feuer und Rauch stehen sahen, ein fürchterlich donnerndes Gelärm hörten und nicht entscheiden konnten, auf welcher Seite der Sieg war. Mittlerweile trieben unsere Anführer uns immer höher den Berg hinan, auf dessen Gipfel ein enger Paß zwischen Felsen durchging, der auf der andern Seite wieder hinunterführte. Sobald nun unsere Avantgarde den erwähnten Gipfel erreicht hatte, ging ein entsetzlicher Musketenhagel an, und nun merkten wir erst, wo der Hase im Stroh lag. Etliche tausend kaiserliche Panduren waren nämlich auf der andern Seite den Berg hinauf beordert, um unserer Armee in den Rücken zu fallen; dies muß unseren Anführern verraten worden sein, und wir mußten ihnen darum zuvorkommen. Nur etliche Minuten später, so hatten sie uns die Höhe abgewonnen und wir wahrscheinlich den kürzeren gezogen. Nun setzte es ein unbeschreibliches Blutbad ab, ehe man die Panduren aus jenem Gehölz vertreiben konnte. Unsere Vordertruppen litten stark, allein die hinteren drangen ebenfalls über Kopf und Hals nach, bis zuletzt alle die Höhe gewonnen hatten.

Da mußten wir über Hügel von Toten und Verwundeten hinstolpern. Alsdann ging's hudri, hudri! mit den Panduren die Weinberge hinunter, sprungweise über eine Mauer nach der andern herab in die Ebene. Unsere geborenen Preußen und Brandenburger packten die Panduren wie Furien. Ich selber war in Jast und Hitze wie vertaumelt, und mir weder Furcht noch Schreckens bewußt, schoß ich eines Schießens fast alle meine sechzig Patronen los, bis meine Flinte halb glühend war und ich sie am Riemen nachschleppen mußte; indessen glaub' ich nicht, daß ich eine lebendige Seele traf, sondern alles ging in die freie Luft. Auf der Ebene am Wasser vor dem Städtchen Lowositz postierten sich die Panduren wieder und pulverten tapfer in die Weinberge hinauf, daß noch mancher vor und neben mir ins Gras biß. Preußen und Panduren lagen überall durcheinander; und wo sich

einer von diesen letztern noch regte, wurde er mit der Kolbe vor den Kopf geschlagen oder ihm ein Bajonett durch den Leib gestoßen. Und nun ging in der Ebene das Gefecht von neuem an. Aber wer wird das beschreiben wollen, wo jetzt Rauch und Dampf von Lowositz ausging; wo es krachte und donnerte, als ob Himmel und Erde hätten zergehen wollen; wo das unaufhörliche Rumpeln vieler hundert Trommeln, das herzzerschneidende und herzerhebende Ertönen aller Art Feldmusik, das Rufen so vieler Kommandeurs und das Brüllen ihrer Adjutanten, das Zeter- und Mordiogeheul so vieler tausend elenden, zerquetschten, halbtoten Opfer dieses Tages alle Sinne betäubte! Um diese Zeit — es mochte etwa drei Uhr sein — da Lowositz schon im Feuer stand, viele hundert Panduren, auf welche unsere Vordertruppen wieder wie wilde Löwen einbrachen, ins Wasser sprangen, wo es dann auf das Städtchen selber losging — um diese Zeit war ich freilich nicht der vorderste, sondern unter dem Nachtrab noch etwas im Weinberg droben, von denen indessen mancher, wie gesagt, weit behender als ich von einer Mauer über die andere hinuntersprang, um seinen Brüdern zu Hilf' zu eilen. Da ich also noch ein wenig erhöht stand und auf die Ebene wie in ein finsteres Donner- und Hagelwetter hineinsah — in diesem Augenblick deucht' es mich Zeit, oder vielmehr mahnte mich mein Schutzengel, mich mit der Flucht zu retten. Ich sah mich deswegen nach allen Seiten um. Vor mir war alles Feuer, Rauch und Dampf, hinter mir noch viele nachkommende auf die Feinde loseilende Truppen, zur Rechten zwei Hauptarmeen in voller Schlachtordnung. Zur Linken endlich sah ich Weinberge, Büsche, Wäldchen, nur hier und da einzelne Menschen, Preußen, Panduren, Husaren, und von diesen mehr Tote und Verwundete als Lebende. Da, da, auf dieser Seite, dacht' ich; sonst ist's pur lautere Unmöglichkeit!

Ich schlich also zuerst mit langsamem Marsch ein wenig auf diese linke Seite, die Reben durch. Noch eilten etliche Preußen bei mir vorbei. ‚Komm, komm, Bruder!' sagten sie, ‚Viktoria!' Ich rispostierte kein Wort, tat nur ein wenig blessiert und ging immer noch allgemach fort, freilich mit

Furcht und Zittern. Sobald ich mich indessen so weit entfernt hatte, daß mich niemand mehr sehen mochte, verdoppelte, verdrei-, vier-, fünf-, sechsfachte ich meine Schritte, blickte rechts und links wie ein Jäger, sah noch von weitem — zum letzten Male in meinem Leben — Morden und Totschlagen; strich dann in vollem Galopp ein Gehölz vorbei, das voll toter Husaren, Panduren und Pferde lag; rannte eines Rennens gerade dem Flusse nach herunter und stand jetzt an einem Tobel. Jenseits desselben kamen soeben auch etliche kaiserliche Soldaten angestochen, die sich gleichfalls aus der Schlacht weggestohlen hatten, und schlugen, als sie mich so daherlaufen sahen, zum drittenmal auf mich an, ungeachtet ich immer das Gewehr streckte und ihnen mit dem Hut den gewohnten Wink gab. Doch brannten sie niemals los. Ich faßte also den Entschluß, gerad' auf sie zuzulaufen. Hätt' ich einen andern Weg genommen, würden sie, wie ich nachwärts erfuhr, unfehlbar auf mich gefeuert haben. Ihr H***! dacht' ich, hättet ihr eure Courage bei Lowositz gezeigt! Als ich nun zu ihnen kam und mich als Deserteur angab, nahmen sie mir das Gewehr ab, unterm Versprechen, mir's nachwärts schon wieder zuzustellen. Aber der, welcher sich dessen impatroniert hatte, verlor sich bald darauf und nahm das Füsil mit sich. Nun so sei's! Alsdann führten sie mich ins nächste Dorf, Schenisek (es mochte eine starke Stunde unter Lowositz sein). Hier war eine Fahrt über das Wasser, aber ein einziger Kahn zum Transport. Da gab's ein Zetermordiogeschrei von Männern, Weibern und Kindern. Jedes wollte zuerst in dem Teich sein, aus Furcht vor den Preußen; denn alles glaubte sie schon auf der Haube zu haben. Auch ich war keiner von den letzten, der mitten unter eine Schar von Weibern hineinsprang. Wo nicht der Fährmann etliche derselben hinausgeworfen, hätten wir alle ersaufen müssen. Jenseits des Flusses stand eine Pandurenhauptwache. Meine Begleiter führten mich auf dieselbe zu, und diese roten Schnurrbärte begegneten mir aufs manierlichste, gaben mir, ungeachtet ich sie und sie mich kein Wort verstanden, noch Tabak und Branntwein und Geleit bis auf Leutmeritz, glaub' ich, wo ich unter lauter Stockböhmen über-

nachtete und freilich nicht wußte, ob ich da mein Haupt sicher zur Ruhe legen konnte, — aber — und dies war das Beste — von dem Tumult des Tages noch einen so vertaumelten Kopf hatte, daß dieser Kapitalpunkt mir am allermindesten betrug. Morgens darauf (2. Oktober) ging ich mit einem Transport ins kaiserliche Hauptlager nach Budin ab. Hier traf ich bei zweihundert andrer preußischer Deserteure an, von denen, so zu reden, jeder seinen eigenen Weg und sein Tempo in Obacht genommen hatte. —

Wir hatten die Erlaubnis, alles im Lager zu besichtigen. Offiziere und Soldaten standen dann bei Haufen um uns her, denen wir mehr erzählen sollten, als uns bekannt war. Etliche indessen wußten Winds genug zu machen und, ihren diesmaligen Wirten zu schmeicheln, zur Verkleinerung der Preußen hundert Lügen auszuhecken. Da gab's denn auch unter den Kaiserlichen manchen Erzprahler, und der kleinste Zwerg rühmte sich, wer weiß wie manchen langbeinigen Brandenburger — auf seiner eigenen Flucht in die Flucht geschlagen zu haben. Darauf führte man uns zu etwa fünfzig Mann Gefangener von der preußischen Kavallerie; ein erbärmlich Spektakel! Da war kaum einer von Wunden und Beulen leer ausgegangen, etliche übers ganze Gesicht herunter gehauen, andere ins Genick, andere über die Ohren, über die Schultern, die Schenkel usw. Da war alles ein Ächzen und Wehklagen! Wie priesen uns diese armen Wichte selig, einem ähnlichen Schicksal so glücklich entronnen zu sein, und wie dankten wir selber Gott dafür! Wir mußten im Lager übernachten und bekamen jeder seinen Dukaten Reisegeld. Dann schickte man uns mit einem Kavallerietransport, es waren unser an die zweihundert, auf ein böhmisches Dorf, wo wir, nach einem kurzen Schlummer, folgenden Tags auf Prag abgingen. Dort verteilten wir uns und bekamen Pässe, je zu sechs, zehn bis zwölf hoch, welche einen Weg gingen; denn wir waren ein wunderseltsames Gemengsel von Schweizern, Schwaben, Sachsen, Bayern, Tirolern, Welschen, Franzosen, Polacken und Türken. Einen solchen Paß bekamen unser sechs zusammen bis Regensburg." —

So weit Ulrich Bräker. Er kam glücklich in der Heimat an, aber den schnauzbärtigen Soldaten in seiner Uniform erkannte niemand wieder. Seine Geschwister verkrochen sich, seine Geliebte war ihm untreu geworden und hatte einen andern geheiratet, nur das Mutterherz fand aus der verwilderten Gestalt den Sohn heraus. Aber auch sein späteres Leben in dem einsamen Tal wurde durch die Abenteuer dieser Zeit gestört. Es war ein fremdes, unheimliches Element in ihn gekommen, reizbare Unruhe, Begehrlichkeit und Entwöhnung stetiger Arbeit.

Friedrich II. aber schrieb nach der Schlacht bei Lowositz an Schwerin: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit getan, seit ich die Ehre habe, sie zu kommandieren." —

Der hier erzählt hat, war auch einer davon.

Aus dem Staat Friedrichs des Großen

Was war es doch, das seit dem Dreißigjährigen Krieg die Augen der Politiker auf den kleinen Staat heftete, der sich an der östlichen Nordgrenze Deutschlands gegen Schweden und Polen, gegen Habsburger und Bourbonen heraufrang? Das Erbe der Hohenzollern war kein reichgesegnetes Land, in dem der Bauer behaglich auf wohlbebauter Hufe saß, welchem reiche Kaufherren in schweren Galeonen die Seide Italiens, die Gewürze und Barren der neuen Welt zuführten. Ein armes, verwüstetes Sandland war's, die Städte ausgebrannt, die Hütten der Landleute niedergerissen, unbebaute Äcker, viele Quadratmeilen entblößt von Menschen und Nutzvieh, den Launen der Urnatur zurückgegeben. Als Friedrich Wilhelm 1640 unter den Kurhut trat, fand er nichts als bestrittene Ansprüche auf zerstreute Territorien von etwa 1450 Quadratmeilen, in allen festen Orten seines Stammlandes saßen übermächtige Eroberer. Auf einer unsicheren Öde richtete der kluge doppelzüngige Fürst seinen Staat ein, mit einer Schlauheit und Rücksichtslosigkeit gegen seine Nachbarn, welche sogar in jener gewissenlosen Zeit Aufsehen erregte, aber zugleich mit Heldenkraft und großem Sinn, der mehr als einmal die deutsche Ehre höher faßte als der Kaiser oder ein anderer Fürst des Reiches. Und als der große Politiker 1688 starb, war, was er hinterließ, doch nur ein geringes Volk, gar nicht zu rechnen unter den Mächten Europas. Denn seine Herrschaft umfaßte zwar 2034 Quadratmeilen, aber höchstens 1 300 000 Menschen. Auch als Friedrich II. hundert Jahre nach seinem Ahnherrn die Regierung antrat, erbte er nicht mehr als 2 240 000 Seelen,

weniger als jetzt die eine Provinz Schlesien umfaßt*. Was war es also, das sogleich nach den Schlachten des Dreißigjährigen Krieges die Eifersucht aller Regierungen, zumal des Kaiserhauses, erregte, das seither dem brandenburgischen Wesen so warme Freunde, so erbitterte Gegner zugeführt hat? Durch zwei Jahrhunderte wurden Deutsche und Fremde nicht müde auf diesen neuen Staat zu hoffen, ebensolange haben Deutsche und Fremde nicht aufgehört ihn zuerst mit Spott, dann mit Haß einen künstlichen Bau zu nennen, der starke Stürme nicht auszuhalten vermöge, der ohne Berechtigung sich unter die Mächte Europas eingedrängt habe. Und wie kam es endlich, daß schon nach dem Tode Friedrichs des Großen unbefangene Beurteiler ermahnten, man möge doch aufhören, dem Vielgehaßten den Untergang zu prophezeien? Nach jeder Niederlage sei er um so kräftiger in die Höhe geschnellt, alle Schäden und Kriegswunden würden dort schneller geheilt als woanders, Wohlstand und Intelligenz nehme dort in größeren Verhältnissen zu als in einem anderen Teil von Deutschland!

Allerdings war es ein eigentümliches Wesen, eine neue Schattierung des deutschen Charakters, was auf dem eroberten Slawengrund in den Hohenzollern und ihrem Volk zutage kam. Mit herausfordernder Schärfe erzwang sich dies Neue Geltung. Es schien, daß die Charaktere dort größere Gegensätze umschlossen; denn Tugenden und Fehler seiner Regenten, Größe und Schwäche seiner Politik kamen

* Kurfürst Friedrich Wilhelm erbte 1451 Quadratmeilen mit vielleicht 700 000 Einwohnern, diese zum größten Teil im Ordensland Preußen, welches durch die Verwüstungen des Krieges nicht so sehr verödet war.

			Quadr.-M.		Einw.
Im Jahre 1688 hinterließ	der Kurfürst		2034	mit etwa	1 300 000
„ „ 1713 „	König Friedrich I.		2090	„ „	1 700 000
„ „ 1740 „	König Frdr. Wilh. I.		2201	„ „	2 240 000
„ „ 1786 „	König Friedrich II.		3490	„ „	6 000 000
„ „ 1805 waren			5463	„ „	9 800 000
	(vor dem Eintausch von Hannover)				
„ „ 1807 blieben			2877	„ „	5 000 000
„ „ 1817 waren			5015	„ „	10 600 000

„ „ 1830 waren 13 Mill. Einw., im Jahre 1865 aber 19 Mill. Einw. auf 5046 Quadratmeilen.

in schneidenden Kontrasten zutage, die Beschränktheiten erschienen auffälliger, das Widerwärtige massenhafter, das Bewunderungswerte erstaunlicher; es schien, daß dieser Staat das Seltsamste und Ungewöhnlichste erzeugen und nur die ruhige Mittelmäßigkeit, die sonst so erträglich und förderlich sein mag, nicht ohne Schaden vertragen könne.

Viel tat die Lage des Landes. Es war ein Grenzland, zugleich gegen Schweden, Slawen, Franzosen und Holländer. Kaum eine Frage der europäischen Politik gab es, die nicht auf Wohl und Wehe des Staates einwirkte, kaum eine Verwicklung, welche tätigen Fürsten nicht Gelegenheit gab, Ansprüche geltend zu machen. Die sinkende Macht Schwedens, der beginnende Auflösungsprozeß in Polen erregten weitläufige Aussichten, die Übergewalt Frankreichs, die mißtrauische Freundschaft Hollands zwangen zu schlagfertiger Vorsicht. Seit dem ersten Jahr, in welchem Kurfürst Friedrich Wilhelm seine eigenen Festungen durch List und Gewalt in Besitz nehmen mußte, wurde offenbar, daß dort an der Ecke des deutschen Bodens ein kräftiges, umsichtiges, waffentüchtiges Regiment zur Rettung Deutschlands nicht entbehrt werden könne. Seit dem Beginn des französischen Krieges von 1674 erkannte Europa, daß die schlaue Politik, welche von dieser kleinen Ecke ausging, auch das staunenswerte Wagnis unternahm, die Westgrenze Deutschlands gegen den übermächtigen König von Frankreich heldenhaft zu verteidigen.

Es lag vielleicht auch etwas Auffallendes in dem Stammcharakter des brandenburgischen Volkes, an dem Fürsten und Untertanen gleichen Teil hatten. Die preußischen Landschaften hatten den Deutschen bis auf Friedrich den Großen verhältnismäßig wenig von Gelehrten, Dichtern und Künstlern abgegeben. Selbst der leidenschaftliche Eifer der Reformationszeit schien dort abgedämpft. Die Leute, welche in dem Grenzland saßen, meist von niedersächsischem Stamm, mit geringer Beimischung von Slawenblut, waren ein hartes, knorriges Geschlecht, nicht vorzugsweise anmutig in den Formen ihres Lebens, aber von einem ungewöhnlich scharfen Verstand, nüchtern im Urteil; in der Hauptstadt schon

seit alter Zeit spottlustig und von beweglicher Zunge, in allen Landschaften großer Anstrengungen fähig, arbeitsam, zäh, von dauerhafter Kraft.

Aber mehr als Lage und Stammcharakter des Volkes schuf dort der Charakter der Fürsten. In anderer Weise, als irgendwo seit den Tagen Karls des Großen geschah, haben sie ihren Staat gebildet. Manches Fürstengeschlecht zählt eine Reihe glücklicher Vergrößerer des Staates, auch die Bourbonen haben weites Gebiet zu einem großen Staatskörper zusammengezogen; manches Fürstengeschlecht hat einige Generationen tapferer Krieger erzeugt, keines war tapferer als die Wasa und die protestantischen Wittelsbacher in Schweden. Aber Erzieher des Volkes ist keins gewesen wie die alten Hohenzollern. Als große Gutsherren auf verwüstetem Land haben sie die Menschen geworben, die Kultur geleitet, durch fast hundertfünfzig Jahre als strenge Hauswirte gearbeitet, gedacht, geduldet, gewagt und Unrecht getan, um ein Volk für ihren Staat zu schaffen wie sie selbst: hart, sparsam, gescheit, keck, das Höchste für sich begehrend.

In solchem Sinne hat man recht, den providentiellen Charakter des Preußischen Staates zu bewundern. Von den vier Fürsten, welche ihn seit dem deutschen Krieg bis zu dem Tag regierten, wo der greise Abt im Kloster Sanssouci die müden Augen schloß, hat jeder mit seinen Tugenden und Fehlern wie eine notwendige Ergänzung seines Vorgängers gelebt. Kurfürst Friedrich Wilhelm, der größte Staatsmann aus der Schule des Deutschen Krieges, der prachtliebende erste König Friedrich, der sparsame Despot Friedrich Wilhelm I., zuletzt er, in welchem sich die Anlagen und großen Eigenschaften fast aller seiner Nachbaren zusammenfanden, im 18. Jahrhundert die Blüte des Geschlechts.

Es war ein freudeleeres Leben im Königsschloß zu Berlin als Friedrich heranwuchs, so arm an Liebe und Sonnenschein, wie in wenig Bürgerhäusern jener rauhen Zeit. Man darf zweifeln, ob der König, sein Vater, oder die Königin größere Schuld an der Zerrüttung des Familienlebens hatten, beide nur durch Fehler ihres Naturells, welche in den

unaufhörlichen Reibungen des Hauses immer größer wurden. Der König, ein wunderlicher Tyrann mit weichem Herzen, aber einer rohen Heftigkeit, die mit dem Stock Liebe und Vertrauen erzwingen wollte, von scharfem Menschenverstand, aber so unwissend, daß er immer in Gefahr kam Opfer eines Schurken zu werden, und in dem dunklen Gefühl seiner Schwäche wieder mißtrauisch und von jäher Gewaltsamkeit; die Königin dagegen, keine bedeutende Frau, von kälterem Herzen, mit einem starken Gefühl ihrer fürstlichen Würde, dabei mit vieler Neigung zur Intrige, ohne Vorsicht und Schweigsamkeit. Beide hatten den besten Willen und gaben sich ehrlich Mühe, ihre Kinder zu tüchtigen und guten Menschen zu machen, aber beide störten unverständig das gesunde Aufleben der Kinderseele. Die Mutter hatte die Taktlosigkeit, die Kinder schon im zarten Alter zu Vertrauten ihres Ärgers und ihrer Intrigen zu machen; denn über die unholde Sparsamkeit des Königs, über die Schläge, die er so reichlich in seinen Zimmern austeilte, und über die einförmige Tagesordnung, die er ihr aufzwang, nahm in ihren Gemächern Klage, Groll, Spott kein Ende. Der Kronprinz Friedrich wuchs im Spiel mit seiner älteren Schwester heran, ein zartes Kind mit leuchtenden Augen und wunderschönem blonden Haar. Pünktlich wurde ihm gerade so viel gelehrt als der König wollte, und das war wenig genug: Französisch, etwas Geschichte und was einem Soldaten damals für nötig galt, dazu kaum etwas lateinische Deklination, und zwar gegen den Willen des Vaters, — der Große König ist nie über die Schwierigkeiten des Genetivs und Dativs herausgekommen. Die Frauen brachten dem Knaben, der sich gern gehen ließ und in Gegenwart des Königs scheu und trotzig aus den Kinderaugen sah, das erste Interesse an französischer Literatur bei; er selbst hatte später seine Schwester darum gerühmt, aber auch seine Gouvernante war eine kluge Französin. Daß dem König das fremde Wesen verhaßt war, trug sicher dazu bei, es dem Sohn wert zu machen, denn fast systematisch wurde in den Appartements der Königin das gelobt, was dem strengen Hausherrn mißfiel. Und wenn der König in der Familie eine seiner pol-

ternden frommen Reden hielt, dann sahen die Prinzeß Wilhelmine und der junge Friedrich einander so lange bedeutsam an, bis das herausfordernde Gesicht, das eines der Kinder machte, die kindliche Lachlust erregte und den Grimm des Königs zum Ausbruch brachte. Dadurch wurde der Sohn schon in frühen Jahren dem Vater ein Gegenstand des Ärgers. Einen effeminierten Kerl schalt er ihn, der sich malproper halte und eine unmännliche Freude an Putz und Spielereien habe.

Aber aus dem Bericht seiner Schwester, deren schonungslosem Urteil der Tadel leichter wird als das Lob, ist auch zu sehen, wie die Liebenswürdigkeit des reichbegabten Knaben auf seine Umgebung wirkte. Wenn er mit der Schwester heimlich eine französische Geschichte las und den ganzen Hof in die komischen Charaktere des Romans umdeutete, wenn sie mit Flöte und Laute verpönte Musik machten, wenn er die Schwester verkleidet besuchte und sie in die Rollen einer französischen Komödie gegeneinander rezitierten. Aber selbst bei diesen harmlosen Freuden wurde der Prinz fortwährend in Lüge, Täuschung, Verstellung gedrängt. Er war stolz, hochgesinnt, großmütig, von rücksichtsloser Wahrheitsliebe. Daß ihm die Verstellung innerlichst widerstand, daß er sich, wo sie verlangt wurde, nicht dazu herablassen wollte, und wo er es einmal tat, ungeschickt heuchelte, das machte seine Stellung zum Vater immer schwieriger, größer wurde das Mißtrauen des Königs, immer wieder brach dem Sohn das verletzte Selbstgefühl als Trotz hervor.

So wuchs er auf, von plumpen Spionen umgeben, welche dem König jedes Wort zutrugen. Ein Gemüt von den reichsten Anlagen, der feinsten geistigen Begehrlichkeit, ohne jede männliche Gesellschaft, die für ihn gepaßt hätte. Kein Wunder, daß der Jüngling auf Abwege geriet. Der preußische Hof konnte im Vergleich zu den andern Höfen Deutschlands für einen sehr tugendhaften gelten; aber die Frivolität gegen Frauen und die Unbefangenheit, mit welcher die bedenklichsten Verhältnisse behandelt wurden, waren auch dort sehr groß. Seit einem Besuch an dem liederlichen Hof in Dresden begann es Prinz Friedrich zu treiben, wie andere Prinzen

seiner Zeit, er fand gute Kameraden unter den jungen Offizieren seines Vaters. Wir wissen aus dieser Zeit wenig von ihm, aber wir dürfen schließen, daß er dabei allerdings in einige Gefahr kam, nicht zu verderben, aber in Schulden und unbedeutenden Verhältnissen wertvolle Jahre zu verlieren. Es war sicher nicht der steigende Unwille des Vaters allein, der ihn in dieser Zeit verstimmte und ratlos umherwarf, ebensosehr ein inneres Mißbehagen, das den unfertigen Jüngling um so wilder in die Irre treibt, je größer die stillen Ansprüche sind, die sein Geist an das Leben macht.

Er beschloß nach England zu entfliehen. Wie die Flucht mißlang, wie der Zorn des Obristen Friedrich Wilhelm gegen den fahnenflüchtigen Offizier aufbrannte, ist bekannt. Mit den Tagen seiner Gefangenschaft in Küstrin und dem Aufenthalt in Ruppin begannen seine ernsten Lehrjahre. Das Fürchterliche, das er erfahren, hatte auch neue Kraft in ihm wach gerufen. Er hatte alle Schrecken des Todes, die greulichsten Demütigungen mit fürstlichem Stolz ertragen. Er hatte über die größten Rätsel des Lebens, über den Tod und was darauf folgen soll, in der Einsamkeit seines Gefängnisses nachgedacht, er hatte erkannt, daß ihm nichts als Ergebung, Geduld, ruhiges Ausharren übrigbleibe. Aber das bittere, herzfressende Unglück ist doch keine Schule, welche nur das Gute herausbildet, auch manche Fehler wachsen dabei groß. Er lernte in stiller Seele seine Entschlüsse bewahren, mit Argwohn auf die Menschen sehen und sie als seine Werkzeuge gebrauchen, sie täuschen und mit einer kalten Klugheit liebkosen, von welcher sein Herz nichts wußte. Er mußte dem feigen, gemeinen Grumbkow schmeicheln und froh sein, daß er ihn allmählich für sich gewann; er mußte sich jahrelang immer wieder Mühe geben, den Widerwillen und das Mißtrauen des harten Vaters klug zu bekämpfen. Immer sträubte sich seine Natur gegen solche Demütigung, durch bittern Spott suchte er sein geschädigtes Selbstgefühl geltend zu machen; sein Herz, das für alles Edle erglühte, bewahrte ihn davor, ein harter Egoist zu werden, aber milder, versöhnlicher wurde er nicht. Und als er längst ein großer Mensch, ein weiser Fürst geworden war, blieb ihm aus

dieser Zeit der Knechtschaft doch eine Spur von kleinlicher Hinterlist zurück, der Löwe hat einigemal nicht verschmäht, in niedriger Rachsucht wie ein Kater zu kratzen.

Doch er lernte in diesen Jahren auch etwas Nützliches ehren: die strenge Wirtschaftlichkeit, mit welcher die beschränkte, aber tüchtige Kraft seines Vaters für das Wohl des Landes und seines Hauses sorgte. Wenn er, um dem König zu gefallen, Pachtanschläge machen mußte, wenn er sich Mühe gab, den Ertrag einer Domäne um einige hundert Taler zu steigern, wenn er auch auf die Liebhaberei des Königs mehr als billig einging und ihm den Vorschlag machte, einen langen Schäfer aus Mecklenburg als Rekrut zu entführen, so war im Anfang allerdings diese Arbeit nur ein lästiges Mittel, den König zu versöhnen; denn Grumbkow sollte ihm einen Mann schaffen, der die Taxe statt seiner machte, die Amtleute und Kammerbeamten selbst gaben ihm die Hand, wie hie und da ein Plus zu gewinnen war, und über die Riesen spottet er immer noch, wo er das ungestraft konnte. Aber die neue Welt, in die er versetzt war, die praktischen Interessen des Volkes und des Staates zogen ihn doch allmählich an. Es war leicht einzusehen, daß auch die Wirtschaftlichkeit seines Vaters oft tyrannisch und wunderlich war. Der König hatte immer die Empfindung, daß er nichts als das Beste seines Landes wolle, und deshalb nahm er sich die Freiheit, mit der größten Willkür bis in das einzelne in Besitz und Geschäft der Privatpersonen einzugreifen. Wenn er befahl, daß kein Ziegenbock mit den Schafen ausgetrieben werden dürfe, daß alle farbigen Schafe, graue, schwarze, melierte, binnen drei Jahren gänzlich abgeschafft und nur seine weiße Wolle geduldet werden solle; wenn er genau vorschrieb, wie die kupfernen Probemaße des Berliner Scheffels, die er durch das ganze Land — auf Kosten der Untertanen — verschicken ließ, aufbewahrt und verschlossen werden sollten, damit sie keine Beulen bekämen; wenn er, um die Linnen- und Wollenindustrie in die Höhe zu bringen, verordnete, seine Untertanen sollten durchaus nicht den modischen Zitz und Kattun tragen; hundert Taler Strafe und drei Tage Halseisen drohe jedem, der nach acht Mo-

naten in seinem Hause noch einen Lappen Kattun an Schlafrock, Mütze, Möbelüberzug dulden würde, so erschien solche Methode zu regieren allerdings hart und kleinlich. Aber den klugen Sinn und die wohlwollende Absicht, die hinter solchen Erlassen erkennbar war, lernte der Sohn doch ehren, und er selbst eignete sich allmählich eine Menge von Detailkenntnissen an, die sonst einem Fürstensohn nicht geläufig werden: Werte der Güter, Preise der Lebensmittel, Bedürfnisse des Volkes, Gewohnheiten, Rechte und Pflichten des kleinen Lebens. Es ging sogar auf ihn viel von dem Selbstgefühl über, womit der König sich dieser Geschäftskenntnisse rühmte. Und als er der allmächtige Hauswirt seines Staates geworden, da wurde der unermeßliche Segen offenbar, den seine Kenntnis des Volkes und des Verkehrs haben sollte. Nur dadurch wurde die weise Sparsamkeit möglich, mit welcher er sein eigenes Haus und die Finanzen verwaltete, seine unablässige Sorge für das Detail, wodurch er Landbau, Handel, Wohlstand, Bildung seines Volkes erhob. Wie die Tagesrechnungen seiner Köche, so wußte er die Anschläge zu prüfen, in denen die Einkünfte der Domänen, Forsten, der Akzise berechnet waren. Daß er das Kleinste wie das Größte mit scharfem Auge übersah, das verdankte sein Volk zum größten Teil den Jahren, in denen er gezwungen als Assessor am grünen Tisch zu Ruppin saß. Und zuweilen begegnete ihm selbst, was zu seines Vaters Zeit ärgerlich gewesen war, daß seine Kenntnis der geschäftlichen Einzelheiten doch nicht groß genug war, und daß er hier und da, gerade wie sein Vater, befahl, was gewaltsam in das Leben seiner Preußen einschnitt und nicht durchgeführt werden konnte.

Kaum hatte Friedrich die Schläge der großen Katastrophe ein wenig verwunden, da traf ihn ein neues Unglück, seinem Herzen ebenso schrecklich wie das erste, in seinen Folgen noch verhängnisvoller für sein Leben. Der König zwang ihm eine Gemahlin auf. Herzerschütternd ist das Weh, in dem er ringt, sich von der erwählten Braut loszumachen. „Sie soll frivol sein, soviel sie will, nur nicht einfältig, das ertrage ich nicht." Es war alles vergebens. Mit Bitterkeit und Zorn

sah er auf diese Verbindung bis kurz vor der Vermählung. Nie hat er den Schmerz überwunden, daß der Vater dadurch sein inneres Leben zerstört habe. Seine reizbare Empfindung, das liebebedürftige Herz, sie waren in roheſter Weise verkauft. Nicht allein er wurde dadurch unglücklich, auch eine gute Frau, die des besten Schicksals wert gewesen wäre. Die Prinzessin Elisabeth von Bevern hatte viele edle Eigenschaften des Herzens, sie war nicht einfältig, sie war nicht häßlich und vermochte selbst vor der herben Kritik der Fürstinnen des Königlichen Hauses erträglich zu bestehen. Aber wir fürchten, wäre sie ein Engel gewesen, der Stolz des Sohnes, der im Kern seines Lebens durch die unnötige Barbarei des Zwanges empört war, hätte dennoch gegen sie protestiert. Und doch war das Verhältnis nicht zu jeder Zeit so kalt, wie man wohl annimmt. Sechs Jahre gelang es der Herzensgüte und dem Takt der Prinzessin, den Kronprinzen immer wieder zu versöhnen. In der Zurückgezogenheit von Rheinsberg war sie in der Tat seine Hausfrau und eine liebenswürdige Wirtin seiner Gäste, und schon wurde von den österreichischen Agenten an den Wiener Hof berichtet, daß ihr Einfluß im Steigen sei. Aber der bescheidenen Anhänglichkeit ihrer Seele fehlten zu sehr die Eigenschaften, welche einen geistreichen Mann auf die Dauer zu fesseln vermögen. Die aufgeweckten Kinder des Hauses Brandenburg hatten das Bedürfnis, ihr leichtbewegtes Innere launig, schnell und scharf nach außen zu kehren. Die Prinzessin wurde, wenn sie erregt war, still, wie gelähmt, die leichte Grazie der Gesellschaft fehlte ihr. Das paßte nicht zusammen. Auch die Art, wie sie den Gemahl liebte, pflichtvoll, sich immer unterordnend, wie gebannt und gedrückt von seinem großen Geist, war dem Prinzen wenig interessant, der mit der französischen geistreichen Bildung nicht wenig von der Frivolität der französischen Gesellschaft angenommen hatte.

Als Friedrich König wurde, verlor die Fürstin schnell den geringen Anteil, den sie sich am Herzen ihres Gemahls etwa erworben hatte. Die lange Abwesenheit im ersten Schlesischen Krieg tat das Letzte, den König von ihr zu entfernen.

Immer sparsamer wurden die Beziehungen der Gatten, es vergingen Jahre, ohne daß sie einander sahen, eine eisige Kürze und Kälte ist in seinen Briefen erkennbar. Daß der König ihren Charakter so hoch achten mußte, erhielt sie in der äußern Stellung. — Seine Verhältnisse mit Frauen waren seitdem wenig einflußreich auf sein inneres Empfinden; selbst seine Schwester von Bayreuth, kränklich, nervös, verbittert durch Eifersucht auf einen ungetreuen Gemahl, wurde dem Bruder auf Jahre fremd, und erst als sie sich für das eigene Leben resigniert hatte, suchte dies stolze Kind des Hauses Brandenburg alternd und unglücklich wieder das Herz des Bruders, dessen kleine Hand sie einst vor den Füßen des strengen Vaters gehalten hatte. Auch die Mutter, der König Friedrich immer ausgezeichnete kindliche Verehrung bewies, konnte der Seele des Sohnes wenig sein. Seine andern Geschwister waren jünger und nur zu geneigt, im Haus stille Fronde gegen ihn zu machen; wenn der König sich herabließ, einmal einer Hofdame oder einer Sängerin Aufmerksamkeiten zu zeigen, so waren diese in der Regel für die Betroffenen ebenso angstvoll als schmeichelhaft. Wo er freilich Geist, Grazie und weibliche Würde zusammen fand, wie bei Frau von Camas, der Oberhofmeisterin seiner Gemahlin, da wurde die Liebenswürdigkeit seiner Natur in vielen herzlichen Aufmerksamkeiten laut. Im ganzen aber haben die Frauen seinem Leben wenig Licht und Glanz gegeben, kaum je hat die innige Herzlichkeit des Familienlebens sein Inneres erwärmt, nach dieser Seite verödete sein Gemüt. Vielleicht wurde das ein Glück für seine Nation, sicher ein Verhängnis für sein Privatleben. Die volle Wärme seiner menschlichen Empfindung blieb fast ausschließlich dem kleinen Kreise der Vertrauten vorbehalten, mit denen er lachte, dichtete, philosophierte, Pläne für die Zukunft machte, später seine Kriegsoperationen und Gefahren besprach.

Seit er vermählt in Rheinsberg lebte, beginnt der beste Teil seiner Jugendzeit. Dort wußte er eine Anzahl gebildeter und heiterer Gesellschafter um sich zu vereinigen, die kleine Genossenschaft führte ein poetisches Leben, von welchem Teilnehmer ein anmutiges Bild hinterlassen haben. Ernsthaft begann Friedrich an seiner Bildung zu arbeiten. Leicht fügte sich ihm der Ausdruck erregter Empfindung in den Zwang französischer Verse, unablässig arbeitete er, sich die Feinheiten des fremden Stils anzueignen. Aber auch über Ernsterem arbeitete sein Geist, für alle höchsten Fragen des Menschen suchte er sehnsüchtig Antwort bei den Enzyklopädisten, auch bei Christian Wolff, er saß über Karten und Schlachtenpläne geneigt, und unter den Rollen des Liebhabertheaters und den Bauriſſen wurden andere Projekte vorbereitet, welche nach wenig Jahren die Welt aufregen sollten.

Da kam der Tag, an welchem sein sterbender Vater der Regierung entsagte und den Offizier, der die Tagesmeldung tat, anwies, von dem neuen Kriegsherrn Preußens die Befehle einzuholen. Wie der Prinz von seinen politischen Zeitgenossen damals beurteilt wurde, sehen wir aus der Charakteristik, welche kurz vorher ein österreichischer Agent von ihm gemacht hatte: „Er ist anmutig, trägt eignes Haar, hat eine schlaffe Haltung, liebt schöne Künste und gute Küche, er möchte seine Regierung gern mit einem Eklat anfangen, ist ein soliderer Freund des Militärs als sein Vater, hat die Religion eines honetten Mannes, glaubt an Gott und die Vergebung der Sünden, liebt Glanz und großartiges Wesen, er wird alle Hofchargen neu etablieren und vornehme Leute an seinen Hof ziehen*.“ Nicht ganz ist diese Prophezeiung gerechtfertigt worden. Wir suchen in dieser Zeit andere Seiten seines Wesens zu verstehen. Der neue König war von feuriger enthusiastischer Empfindung, schnell erregt, leicht kamen die Tränen in seine Augen. Wie seinen Zeitgenossen war ihm leidenschaftliches Bedürfnis, das Große zu bewundern, sich weichen Stimmungen elegisch hinzugeben. Zärtlich blies er sein Adagio auf der Flöte, wie die andern ehrlichen Zeitgenossen ward auch ihm in Wort und Vers der volle Ausdruck innigen Gefühls nicht leicht, aber die pathetische Phrase rührte ihm Tränen und Empfindsamkeit auf. Trotz

* Journal de Seckendorf. 2. Jan. 1738.

aller französischen Sentenzen war die Anlage seines Wesens auch nach dieser Richtung sehr deutsch.

Sehr ungerecht haben ihn die beurteilt, welche ihm ein kaltes Herz zuschrieben. Nicht die kalten Fürstenherzen sind es, die am meisten durch ihre Härte verletzen. Solchen ist fast immer vergönnt, durch gleichmäßige Huld und schicklichen Ausdruck ihre Umgebung zu befriedigen. Die stärksten Äußerungen der Nichtachtung liegen in der Regel dicht neben den herzgewinnenden Lauten einer weichen Zärtlichkeit. Aber in Friedrich war, so scheint uns, eine auffallende und seltsame Verbindung von zwei ganz entgegengesetzten Richtungen des Gemüts, welche sonst auf Erden in ewig unversöhntem Kampfe liegen. Er hatte ebensosehr das Bedürfnis, sich das Leben zu idealisieren, als den Drang, sich und andern ideale Stimmungen unbarmherzig zu zerstören. Seine erste Eigenschaft war vielleicht die schönste, vielleicht die leidvollste, mit welcher ein Mensch für den Kampf der Erde ausgestattet wird. Er war allerdings eine Dichternatur, er besaß in hohem Grade jene eigentümliche Kraft, welche die gemeine Wirklichkeit nach idealen Forderungen des eigenen Wesens umzubilden strebt und alles Nahe mit dem holden Schein eines neuen Lebens überzieht. Es war ihm Bedürfnis, mit dem ganzen Zauber eines beweglichen Gefühls, mit der Grazie seiner Phantasie das Bild seiner Lieben sich zuzurichten und das Verhältnis, in das er sich frei zu ihnen gesetzt hatte, auszuschmücken. Es war immer etwas Spiel dabei; auch wo er am leidenschaftlichsten empfand, liebte er mehr sein verschönertes Bild des andern, das er in sich trug, als diesen selbst. In solcher Stimmung hat er Voltaires Hand geküßt. Wurde ihm irgend einmal in empfindlicher Weise der Unterschied zwischen seinem Ideal und dem wirklichen Menschen fühlbar, so ließ er den Menschen fallen und hielt sich an das Bild. Wem die Natur diese Anlage gegeben hat, Liebe und Freundschaft vorzugsweise durch das bunte Glas poetischer Stimmungen zu empfinden, der wird nach dem Urteil anderer in der Wahl seiner Lieben immer Willkür zeigen; eine gewisse gleichmäßige Wärme, welche rücksichtsvoll alle bedenkt, scheint solchen

Naturen versagt zu sein. Wem der König in seiner Weise Freund geworden war, gegen den war er von der größten Aufmerksamkeit und Ausdauer, wie sehr auch seine Stimmung in einzelnen Momenten wechselte. Er konnte dann in seiner Trauer über den Verlust einer solchen Gestalt sentimental werden, wie nur irgendein Deutscher aus der Wertherperiode. Er hatte mit seiner Schwester von Bayreuth viele Jahre in einiger Entfremdung gelebt, erst in den letzten Jahren vor ihrem Tode, unter den Schrecken des schweren Krieges, war ihm ihr Bild als das einer zärtlichen Schwester wieder lebendig aufgegangen. Nach ihrem Tode fand er einen düsteren Genuß darin, das Herzliche dieses Verhältnisses sich und andern vorzustellen, er baute ihr einen kleinen Tempel und wallfahrtete oft dahin. Wer seinem Herzen nicht durch Vermittlung poetischer Empfindungen nahetrat, nicht die liebespinnende Poesie ihm anregte, ja wer gar etwas in seinem reizbaren Wesen störte, gegen den war er kalt, nichtachtend, gleichgültig, ein König, der nur fragte, wie weit der andere ihm nütze, er warf ihn vielleicht weg, wenn er ihn nicht mehr brauchte. Solche Begabung vermag allerdings das Leben des jungen Mannes mit einem verklärenden Schimmer zu umgeben, sie verleiht bunten Schein und holde Farbe auch Gewöhnlichem, aber sie wird mit viel guter Sitte, Pflichtgefühl und einem Sinn, der Höheres will als sich selbst, verbunden sein müssen, wenn sie denselben Mann in höherem Alter nicht isolieren und verdüstern soll. Sie wird auch im günstigsten Falle neben den wärmsten Verehrern bittere Feinde aufregen. Etwas von dieser Anlage hat der edlen Seele Goethes schwere Schmerzen, dauerlose Verhältnisse, viele Enttäuschungen und ein einsames Alter bereitet. Sie wird doppelt verhängnisvoll für einen König, dem andere so selten sicher und gleichberechtigt gegenübertreten, dem die offenherzigsten Freunde immer noch bewundernde Schmeichler werden, ungleich in ihrem Verhalten, bald unfrei im höfischen Bann seiner Majestät, bald im Gefühl ihrer Rechte unzufriedene Tadler.

Dem König Friedrich aber wurde dieses Bedürfnis nach idealen Verhältnissen und die Sehnsucht nach Menschen, die

seinem Herzen Gelegenheit gaben, sich rückhaltlos aufzuschließen, zunächst durch seinen durchdringenden Scharfblick gekreuzt und durch eine unbestechliche Wahrheitsliebe, welche allen Täuschungen todfeind war, sich gegen jede Illusion unwillig sträubte, den Schein überall verachtete, immer dem Kern der Dinge nachspürte. Diese prüfende Auffassung des Lebens und seiner Pflichten allein mochte ihm ein guter Schutz gegen die Täuschungen werden, welche den phantasievollen Fürsten, wo er Vertrauen schenkt, häufiger kränken als den Privatmann. Aber sein Scharfsinn zeigte sich auch als wilde Laune, welche schonungslos, sarkastisch und spottlustig verwüstete. Woher ihm diese Anlage kam? War es märkisches Blut? War es ein Erbteil seiner Urgroßmutter, der Kurfürstin Sophie von Hannover, und seiner Großmutter, der Königin Sophie Charlotte, jener geistvollen Frauen, mit denen Leibniz über die ewige Harmonie der Welt verhandelt hatte? Sicher hatte die rauhe Schule seiner Jugend dazu beigetragen. Scharf ist sein Blick für die Schwächen anderer; wo er eine Blöße erspäht, wo ihn fremde Art ärgert oder reizt, da rührt sich ihm die bewegliche Zunge. Freunde und Feinde trifft schonungslos sein Wort; auch wo Schweigen und Ertragen von jeder Vorsicht geboten ist, vermag er nicht sich zu beherrschen; dann ist seine Seele wie verwandelt, erbarmungslos, unendlich übertreibend verzieht er sich das Bild des andern zur Karikatur. Sieht man näher zu, so ist freilich auch hierbei die Freude an der geistigen Produktion die Hauptsache, er befreit sich selbst von einem unholden Eindruck, indem er gegen sein Opfer improvisiert, er malt ins Groteske mit innerem Behagen, und er wundert sich wohl, wenn der Betroffene tief verletzt auch wieder gegen ihn in Waffen tritt. Sehr auffallend ist darin seine Ähnlichkeit mit Luther. Daß es nicht würdig ist und vielleicht nicht geziemend, kümmert den König so wenig als den Reformator, beide sind in einer Aufregung wie auf der Jagd, beide vergessen über die Freude des Kampfes gänzlich die Folgen. Beide haben sich selbst und ihrer großen Sache dadurch ernsthaft geschadet und sich aufrichtig gewundert, wenn sie das einmal erkannten. Freilich sind die Keulenschläge oder die Streiche mit der Pritsche, welche der große Mönch des 16. Jahrhunderts führt, bei weitem furchtbarer als die Stiche, welche der große Fürst im Zeitalter der Aufklärung austeilt. Aber wenn der König neckt und höhnt und vielleicht einmal boshaft zwickt, so wird ihm das unartige Wesen schwerer verziehen; denn es ist häufig kein gleicher Kampf, den er mit seinen Opfern führt. So hat der große Fürst alle seine politischen Gegner behandelt und tödliche Feindschaft gegen sich aufgeregt; über die Pompadour in Frankreich, über Kaiserin Elisabeth und Kaiserin Maria Theresia hat er an der Tafel gescherzt, beißende Verse und Pamphlete in Umlauf gesetzt. So hat er sein Dichterideal Voltaire bald gestreichelt, bald gescholten und gekratzt. So verfuhr er aber auch mit Menschen, welche er wirklich hochschätzte, denen er das größte Vertrauen schenkte, die er in den Kreis seiner Freunde aufgenommen. Er hatte den Marquis d'Argens an seinen Hof gezogen, zum Kammerherrn gemacht, zum Mitglied der Akademie, zu einem seiner nächsten und liebsten Genossen. Die Briefe, welche er ihm aus den Feldlagern des Siebenjährigen Krieges schrieb, gehören zu den schönsten und rührendsten Erinnerungen, die uns von dem König geblieben sind. Als Friedrich aus dem Kriege heimkehrt, ist ihm eine liebe Hoffnung, daß der Marquis bei ihm in Sanssouci wohnen soll. Und wenige Jahre darauf ist dieses schöne Verhältnis in der peinlichsten Weise gelöst. Wie war das doch möglich? Der Marquis war vielleicht der beste Franzose, den der König an sich gefesselt, ein Mann von Ehre, feinfühlend, gebildet, dem König in Wahrheit ergeben. Aber er war weder ein bedeutender, noch ein besonders kräftiger Mann. Lange Jahre hatte der König in ihm einen Gelehrten bewundert, was er nicht war, einen weisen, klaren, sicheren Philosophen mit gefälligem Witz und frischer Laune, er hatte sich sein Bild ganz gemütlich und poetisch zugerichtet. Jetzt, bei dem täglichen Zusammensein, fand der König sich getäuscht, ein weichliches Wesen des Franzosen, das mit der eigenen Kränklichkeit hypochondrisch spielte, ärgerte ihn, er begann zu erkennen, daß der gealterte Marquis weder ein großes

Talent, noch von starkem Geist war, das Ideal, das er sich von ihm gemacht, wurde zerstört. Da beginnt der König ihn wegen seiner Weichlichkeit zu verspotten, der empfindliche Franzose erbittet Urlaub, zur Herstellung seiner Gesundheit, auf einige Monate nach Frankreich zu reisen. Der König ist durch dies überlaunische Wesen verletzt und fährt fort, in den Freundesbriefen, welche er ihm nachsendet, dies Kranktun zu höhnen. In Frankreich solle sich jetzt ein Werwolf zeigen, kein Zweifel, daß der Marquis dies sei, als Preuße und in seiner kläglichen Krankenhülle. Ob er jetzt kleine Kinder esse? Die Unart habe er doch sonst nicht gehabt, aber auf Reisen ändere sich vieles am Menschen. Der Marquis bleibt statt weniger Monate zwei Winter; als er zurückkehren will, sendet er Zeugnisse seiner Ärzte; wahrscheinlich war der wackere Mann in der Tat krank gewesen, aber den König verletzt diese unbehilfliche Legitimation eines alten Freundes im Innersten. Und wie dieser zurückkehrt, ist das alte Verhältnis verdorben. Noch will ihn der König nicht loslassen, aber er gefällt sich darin, durch Stachelreden und starke Scherze den Treulosen zu strafen. Da fordert der Franzose, in tiefster Seele gekränkt, seine Entlassung. Er erhält sie, und man erkennt den Schmerz und Zorn des Königs aus dem Bescheid. Als der Marquis in dem letzten Brief, den er vor seinem Tode dem König schrieb, ihm noch einmal nicht ohne Bitterkeit vorhielt, wie höhnend und schlecht er einen uneigennützigen Verehrer behandelt, da las der König schweigend den Brief. Aber an die Witwe des Toten schrieb er betrübt von seiner Freundschaft für ihren Gatten und ließ ihm in fremdem Land ein kostbares Denkmal errichten. — Mit den meisten seiner Lieben ging es dem großen Fürsten so, magisch wie seine Kraft anzuziehen, ebenso dämonisch war seine Fähigkeit abzustoßen. Wer aber darin einen Fehler des Mannes schelten will, dem sei die Antwort, daß es in der Geschichte kaum einen andern König gegeben hat, der in so großartiger Weise sein geheimstes Seelenleben seinen Freunden aufgeschlossen hat als Friedrich.

Wenige Monde trug Friedrich II. die Krone, da starb

Kaiser Karl VI. Jetzt trieb den jungen König alles, ein großes Spiel zu wagen. Daß er solchen Entschluß faßte, war trotz der augenblicklichen Schwäche Österreichs doch an sich Zeichen eines kecken Mutes. Die Länder, welche er regierte, zählten etwa ein Siebentel der Menschenmasse, welche in dem weiten Gebiet der Maria Theresia lebte. Es ist wahr, sein Heer war vorläufig dem österreichischen an Zahl und Kriegstüchtigkeit weit überlegen, und nach der Vorstellung der Zeit war die Masse des Volkes nicht in der Weise zur Ergänzung des Heeres geeignet wie jetzt. Und wenig ahnte er die Größe Maria Thereſias. Aber schon in den Vorbereitungen zum Einmarsch bewies der König, daß er lange darauf gehofft, sich mit Österreich zu messen, in gehobener Stimmung begann er seinen Kampf, der für sein Leben und das seines Staates entscheidend werden sollte. Wenig kümmerte ihn im Grunde das Recht, welches er auf schlesische Herzogtümer etwa noch hatte und durch seine Federn vor Europa zu erweisen suchte. Die Politik der despotischen Staaten des 17. und 18. Jahrhunderts sorgte darum überhaupt nicht. Wer seiner Sache einen guten Schein geben konnte, benutzte auch dieses Mittel; im Notfall war auch der unwahrscheinlichste Beweis, der schalste Vorwand genug. So hatte Ludwig XIV. gekriegt, so hatte der Kaiser gegen die Türken, Italiener, Deutschen, Franzosen und Spanier sein Interesse verfolgt, so war dem Großen Kurfürsten ein Teil seiner Erfolge durch andere verdorben worden. Gerade da, wo das Recht der Hohenzollern am deutlichsten gesprochen hatte — wie in Pommern —, waren sie am meisten verkürzt worden. Durch niemand mehr als durch den Kaiser und das Haus Habsburg. Jetzt suchte ein Hohenzollern die Rache. „Sei mein Cicero und beweise das Recht meiner Sache, ich werde dein Cäsar sein und sie durchführen", schrieb Friedrich seinem Jordan nach dem Einmarsch in Schlesien. Leicht mit beflügeltem Schritt, wie zum Tanz, betrat der König die Felder seiner Siege. Immer noch war heiterer Lebensgenuß, das süße Tändeln mit Versen, geistvolles Geplauder mit seinen Vertrauten über die Freuden des Tages, über Gott, Natur und Unsterblichkeit, was er

für das Salz seines Lebens hielt. Aber die große Arbeit, in die er getreten war, begann ihre Wirkungen auf seine Seele schon nach den ersten Wochen, bevor er noch die Feuerprobe der ersten großen Schlacht durchgemacht hatte. Und sie hat seitdem an seiner Seele gehämmert und geschmiedet, bis sie sein Haar grau färbte und das feurige Herz zu klingendem Metall verhärtete. Mit der wundervollen Klarheit, die ihm eigen war, beobachtete er den Beginn dieser Änderungen. Wie ein Fremder sah er schon damals auf sein eigenes Leben. „Du wirst mich philosophischer finden, als du denkst," schreibt er dem Freund, „ich bin es immer gewesen, bald mehr, bald weniger. Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaft, das Verlangen nach Ruhm, ja um dir nichts zu verbergen, auch die Neugierde, endlich ein geheimer Instinkt haben mich aus der süßen Ruhe getrieben, die ich genoß, und der Wunsch, meinen Namen in den Zeitungen und der Geschichte zu lesen, hat mich seitab geführt. Komm her zu mir, die Philosophie behält ihre Rechte, und ich versichere dich, wenn ich nicht diese verdammte Vorliebe für den Ruhm hätte, ich würde nur an ruhiges Behagen denken."

Und als der treue Jordan in seine Nähe kommt, und er den Mann des friedlichen Genusses furchtsam und unbehaglich im Felde sieht, da empfindet der König plötzlich, daß er ein anderer und stärkerer geworden ist. Der Ankommende war von ihm so lange als der Gelehrtere geehrt worden, er hatte ihm Verse gebessert, Briefe stilisiert, in Kenntnis der griechischen Gelehrtenschulen war er ihm weit überlegen gewesen. Und trotz aller philosophischen Bildung machte er dem König jetzt den Eindruck eines Mannes ohne Mut; mit herbem Spott fuhr der König gegen ihn los. Und in einer seiner besten Improvisationen stellt er sich selbst als Krieger dem weichlichen Philosophen gegenüber. So unbillig die Spottverse waren, mit denen er ihn immer wieder überschüttete, so schnell war doch auch die Rückkehr der alten herzlichen Empfindung. Aber es war auch der erste leise Fingerzeig des Schicksals für den König selbst; noch oft sollte ihm das gleiche begegnen, er sollte werte Männer,

treue Freunde einen nach dem andern verlieren, nicht nur durch den Tod, noch mehr durch die Kälte und Entfremdung, welche zwischen seinem und ihrem Wesen sich auftat. Denn der Weg, den er jetzt betreten hatte, sollte alle Größe, aber auch alle Einseitigkeit seiner Natur immer stärker ausbilden, bis an die Grenze des Menschlichen; je höher er sich selbst über die andern erhob, desto kleiner mußte ihm ihr Wesen erscheinen; fast alle, die er in späteren Jahren mit dem eigenen Maße maß, waren wenig imstande, dabei zu bestehen. Und das Mißbehagen und die Enttäuschung, die er dann empfinden sollte, wurden immer schärfer und rücksichtsloser, bis er selbst auf einsamer Höhe aus Augen, die wie Horn in dem versteinerten Antlitz standen, auf das Treiben der Menschen zu seinen Füßen heruntersah. Immer aber bis zu seinen letzten Stunden wurde der kalte Strahl seines prüfenden Blickes unterbrochen durch den hellen Glanz einer warmen menschlichen Empfindung. Und daß diese ihm blieb, macht die große tragische Gestalt für uns so rührend.

Jetzt freilich im ersten Krieg sieht er auf die stille Ruhe seines „Remusberg" noch mit Sehnsucht zurück, und tief fühlt er den Zwang eines ungeheuren Geschickes, der ihn bereits umgibt. „Es ist schwer, mit Gleichmut dies Glück und Unglück zu ertragen", schreibt er; „wohl kann man kalt scheinen im Glück und unberührt bei Verlusten, die Züge des Gesichts können sich verstellen, aber der Mann, das Innere, die Falten des Herzens werden deshalb nicht weniger angegriffen." Und hoffnungsvoll schließt er: „Alles, was ich von mir wünsche, ist doch nur, daß die Erfolge nicht meine menschlichen Empfindungen und Tugenden verderben, zu denen ich mich immer bekannt habe. Möchten meine Freunde mich so finden, wie ich immer gewesen bin." Und am Ende des Krieges schreibt er: „Sieh, dein Freund ist zum zweiten Male Sieger. Wer hätte vor einigen Jahren gesagt, daß dein Schüler in der Philosophie eine militärische Rolle in der Welt spielen werde? Daß die Vorsehung einen Dichter ausersehen würde, das politische System Europas umzu-

stürzen?"* — So frisch und jung empfand Friedrich, als er aus dem ersten Krieg im Triumphzug nach Berlin zurückkehrte.

Zum zweitenmal zieht er aus, Schlesien zu behaupten. Wieder ist er Sieger, schon hat er das ruhige Selbstgefühl eines erprobten Feldherrn, lebhaft ist seine Freude über die Güte seiner Truppen. „Alles, was mir bei diesem Sieg schmeichelt," schreibt er an Frau von Camas**, „ist, daß ich durch den schnellen Entschluß und ein kühnes Manöver zur Erhaltung so vieler braver Leute beitragen konnte. Ich wollte nicht den geringsten meiner Soldaten um eitlen Ruhm, der mich nicht mehr täuscht, verwunden lassen." Aber mitten in den Kampf fiel der Tod von zwei seiner liebsten Freunde, Jordan und Kayserlingk. Rührend ist seine Klage. „In weniger als drei Monaten habe ich meine beiden treuesten Freunde verloren, Leute, mit denen ich täglich gelebt habe, anmutige Gesellschafter, ehrenwerte Männer und wahre Freunde. Es ist schwer für ein Herz, das so empfindsam geschaffen wurde wie das meine, den tiefen Schmerz zurückzudrängen. Kehre ich nach Berlin zurück, ich werde fast fremd in meinem eigenen Vaterland, isoliert in meinem Hause sein. Auch Sie haben das Schicksal gehabt, auf einmal viele Personen zu verlieren, die Ihnen lieb waren; ich bewundere Ihren Mut, aber nachahmen kann ich ihn nicht. Meine einzige Hoffnung ist die Zeit, die mit allem zu Ende kommt, was es in der Natur gibt. Sie fängt an, die Eindrücke in unserm Gehirn zu schwächen und hört damit auf, uns selbst zu vernichten. Ich fürchte mich jetzt vor allen den Orten, welche mir die traurige Erinnerung an Freunde, die ich für immer verloren habe, zurückrufen." — Und noch vier Wochen nach dem Tode schreibt er derselben Freundin, die ihn zu trösten versuchte: „Glauben Sie nicht, daß der Drang der Geschäfte und Gefahren in der Traurigkeit zerstreut, ich weiß aus Erfahrung, das ist ein schlechtes Mittel. Leider sind erst vier Wochen vergangen, seit meine Tränen

* Oeuvres T. XVII. Nr. 140. p. 213.
** Oeuvres T. XVIII. Nr. 10.

und mein Schmerz begann, aber nach den heftigen Anfällen der ersten Tage fühle ich mich jetzt ebenso traurig, ebensowenig getröstet, als im Anfang." Und als ihm sein würdiger Erzieher Duhan aus der Hinterlassenschaft Jordans einige französische Bücher schickt, die der König begehrt hatte, schrieb der Fürst noch im Spätherbst desselben Jahres: „Mir kamen die Tränen in die Augen, als ich die Bücher meines armen geschiedenen Jordan öffnete; ich habe ihn so sehr geliebt, und es wird mir sehr schwer, zu denken, daß er nicht mehr ist." — Nicht lange, und der König verlor auch den Vertrauten, an den dieser Brief gerichtet ist.

Der Verlust der Jugendfreunde im Jahre 1745 bildet einen wichtigen Abschnitt im innern Leben des Königs. Mit den uneigennützigen ehrlichen Männern starb ihm fast alles, was ihn im Verkehr mit andern glücklich gemacht hatte. Die Verbindungen, in welche er jetzt als Mann trat, waren sämtlich von anderer Art. Auch die besten der neuen Bekannten wurden vielleicht Vertraute einzelner Stunden, nicht die Freunde seines Herzens. Das Bedürfnis nach anregendem geistigen Verkehr blieb, ja es wurde stärker und anspruchsvoller. Denn er ist auch darin eine einzige Erscheinung, er konnte heitere und vertrauensvolle Verhältnisse niemals entbehren, nicht das leichte, fast rückhaltslose Geplauder, welches durch alle Schattierungen menschlicher Stimmung, tiefsinnig oder frivol, von den größten Fragen des Menschengeschlechts bis zu den kleinsten Tagesereignissen herabflatterte. Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte er an Voltaire geschrieben und ihn zu sich eingeladen; er war mit dem Franzosen zuerst 1740 auf einer Reise bei Wesel zusammengetroffen, kurz darauf war Voltaire auf wenige Tage für schweres Geld nach Berlin gekommen, er hatte schon damals dem König den Eindruck eines Narren gemacht, aber Friedrich fühlte doch eine unendliche Verehrung vor dem Talent des Mannes; Voltaire war ihm der größte Dichter aller Zeiten, Hofmarschall des Parnasses, auf dem der König selbst so gern eine Rolle spielen wollte. Immer stärker wurde Friedrichs Wunsch, den Mann zu besitzen. Er betrachtete sich als seinen Schüler, er wünschte jeden seiner

Verse durch den Meister gebilligt, er lechzte unter seinen märkischen Offizieren nach dem Witz und Geist der eleganten Franzosen; endlich war auch die Eitelkeit eines Souveräns dabei, er wollte ein Fürst der schönen Geister und Philosophen werden, wie er ein ruhmgekrönter Heerführer geworden war. Seit dem zweiten Schlesischen Krieg wurden zumeist die Fremden seine Vertrauten, seit 1750 ward ihm die Freude, auch den großen Voltaire als Mitglied seines Hofhaltes zu sehen. Es war kein Unglück, daß der schlechte Mann nur wenige Jahre unter den Barbaren aushielt.

Diese zehn Jahre von 1746—1756 sind es, in denen Friedrich als Schriftsteller Selbstgefühl und eine Bedeutung gewann, welche noch heute in Deutschland nicht nach Gebühr gewürdigt wird. Aber seine französischen Verse vermag der Deutsche nur unvollständig zu urteilen. Er war ein behender Dichter, dem sich mühelos jede Stimmung in Reim und Vers fügte. Er hat aber in seiner Lyrik die Schwierigkeiten der fremden Sprache vor den Augen eines Franzosen niemals vollständig überwunden, wie fleißig auch seine Vertrauten durchsahen; ja es fehlte ihm, wie uns scheint, immer an der gleichmäßigen rhetorischen Stimmung, jenem Stil, der in der Zeit Voltaires das erste Kennzeichen eines berufenen Dichters war; denn neben schönen und erhabenen Sätzen in prächtiger Phrase störten triviale Gedanken und banaler Ausdruck. Auch seine Geschmacksbildung war nicht sicher und selbständig genug; er war in seinem ästhetischen Urteil schnell bewundernd, kurz absprechend, aber in der Stille weit abhängiger von der Meinung seiner französischen Bekannten, als sein Stolz eingeräumt hätte. Das Beste, was in der französischen Poesie damals erblühte, die Rückkehr zur Natur und der Kampf schöner Wahrheit gegen die Fesseln der alten Konvenienz, blieb dem König unverständlich; Rousseau war ihm lange Zeit ein exzentrischer armer Teufel, und der gewissenhafte und lautere Geist Diderots galt ihm gar für seicht. Und dennoch scheint uns, daß in seinen Gedichten und gerade in den leichten Improvisationen, die er seinen Freunden gönnt, nicht selten ein Reichtum an poetischem Detail und ein herzgewinnender Ton wahren Gefühls durchbricht,

um den ihn wenigstens sein Vorbild Voltaire beneiden könnte*. —

Wie die Kommentare Cäsars ist Friedrichs Geschichte seiner Zeit eines der bedeutendsten Denkmale der historischen Literatur**. Es ist wahr, er schrieb gleich dem römischen Feldherrn, gleich jedem handelnden Staatsmann die Tatsachen so, wie sie in der Seele eines Beteiligten reflektieren, nicht alles ist von ihm gleichmäßig gewürdigt, und nicht jeder Partei gönnt er ihr bestes Recht; aber er weiß unendlich vieles, was jedem Fernstehenden verborgen bleibt, und führt nicht unparteiisch, aber auch gegen seine Gegner hochgesinnt, in einige innerste Motive der großen Ereignisse ein. Er schrieb zuweilen ohne den großen Apparat, den ein Historiker von Fach um sich sammeln muß, es begegnete ihm daher, daß Erinnerung und Urteil, so zuverlässig beide sind, ihn an einzelnen Stellen im Stich ließen; endlich schrieb er eine Apologie seines Hauses, seiner Politik, seiner Feldzüge, und wie Cäsar verschweigt er einigemal und legt die Tatsachen so zurecht, wie er sie auf die Folgezeit gebracht wünscht. Aber die Wahrheitsliebe und Offenherzigkeit, mit der er sein Haus und sein eignes Tun behandelt, ist dennoch nicht weniger bewundernswert, als die souveräne Ruhe und Freiheit, in der er über den Begebenheiten schwebt, trotz der kleinen rhetorischen Schnörkel, welche im Geschmack der Zeit lagen.

---

* Es ist hier allerdings nicht der Ort, auf Einzelheiten einzugehen, wozu auch seine dramatischen Versuche einladen. — Wir besitzen endlich eine sorgfältige Ausgabe seiner Werke. Aber es wäre nicht minder Pflicht, eine Auswahl seiner Poesien und sein größeres Geschichtswerk in guter deutscher Übertragung zu einem Gemeingut der Nation zu machen, welcher diese Seite im Leben ihres Königs bis jetzt noch zu fremd geblieben ist.

** Die Teile seines Geschichtswerks erschienen bekanntlich unter besonderen Titeln, mit mehreren Einleitungen. Die Memoiren des Hauses Brandenburg (begonnen 1746), im größten Teil unbedeutend und zusammengeschrieben, dann Geschichte meiner Zeit (verf. 1746—1775), sein Meisterstück, dann die große Geschichte des Siebenjährigen Krieges (beendet 1764), endlich die Memoiren seit dem Hubertusburger Frieden (verf. 1775—1779); sie bilden trotz ungleichmäßiger Behandlung doch ein zusammenhängendes Ganzes.

Erstaunlich wie seine Fruchtbarkeit ist seine Vielseitigkeit. Einer der größten Militärschriftsteller, ein bedeutender Geschichtsschreiber, behender Dichter und daneben populärer Philosoph, praktischer Staatsmann, ja sogar anonymer, sehr ausgelassener Pamphletschreiber und einigemal Journalist, ist er stets bereit, für alles, was ihn erfüllt, erwärmt, begeistert, mit der Feder ins Feld zu ziehen und jeden anzugreifen in Versen und Prosa, der ihn reizt oder ärgert, nicht nur Papst und Kaiserin, Jesuiten und holländische Zeitungsschreiber, auch alte Freunde, wenn sie ihm lau erschienen, was er nicht leiden kann, oder wenn sie gar von ihm abzufallen drohen. Nie hat es — seit Luther — einen so kampflustigen, rücksichtslosen, unermüdlichen Schreiber gegeben. Sobald er die Feder zum Schreiben ansetzt, ist er wie Proteus alles, Weiser oder Intrigant, Historiker oder Poet, wie es gerade die Situation verlangt, immer ein bewegter, feuriger, geistvoller, zuweilen auch unartiger Mensch, an seine königliche Würde aber denkt er wenig. Alles was ihm lieb ist, feiert er durch Gedichte oder Lobreden; die erhabenen Lehren seiner Philosophie, seine Freunde, sein Heer, Freiheit des Glaubens, selbständige Forschung, Toleranz und Bildung des Volkes.

Erobernd hatte der Geist Friedrichs sich nach allen Richtungen ausgebreitet. Es gab, so schien es, kein Hindernis, das ihn aufhielt, wo der Ehrgeiz antrieb zu siegen. Da kamen die Jahre der Prüfung, sieben Jahre furchtbarer, herzquälender Sorgen. Die große Periode, wo dem reichen hochfliegenden Geiste die schwersten Aufgaben, die je ein Mensch bestanden, auferlegt wurden, wo ihm fast alles unterging, was er für sich selbst an Freude und Glück, an Hoffnungen und egoistischem Behagen besaß, wo auch Holdes und Anmutiges in dem Menschen sterben sollte, damit er der entsagende Fürst seines Volkes, der große Beamte des Staates, der Held einer Nation wurde. Nicht eroberungslustig zog er diesmal in den Kampf; daß er um sein und seines Staates Leben zu kämpfen hatte, war ihm lange vorher deutlich geworden. Aber um so höher wuchs ihm der Entschluß. Wie der Sturmwind wollte er in die Wolken brechen, die sich von

allen Seiten um sein Haupt zusammenzogen. Durch die Energie eines unwiderstehlichen Angriffs gedachte er die Wetter zu zerteilen, bevor sie sich entluden. Er war bis dahin nie besiegt worden, seine Feinde waren geschlagen sooft er, sein furchtbares Werkzeug, das Heer, in der Hand, auf sie gestoßen war. Das war eine Hoffnung, die einzige. Wenn ihm auch diesmal erprobte Gewalt nicht versagte, so mochte er seinen Staat retten.

Aber gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit den Österreichern, den alten Feinden, sah er, daß auch sie von ihm gelernt hatten und andere geworden waren. Bis zum Äußersten spannte er seine Kraft, und bei Kolin versagte sie ihm. Der 18. Juni 1757 ist der verhängnisvollste Tag in Friedrichs Leben. Dort begegnete, was ihm noch zweimal in diesem Krieg den Sieg entriß: der Feldherr hatte seine Feinde zu gering geachtet, er hatte seinem eigenen tapfern Heer das Übermenschliche zugemutet. Nach einer kurzen Betäubung hob sich Friedrich in neuer Kraft. Aus dem Angriffskrieg war er auf eine verzweifelte Defensive angewiesen, von allen Seiten brachen die Gegner gegen sein kleines Land, mit jeder großen Macht des Festlandes trat er in tödlichen Kampf, er, der Herr über nur vier Millionen Menschen und über ein geschlagenes Heer. Jetzt bewährte er sein Feldherrntalent, wie er sich nach Verlusten den Feinden entzog und sie wieder packte und schlug, wo man ihn am wenigsten erwartete, wie er sich bald dem einen, bald dem andern Heer entgegenwarf, unübertroffen in seinen Dispositionen, unerschöpflich in seinen Hilfsmitteln, unerreicht als Führer und Schlachtenherr seiner Truppen. So stand er, einer gegen fünf, gegen Österreicher, Russen, Franzosen, von denen jeder einzelne der Stärkere war, zu gleicher Zeit noch gegen Schweden und die Reichstruppen. Fünf Jahre lang kämpfte er so gegen eine ungeheure Übermacht, jedes Frühjahr in Gefahr, allein durch die Massen erdrückt zu werden, jeden Herbst wieder befreit. Ein lauter Ruf der Bewunderung und des Mitgefühls ging durch Europa. Und unter den ersten widerwilligen Lobrednern waren seine heftigsten Feinde. Gerade jetzt, in diesen Jahren des wechselnden Ge-

schickes, wo der König selbst so bittere Zufälle des Schlachtenglücks erlebte, wurde seine Kriegsführung das Staunen aller Heere Europas. Wie er seine Linien gegen den Feind zu stellen wußte, immer als der Schnellere und Gewandtere, wie er so oft in schräger Stellung den schwächsten Flügel des Feindes überflügelte, zurückdrängte und zusammenwarf, wie seine Reiterei, die neu geschaffen zu der ersten der Welt geworden war, in Furie über den Feind stürzte, seine Reihen zerriß, seine Haufen zersprengte, das wurde überall als neuer Fortschritt der Kriegskunst, als die Erfindung des größten Genius gepriesen. Taktik und Strategie des preußischen Heeres wurde für alle Armeen Europas fast ein halbes Jahrhundert Vorbild und Muster. Einstimmig wurde das Urteil, daß Friedrich der größte Feldherr seiner Zeit sei, daß es vor ihm, solange es eine Geschichte gibt, wenig Heerführer gegeben, die mit ihm zu vergleichen wären. Daß die kleinere Zahl so häufig gegen die Mehrzahl siegte, daß sie auch geschlagen nicht zerschmolz, sondern, wenn kaum der Feind seine Wunden geheilt, so drohend und gerüstet wie früher ihm gegenübertrat, das schien unglaublich. Wir aber rühmen nicht die Kriegsführung des Königs allein, auch die kluge Bescheidenheit, mit welcher er seine Linearaktik handhabte. Er wußte sehr gut, wie sehr ihn die Rücksicht auf Magazine und Verpflegung beengte und die Tausende von Karren, auf denen er Proviant und Tagesbedürfnisse des Soldaten mit sich führen mußte. Aber er wußte auch, daß diese Methode für ihn die einzige Rettung war. Einmal, als er nach der Schlacht bei Roßbach den bewundernswerten Marsch nach Schlesien machte, 41 Meilen in 15 Tagen, da in der höchsten Gefahr verließ er seine alte Methode, er zog durch die Länder wie jetzt andere Armeen, er ließ die Leute von den Wirten verpflegen. Aber sogleich kehrte er wieder weise zu dem alten Brauch zurück*. Denn sobald seine Feinde ihm diese freie Bewegung nachmachen lernten, war er sicher verloren. Wenn die alte Landesmiliz in seinen alten Provinzen wieder aufstand, die Schweden

* von Tempelhof, Siebenjähriger Krieg. I. S. 282.

verjagen half und Kolberg und Berlin tapfer verteidigte, so ließ er sich das zwar gerne gefallen; aber er hütete sich sehr, den Volkskrieg zu ermuntern, und als sein ostfriesisches Landvolk sich selbstkräftig gegen die Franzosen erhob und von diesen dafür hart heimgesucht wurde, ließ er ihm rauh sagen, es sei selbst schuld daran; denn der Krieg sollte für die Soldaten sein, für den Bauern und Bürger die ungestörte Arbeit, die Steuern, die Aushebung. Er wußte wohl, daß er verloren war, wenn ein Volkskrieg in Sachsen und Böhmen gegen ihn aufgeregt wurde. Gerade diese Beschränkung des umsichtigen Feldherrn auf die militärischen Formen, welche ihm allein den Kampf möglich machten, mag zu seinen größten Eigenschaften gerechnet werden.

Immer lauter wurde der Schrei der Trauer und Bewunderung, mit welcher Deutsche und Fremde diesem Todeskampf des umstellten Löwen zusahen. Schon im Jahre 1740 war der junge König von den Protestanten als Parteigänger für Gewissensfreiheit und Aufklärung gegen Intoleranz und Jesuiten gefeiert worden. Seit er wenige Monate nach der Schlacht bei Kolin die Franzosen bei Roßbach so gründlich geschlagen hatte, wurde er der Held Deutschlands, ein Jubelruf der Freude brach überall aus. Durch zweihundert Jahre hatten die Franzosen dem vielgeteilten Land große Unbill zugefügt, gerade jetzt begann das deutsche Wesen sich gegen den Einfluß französischer Bildung zu setzen, und jetzt hatte der König, der selbst die Pariser Verse so sehr bewunderte, die Pariser Generäle so unübertrefflich mit deutschen Kugeln weggescheucht. Es war ein so glänzender Sieg, eine so schmachvolle Niederlage der alten Feinde, es war eine Herzensfreude überall im Reich; auch wo die Soldaten der Landesherren gegen König Friedrich im Felde lagen, jubelten daheim Bürger und Bauern über seine deutschen Hiebe. Und je länger der Krieg dauerte, je lebhafter der Glaube an die Unüberwindlichkeit des Königs wurde, desto mehr erhob sich das Selbstgefühl der Deutschen. Seit langen, langen Jahren fanden sie jetzt einen Helden, auf dessen Kriegsruhm sie stolz sein durften, einen Mann, der mehr als Menschliches leistete. Unzählige Anekdoten

liefen von ihm durch das Land, jeder kleine Zug von seiner Ruhe, guten Laune, Freundlichkeit gegen einzelne Soldaten, von der Treue seines Heeres flog Hunderte von Meilen; wie er in Todesnot die Flöte im Zelt blies, wie seine wunden Soldaten nach der Schlacht Choral sangen, wie er den Hut vor einem Regiment abnahm —, es ist ihm seitdem öfter nachgemacht worden —, das wurde am Neckar und Rhein herumgetragen, gedruckt, mit frohem Lachen und mit Tränen der Rührung gehört. Es war natürlich, daß die Dichter sein Lob sangen, waren doch drei von ihnen im preußischen Heer gewesen, Gleim und Lessing als Sekretäre kommandierender Generäle, und Ewald von Kleist, ein Liebling der jungen literarischen Kreise, als Offizier, bis ihn die Kugel bei Kunersdorf traf. Aber noch rührender für uns ist die treue Hingebung des preußischen Volkes. Die alten Provinzen, Preußen, Pommern, die Marken, Westfalen litten unsäglich durch den Krieg, aber die stolze Freude, Anteil an dem Helden Europas zu haben, hob auch den kleinen Mann oft über das eigene Leben heraus. Der bewaffnete Bürger und Bauer zog jahrelang immer wieder als Landmiliz ins Feld. Als eine Anzahl Rekruten aus dem Klevesschen und der Grafschaft Ravensberg nach verlorenem Treffen fahnenflüchtig wurde und in die Heimat zurückkehrte, da wurden die Ausreißer von ihren eigenen Landsleuten und Verwandten für eidbrüchig erklärt, verbannt und aus den Dörfern zum Heer zurückgejagt.

Nicht anders war das Urteil im Ausland. In den protestantischen Kantonen der Schweiz nahm man so warmen Teil an dem Geschick des Königs, als wären die Enkel der Rütlimänner nie vom Deutschen Reich abgelöst worden. Es gab dort Leute, die vor Verdruß krank wurden, wenn die Sache des Königs schlecht stand*. Ebenso war es in England. Jeder Sieg des Königs erregte in London laute Freude, die Häuser wurden erleuchtet, Bildnisse und Lobgedichte feilgeboten, im Parlament verkündete Pitt bewundernd jede neue Tat des großen Alliierten. Selbst zu

* Sulzer an Gleim in: Briefe der Schweizer von Körte, S. 354.

Paris war man im Theater, in den Gesellschaften mehr preußisch als französisch gesinnt. Die Franzosen spotteten über ihre eigenen Generäle und die Clique der Pompadour; wer dort für die französischen Waffen war, so berichtet Duclos, durfte kaum damit laut werden. In Petersburg war Großfürst Peter und sein Anhang so gut preußisch, daß dort bei jedem Nachteil, den Friedrich erhalten, in der Stille getrauert wurde. Ja bis in die Türkei und zum Khan der Tartaren reichte der Enthusiasmus. Und diese Pietät eines ganzen Weltteils überdauerte den Krieg. Dem Maler Hackert wurde mitten in Sizilien bei der Durchreise durch eine kleine Stadt von dem Magistrat ein Ehrengeschenk von Wein und Früchten überreicht, weil sie gehört hätten, daß er ein Preuße sei, ein Untertan des großen Königs, dem sie dadurch ihre Ehrfurcht erweisen wollten. Und Muley Ismael, Kaiser von Marokko, ließ die Schiffsmannschaft eines Bürgers von Emden, den die Barbaresken nach Mogador geschleppt, ohne Lösung frei, schickte die Mannschaft neugekleidet nach Lissabon und gab ihnen die Versicherung: ihr König sei der größte Mann der Welt, kein Preuße solle in seinen Ländern Gefangener sein, seine Kreuzer würden nie die preußische Flagge angreifen.

Arme gedrückte Seele des deutschen Volkes, wie lange war es doch her, seit die Männer zwischen Rhein und Oder nicht die Freude gefühlt hatten, unter den Nationen der Erde vor andern geachtet zu sein! Jetzt war durch den Zauber einer Manneskraft alles wie umgewandelt. Wie aus bangem Traum erwacht, sah der Landsmann auf die Welt und in sein eigenes Herz. Lange hatten die Menschen still vor sich hin gelebt, ohne Vergangenheit, deren sie sich freuten, ohne eine große Zukunft, auf die sie hofften. Jetzt empfanden sie auf einmal, daß auch sie teilhatten an der Ehre und Größe in der Welt, daß ein König und sein Volk, alle von ihrem Blut, dem deutschen Wesen eine goldene Fassung gegeben hatten, der Geschichte der zivilisierten Menschheit einen neuen Inhalt. Jetzt durchlebten sie alle selbst wie ein großer Mensch kämpfte, wagte und siegte. Jetzt arbeite in deiner Schreibstube, friedlicher Denker, phantasievoller

Träumer, du hast über Nacht gelernt, mit Lächeln auf das Fremde herabzusehen und von deiner eigenen Anlage Großes zu hoffen. Versuche jetzt, was aus deinem Herzen quillt.

Aber während die junge Kraft des Volkes in begeisterter Wärme die Flügel regte, wie empfand unterdes der große Fürst, der ohne Ende gegen die Feinde rang? Als ein schwacher Ton klang der begeisternde Ruf des Volkes an sein Ohr, fast gleichgültig vernahm ihn der König. In ihm wurde es stiller und kälter. Zwar immer wieder kamen leidenschaftliche Stunden des Schmerzes und herzzerreißender Sorge. Er verschloß sich vor seinem Heer in sich, das ruhige Antlitz wurde härter, tiefer die Furchen, gespannter der Blick. Gegen wenige Vertraute öffnete er in einzelnen Stunden das Innere, dann bricht auf einige Augenblicke der Schmerz eines Mannes hervor, der an den Grenzen des Menschlichen angekommen ist.

Zehn Tage nach der Schlacht bei Kolin starb seine Mutter; wenige Wochen darauf scheuchte er im Zorn seinen Bruder August Wilhelm vom Heer, das dieser zu führen nicht kräftig genug gewesen war; das Jahr darauf starb auch dieser, wie der meldende Offizier dem König verkündete, durch Gram getötet. Kurz darauf erhielt er die Nachricht vom Tode seiner Schwester von Bayreuth. Einer nach dem andern von seinen Generälen sank an seiner Seite oder verlor des Königs Vertrauen, weil er den übermenschlichen Aufgaben dieses Krieges nicht gewachsen war. Seine alten Soldaten, sein Stolz, eherne Krieger in drei harten Kriegen erprobt, sie, die sterbend noch die Hand nach ihm ausstreckten und seinen Namen riefen, wurden in Haufen um ihn zerschmettert, und was in die weiten Gassen eintrat, die der Tod unaufhörlich in sein Heer riß, das waren junge Leute, manche gute Kraft, viel schlechtes Volk. Der König gebrauchte sie wie die andern auch, strenger, härter. Auch der schlechteren Masse gab sein Blick und Wort Bravour und Hingebung, aber er wußte doch, wie dies alles nicht retten würde; kurz und schneidend war sein Tadel, sparsam sein Lob. So lebte er fort, fünf Sommer und Winter kamen und gingen, riesig war die Arbeit, unermüdlich sein Denken und

Kombinieren, das Fernste und Kleinste übersah prüfend sein Adlerauge, und doch keine Änderung, und doch nirgends Hoffnung. Der König las und schrieb in den Stunden der Ruhe, gerade wie früher, er machte seine Verse und unterhielt die Korrespondenz mit Voltaire und Algarotti, aber er war gefaßt, alles das werde nächstens für ihn ein Ende haben, ein kurzes schnelles; er trug Tag und Nacht bei sich, was ihn von Daun und Laudon frei machte. Der ganze Handel wurde ihm zuweilen verächtlich.

Diese Stimmungen des Mannes, von welchem das geistige Leben Deutschlands seine neue Zeit datiert, verdienen wohl, daß der Deutsche sie mit Ehrfurcht beachte. Es ist hier nur möglich, einzelnes herauszuheben, wie es vorzugsweise in den Briefen Friedrichs an den Marquis d'Argens und Frau von Camas hervorbricht. So spricht der große König von seinem Leben:

(1757. Juni.) Das Mittel gegen meinen Schmerz liegt in der täglichen Arbeit, die ich zu tun verpflichtet bin, und in den fortgesetzten Zerstreuungen, die mir die Zahl meiner Feinde gewährt. Wenn ich bei Kolin getötet wäre, ich würde jetzt in einem Hafen sein, wo ich keinen Sturm mehr zu fürchten hätte. Jetzt muß ich noch über das stürmische Meer schiffen, bis ein kleiner Winkel Erde mir das Gut gewährt, was ich auf dieser Welt nicht habe finden können. — Seit zwei Jahren stehe ich wie eine Mauer, in die das Unglück Bresche geschossen hat. Aber denken Sie nicht, daß ich weich werde. Man muß sich schützen in diesen unseligen Zeiten durch Eingeweide von Eisen und ein Herz von Erz, um alles Gefühl zu verlieren. Der nächste Monat wird entscheiden für mein armes Land. Meine Rechnung ist: ich werde es retten oder mit ihm untergehen. Sie können sich keinen Begriff machen von der Gefahr, in der wir sind, und von den Schrecken, die uns umgeben. —

(1758. Dez.) Ich bin dies Leben sehr müde, der ewige Jude ist weniger hin und her gezogen als ich, ich habe alles verloren, was ich auf dieser Welt geliebt und geehrt habe, ich sehe mich umgeben von Unglücklichen, deren Leiden ich nicht abhelfen kann. Meine Seele ist noch gefüllt mit den

Eindrücken der Ruinen aus meinen besten Provinzen und der Schrecken, welche eine Horde mehr von unvernünftigen Tieren als von Menschen dort verübt hat. Auf meine alten Tage bin ich fast bis zu einem Theaterkönig herabgekommen; Sie werden mir zugeben, daß eine solche Lage nicht so reizvoll ist, um die Seele eines Philosophen an das Leben zu fesseln. —

(1759. März.) Ich weiß nicht, was mein Schicksal sein wird. Ich werde alles tun, was von mir abhängen wird, um mich zu retten, und wenn ich unterliege, der Feind soll es teuer bezahlen. Ich habe mein Winterquartier als Klausner überstanden, ich speise allein, bringe mein Leben mit Lesen und Schreiben hin und soupiere nicht. Wenn man traurig ist, so kostet es auf die Länge zu viel, unaufhörlich seinen Verdruß zu verbergen, und es ist besser, sich allein zu betrügen als seine Verstimmung in die Gesellschaft zu bringen. Nichts tröstet mich als die starke Anspannung, welche die Arbeit fordert; solange sie dauert, verscheucht sie die traurigen Ideen.

Aber ach, wenn die Arbeit geendet ist, dann werden die Grabesgedanken wieder so lebendig wie vorher. Maupertius hat recht, die Summe der Übel ist größer als die des Guten. Aber mir ist es gleich, ich habe fast nichts mehr zu verlieren, und die wenigen Tage, die mir bleiben, beunruhigen mich nicht so sehr, daß ich mich lebhaft dafür interessieren sollte.

(1759. 16. Aug.) Ich will mich auf ihren Weg stellen und mir den Hals abschneiden lassen oder die Hauptstadt retten. Ich denke, das ist Ausdauer genug. Für den Erfolg will ich nicht stehen. Hätte ich mehr als ein Leben, ich wollte es für mein Vaterland hingeben. Wenn mir aber dieser Streich fehlschlägt, so halte ich mich für quitt gegen mein Land, und es wird mir erlaubt sein, für mich selbst zu sorgen. Es gibt Grenzen für alles. Ich ertrage mein Unglück, ohne daß es mir den Mut nimmt. Aber ich bin sehr entschlossen, wenn dies Unternehmen fehlschlägt, mir einen Ausweg zu machen, um nicht der Spielball von jeder Sorte von Zufall zu sein. — Glauben Sie mir, man braucht noch mehr als Festigkeit und Ausdauer, um sich in meiner Lage zu erhalten. Aber

ich sage Ihnen frei heraus, wenn mir ein Unglück begegnet, so rechnen Sie nicht darauf, daß ich Ruin und Untergang meines Vaterlandes überlebe. Ich habe meine eigene Art zu denken. Ich will weder Sertorius noch Cato nachahmen, ich denke gar nicht an meinen Ruhm, sondern an den Staat.

(1760. Okt.) Der Tod ist süß im Vergleich mit solchem Leben. Haben Sie Mitgefühl mit meiner Lage, glauben Sie mir, daß ich noch vieles Traurige verberge, womit ich andere nicht betrüben und beunruhigen will. — Ich betrachte als Stoiker den Tod. Niemals werde ich den Moment erleben, der mich verpflichten wird, einen nachteiligen Frieden zu schließen. Keine Überredung, keine Beredsamkeit werden mich bestimmen können, meine Schmach zu unterzeichnen. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder wenn dieser Trost bei dem Geschick, welches mich verfolgt, noch zu süß erscheint, so werde ich meinen Leiden ein Ende machen, sobald es nicht mehr möglich wird, sie zu ertragen. Ich habe gehandelt, und ich fahre fort zu handeln nach diesem innerlichen Ehrgefühl. Meine Jugend habe ich meinem Vater geopfert, mein Mannesalter meinem Vaterland, ich glaube dadurch das Recht erlangt zu haben, über meine alten Jahre zu verfügen. Ich sage es, und ich wiederhole es: nie wird meine Hand einen demütigenden Frieden unterzeichnen. Ich habe einige Bemerkungen über die militärischen Talente Karls XII. gemacht*, aber ich habe nicht darüber nachgedacht, ob er sich hätte töten sollen oder nicht. Ich denke, daß er nach der Einnahme von Stralsund weiser getan hätte, sich zu expe-

* Er hatte 1759, ein Jahr bevor er vorstehende Worte an den Marquis d'Argens schrieb, durch diesen Vertrauten seinen Aufsatz: Réflexions sur les talents militaires et sur le caractère de Charles XII. roi de Suède drucken lassen, eine der merkwürdigsten Abhandlungen des Königs. Sein Blick für die Fehler Karls XII. war geschärft durch die geheimen Erfahrungen, die er an sich selbst in den verlorenen Schlachten der letzten Jahre gemacht hatte, und indem er mit Achtung dem unglücklichen Eroberer das Urteil sprach, stellte er dabei zugleich die höhere Berechtigung seiner eigenen maßvollen Politik fest. Die Schrift ist deshalb nicht nur eine charakteristische Urkunde seiner weisen Mäßigung, sie ist auch ein Denkmal stiller Selbstbefreiung und eines innern Fortschritts.

dieren; aber was er auch getan oder gelassen hat, sein Beispiel ist keine Regel für mich. Es gibt Leute, welche sich vom Glück belehren lassen, ich gehöre nicht zu der Art. Ich habe für andere gelebt, ich will für mich sterben. Ich bin sehr gleichgültig über das, was man darüber sagen wird, und versichere Ihnen, ich werde es niemals hören. Heinrich IV. war ein jüngerer Sohn aus gutem Hause, der sein Glück machte, ihm kam es nicht darauf an; wozu hätte er sich im Glück hängen sollen? Ludwig XIV. war ein großer König und hatte große Hilfsmittel, er zog sich wohl oder übel aus der Affäre. Was mich betrifft, ich habe nicht die Hilfsquellen dieses Mannes, aber die Ehre ist mir mehr wert als ihm, und wie ich Ihnen gesagt habe, ich richte mich nach niemand. Wir zählen, wenn mir recht ist, fünftausend Jahre seit Schöpfung der Welt, ich glaube, daß diese Rechnung viel zu niedrig für das Alter des Universums ist. Das Land Brandenburg hat gestanden diese ganze Zeit, bevor ich war, und wird fortbestehen nach meinem Tode. Die Staaten werden erhalten durch die Fortpflanzung der Rassen, und solange man mit Vergnügen daran arbeiten wird, das Leben zu vervielfältigen, wird auch der Haufen durch Minister oder Souveräne regiert werden. Das bleibt sich fast gleich: ein wenig einfältiger, ein wenig klüger, die Unterschiede sind so gering, daß die Masse des Volkes kaum etwas davon wahrnimmt. Wiederholen Sie mir also nicht die alten Einwendungen der Hofleute, Eigenliebe und Eitelkeit vermögen durchaus nicht meine Empfindung zu ändern. Es ist kein Akt der Schwäche, so unglückliche Tage zu enden, es ist eine vorsichtige Politik. — Ich habe alle meine Freunde verloren, meine liebsten Verwandten, ich bin unglücklich nach allen Möglichkeiten, ich habe nichts zu hoffen, meine Feinde behandeln mich mit Verachtung, mit Hohnlachen, und ihr Stolz rüstet sich, mich unter ihre Füße zu treten.

(1760. Nov.) Meine Arbeit ist schrecklich, der Krieg hat fünf Feldzüge gedauert. Wir vernachlässigen nichts, was uns Mittel des Widerstandes geben kann, und ich spanne den Bogen mit meiner ganzen Kraft; aber eine Armee ist zusammengesetzt aus Armen und Köpfen. Arme fehlen uns

nicht, aber die Köpfe sind bei uns nicht mehr vorhanden, wenn Sie sich nicht etwa die Mühe geben wollen, mir einige beim Bildhauer Adam zu bestellen, und die würden gerade so viel nützen als was ich habe. Meine Pflicht und Ehre halten mich fest. Aber trotz Stoizismus und Ausdauer gibt es Augenblicke, wo man einige Lust verspürt, sich dem Teufel zu ergeben. Adieu, mein lieber Marquis, lassen Sie sich's gut gehen und machen Sie Ihre Gelübde für einen armen Teufel, der sich von hinnen begeben wird, um nach jener Wiese, die mit Asphodelos bepflanzt ist, zu reisen, wenn der Frieden nicht zustande kommt.

(1761. Juni.) Zählen Sie dies Jahr nicht auf den Frieden. Wenn das Glück mich nicht verläßt, so werde ich mich aus dem Handel ziehen, so gut ich kann. Aber ich werde im nächsten Jahr noch auf dem Seil tanzen und gefährliche Sprünge machen müssen, wenn es Ihren sehr apostolischen, sehr christlichen und sehr moskowitischen Majestäten gefällt zu rufen: „Springe, Marquis!" — Ach, wie sind die Menschen doch hartherzig! Man sagt mir: „Du hast Freunde." Ja, schöne Freunde, die mit gekreuzten Armen einem sagen: „Wirklich, ich wünsche dir alles Glück!" — „Aber ich ertrinke, reicht mir einen Strick!" — „Nein, du wirst nicht ertrinken." — „Doch, ich muß im nächsten Augenblick untergehn." — „Oh, wir hoffen das Gegenteil. Aber wenn dir das begegnete, so sei überzeugt, wir werden dir eine schöne Grabschrift machen." — So ist die Welt, das sind die schönen Komplimente, womit man mich von allen Seiten bewillkommt.

(1762. Jan.) Ich bin so unglücklich in diesem ganzen Krieg gewesen mit der Feder und mit dem Degen, daß ich ein großes Mißtrauen gegen alle glücklichen Ereignisse erhalten habe. Ja, die Erfahrung ist eine schöne Sache; in meiner Jugend war ich ausgelassen wie ein Füllen, das ohne Zaum auf einer Wiese umherspringt, jetzt bin ich vorsichtig geworden wie der alte Nestor. Aber ich bin auch grau, runzelig aus Kummer, durch Körperleiden niedergedrückt und mit einem Wort nur noch gut, vor die Hunde geworfen zu werden. Sie haben mich immer ermahnt, mich wohl zu befin-

den, geben Sie mir das Mittel, mein Lieber, wenn man gezaust wird wie ich. Die Vögel, welche man dem Mutwillen der Kinder überläßt, die Kreisel, welche durch Meerkatzen herumgepeitscht werden, sind nicht mehr umhergetrieben und gemißhandelt, als ich bis jetzt durch drei wütende Feinde war.

(1762. Mai.) Ich gehe durch eine Schule der Geduld, sie ist hart, langwierig, grausam, ja barbarisch. Ich rette mich daraus, indem ich das Universum im ganzen ansehe, wie von einem fremden Planeten. Da erschienen mir alle Gegenstände unendlich klein, und ich bemitleide meine Feinde, daß sie sich so viel Mühe um so Geringes geben. Ist es das Alter, ist es das Nachdenken, ist es die Vernunft? Ich betrachte alle Ereignisse des Lebens mit viel mehr Gleichgültigkeit als sonst. Gibt es etwas für das Wohl des Staates zu tun, so setze ich noch einige Kraft daran, aber unter uns gesagt, es ist nicht mehr das feurige Stürmen meiner Jugend, nicht der Enthusiasmus, der mich sonst beseelte. Es ist Zeit, daß der Krieg zu Ende geht, denn meine Predigten werden langweilig, und bald werden meine Zuhörer sich über mich beklagen.

Und an Frau von Camas schreibt er: „Sie sprechen von dem Tod der armen F... Ach, liebe Mama, seit sechs Jahren beklage ich nicht mehr die Toten, sondern die Lebenden."

So schrieb und trauerte der König, aber er hielt aus. Und wer durch die finstere Energie seines Entschlusses erschüttert wird, der möge sich vor der Meinung hüten, daß in ihr die Kraft dieses wunderbaren Geistes ihren höchsten Ausdruck finde. Es ist wahr, der König hatte einige Augenblicke der Betäubung, wo er die Kugel des Feindes für sich forderte, um nicht selbst den Tod in der Kapsel suchen zu müssen, welche er in den Kleidern trug; es ist wahr, er war fest entschlossen, den Staat nicht dadurch zu verderben, daß er als Gefangener Österreichs lebe; insofern hat, was er schreibt, eine furchtbare Wahrheit. Aber er war auch von poetischer Anlage, war ein Kind aus dem Jahrhundert, welches sich so sehr nach großen Taten sehnte und in dem Aussprechen erhabener Stimmungen so hohe Befriedigung fand;

er war im Grunde seines Herzens ein Deutscher mit denselben Herzensbedürfnissen, wie etwa der unendlich schwächere Klopstock und dessen Verehrer. Das Reflektieren und entschlossene Aussprechen seines letzten Planes machte ihn innerlich freier und heiterer. Auch seiner Schwester von Bayreuth schrieb er darüber in dem unheimlichen zweiten Jahr des Krieges, und dieser Brief ist besonders charakteristisch*. Denn auch die Schwester ist entschlossen, ihn und den Fall ihres Hauses nicht zu überleben, und er billigt diesen Entschluß, dem er übrigens in seinem düstern Behagen über die eigenen Betrachtungen wenig Beachtung gönnt. Einst hatten die beiden Königskinder im strengen Vaterhause heimlich die Rollen französischer Trauerspiele miteinander rezitiert, jetzt schlugen ihre Herzen wieder in dem einmütigen Gedanken, sich durch einen antiken Tod aus dem Leben voll Täuschung, Verirrung und Leiden zu befreien. Aber als die aufgeregte und nervöse Schwester gefährlich erkrankte, da vergaß Friedrich alle seine Philosophie aus der Schule der Stoa, und in leidenschaftlicher Zärtlichkeit, die noch fest im Leben hing, sorgte und grämte er sich um die, welche ihm die liebste seiner Familie war. Und als sie starb, da wurde sein lauter Jammer vielleicht noch durch die Empfindung geschärft, daß er zu tragisch in das zarte Leben der Frau gegriffen hatte. So mischt sich auch bei dem größten von allen Deutschen, welche aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts heraufkamen, poetische Empfindung und der Wunsch schön und groß zu erscheinen seltsam in das ernsthafte Leben der Wirklichkeit. Der arme kleine Professor Semler, welcher in der tiefsten Rührung noch seine Attitude studiert und seine Komplimente überlegt, und der große König, welcher in kalter Erwartung seiner Todesstunde noch über den Selbstmord in schöngeformten Perioden schreibt, beide sind die Söhne derselben Zeit, in welcher das Pathos, welches in der Kunst noch keinen würdigen Ausdruck findet, wie eine Schlingpflanze um das wirkliche Leben wuchert. Der König aber war größer

* Oeuvres XXVII. 1. Nr. 328 vom 17. September.

als seine Philosophie. In der Tat verlor er gar nicht seinen Mut, die zähe, trotzige Kraft des Germanen, und nicht die stille Hoffnung, welche der Mensch bei jeder starken Arbeit bedarf.

Und er hielt aus. Die Kraft seiner Feinde wurde geringer, auch ihre Feldherren nutzten sich ab, auch ihre Heere wurden zerschmettert, endlich trat Rußland von der Koalition zurück. Dies und die letzten Siege des Königs gaben den Ausschlag. Er hatte überwunden, er hatte das eroberte Schlesien für Preußen gerettet, sein Volk frohlockte; die treuen Bürger seiner Hauptstadt bereiteten ihm den festlichen Empfang, er aber mied die Freude der Menschen und kehrte allein und still nach Sanssouci zurück. Er wollte den Rest seiner Tage, wie er sagte, im Frieden für sein Volk leben.

Die ersten dreiundzwanzig Jahre seiner Regierung hatte er gerungen und gekriegt, seine Kraft gegen die Welt durchzusetzen; noch dreiundzwanzig Jahre sollte er friedlich über sein Volk herrschen als ein weiser und strenger Hausvater. Die Ideen, nach denen er den Staat leitete, mit größter Selbstverleugnung, aber selbstwillig, das Größte erstrebend und auch das Kleinste beherrschend, sind zum Teil durch höhere Bildungen der Gegenwart überwunden worden; sie entsprachen der Einsicht, welche seine Jugend und die Erfahrungen des ersten Mannesalters ihm gegeben hatten. Frei sollte der Geist sein, jeder denken, was er wollte, aber tun, was seine Bürgerpflicht war. Wie er selbst sein Behagen und seine Ausgaben dem Wohl des Staates unterordnete, mit etwa 200 000 Talern den ganzen königlichen Haushalt bestritt, zuerst an den Vorteil des Volkes und zuletzt an sich dachte, so sollten alle seine Untertanen bereitwillig das tragen, was er ihnen an Pflicht und Last auflegte. Jeder sollte in dem Kreise bleiben, in den ihn Geburt und Erziehung gesetzt, der Edelmann sollte Gutsherr und Offizier sein, dem Bürger gehörte die Stadt, Handel, Industrie, Lehre und Erfindung, dem Bauer der Acker und die Dienste. Aber in seinem Stand sollte jeder gedeihen und sich wohlfühlen. Gleiches, strenges, schnelles Recht für

jeden, keine Begünstigung des Vornehmen und Reichen, in zweifelhaftem Falle lieber des kleinen Mannes. Die Zahl der tätigen Menschen vermehren, jede Tätigkeit so lohnend als möglich machen und so hoch als möglich steigern, so wenig als möglich vom Ausland kaufen, alles selbst produzieren, den Überschuß über die Grenzen fahren, das war der Hauptgrundsatz seiner Staatswirtschaft. Unablässig war er bemüht, die Morgenzahl des Ackerbodens zu vergrößern, neue Stellen für Ansiedler zu schaffen. Sümpfe wurden ausgetrocknet, Seen abgezapft, Deiche aufgeworfen; Kanäle wurden gegraben, Vorschüsse bei Anlagen neuer Fabriken gemacht, Städte und Dörfer auf Antrieb und mit Geldmitteln der Regierung massiver und gesünder wieder aufgebaut; das landwirtschaftliche Kreditsystem, die Feuersozietät, die Königliche Bank wurden gegründet, überall wurden Volksschulen gestiftet, unterrichtete Leute angezogen, überall Bildung und Ordnung des regierenden Beamtenstandes durch Prüfungen und strenge Kontrolle gefördert. Es ist Sache des Geschichtschreibers, das aufzuzählen und zu rühmen, auch einzelne verfehlte Versuche des Königs hervorzuheben, die bei dem Bestreben, alles selbst zu leiten, nicht ausbleiben konnten.

Für alle seine Länder sorgte der König, nicht zuletzt für sein Schmerzenskind, das neuerworbene Schlesien. Als der König die große Landschaft eroberte, hatte sie wenig mehr als eine Million Einwohner*. Lebhaft wurde dort der Gegensatz empfunden, der zwischen der bequemen österreichischen Wirtschaft und dem knappen, rastlosen, alles aufregenden Regiment der Preußen war. In Wien war der Katalog verbotener Bücher größer gewesen als zu Rom, jetzt kamen unaufhörlich die Bücherballen aus Deutschland in die Provinz gewandert, das Lesen und Kaufen war zum Verwundern frei, sogar die gedruckten Angriffe auf den eigenen Landesherrn. In Österreich war es Privilegium der

* Im Jahre 1740: 1 100 000, im Jahre 1756: 1 300 000, 1763 war die Zahl auf 1 150 000 gesunken, 1779 waren 1 500 000. Man nahm damals an, daß das Land noch 2—300 000 Menschen mehr erhalten könne, — es zählt jetzt über 3 000 000.

Vornehmen, ausländisches Tuch zu tragen; als in Preußen der Vater Friedrichs des Großen die Einfuhr von fremdem Tuch verboten hatte, kleidete er zuerst sich und seine Prinzen in Landtuch. In Wien hatte kein Amt für vornehm gegolten, wenn dazu noch etwas anderes als Repräsentation erfordert wurde, alle Arbeit war Sache der Subalternen, der Kammerherr galt mehr als der verdiente General und Minister; in Preußen war auch der Vornehmste gering geachtet, wenn er dem Staat nichts nützte, und der König selbst war der allergenaueste Beamte, der über jedes Tausend Taler, das erspart oder verausgabt wurde, sorgte und schalt. Wer in Österreich vom katholischen Glauben abfiel, wurde mit Konfiskation und Verweisung bestraft, bei den Preußen konnte zu jedem Glauben ab- und zufallen, wer da wollte, das war seine Sache. Bei den Kaiserlichen war der Regierung im ganzen lästig gewesen, wenn sie sich um etwas hatte bekümmern müssen, die preußischen Beamten hatten ihre Nase und ihre Hände überall. Trotz der drei Schlesischen Kriege wurde die Provinz weit blühender als zur Kaiserzeit. Einst hatten hundert Jahre nicht ausgereicht, die handgreiflichen Spuren des Dreißigjährigen Krieges zu verwischen, die Leute erinnerten sich wohl, wie überall in den Städten die Schutthaufen aus der Schwedenzeit gelegen hatten, überall neben den gebauten Häusern die wüsten Brandstellen. Viele kleine Städte hatten noch Blockhäuser nach alter slawischer Art mit Stroh- und Schindeldach, seit lange dürftig ausgeflickt. Durch die Preußen waren die Spuren nicht nur alter Verwüstung, auch der neuen des Siebenjährigen Krieges nach wenigen Jahrzehnten getilgt. Friedrich hatte einige hundert neue Dörfer angelegt, hatte fünfzehn ansehnliche Städte zum großen Teil auf königliche Kosten wieder in regelmäßigen Straßen aufmauern lassen, er hatte den Gutsherren den harten Zwang aufgelegt, einige tausend eingezogene Bauernhöfe wieder aufzubauen und mit erblichen Eigentümern zu besetzen. Zur Kaiserzeit waren die Abgaben weit geringer gewesen, aber sie waren ungleich verteilt und lasteten zumeist auf den Armen, der Adel war vom größten Teil derselben befreit, die Erhebung war un-

geschickt, viel wurde veruntreut und schlecht verwendet, es floß verhältnismäßig wenig in die kaiserlichen Kassen. Die Preußen dagegen hatten das Land in kleine Kreise geteilt, den Wert des gesamten Bodens abgeschätzt, in wenig Jahren fast alle Steuerbefreiung aufgehoben, das flache Land zahlte jetzt seine Grundsteuer, die Städte ihre Akzise. So trug die Provinz die doppelten Lasten mit größerer Leichtigkeit, nur die Privilegierten murrten; und dabei konnte sie noch 40 000 Soldaten unterhalten, während sonst etwa 2000 im Lande gewesen waren. Vor 1740 hatten die Edelleute die großen Herren gespielt, wer katholisch und reich war, lebte in Wien, wer sonst das Geld aufbringen konnte, zog nach Breslau; jetzt saß die Mehrzahl der Gutsherren auf ihren Gütern, die Krippenreiterei hatte aufgehört, der Adel wußte, daß es ihm beim König für eine Ehre galt, wenn er für die Kultur des Bodens sorgte, und daß der neue Herr solchen kalte Verachtung zeigte, die nicht Landwirte, Beamte oder Offiziere waren. Früher waren die Prozesse unabsehbar und kostspielig gewesen, ohne Bestechung und Geldopfer kaum durchzusetzen, jetzt fiel auf, daß die Zahl der Advokaten geringer wurde, die Urteile so schnell kamen. Unter den Österreichern freilich war der Karawanenhandel mit dem Osten Europas größer gewesen, die Bukowiner und Ungarn, auch die Polen entfremdeten sich und sahen bereits nach Triest, aber dafür erhoben sich neue Industrien: Wolle und Tuch und in den Gebirgstälern ein großartiger Leinwandhandel. Viele fanden die neue Zeit unbequem, mancher wurde in der Tat durch ihre Härte gedrückt, wenige wagten zu leugnen, daß es im ganzen weit besser geworden war.

Aber noch etwas anderes fiel dem Schlesier an dem preußischen Wesen auf, und bald gewann dies Auffallende eine stille Herrschaft über seine eigene Seele. Das war ein hingebender spartanischer Geist der Diener des Königs, der bis in die niederen Ämter so häufig zutage kam. Da waren die Akziseeinnehmer, schon vor der Einführung des französischen Systems wenig beliebt, invalide Unteroffiziere, alte Soldaten des Königs, die seine Schlachten gewonnen hatten,

im Pulverdampf ergraut waren. Sie saßen jetzt an den Toren und rauchten aus ihrer Holzpfeife, sie erhielten sehr geringes Gehalt, konnten sich gar nichts zugute tun, aber sie waren vom frühen Morgen bis späten Abend zur Stelle, taten ihre Pflichten gewandt, kurz, pünktlich, wie alte Soldaten pflegen. Sie dachten immer an ihren Dienst, er war ihre Ehre, ihr Stolz. Und noch lange erzählten alte Schlesier aus der Zeit des großen Königs ihren Enkeln, wie ihnen auch an andern preußischen Beamten die Pünktlichkeit, Strenge und Ehrlichkeit aufgefallen war. Da war in jeder Kreisstadt ein Einnehmer der Steuern, er hauste in seiner kleinen Dienststube, die vielleicht zu gleicher Zeit sein Schlafzimmer war, und sammelte in einer großen hölzernen Schüssel die Grundsteuer, welche die Schulzen allmonatlich am bestimmten Tage in seine Stube trugen. Viele tausend Taler wurden auf langer Liste verzeichnet und bis auf den letzten Pfennig in die großen Hauptkassen abgeliefert. Gering war die Besoldung auch eines solchen Mannes, er saß, nahm ein und packte in Beutel, bis sein Haar weiß wurde und die zitternde Hand nicht mehr die Zweigroschenstücke zu werfen vermochte. Und der Stolz seines Lebens war, daß der König auch ihn persönlich kannte, und wenn er einmal durch den Ort fuhr, während dem Umspannen schweigend aus seinen großen Augen nach ihm hin sah, oder wenn er sehr gnädig war, ein wenig gegen ihn das Haupt neigte. Mit Achtung und einer gewissen Scheu sah das Volk auch diese untergeordneten Diener eines neuen Prinzips. Und nicht die Schlesier allein. Es war damit überhaupt etwas Neues in die Welt gekommen. Nicht aus Laune nannte Friedrich II. sich den ersten Diener seines Staates. Wie er auf den Schlachtfeldern seinem wilden Adel gelehrt hatte, daß es höchste Ehre sei, für das Vaterland zu sterben, so drückte sein unermüdliches pflichtgetreues Sorgen auch dem kleinsten seiner Diener in entlegenem Grenzort die große Idee in die Seele, daß er zuerst zum Besten seines Königs und des Landes zu leben und zu arbeiten habe.

Als die Provinz Preußen im Siebenjährigen Krieg gezwungen wurde, der Kaiserin Elisabeth zu huldigen und

mehrere Jahre dem Russischen Reich einverleibt blieb, da wagten die Beamten der Landschaft dennoch, unter der fremden Armee und Regierung insgeheim für ihren König Geld und Getreide zu erheben, große Kunst wurde angewendet, die Transporte durchzubringen. Viele waren im Geheimnis, nicht ein Verräter darunter, verkleidet stahlen sie sich mit Lebensgefahr durch die russischen Heere. Und sie merkten, daß sie geringen Dank ernten würden, denn der König mochte seine Ostpreußen überhaupt nicht leiden, er sprach geringschätzig von ihnen, gönnte ihnen ungern die Gnaden, die er andern Provinzen erwies, sein Antlitz wurde zu Stein, wenn er erfuhr, daß einer seiner jungen Offiziere zwischen Weichsel und Memel geboren sei, und nie betrat er seit dem Kriege ostpreußisches Gebiet. Die Ostpreußen aber ließen sich dadurch in ihrer Verehrung gar nicht stören, sie hingen mit treuer Liebe an dem ungnädigen Herrn, und sein bester und begeisterter Lobredner war Immanuel Kant.

Wohl war es ein ernstes, oft rauhes Leben in des Königs Dienst, unaufhörlich das Schaffen und Entbehren, auch dem Besten war es schwer, dem strengen Herrn genugzutun, auch der größten Hingebung wurde ein kurzer Dank; war eine Kraft abgenutzt, wurde sie vielleicht kalt beiseite geworfen: ohne Ende war die Arbeit, überall Neues, Angefangenes, Gerüst an unfertigem Bau. Wer in das Land kam, dem erschien das Leben gar nicht anmutig, es war so herb, einförmig, rauh, wenig Schönheit und sorglose Heiterkeit zu finden. Und wie der frauenlose Haushalt des Königs, die schweigsamen Diener, die unterwürfigen Vertrauten unter den Bäumen eines stillen Gartens dem fremden Gast den Eindruck eines Klosters machten, so fand er in dem ganzen preußischen Wesen etwas von der Entsagung und dem Gehorsam einer großen emsigen Ordensbrüderschaft.

Denn auch auf das Volk selbst war etwas von diesem Geist übergegangen. Wir aber verehren darin ein unsterbliches Verdienst Friedrichs II.; noch jetzt ist dieser Geist der Selbstverleugnung das Geheimnis der Größe des preußischen Staates, die letzte und beste Bürgschaft für seine Dauer. Die kunstvolle Maschine, welche der große König

mit so viel Geist und Tatkraft eingerichtet hatte, sollte nicht ewig bestehen, schon zwanzig Jahre nach seinem Tode zerbrach sie; aber daß der Staat nicht zugleich mit ihr unterging, daß Intelligenz und Patriotismus der Bürger selbst imstande waren, unter seinen Nachfolgern auf neuen Grundlagen ein neues Leben zu schaffen, das ist das Geheimnis von Friedrichs Größe.

Neun Jahre nach dem Schluß des letzten Krieges, der um die Behauptung Schlesiens geführt wurde, vergrößerte Friedrich seinen Staat durch einen neuen Erwerb, an Meilenzahl nicht viel geringer, leer an Menschen, durch die polnischen Landesteile, welche seitdem in ihrer Hauptmasse unter dem Namen Westpreußen deutsches Land geworden sind.

Waren schon die Ansprüche des Königs auf Schlesien zweifelhaft gewesen, so bedurfte es jetzt des ganzen Scharfsinns seiner Beamten, einige unsichere Rechte auf Teile des neuen Erwerbes auszuschmücken. Der König selbst fragte wenig danach. Er hatte mit fast übermenschlichem Heldenmut die Besetzung Schlesiens vor der Welt verteidigt, durch Ströme von Blut war die Provinz an Preußen gekittet. Hier tat die Klugheit des Politikers fast allein das Werk. Und lange fehlte in der Meinung der Menschen dem Eroberer die Berechtigung, welche, wie es scheint, die Greuel des Krieges und das Glück des Schlachtfeldes verleihen. Aber dieser letzte Landgewinn des Königs, dem Kanonendonner und Siegesfanfare so sehr fehlten, war doch von allen großen Geschenken, welche das deutsche Volk Friedrich II. verdankt, das größte und segensreichste. Mehrere hundert Jahre hindurch waren die vielgeteilten Deutschen durch eroberungslustige Nachbarn eingeengt und geschädigt worden, der große König war der erste Eroberer, welcher wieder die deutschen Grenzen weiter nach Osten hinausschob. Hundert Jahre nachdem sein großer Ahnherr die Rheinfestungen gegen Ludwig XIV. vergebens verteidigt hatte, gab er den Deutschen wieder die nachdrückliche Mahnung, daß sie die Aufgabe haben, Gesetz, Bildung, Freiheit, Kultur und Industrie in den Osten Europas hineinzutragen.

Sein ganzes Land, einige altsächsische Territorien ausgenommen, war in ältester Zeit deutsch, darauf slawisch gewesen, dann wieder den Slawen durch Gewalt und Kolonisation abgerungen; seit der Völkerwanderung des Mittelalters hatte der Kampf um die weiten Ebenen im Osten der Oder nicht aufgehört, seit dem Erwerb der Mark Brandenburg hatten die Hohenzollern nie vergessen, daß sie Verwalter der deutschen Grenze waren. Sooft die Waffen ruhten, stritten die Politiker. Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte das Ordensland Preußen von der polnischen Lehenshoheit befreit, Friedrich I. hatte auf diese isolierte Kolonie entschlossen die Königskrone gesetzt. Aber der Besitz Ostpreußens blieb unsicher, nicht die verfaulte Republik Polen drohte Gefahr, wohl aber die aufsteigende Größe Rußlands. Friedrich hatte die Russen als Feinde achten gelernt, er kannte die hochfliegenden Pläne der Kaiserin Katharina. Da griff der kluge Fürst im rechten Augenblick zu. Das neue Gebiet: Pommerellen, die Woiwodschaft Kulm und Marienburg, das Bistum Ermland, die Stadt Elbing, ein Teil von Kujavien, ein Teil von Posen, verband Ostpreußen mit Pommern und der Mark. Es war von je ein Grenzland gewesen, seit der Urzeit hatten sich Völker von verschiedenem Stamm an den Küsten der Ostsee gedrängt: Deutsche, Slawen, Litauer, Finnen. Seit dem 13. Jahrhundert waren die Deutschen als Städtegründer und Ackerbauer in dies Weichselland gedrungen: Ordensritter, Kaufleute, fromme Mönche, deutsche Edelleute und Bauern. Zu beiden Seiten des Weichselstromes erhoben sich Türme und Grenzsteine der deutschen Kolonien. Vor allem ragte das prächtige Danzig, das Venedig der Ostsee, der große Seemarkt der Slawenländer, mit seiner reichen Marienkirche und den Palästen seiner Kaufherren, dahinter am andern Arm der Weichsel sein bescheidener Rivale Elbing, weiter aufwärts die stattlichen Türme und weiten Laubengänge Marienburgs, dabei das große Fürstenschloß der deutschen Ritter, das schönste Bauwerk im deutschen Norden, und in dem Weichseltal auf üppigem Niederungsboden die alten blühenden Kolonistengüter, eine der gesegnetsten Landschaften der Welt, durch

mächtige Dämme aus der Ordenszeit gegen die Verwüstungen des Slawenstromes geschützt. Noch weiter aufwärts Marienwerder, Graudenz, Kulm, und an den Niederungen der Netze Bromberg, Mittelpunkt der deutschen Grenzkolonien unter polnischem Volk. Kleinere deutsche Städte und Dorfgemeinden waren durch das ganze Territorium zerstreut, eifrig hatten auch die reichen Zisterzienserklöster Oliva und Pelplin kolonisiert.

Die tyrannische Härte des Deutschen Ordens trieb die deutschen Städte und Grundherren Westpreußens im 15. Jahrhundert zum Anschluß an Polen. Die Reformation des 16. Jahrhunderts unterwarf sich nicht nur die Seelen der deutschen Kolonisten, auch in der großen Republik Polen waren drei Vierteile des Adels protestantisch, in der slawischen Landschaft Pommerellen um 1590 von hundert Kirchspielen etwa siebzig. Und es schien eine kurze Zeit, als sollte sich in dem slawischen Osten eine neue Volkskraft und neue Kultur entwickeln, ein großer polnischer Staat mit deutscher Städtekraft. Aber die Einführung der Jesuiten brachte eine unheilvolle Umwandlung. Der polnische Adel fiel zur katholischen Kirche zurück, in den Jesuitenschulen wurden seine Söhne zu bekehrungslustigen Fanatikern gezogen; von da an verfiel der polnische Staat, immer trostloser wurden die Zustände.

Nicht gleich war die Haltung der Deutschen in Westpreußen gegenüber bekehrenden Jesuiten und slawischer Tyrannei. Ein großer Teil des eingewanderten deutschen Adels wurde katholisch und polnisch, die Bürger und Bauern blieben in der Mehrzahl hartnäckig Protestanten. Zu dem Gegensatz der Sprache kam jetzt auch der Gegensatz der Konfessionen, zu dem Stammhaß die Glaubenswut. Gerade in dem Jahrhundert der Aufklärung wurde in diesen Landschaften die Verfolgung der Deutschen fanatisch, eine protestantische Kirche nach der andern wurde eingezogen, niedergerissen, die hölzernen angezündet; war eine Kirche verbrannt, so hatten die Dörfer das Glockenrecht verloren, deutsche Prediger und Schullehrer wurden verjagt und

schändlich mißhandelt. „Vexa Lutheranum dabit thalerum" wurde das gewöhnliche Sprichwort der Polen gegen die Deutschen. Einer der größten Grundherren des Landes, ein Unruh aus dem Hause Birnbaum, Starost von Gnesen, wurde zum Tode mit Zungenausreißen und Handabhauen verurteilt, weil er aus deutschen Büchern beißende Bemerkungen gegen die Jesuiten in ein Notizbuch geschrieben hatte. Es gab kein Recht, es gab keinen Schutz mehr. Die nationale Partei des polnischen Adels verfolgte im Bunde mit den Pfaffen am leidenschaftlichsten die, welche sie als Deutsche und Protestanten haßte. Zu den Patrioten oder Konföderierten lief alles raublustige Gesindel; sie warben Haufen, zogen plündernd im Land umher, überfielen kleinere Städte und deutsche Dörfer, nicht nur aus Glaubenseifer, noch mehr aus Habsucht. Der polnische Edelmann Roskowski zog einen roten und schwarzen Stiefel an, der eine sollte Feuer, der andere Tod bedeuten; so ritt er brandschatzend von einem Ort zum andern, ließ endlich in Jastrow dem evangelischen Prediger Willich Hände, Füße und zuletzt den Kopf abhauen und die Glieder in einen Morast werfen. Das geschah 1768.

So sah es in dem Land kurz vor der preußischen Besitznahme aus. Es waren Zustände, wie sie jetzt in dem elendesten Winkel des christlichen Europas unerhört wären.

Schon als Knabe von zwölf Jahren war Friedrich der Große im Königsschloß zu Berlin durch den Zorn und die Trauer seines Vaters daran erinnert worden, daß die Könige von Preußen gegen die deutschen Kolonien an der Weichsel eine Pflicht des Schutzes zu erfüllen hatten. Denn im Jahre 1724 war von dort aus ein lauter Schrei nach Hilfe durch Deutschland gedrungen, und die blutige Tragödie von Thorn wurde eine große Angelegenheit des öffentlichen Interesses und der Kabinette. In Thorn hatten bei einer Prozession, welche von den Jesuiten durch die Stadt geführt wurde, polnische Adlige des Jesuitenkollegiums Bürger und Gymnasiasten insultiert, darauf war das erbitterte Volk in Schule und Kollegium der Jesuiten eingefallen und

hatte darin verwüstet. Der unwichtige Straßentumult war vor den polnischen Reichstag gebracht worden, und der Reichstag hatte im Assessorialgericht nach einer leidenschaftlichen Rede des Pater Provinzial der Jesuiten die beiden Bürgermeister der Stadt und sechzehn Bürger zum Tode verurteilt, worauf die jesuitische Partei sich beeilte, den obersten Bürgermeister Rößner und neun Bürger hinzurichten, zum Teil mit barbarischer Grausamkeit. Den Protestanten wurde die Marienkirche genommen, die Prediger verjagt, das Gymnasium geschlossen. Damals hatte König Friedrich Wilhelm sich vergebens angestrengt, der unglücklichen Stadt zu helfen, er hatte ernste Noten sämtlicher Nachbarmächte veranlaßt, und hatte es als bittern Schmerz und Demütigung empfunden, daß alle seine Vorstellungen unbeachtet blieben; jetzt nach fünfzig Jahren kam sein Sohn, dem wüsten Unfug ein Ende zu machen, und das Land, welches vor der polnischen Herrschaft zum Gebiet des Deutschen Ordens gehört hatte, wieder mit Preußen zu vereinigen.

Zwar Danzig, den Polen unentbehrlich, erhielt sich in den Jahrzehnten der Auflösung und nach der preußischen Okkupation des Weichsellandes in vornehmer Abgeschlossenheit, es blieb ein Freistaat unter slawischem Schutz, lange dem großen König ärgerlich und wenig geneigt. Auch Thorn mußte noch zwanzig Jahre als polnische Grenzstadt von den übrigen deutschen Kolonien getrennt in Bedrängnis ausharren. Aber dem flachen Land und den meisten deutschen Städten war die energische Hilfe des Königs Rettung vom Untergang. Die preußischen Beamten, welche in das Land geschickt wurden, waren erstaunt über die Trostlosigkeit der unerhörten Verhältnisse, welche wenige Tagereisen von ihrer Hauptstadt bestanden. Nur einige größere Städte, in denen das deutsche Leben durch feste Mauern und den alten Marktverkehr unterhalten wurde, und geschützte Landstriche, welche ausschließlich von Deutschen bewohnt wurden, wie die Niederung bei Danzig, die Dörfer unter der milden Herrschaft der Zisterzienser von Oliva und die wohlhabenden deutschen Ortschaften des katholischen Ermlandes, lebten in erträglichen Zuständen. Andere Städte lagen in Trümmern, wie die meisten Höfe des Flachlandes. Bromberg, die deutsche Kolonistenstadt, fanden die Preußen in Schutt und Ruinen; es ist noch heute nicht möglich, genau zu ermitteln, wie die Stadt in diesen Zustand gekommen ist*, ja die Schicksale, welche der ganze Netzedistrikt in den letzten neun Jahren vor der preußischen Besitznahme erduldet hat, sind völlig unbekannt, kein Geschichtsschreiber, keine Urkunde, keine Aufzeichnung gibt Bericht über die Zerstörung und das Gemetzel, welches dort verwüstet haben muß. Offenbar haben die polnischen Faktionen sich untereinander geschlagen, Mißernten und Seuchen mögen das übrige getan haben. Kulm hatte aus alter Zeit seine wohlgefügten Mauern und die stattlichen Kirchen erhalten, aber in den Straßen ragten die Hälse der Hauskeller über das morsche Holz und die Ziegelbrocken der zerfallenen Gebäude hervor, ganze Straßen bestanden nur aus solchen Kellerräumen, in denen elende Bewohner hausten. Von den vierzig Häusern des großen Marktplatzes hatten achtundzwanzig keine Türen, keine Dächer, keine Fenster und keine Eigentümer. In ähnlicher Verfassung waren andere Städte.

Auch die Mehrzahl des Landvolkes lebte in Zuständen, welche den Beamten des Königs jämmerlich schienen, zumal an der Grenze Pommerns, wo die wendischen Kassuben saßen. Wer dort einem Dorf nahte, der sah graue Hütten und zerrissene Strohdächer auf kahler Fläche, ohne einen Baum, ohne einen Garten — nur die Sauerkirschbäume waren altheimisch. Die Häuser waren aus hölzernen Sprossen gebaut, mit Lehm ausgeklebt; durch die Haustür trat man in die Stube mit großem Herd ohne Schornstein; Stubenöfen waren unbekannt, selten wurde ein Licht angezündet, nur der Kienspan erhellte das Dunkel der langen Winterabende; das Hauptstück des elenden Hausrats war das Kruzifix, darunter der Napf mit Weihwasser. Das schmutzige und wüste Volk lebte von Brei aus Roggenmehl, oft nur von

* Neue preußische Provinzialblätter. Jahrgang VI. 1854. Nr. 4. S. 259.

Kräutern, die sie als Kohl zur Suppe kochten, von Heringen und Branntwein, dem Frauen wie Männer unterlagen. Brot wurde nur von den Reichsten gebacken. Viele hatten in ihrem Leben nie einen solchen Leckerbissen gegessen, in wenig Dörfern stand ein Backofen. Hielten die Leute ja einmal Bienenstöcke, so verkauften sie den Honig an die Städter, außerdem geschnitzte Löffel und gestohlene Rinde; dafür erstanden sie auf den Jahrmärkten den groben blauen Tuchrock, die schwarze Pelzmütze und das hellrote Kopftuch für ihre Frauen. Nicht häufig war ein Webstuhl, das Spinnrad kannte man gar nicht. Die Preußen hörten dort kein Volkslied, keinen Tanz, keine Musik, Freuden, denen auch der elendeste Pole nicht entsagt: stumm und schwerfällig trank das Volk den schlechten Branntwein, prügelte sich und taumelte in die Winkel. Auch der Bauernadel unterschied sich kaum von den Bauern, er führte seinen Hakenpflug selbst und klapperte in Holzpantoffeln auf dem ungedielten Fußboden seiner Hütte. Schwer wurde es auch dem Preußenkönig, diesem Volk zu nützen. Nur die Kartoffeln verbreiteten sich schnell, aber noch lange wurden die befohlenen Obstpflanzungen von dem Volk zerstört, und alle anderen Kulturversuche fanden Widerstand.

Ebenso dürftig und verfallen waren die Grenzstriche mit polnischer Bevölkerung, aber der polnische Bauer bewahrte in seiner Armseligkeit und Unordnung wenigstens die größere Regsamkeit seines Stammes. Selbst auf den Gütern der größern Edelleute, der Starosten und der Krone waren alle Wirtschaftsgebäude verfallen und unbrauchbar. Wer einen Brief befördern wollte, mußte einen besonderen Boten schicken, denn es gab keine Post im Land; freilich fühlte man in den Dörfern auch nicht das Bedürfnis danach, denn ein großer Teil der Edelleute konnte so wenig lesen und schreiben wie die Bauern. Wer erkrankte, fand keine Hilfe als die Geheimmittel einer alten Dorffrau, denn es gab im ganzen Land keine Apotheken. Wer einen Rock bedurfte, tat wohl, selbst die Nadel in die Hand zu nehmen, denn auf viele Meilen weit war kein Schneider zu finden, wenn er

nicht abenteuernd durch das Land zog*. Wer ein Haus bauen wollte, der mochte zusehen, wo er von Westen her Handwerker gewann. Noch lebte das Landvolk in ohnmächtigem Kampf mit den Herden der Wölfe, wenig Dörfer, welchen nicht in jedem Winter Menschen und Tiere dezimiert wurden**. Brachen die Pocken aus, kam eine ansteckende Krankheit ins Land, dann sahen die Leute die weiße Gestalt der Pest durch die Luft fliegen und sich auf ihren Hütten niederlassen; sie wußten, was solche Erscheinung bedeutete, es war Verödung ihrer Hütten, Untergang ganzer Gemeinden, in dumpfer Ergebenheit erwarteten sie dies Geschick. — Es gab kaum eine Rechtspflege im Land, nur die größeren Städte bewahrten unkräftige Gerichte; der Edelmann, der Starost verfügten mit schrankenloser Willkür ihre Strafen, sie schlugen und warfen in scheußlichen Kerker nicht nur den Bauern, auch den Bürger der Landstädte, der unter ihnen saß oder in ihre Hände fiel. In den Händeln, die sie untereinander hatten, kämpften sie durch Bestechung bei den wenigen Gerichtshöfen, die über sie urteilen durften; in den letzten Jahren hatte auch das fast aufgehört, sie suchten ihre Rache auf eigene Faust durch Überfall und blutige Hiebe.

Es war in der Tat ein verlassenes Land, ohne Zucht, ohne Gesetz, ohne Herren; es war eine Einöde, auf 600 Quadratmeilen wohnten 500 000 Menschen, nicht 850 auf der Meile. Und wie eine herrenlose Prärie behandelte auch der Preußenkönig seinen Erwerb, fast nach Belieben setzte er sich die Grenzsteine und rückte sie wieder einige Meilen hinaus. Bis zur Gegenwart erhielt sich in Ermland, der Landschaft um Heilberg und Braunsberg mit zwölf Städten und hundert Dörfern, die Erinnerung, daß zwei preu-

* von Held, Gepriesenes Preußen. S. 41. — Roscius, Westpreußen. S. 21.

** Als 1815 die Provinz Posen an Preußen zurückfiel, waren auch dort die Wölfe eine Landplage. Nach Angaben der Posener Provinzialblätter wurden im Regierungsbezirk Posen vom 1. September 1815 bis Ende Februar 1816 41 Wölfe erlegt, noch im Jahre 1819 im Kreise Wongrowitz 16 Kinder und 3 Erwachsene von Wölfen gefressen.

ßische Tambours mit zwölf Mann das ganze Ermland durch vier Trommelschlägel erobert hatten. Und darauf begann der König in seiner großartigen Weise die Kultur des Landes. Gerade die verrotteten Zustände waren ihm reizvoll, und „Westpreußen" wurde, wie bis dahin Schlesien, fortan sein Lieblingskind, das er mit unendlicher Sorge wie eine treue Mutter wusch und bürstete, neu kleidete, zu Schule und Ordnung zwang und immer im Auge behielt. Noch dauerte der diplomatische Streit um den Erwerb, da warf er schon eine Schar seiner besten Beamten in die Wildnis, wieder wurden die Landschaften in kleine Kreise geteilt, die gesamte Bodenfläche in kürzester Zeit abgeschätzt und gleichmäßig besteuert, jeder Kreis mit einem Landrat, einem Gericht, mit Post und Sanitätspolizei versehen. Neue Kirchgemeinden wurden wie durch einen Zauber ins Leben gerufen, eine Kompanie von 187 Schullehrern wurde in das Land geführt — der würdige Semler hatte einen Teil derselben ausgesucht und eingeübt — Haufen von deutschen Handwerkern wurden geworben vom Maschinenbauer bis zum Ziegelstreicher hinab. Überall begann ein Graben, Hämmern, Bauen, die Städte wurden neu mit Menschen besetzt, Straße auf Straße erhob sich aus den Trümmerhaufen, die Starosteien wurden in Krongüter verwandelt, neue Kolonistendörfer ausgesteckt, neue Ackerkulturen befohlen. Im ersten Jahre nach der Besitznahme wurde der große Kanal gegraben, welcher in einem Lauf von drei Meilen die Weichsel durch die Netze mit der Oder und Elbe verbindet, ein Jahr, nachdem der König den Befehl erteilt, sah er selbst beladene Oderkähne von hundertundzwanzig Fuß Länge nach dem Osten zur Weichsel einfahren. Durch die neue Wasserader wurden weite Strecken Land entsumpft, sofort durch deutsche Kolonisten besetzt. Unablässig trieb der König, er lobte und schalt; wie groß der Eifer seiner Beamten war, sie vermochten selten ihm genugzutun. Dadurch geschah es, daß in wenig Jahrzehnten das wilde slawische Unkraut, welches dort auch über deutschen Ackerfurchen aufgeschossen war, gebändigt wurde, daß auch die polnischen Landstriche sich an die Ordnung des neuen Lebens gewöhnten, und daß Westpreußen in den Kriegen seit 1806 sich fast ebenso preußisch bewährte als die alten Provinzen. —

Während der greise König sorgte und schuf, zog ein Jahr nach dem andern über sein sinnendes Haupt; stiller ward es um ihn, leerer und einsamer, kleiner der Kreis von Menschen, denen er sich öffnete. Die Flöte hatte er beiseitegelegt, auch die neue französische Literatur erschien ihm schal und langweilig, zuweilen war ihm, als ob ein neues Leben unter ihm in Deutschland ergrüne, es blieb ihm fremd. Unermüdlich arbeitete er an seinem Heer, an dem Wohlstand seines Volkes, immer weniger galten ihm seine Werkzeuge, immer höher und leidenschaftlicher wurde das Gefühl für die große Pflicht seiner Krone.

Aber wie man sein siebenjähriges Ringen im Krieg übermenschlich nennen darf, so war auch jetzt in seiner Arbeit etwas Ungeheures, was den Zeitgenossen zuweilen überirdisch und zuweilen unmenschlich erschien. Es war groß, aber es war auch furchtbar, daß ihm das Gedeihen des Ganzen in jedem Augenblick das Höchste war und das Behagen des einzelnen so gar nichts. Wenn er den Obersten, dessen Regiment bei der Revue einen ärgerlichen Fehler gemacht hatte, vor der Front mit herbem Scheltwort aus dem Dienst jagte; wenn er in dem Sumpfland der Netze mehr die Stiche der zehntausend Spaten zählte als die Beschwerden der Arbeiter, welche am Sumpffieber in den Lazaretten lagen, die er ihnen errichtet; wenn er ruhelos mit seinem Fordern auch der schnellsten Tat voraneilte, so verband sich mit der tiefen Ehrfurcht und Hingebung in seinem Volk auch eine Scheu wie vor einem, dem nicht irdisches Leben die Glieder bewegt. Als das Schicksal des Staates erschien er den Preußen, unberechenbar, unerbittlich, allwissend, das Größte wie das Kleine übersehend. Und wenn sie einander erzählten, daß er auch die Natur hatte bezwingen wollen, und daß seine Orangenbäume doch in den letzten Frösten des Frühlings erfroren waren, denn freuten sie sich in der Stille, daß es für ihren König doch eine Schranke gab, aber noch mehr, daß er sich mit so guter Laune darein gefunden

und vor den kalten Tagen des Mai den Hut abgenommen hatte.

Mit rührendem Anteil sammelte das Volk jede Lebensäußerung des Königs, in welcher eine menschliche Empfindung, die sein Bild vertraulich machte, zutage kam. So einsam sein Haus und Garten war, unablässig schwebte die Phantasie seiner Preußen um den geweihten Raum. Wem es einmal glückte, in warmer Mondnacht in die Nähe des Schlosses zu kommen, der fand vielleicht offene Türen, ohne Wache, und er konnte in der Schlafstube den großen König auf seinem Feldbett schlummern sehen. Der Duft der Blüten, das Nachtlied der Vögel, das stille Mondlicht waren die einzigen Wächter und fast der ganze Hofstaat des einsamen Mannes.

Noch vierzehnmal seit der Erwerbung von Westpreußen blühten die Orangen von Sanssouci, da wurde die Natur Meisterin auch des großen Königs. Er starb allein, nur von seinen Dienern umgeben.

Mit ehrgeizigem Sinn war er in der Blüte des Lebens ausgezogen, alle hohen und prächtigen Kränze des Lebens hatte er dem Schicksal abgerungen, der Fürst von Dichtern und Philosophen, der Geschichtsschreiber, der Feldherr. Kein Triumph den er sich erkämpft, hatte ihn befriedigt. Zufällig, unsicher, nichtig war ihm aller Erdenruhm geworden; nur das Pflichtgefühl, das unablässig wirkende, eiserne, war ihm geblieben. Aus dem gefährlichen Wechsel von warmer Begeisterung und nüchterner Schärfe war seine Seele heraufgewachsen. Mit Willkür hatte er sich poetisch einzelne Menschen verklärt, die Menge, die ihn umgab, verachtet. Aber in den Kämpfen seines Lebens verlor er den Egoismus, verlor er fast alles, was ihm persönlich lieb war, und er endigte damit, die einzelnen geringzuachten, während sich ihm das Bedürfnis für das Ganze zu leben immer stärker erhob. Mit der feinsten Selbstsucht hatte er das Größte für sich begehrt, und selbstlos gab er zuletzt sich selbst für das gemeine Wohl und das Glück der Kleinen. Als ein Idealist war er in das Leben getreten, auch durch die furchtbarsten

Erfahrungen wurden ihm seine Ideale nicht zerrissen, sondern veredelt, gehoben, geläutert; viele Menschen hatte er seinem Staat zum Opfer gebracht, niemand so sehr als sich selbst.

Ungewöhnlich und groß erschien das seinen Zeitgenossen, größer uns, die wir die Spuren seiner Wirksamkeit in dem Charakter unseres Volkes, unserem Staatsleben, unserer Kunst und Literatur bis zur Gegenwart verfolgen.

Der erste Luftballon zu Nürnberg

(1787)

Mehrere Geschlechter von Dichtern waren vergangen, sie hatten nie in allen ihren Tagen von einem Heldenleben herzerschütternden Eindruck erhalten, sie feierten die Siege des Alexander und den Tod des Cato durch zahlreiche Prädikate, in frostiger Phrase, in kunstvoll gesponnenen Perioden. Jetzt entzückte eine kleine Geschichte, die ein invalider Soldat an der Haustür erzählte, wie der große König von Preußen ihn bei Hochkirch angesehen und fünf Worte zu ihm gesprochen. Die Erzählung des einfachen Mannes zauberte auf einmal das erhabene Menschenbild dem Hörer in die Seele, das Lager, das Wachtfeuer, den Ruf der Wachen. Wie schwach war die Wirkung, welche das kunstvolle Lob der langgezogenen Verse hervorbrachte, gegen solche Anekdote, die man in wenig Zeilen zusammenfassen konnte; sie regte Mitgefühl auf, Teilnahme bis zu Tränen und Händeringen. Worin lag doch der Zauber dieses kleinen Zuges aus dem Leben? Jene wenigen Worte des Königs waren so charakteristisch, man konnte das ganze Wesen des Helden darin erkennen, und der derbe treuherzige Ton des Erzählers gab dem Bericht eine eigentümliche Farbe, welche die Wirkung so sehr erhöhte. Sicher lag in der Stimmung, welche dadurch dem Hörer kam, eine Poesie, aber himmelweit verschieden von der alten Kunst. Und diese Poesie empfand seit den Schlesischen Kriegen jedermann in Deutschland, sie war so volkstümlich geworden wie die Zeitungen und die Trommelwirbel der Soldaten. Wer jetzt noch wirken wollte in deutscher Dichtkunst, der mußte ähnlich zu berichten wissen wie jener ehrliche Mann aus dem Volk, einfach, schlicht, gerade wie's

vom Herzen kam, und es mußte ein Stoff sein, der das Herz schneller schlagen machte. Goethe wußte wohl, weshalb er das ganze jugendliche Geistesleben seiner Zeit auf Friedrich II. zurückführte, denn auch ihn hat die edle Poesie, welche aus dem Leben jedes großen Mannes auf seine Zeitgenossen strahlt, im Vaterhause erwärmt. Der große König hat den Götz von Berlichingen für ein abscheuliches Stück erklärt, er hat doch selbst daran recht fleißig mitgearbeitet, denn er war es, der dem Dichter den Mut gab, alte Reiteranekdoten zu einem bezaubernden Drama zusammenzuweben. Und als Goethe, selbst ein Greis, sein letztes Drama schloß, da stieg ihm wieder die Gestalt des alten Königs in sein Gedicht hernieder, und sein Faust verwandelte sich ihm in den ruhelos schaffenden, rücksichtslos heischenden Herrn, der an der Weichsel durch das Sumpfland seine Kanäle zieht. — Und war es bei Lessing anders, von den kleinen Poeten ganz zu schweigen? In Minna von Barnhelm sendet der König einen entscheidenden Brief auf die Szene, und im Nathan ist der Gegensatz zwischen Toleranz und Fanatismus, zwischen Judentum und Pfaffenwesen ein veredelter Abdruck der Stimmungen aus d'Argens' Judenbriefen.

Aber nicht nur das leicht bewegte Gemüt der Dichter wurde durch die Gestalt des Königs aufgeregt, auch dem wissenschaftlichen Leben der Deutschen, der Philosophie und den sittlichen Forderungen, welche dieselbe an den Mann machte, kam durch ihn eine Steigerung und Umwandlung.

Denn die Gewissensfreiheit, welche der König an die Spitze seiner Regierungsgrundsätze gestellt hatte, löste mit einem Schlage von dem Zwang, welchen die Landeskirche den Gelehrten bis dahin auferlegt hatte. Die tiefe Abneigung, welche der König gegen Pfaffenregiment und gegen jede Bevormundung der Geister hatte, wirkte in weiten Kreisen. Auch die kühnste Lehre, der entschlossenste Angriff gegen Bestehendes war jetzt erlaubt, mit gleicher Waffe wurde gekämpft, die Wissenschaft bekam zuerst ein Gefühl der Herrschaft über die Seelen. Es war kein Zufall, daß Kant in Preußen heraufkam. Denn die ganze strenge Gewalt seiner Lehre, die hohe Steigerung des Pflichtgefühls,

ja auch die stille Resignation, mit welcher sich der einzelne dem kategorischen Imperativ zu unterwerfen hat, sie sind nichts anderes als das ideale Gegenbild der Pflichttreue, welche der König selbst übte und von seinen Preußen forderte. Niemand hat es edler ausgesprochen als der große Philosoph selbst, wie sehr der Staat Friedrichs II. die Grundlage seiner Lehre sei.

Nicht zuletzt gewannen die historischen Wissenschaften. Große politische Taten waren der Phantasie und dem Herzen der Deutschen so nahe gelegt, daß jeder einzelne als Mitspieler hereingezogen wurde; menschliches Tun und Leiden war so verehrungswürdig erschienen, daß der Sinn für das Bedeutende und für das Charakteristische auch dem deutschen Geschichtsforscher in neuer Weise lebendig wurde und seine Disziplinen in den Augen der gesamten Nation eine höhere Bedeutung erhielten.

Nicht sofort freilich erwarben die Deutschen das sichere Urteil und die politische Bildung, welche jedem Historiker nötig ist, der das Leben seines Volkes darzustellen unternimmt; es war bedeutsam, daß der geschichtliche Sinn der Deutschen sich abweichend von Engländern und Franzosen auf einem Seitenpfad entwickelte, welcher doch der Weg zu den größten geistigen Eroberungen aller Zeiten werden sollte.

Sehr auffallend ist zunächst der Gegensatz gegen die erste Hälfte des Jahrhunderts. Bis 1750 standen die Disziplinen, welche das Leben der Natur zu verstehen suchen, im Vordergrund des Interesses, ihre Resultate waren schnell verbreitet und allen Kulturvölkern gemeinsam. Jetzt erheben sich neben, ja über ihnen in Deutschland die Wissenschaften, deren Mittelpunkt das Leben des Menschen ist, nicht wie es sich in der politischen Geschichte, sondern wie es sich in idealen Bildungen, in der Sprache, der Poesie, der bildenden Kunst äußert. Während man sonst das Geheimnis des Lebens vorzugsweise durch Betrachten der Stoffe, durch Messen, Scheiden und Wägen gesucht hatte, so wagte man jetzt demselben Geheimen durch Untersuchung aller Gesetze des geistigen Schaffens nachzugehen. Die Lebensbedingungen, welche ein Gedicht schön machen, die Schöpfungsprozesse, unter denen Sprache und Poesie aus dem erfindenden Geist herausströmen, die geheimnisvollen Grundgesetze, durch welche den Werken der bildenden Kunst in den verschiedenen Zeiträumen ein so verschiedenes Gepräge aufgedrückt wird, danach wurde gespürt.

Und diese neuen Blüten des geistigen Lebens in Deutschland, welche sich seit dem Jahre 1750 entfalten, tragen bereits einen durchaus nationalen Charakter, ja ihr höchster Gewinn ist bis zur Gegenwart fast den Deutschen allein geblieben. Man begann zu erkennen, daß das Leben eines Volkes sich wie das einer Persönlichkeit nach gewissen Naturgesetzen entwickelt, aufgehend und absteigend, daß sich durch die einzelnen Seelen der Erfinder und Denker ein Gemeinsames, Nationales von Geschlecht zu Geschlecht durchzieht, jeden zugleich beschränkend und belebend. Seit Winckelmann es unternahm, die Perioden der bildenden Kunst bei den Alten zu erkennen und festzustellen, wurde ein ähnlicher Fortschritt auch auf anderen Gebieten der Wissenschaft gewagt. Schon hatte Semler die historische Entwicklung des Christentums innerhalb der ältesten Kirche zu erweisen versucht. Man begriff ebenso den Zusammenhang und eine innere Notwendigkeit in der Fortbildung der Philosophie, man erhielt überraschende Einblicke in das Werden und Wandeln stiller Gedanken. Wo früher nur der Zufall oder ein dürftiger äußerer Zusammenhang angenommen worden war, entfaltete sich jetzt ein reiches, vernünftiges, einheitliches Leben nationaler Kräfte. Der alte Homer wurde geleugnet, und die Entstehung der epischen Gedichte in den Eigentümlichkeiten eines Volkslebens gesucht, welches fast dreitausend Jahre von uns abliegt. Der Begriff von Mythe und Sage, auffallende Besonderheiten des Schaffens und Empfindens in der Jugendzeit der Völker wurden deutlich, bald sollten Romulus und die Tarquinier, endlich sogar die Urkunden der Bibel denselben Gesetzen einer Wahrheit suchenden rücksichtslosen Forschung unterliegen.

Einzig aber war, daß dies tiefsinnige Forschen so eng mit einem freien und kräftigen Erfinden verbunden blieb. Der

den Laokoon und die Dramaturgie schrieb, war selbst ein Dichter; und Goethe und Schiller, dieselben Männer, denen der Born der Erfindung so voll und reich strömte, blickten auch mit der gespannten Aufmerksamkeit ruhiger Gelehrten in seine Flut, die Lebensgesetze ihrer Dramen, Romane, Balladen untersuchend.

Unterdes entzückten ihre Dichtungen alle Besten der Nation. Durch einen Gott war plötzlich das Schöne über die deutsche Erde ausgegossen. Mit einer Begeisterung, welche oft wie Andacht aussah, gab sich der Deutsche den „Reizungen" seiner einheimischen Poesie hin. Die Welt des schönen Scheins erhielt für ihn eine Bedeutung, welche ihn zuweilen gegen das verständige Leben, das ihn umgab, ungerecht machte. Fast alles Große, Edle, Erhebende lag ihm, der sich so oft als Bürger eines Volkes ohne Staat erschien, in dem goldenen Reich der Poesie und Kunst; was wirklich um ihn war, das erschien ihm leicht gemein, niedrig, gleichgültig.

Wie dadurch eine Aristokratie der Feinfühlenden großgezogen wurde, wie die großen Dichter selbst mit stolzer Resignation als Weltbürger aus heiterer Höhe auf die dämmerige deutsche Erde herabzusehen bemüht waren, ist oft dargestellt. Hier soll nun berichtet werden, wie die Zeit auf den bescheidenen Mann wirkte und seine Interessen umformte.

Wer in den ersten Jahren nach dem Tode Friedrichs des Großen die Straßen einer mäßigen Stadt betrat, die er im Jahre 1750 durchschritten hatte, der mußte die größere Kraft ihrer Bewohner überall erkennen. Noch stehen die alten Mauern und Tore, aber es wird darüber verhandelt, die Eingänge, welche für Menschen und Lastwagen zu eng sind, von dem alten Ziegeljoch zu befreien, mit leichtem Gitterwerk zu schließen, an anderen Stellen der Mauer neue Pforten zu öffnen. Der Wall um den Stadtgraben ist mit breitgegipfelten Bäumen bepflanzt, und in dem dichten Schatten der Linden und Kastanien halten jetzt die Städter ihren diätetischen Spaziergang, atmet das Kindervolk frische Sommerluft. Auch die kleinen Gärten an der Stadtmauer sind

verschönert, neue fremde Blüten glänzen zwischen den alten und umgeben das künstliche Fragment einer Säule oder einen kleinen Genius von Holz, der mit weißer Ölfarbe überzogen ist; hier und da erhebt sich ein Sommerhaus entweder als antiker Tempel oder auch als Hütte von bemooster Rinde zur Erinnerung an die unschuldsvollen Urzustände des Menschengeschlechts, in denen die Gefühle so unendlich reiner und der Zwang der Kleider und der Konvenienz so viel geringer waren.

Aber das Triebwerk der Stadt hat sich über die alten Mauern ausgedehnt; wo eine Landstraße zur Stadt führt, strecken die Vorstädte ihre Häuserreihen wieder weit in die Ebene hinaus. Viele neue Häuser mit roten Ziegeldächern erfreuen dort unter tragenden Obstbäumen das Auge. Auch in der Stadt hat sich die Zahl der Häuser vermehrt; mit breiter Front, Giebel an Giebel gelehnt, stehen sie da, große Fenster, helle Treppen, weite Räume umschließend. Noch sind die Zieraten ihrer Front von Gips und Kalk nüchtern angeklebt, helle Kalkfarben in allen Schattierungen sind fast das einzige Charakteristische und geben den Straßen ein buntes Aussehen. Die Erbauer sind meist Kaufleute und Fabrikanten, welche heraufgekommen sind, jetzt fast überall die vermögenden Leute der Stadt.

Die Wunden, die der Siebenjährige Krieg dem Wohlstand der Bürger geschlagen, sind geheilt. Nicht umsonst hat die Polizei seit mehr als fünfzig Jahren ermahnt und befohlen, der Stadthaushalt ist geordnet, die Anfänge der Armenpflege sind organisiert, Unterstützungskassen, Armenärzte, unentgeltliche Arznei. In den größeren Städten geschah schon viel für Unterstützung der Hilflosen, in Dresden war 1790 der jährliche Umsatz der Armenkasse 50 000 Taler, auch in Berlin, wo schon Friedrich Wilhelm I. für die Armen manches getan hatte, suchte die Regierung mit warmem Herzen zu helfen, es wurde gerühmt, daß dort mehr geschehe als irgendwo anders. Aber der warmen Humanität, welche die Gebildeten nach allen Richtungen dem Volk entgegentrugen, fehlte noch sehr die Einsicht, man kam noch nicht über das Almosengeben heraus, es wurde wenig Jahre

später als besondere patriotische Tat begrüßt, daß der Finanzminister von Struensee den Berliner Armen jährlich einen bedeutenden Teil seines Gehaltes auszahlen ließ. Aber zugleich wurde laut über zunehmende Sittenlosigkeit geklagt und daß die Zahl der Armen in großem Verhältnis steige. Man bemerkte mit Schrecken, daß Berlin unter Friedrich II. die einzige Hauptstadt der Welt gewesen sei, in welcher jährlich mehr Menschen geboren wurden als starben, und daß sich das jetzt zu ändern drohe. In Berlin, Dresden, Leipzig sah man keinen Bettler mehr, in preußischen Städten, mit Ausnahme Schlesiens und Westpreußens, überhaupt wenig; aber selbst in den kleineren Orten Kursachsens waren sie noch eine Plage der Reisenden, sie lagen an Gasthöfen und Posthäusern und lauerten auf die ankommenden Fremden*.

Ein großer herzerfreuender Fortschritt war aber durch die Anstrengung der Regierung für bessere Krankenpflege gemacht worden, die völkerverwüstende Pest und andere Seuchen waren — so durfte man annehmen — von den Grenzen Deutschlands ausgesperrt. Noch 1709—11 hatte in Polen die Pest furchtbar gehaust, ja noch um 1770 war dort ein Sterben gewesen, das ganze Dörfer geleert hatte, unsere Heimat war nur wenig geschädigt worden. Aber eine Krankheit verwüstete noch bei Reichen und Armen, die Pocken. Noch war sie ein Leiden Europas, das Scheusal, welches die blühende Jugend am widerwärtigsten heimsuchte, ihr den Tod, Verstümmelung, Verunstaltung brachte. Jedem wurde entscheidend für das ganze Leben, wie er durch die Pocken gekommen war. Viel herzbrechendes Unglück ist geschwunden, die Schönheit unserer Frauen ist häufiger und sicherer geworden, die Zahl der Siechen und Hilflosen ist beträchtlich verringert, seit durch Jenner und seine Freunde 1799 zu London die erste öffentliche Impfanstalt angelegt wurde.

Überall beginnen in dieser Zeit die Klagen über Mangel an Sparsamkeit und unmäßige Vergnügungslust der arbeitenden Klassen, Klagen, welche gewiß in vielen Fällen berechtigt waren, die aber unvermeidlich immer wieder tönen, wo der größere Wohlstand viele einzelne auch in den untern Schichten des Volkes die Bedürfnisse vermehrt. Nur mit Vorsicht darf man daraus auf eine Abnahme der Volkskraft schließen, häufiger ist die erwachende Begehrlichkeit der kleinen Leute das erste unholde Zeichen eines Fortschrittes, den sie selbst machen. Im ganzen scheint es damit nicht so arg gewesen zu sein. Das Tabakrauchen freilich war allgemein, es nahm unaufhörlich zu, obgleich Friedrich II. seinen Preußen die Pakete durch seinen Stempel verteuert hatte, der weiße Porzellankopf begann den Meerschaum zu verdrängen. In Norddeutschland war das Weißbier ein neumodisches Getränk des Bürgers, ehrbare Meister tadelten kopfschüttelnd, daß ihr Bier schlechter und daß der Verbrauch des Weins auch unter Bürgern übermäßig zunehme. In Sachsen war schon damals das massenhafte Kaffeetrinken auffallend, auch wie dünn und verfälscht der Trank sei, und doch sei er die einzige warme Kost der Armen. Allgemein ist die Klage der Reisenden, welche aus Süddeutschland kommen, daß die gewöhnliche Küche in Preußen, Sachsen, Thüringen schmal und dürftig sei.

Auch die öffentlichen Vergnügungen waren weder besonders zahlreich noch teuer. Immer noch waren Hinrichtungen eine große Angelegenheit, noch wurden die Bilder schwerer Verbrecher in Kupfer gestochen und mit ihrem Lebenslauf, den erbaulichen Betrachtungen der Seelsorger und warnenden Gedichten eifrig gekauft. Ein Seehund, Elefant, das erste Rhinozeros, ein Neger oder Albino, Kamtschadale und Indianer, und was jetzt in unseren Meßbuden nur geringe Beachtung findet, wurde mit Erfolg einzeln auf öffentlichem Platz aufgestellt, ebenfalls durch Bilderbogen und kleine Flugschriften empfohlen. Und allerlei brotlose Künste, ein Mann, der mit abgerichteten Kanarienvögeln umherzog, ein anderer, der nur durch Handbewegungen ein Schattenspiel an der Wand herzubringen wußte, dazwischen Bauchredner, Feuerfresser und andere fahrende Leute gaben den besten Gesellschaften der Stadt für längere Zeit Unterhaltung.

* von Liebenroth, Fragmente. S. 95.

Die alten festlichen Aufzüge und Schaustellungen der Städter selbst waren überall verkümmert, ihnen war die Zeit der seidenen Strümpfe, des Reifrocks und Puders sehr ungünstig. Die Schaugefechte der Fechterbanden hatten aufgehört, die Schützenfeste waren seit dem großen deutschen Krieg eingeschrumpft; nur einzelne Handwerke: die Fleischer, Fischer, Faßbinder unternahmen zuweilen einen öffentlichen Aufzug in hergebrachtem Kostüm mit altem Zeremoniell und Handwerkszeichen, in seltenen Fällen mit einem alten Tanz. Obenan aber unter den städtischen Belustigungen stand das Theater. Es war die Leidenschaft des Bürgers, die Wandertruppen wurden besser und zahlreicher, größer wurde auch die Zahl der stehenden Bühnen; noch war das Parterre der Hauptraum, in welchem Offiziere oder Studenten und junge Beamte, nicht selten als feindliche Parteien, den Ton angaben. Die Schauderdramen mit Dolch, Gift, Kettengerassel entzückten den Anspruchslosen, die rührenden Familienstücke mit ihren bösen Ministern und rasenden Liebhabern füllten den Gebildeten mit Gefühlen, der schlechte Geschmack der Stücke und dabei das gute Spiel der Darsteller setzten den Fremden in Erstaunen. Der Einzug einer „Truppe“ in die Stadtmauern war ein Ereignis von größter Wichtigkeit; aus den Berichten vieler tüchtiger Männer sehen wir, wie wichtig die Eindrücke solcher Vorstellungen für ihr Leben geworden sind. Es wird uns schwer, den Enthusiasmus zu begreifen, mit welchem die gebildete Jugend der Darstellung folgte, und die Heftigkeit der Affekte, welche in ihnen aufgeregt wurden. Die Stücke Iffflands: „Verbrechen aus Ehrgeiz“, „Der Spieler“, lockten nicht nur Tränen und Schluchzen hervor, auch Schwüre und heiße Gelübde. Als einst in Lauchstädt nach dem Ende des „Spielers“ der Vorhang fiel, stürzte einer der wildesten Studenten aus Halle auf einen andern Hallenser zu, den er kaum kannte, und bat unter strömenden Tränen seinen Schwur anzunehmen, daß er nie wieder eine Karte anrühren wolle. Und nach dem Bericht dessen, der Schwur und Handschlag empfing, hielt der Erregte auch Wort. Dergleichen war nichts Außerordentliches. Arme Studenten sparten

sich's wochenlang ab, um einmal von Halle aus das Theater in Lauchstädt zu besuchen; sie liefen dann in der Nacht zurück die Kollegien des nächsten Morgens nicht zu versäumen. Aber wie lebendig die Teilnahme der Deutschen am Drama war, es wurde dennoch einer Gesellschaft auch in größerer Stadt nicht leicht, sich auf stehender Bühne zu erhalten. In Berlin wurde gerade damals das französische Schauspielhaus auf dem Gendarmenmarkt in eine deutsche Bühne unter dem stolzen Titel Nationaltheater verwandelt, aber dies einzige Schauspiel der Hauptstadt war wenig besucht, obgleich Fleck und die beiden Unzelmann darauf spielten. Desto mehr gefüllt war freilich die italienische Oper. Aber sie wurde auf königliche Kosten gegeben, jede Behörde hatte eigene Loge, noch saß der König mit seinem Hofstaat nach alter Sitte im Parterre hinter dem Orchester, und durch den Winter waren nur sechs Vorstellungen, eine neue und eine alte Oper, jede dreimal. Da drängte sich freilich das Publikum herzu, die Pracht dieser Hoffeste zu sehen und im „Darius“ den großen Zug mit Elefanten und Löwen anzustaunen. Auch aus Dresden wird zu derselben Zeit gemeldet, daß dort die Kindertheater in den Familien weit mehr in Aufnahme seien, als das große Theater. — Und in jenem Berlin, das schon damals für besonders frivol und genußsüchtig galt, war in demselben Winter auf der großen Redoute, von welcher im Lande soviel die Rede war, eine einzige Charaktermaske, sonst nur mißvergnügte Dominos, das Ganze dem fremden Beobachter sehr langweilig*. — Das alles sieht nicht nach übermäßiger Verschwendung aus.

Auch das gewöhnliche gesellschaftliche Vergnügen war genügsam, es war der Besuch öffentlicher Kaffeegärten. Bei anspruchsloser Musik und einigen bunten Lampen drängten sich dort Adel, Offiziere, Beamte und Kaufmannschaft. In Leipzig und Wien hatte sich diese Art der Unterhaltung etwa seit 1700 zuerst ausgebildet; oft wurde die große Ergötzlichkeit des schattigen Kaffeetrinkens in Versen und Prosa gefeiert und von Frivolen gerühmt, wie bequem sol-

* Nach handschriftlichen Aufzeichnungen aus dem Jahre 1790.

ches Zusammenströmen zur Einleitung zarter Verhältnisse sei. Und der Kaffeegarten blieb charakteristisch für die deutsche Geselligkeit durch fast hundertfünfzig Jahre. Zwar saßen die Familien nach Tischen geschieden, aber man ließ sich sehen und konnte beobachten; auch die liebe Kinderwelt wurde zu sittsamer Haltung angestrengt, sparsame Hausfrauen brachten wohl auch in Tüten Kaffee und Kuchen von Hause mit. — In dem Hause des gebildeten Bürgers war die Gastlichkeit zwar bequemer, die Bewirtung reichlicher geworden, aber in dem Familienleben hatte sich noch vieles von der strengen Zucht der Ahnen erhalten. Die Gewalt des Gatten und Vaters trat kräftig hervor, Hausherr und Hausfrau forderten behende Unterwürfigkeit, Befehlende und Gehorchende waren schärfer geschieden. Nur die Gatten hatten gelernt, einander das herzliche Du zu geben, die Kinder der Honoratioren, oft auch der Handwerker nannten die Eltern Sie; die Dienstboten wurden nur von ihrer Herrschaft geduzt, von Fremden erhielten sie die dritte Person des Singularis. Ebenso gab das „Er" ein Meister dem Gesellen, der Gutsherr dem Schulzen, der Gymnasiallehrer dem Schüler der oberen Klassen. Der Schüler aber redete seinen Herrn Direktor an vielen Orten mit „Ew. Hochedeln" an. —

Häufiger als vor vierzig Jahren verließ der Deutsche Haus und Stadt, ein bescheidenes Stück seines Vaterlandes zu durchreisen. Noch waren die Verkehrsmittel schlechter, als bei dem Aufschwung des Handels und der vermehrten Reiselust erträglich war. Es gab erst wenige und kurze Kunststraßen; als die beste Chaussee Deutschlands wurde die Straße von Frankfurt nach Mainz gerühmt, mit Baumalleen, Steinreihen und getrennten Seitenpfaden für Fußgänger; die großen alten Völkerwege vom Rhein nach dem Osten waren breite Lehmpfade. Wer irgend Ansprüche machte, reiste mit Lohnkutsche oder Extrapost, denn die Wagen der ordinären Post waren auf den Hauptstraßen zwar bedeckt, aber ohne Federn, mehr für Lasten als Personen berechnet, sie hatten keine Seitentüren, man mußte unter der Decke oder über die Deichsel hineinkriechen. Im

Hintergrund des Wagens wurden die Pakete bis an die Decke mit Stricken befestigt. Pakete lagen auch unter den Sitzbänken, Heringstönnchen, geräucherter Lachs und Wild kollerten unermüdlich auf die Bänke der Passagiere, welche eine fortdauernde Beschäftigung darin fanden, die anspruchsvollen Begleiter zurückzudrängen; da man die Füße wegen des Gepäcks nicht ausstrecken konnte, hingen verzweifelte Passagiere wohl gar die Beine zur Seite des Wagens heraus. Unerträglich war immer noch der lange Aufenthalt auf den Stationen, unter zwei Stunden wurde der Wagen nicht abgefertigt, von Kleve nach Berlin fuhr man elf Tage, und elf Nächte in tödlicher Langeweile, zerstoßen und verlahmt. Besser gelang die Reise auf den großen Strömen. Zwar die Donau stromab fuhr noch das altertümliche Bretterschiff, ohne Mast und Segel, von Pferden gezogen; aber auf dem Rhein erfreute den sinnigen Freund der Natur schon die regelmäßige Fahrt der Rheinschiffe. Ihre vortreffliche Einrichtung wird gerühmt, sie hatten Mast und Segel und gebrauchten die Pferde nur zur Aushilfe; sie hatten auch ein ebenes Verdeck mit Geländer, so daß man förmlich darauf spazieren konnte, und Kajüten mit Fenstern und einigen Möbeln. Auf ihnen fand sich bereits eine wechselnde, oft anmutige Reisegesellschaft zusammen. Und die solche Schiffe benutzten waren nicht die Geschäftsreisenden allein. Denn einer der merkwürdigsten Fortschritte war von den Deutschen seit 1750 gemacht worden. Das Naturgefühl hatte eine sehr große Ausbildung erhalten. Den architektonischen Gärten der Italiener und Franzosen war der englische Landschaftsgarten, den alten Robisonaden die Schilderung liebender Kinder oder Wilden in dem Zauber einer fremdartigen Landschaft gefolgt. Später als den gebildeten Engländer ergriff den Deutschen die Wanderlust in die blaue Ferne. Aber sie war seit kurzem lebendig geworden. Schon wird es Mode, auf der Alm die aufgehende Sonne, das Wogen des Nebels in den Schluchten zu bewundern, und das idyllische Leben bei Butter und Honig, Bergaussicht, Waldesluft, Wiesenblumen, Ruinen wird mit höherem Bewußtsein den „Gemeinplätzen des Ver-

gnügens“: Spiel, Oper, Komödie, Ball gegenübergestellt. Schon hat die Sprache sehr reichen Ausdruck in Schilderung der Naturschönheiten, der Bergformen, Wasserfälle usw., schon ziehen müßige Reisende nicht nur durch die Alpen, auch auf die Apeninen und den Ätna, aber Tirol ist noch kaum entdeckt.

Noch wurde der Gebildete einer Landschaft leicht an seinem Dialekt erkannt, auch im mittleren Deutschland; denn die Sprache der Familien, alle innigsten Laute menschlicher Empfindung waren fast überall mit provinziellen Besonderheiten erfüllt. Und neumodisch und affektiert wurde genannt, wer seine Zunge nach den Buchstaben der Schriftsprache gewöhnte. Ja im Norden wie im Süden galt es für patriotisch und tapfer, die heimische Sprechweise gegen das Eindringen fremder Klänge zu wahren; es kam vor, daß junge Damen aus den besten Häusern einen Bund schlossen, um den Dialekt ihrer Stadt gegen die dreisten Eingriffe fremder Männer, welche zugezogen waren, zu verteidigen*. Nur den Kursachsen wurde nachgerühmt, daß sie bis in die untersten Schichten ein reines, verständliches Schriftdeutsch sprächen; ein Lob, das bei der dreihundertjährigen Herrschaft des meißnischen Dialekts in der Schriftsprache allerdings einige Berechtigung hatte, aber für uns auch deshalb merkwürdig ist, weil es ahnen läßt, wie die andern sprachen. Doch wurde schon damals in den größeren Städten bemerkt, daß der Dialekt schnell abnehme, und daß ein starkes Eindringen der Fremden die Ursache sei.

Lebhaft und tief wurde das Geschlecht jener Tage durch die Neuigkeiten des Tages angeregt. In den achtziger Jahren zogen in eine größere Stadt des innern Deutschlands allerdings jeden Tag Neuigkeiten aus der Fremde; denn das Posthorn blies bereits täglich durch die Straßen, aber nicht jeden Tag durch dasselbe Tor. Indes erhielt man doch seine Post heute von München, morgen von Dresden, den nächsten Tag vielleicht von Hamburg. Auch hatte fast jede größere Stadt ihre Zeitung, aber auch diese kleinen

* Neue Preußische Provinzialblätter VIII. 3. 1849. S. 175.

Blätter wurden in der Regel nur dreimal wöchentlich ausgegeben, und die Anzeigenblätter, welche seit etwa sechzig Jahren eingerichtet waren, an vielen Orten nur wöchentlich einmal. Und diese regelmäßigen Boten aus der Welt deckten im ganzen das Bedürfnis ausreichend. Zwar wurde viel über die schlechten Straßen und die langsamen Posten des Reiches geklagt, aber Warenverkehr und Geschäfte, Kredit und Kundschaft waren darauf eingerichtet; die Abonnenten der meisten Blätter scheinen nicht so zahlreich gewesen zu sein, daß diese einen wesentlichen Ertrag gewährten; die Zahl der Männer, welche politische Nachrichten aus andern Gegenden Deutschlands und aus fremden Ländern mit dauerndem Interesse lasen, war verhältnismäßig gering. Und Wohlhabende suchten immer noch aus der Hauptstadt geschriebene Zeitungen zu erhalten, deren Abfassung bis gegen das Ende dieses Jahrhunderts ein Industriezweig war, der jetzt etwa in den lithographierten Korrespondenzen, den Zirkularen einiger großen Handelshäuser und hier und da in Diplomatenbriefen fortdauert oder neu eingerichtet wird.

Dagegen war nach andern Richtungen der unverwüstliche Trieb der Seele, neue Nahrung einzunehmen, lebhafter angeregt als jetzt. Die Neuigkeiten der Stadt selbst und des Privatlebens darin beschäftigten große und kleine Leute immer noch so ernsthaft, ja leidenschaftlich, daß es uns gar nicht leicht wird, diese tätige Aufnahme zu begreifen. Der Klatsch war unaufhörlich, erbittert und bösartig. Jedermann wurde durch solch Persönliches affiziert; was man mit angenehmem Schauder vom lieben Nächsten hörte, trug man eifrig weiter. Und es war Freundespflicht, dergleichen den Angegriffenen selbst mitzuteilen. Wie schwer immer noch üble Nachrede überwunden wurde, erkennen wir aus zahlreichen biographischen Aufzeichnungen jener Zeit. Außer den mündlichen Angriffen wurden auch geschriebene, oft in Versen, herumgetragen, zuweilen gedruckt; sie waren natürlich anonym, aber da die ganze Stadt den Verfasser suchte, gelang es ihm doch selten, unbekannt zu bleiben. Mehr als einmal wurde die Obrigkeit gegen dergleichen Pamphlete zu Hilfe gerufen, und strenge Edikte des Rates

waren nicht ungewöhnlich, in denen die Verfasser und Verbreiter von „Libellen“ kräftig bedräut wurden. Denn ein gestrenger Rat und hohe Obrigkeit waren selbst darin äußerst empfindlich, auch die höchsten Autoritäten hatten viel von geheimer Schriftstellerei zu leiden. Diese nimmt in der Literatur des vorigen Jahrhunderts — namentlich in Preußen — breiten Raum ein, und während die Klatschschriften auf größere Regenten als Bücher, häufig in Romanform, ausgegeben werden, halten sich die Angriffe auf kleinere Gebieter in dem bescheideneren Format der Flugschriften. Mehr als einmal gaben solche anonyme Anfälle Veranlassung zu ernsthaften Händeln innerhalb einer Stadtgemeinde, ja kaiserliche Kommissäre wurden abgesandt, um die Verbreiter der „unwahrhaftigen, injuriösen, ehrabschneiderischen“ Pasquille zu ermitteln und zu strafen.

Aber auch wo ein öffentliches Urteil über einen Mitbürger oder eine Autorität unbefangene Würdigung erstrebt, ist sichtbar, wie schwer dem Schreiber die innere Freiheit und Unparteilichkeit wird, die konventionelle Höflichkeit und die Vorsicht des Verfassers wird nicht selten unangenehm vermindert durch eine hypochondrische, kleinliche, vielleicht boshafte Auffassung des lieben Nächsten. Denn man war zwar immer noch furchtsam und rücksichtsvoll auch im Verkehr, ängstlich bedacht, jedem seinen gebührenden Anteil von Artigkeit zu erteilen, aber man war ebenso reizbar, höchst empfindlich und besaß in der Regel nicht den sicheren Maßstab für den Wert eines Mannes, welchen feste Selbstachtung verleiht.

Neben dem neuen Bildungsstoff, der die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts beschäftigte, blieb die Naturwissenschaft immer noch populär. Sie hatte seit hundert Jahren in großartiger Tätigkeit auf die Bildung des Volkes gewirkt, sie hatte den Kampf gegen den Aberglauben und gegen Autoritätsglauben begonnen, hatte die Völker richtiger sehen und beobachten gelehrt, sie zumeist hatte auch dem Laien die Wißbegierde aufgeregt; nicht wenige kleine Zeitschriften waren bemüht, neue Entdeckungen auch in weitere Kreise zu tragen, Sammlungen von Naturgegenständen

wurden häufig angelegt. Die Alchimie hatte ihre Gläubigen verloren, und die Adepten von Profession waren im Aussterben; aber in den Retorten und Schmelztiegeln wurden auch von Privatleuten häufig zur Freude ihres Kreises chemische Prozesse dargestellt, das kartesianische Teufelchen, der Heronsbrunnen, die Laterna magica und andere physikalische Schaustücke waren in gebildeten Familien heimisch und wurden wieder bewundert und erklärt.

Keine Entdeckung aber, welche man der Wissenschaft verdankte, hatte seit Menschengedenken das Publikum so aufgeregt, als die Erfindung des Luftballons. Im Jahre 1782 hatte Cavallo die ersten Papierballons steigen lassen, im Jahre 1783 erhoben sich die ersten Montgolfieren und Charlieren in die Luft. Schon im Januar 1785 flog der kecke Franzose Blanchard über den Kanal, zwei Jahre darauf erfand derselbe den Fallschirm, durch welchen der Mensch, wie man annahm, aus der größten Höhe gefahrlos auf die Erde herabgleiten konnte. Die kühnsten Träume der Phantasie waren plötzlich durch die Wirklichkeit übertroffen. Auf der deutschen Erde kroch die Schneckenpost im Tage etwa vier bis fünf Meilen durch die Schlagbäume und Grenzzeichen zahlloser Souveränitäten, jetzt flog der Wagende in geflochtener Gondel höher als der Adler über Wolken, Meer und Berge. Man erwartete von der neuen Erfindung die größte Ausbeute für die Wissenschaft, die stärkste Revolution in dem Verkehrsleben der Erde. Das Poetische der Idee, das Erstaunliche des Anblicks, der edle Triumph wissenschaftlicher Entdeckung hoben die Seelen nicht nur der Gebildeten; das ganze Volk nahm fast leidenschaftlichen Anteil an dem neuen Fund des Menschengeschlechts. In die Seelen Unzähliger kam es wie das Ahnen einer Befreiung von hundert beengenden Schranken der Erde, wie das Vorgefühl einer totalen Umwandlung des menschlichen Lebens. Es war ein Sehnen, das unmittelbar darauf durch ganz andere Kämpfe, Untersuchungen und Erfindungen zur Wahrheit werden sollte. Damals aber wurde der unternehmende Mann, welcher sich mit Erfolg dem Wagnis der neuen Entdeckung aussetzte, wie ein Held und Reformator angestaunt.

Und der größte Dichter der Deutschen legte noch in späteren Jahren Zeugnis ab von der stillen Bewegung jener Jahre. Er sagt: „Wer die Entdeckung der Luftballone mit erlebt hat, wird ein Zeugnis geben, welche Weltbewegung daraus entstand, welcher Anteil die Luftschiffer begleitete, welche Sehnsucht in so viel tausend Gemütern hervordrang, an solchen längst vorausgesetzten, vorausgesagten, immer geglaubten und immer unglaublichen, gefahrvollen Wanderungen teilzunehmen; wie frisch und umständlich jeder einzelne glückliche Versuch die Zeitungen füllte, zu Tagesheften und Kupfern Anlaß gab; welchen zarten Anteil man an den unglücklichen Opfern solcher Versuche genommen. Dies ist unmöglich selbst in der Erinnerung wiederherzustellen, so wenig als wie lebhaft man sich für einen vor dreißig Jahren ausgebrochenen höchst bedeutenden Krieg interessierte." So sprach Goethe noch lange Jahre nachher* in lebhafter Erinnerung an die großen Eindrücke, welche die neue Erfindung ihm selbst in seiner kräftigen Jugendzeit gemacht.

Es ist deshalb nicht nur unterhaltend, auch lehrreich zu sehen, wie eine solche Luftfahrt aus dem engen Horizont einer deutschen Reichsstadt von den Zeitgenossen aufgefaßt wurde. Über die Auffahrt des glücklichen Abenteurers Blanchard zu Nürnberg im Jahre 1787 ist uns eine hübsche Flugschrift erhalten**. Aus ihr wird hier die Hauptsache mit den Worten des aufmerksamen Beobachters mitgeteilt.

* Zuerst 1836 im I. Band (S. 475) der Quartausgabe gedruckt. — Am Ende des Jahres 1783 schreibt Goethe an Lavater: „Ergötzen dich nicht auch die Luftfahrer? Ich mag den Menschen gar zu gerne so etwas gönnen, beiden, den Erfindern und den Zuschauern"; und am 27. August 1784 schickt Goethe aus Braunschweig an Frau von Stein Pariser Zeitungen, worin die Luftreise von Blanchard beschrieben war.

** Ausführliche Beschreibung der achtundzwanzigsten Luftreise, welche Herr Blanchard den 12. November 1787 zu Nürnberg unternahm und glücklich vollzog. Mit vier Kupfertafeln begleitet. Verfaßt und verlegt von Johann Mayer, Schriftstecher und Kupferdrucker in Regensburg 1787. 4. Auf dem Titel befindet sich Blanchards Silhouette von Lorbeer und Rosen umgeben, mit der Unterschrift: Le plus célèbre Aéronaute. Die vier Kupfertafeln stellen dar: die Auffahrt selbst mit der staunenden Volksmenge, die triumphierende Rückfahrt des Ballons auf einem Wagen, die Maschinen zur Füllung und den Fallschirm, endlich sogar den Grundriß des Platzes, von welchem die Luftfahrt ausging.

„Herr Blanchard reiste nach seiner zu Straßburg vollzogenen sechsundzwanzigsten Luftreise durch Nürnberg nach Leipzig, um seine siebenundzwanzigste Luftauffahrt alldort zu unternehmen. Viele vornehme Einwohner Nürnbergs schlugen ihm vor, nach seiner Auffahrt zu Leipzig zurückzukommen, um die achtundzwanzigste Luftreise in Nürnberg zu vollziehen; er versprach's, und während seinem Aufenthalt zu Leipzig wurde eine Subscription eröffnet. Es wurde der Preis der Plätze à vier, zwei und einen Laubthaler angesetzt und endlich der 5. November zur Auffahrt bestimmt. Herr Blanchard kam den 15. October von Leipzig in Nürnberg an, auch traf sein mit allen Füll- und Luftfahrt-Gerätschaften beladener und für dieselben besonders zugerichteter Wagen ein, welcher auf der Stadtheuwage gewogen und 43 Centner schwer befunden wurde.

Von alle den boshaften Erdichtungen und schändlichen Verläumdungen, welche wider Herrn Blanchard ausgestreut wurden, will ich nichts sagen. Ohne mich weder an das übertriebene Lob, noch den niedern Tadel zu kehren, womit Herr Blanchard auf allen Seiten umringt war, nahm ich, von einigen meiner Freunde aufgemuntert, mir vor, eine ausführliche Geschichte und getreue Zeichnungen von allen Begebenheiten der achtundzwanzigsten Aerostatischen Reise herauszugeben.

Auf dem Neuen-Bau wurde eine Hütte von Brettern errichtet, worin während drei Wochen, nämlich bis zum 11. November, der mit atmosphärischer Luft aufgeblasene Ballon und alle andern zur Luftschifferey gehörigen Instrumente für 12 und 24 Kreuzer zu sehen waren.

Auch wurde auf dem sogenannten Judenbühl außerhalb der Schanzen zwischen dem Lauffer und Vestner Thore ein zur Auffahrt bequemer Plaz ausersehen, auf demselben eine etwa 36 Fuß hohe und auf jeder Seite ins Viereck 40 Fuß breite Hütte ohne Dach, oder ein Verschlag errichtet, und um dieselbe ein ziemlicher Raum für die Subscribenten einzufangen angeordnet. Zu Anfang des November wurden die Pläze für die Subscribenten erweitert, die Preise erniedrigt, und die Auffahrt selbst auf den 12. November fest-

gesetzt. Nun bezahlte man auf dem ersten Plaz zwei, auf dem zweiten einen Laubthaler, auf dem dritten einen Gulden und auf dem vierten vierundzwanzig Kreuzer.

Es ergingen von Seiten der hohen Obrigkeit zur Sicherheit der Stadt und der Fremden vortreffliche Verordnungen sowie auch von Seiten der Entrepreneurs für die Bequemlichkeit und das Vergnügen des Publikums alle nur ersinnliche Sorgfalt getragen ward. Dennoch gab es boshafte Menschen, welche ausstreuten, daß die Auffahrt später oder wohl gar nicht für sich gehen würde; daß die Lebensmittel in unerhörten Preisen wären; ja was noch mehr ist, daß des Herrn Markgrafen von Anspach-Bayreuth Durchlaucht die Anstalten am Tage der Auffahrt durch's Militär würde ruinieren lassen; alles dies geschah blos, um die Fremden abzuhalten, die Stadt um den davon zu ziehenden Nuzen und Ruhm wegen ihrer löblichen Anstalten zu bringen und Herrn Blanchard und seine Freunde furchtsam und lächerlich zu machen. Die Cabale gelang nicht; und ich kann versichern, daß nicht nur der ohnehin bestimmte Preis der Victualien gar nicht erhöhet, sondern die täglich zur Stadt gebrachten im Überfluß und wohlfeiler als sonst zu haben waren. Zur Sicherheit und zum Vergnügen der Fremden wurden von sehr vielen Einwohnern neue Laternen an die Häuser angemacht, Pechpfannen aufgehängt, der so bekannte Kristkindels-Markt aufgeschlagen und auch bei Nacht erleuchtet; die Wachen wurden verdoppelt, und von der Stadt besoldete Personen auf verschiedene Pläze beordert. Kurz zu sagen: ein hoher Magistrat und löbliche Bürgerschaft rechtfertigten durch vortreffliche Policey-Anstalten zum Vergnügen der Fremden, gute Bewirthung und höfliches Betragen gegen jedermann, die sowohl von In- als Ausländern von denselben gehegte Meinung vollkommen.

Endlich kam der 12. November heran, es war ein festlicher Tag. Schon ein paar Tage vorher wurde beschlossen, keine Rathssession zu halten, welches sich niemand zu erinnern weiß. Die mehrsten Gewölber und Läden wurden nur früh oder gar nicht eröffnet. Bey den drei Kirchen zu St. St. St. Lorenz, Sebald und Egidien wurden starke

Wachen postiert, die beständig mit Patrouilliren abwechselten, und drei Thore blieben ganz verschlossen.

Schon um Thorhausschluß begaben sich eine Menge Menschen auf den Ort des Schauspiels, auf welchem in gewisser Entfernung viele Hütten und Zelte errichtet wurden, worin alle Sorten von Getränken und Speisen zu haben waren; in einigen derselben befanden sich auch Musikanten, und alles schien eine große Feyerlichkeit anzukündigen.

Als gegen neun Uhr durch drei Böller das Zeichen zum Füllen des Ballons gegeben wurde, befanden sich schon viele tausend Menschen auf dem Judenbühl, und nun kamen durch den Heroldsberger Schanz-Posten und durch jenen beim Schmausen-Garten ein solcher Strom von Fußgängern, reutenden und fahrenden Personen auf den Plaz zu, daß derselbe bis zum lezten Signal ein unabsehbares Feld von Menschen vorstellte.

Die Reutenden und Kutschen wurden durch reutende Dragoner an weit entfernte, für dieselben bestimmte Pläze angewiesen. Um zehn Uhr geschah das zweite Signal mit zwei Böllern, gegen elf Uhr aber das dritte, zum Zeichen, daß der Ballon gefüllt sey, mit einem Böllerschuß. Ausser diesem, auf dem Plaze sich befindlichen Volke, welches sicher 50—60 000 Seelen betrug, befand sich noch eine Menge von vielen tausenden in und auf der Vestung, Pasteyen, Mauern und den darüberragenden Häusern, Thürmen, Schanzen, Gartenhäusern, ja sogar auf den an den Gartenmauern errichteten Bühnen usw., und dennoch herrschte unter diesem unzählbaren Menschenhaufen eine bewunderswürdige Ordnung und Stille; kein Mensch drängte den andern, denn noch so viel Personen hätten auf diesem herrlichen Plaze Raum genug gehabt.

Die Witterung war erwünscht, die Luft bewegte sich kaum zum Bemerken südwestlich. Der Himmel war gegen Morgen und Mittag fast gar nicht, gegen Abend etwas mehr, gegen Mitternacht aber ziemlich bewölkt.

Herr Blanchard war bey dem Füllen des Ballons so thätig und eilte um nachzusehen mit einer solchen Munterkeit umher, als ob er bey der vergnügtesten Gesellschaft im Tanz

begriffen wäre. Man sagt, er wäre Morgens ein Uhr schon auf den Plaz hinaufgegangen, um zu visitiren, herzurichten, die Massen Spiauteros* abzuwägen usw., und alles in einen solchen Stand zu setzen, daß er auf's erste Signal zum Füllen in völliger Bereitschaft dazu seyn könnte, welches er auch pünktlich beobachtete, so daß alle zusehenden Subscribenten sogleich für seine gute Sache eingenommen wurden. Er stieg mit aller Gegenwart des Geistes, welche ihn nie zu verlassen scheint, getrost nach höhern Regionen auf.

Man sagt, er habe, wie er vor jeder Auffahrt zu tun pflege, den Tag vorher communicirt.

Bis Herr Blanchard sich zur Abreise fertig machte und seine Gondel bestieg, warteten aller Augen auf das Aufsteigen des schon seit einer halben Stunde etwas über den Verschlag herausstehenden Ballons. Nun bewegte sich die große Maschine um elf Uhr sechsundzwanzig Minuten aufwärts und zugleich geschahen zum Zeichen der Abfahrt vier Böllerschüsse, schnell aufeinander, worein sich Trompeten- und Paukenschall mischte.

Majestätisch und sanftschnell war des Aeronauten Emporschweben über den Verschlag heraus; er winkte, das an seine Gondel befestigte Seil loszulassen, und erlitt dabey nicht die geringste Erschütterung. Mit bangem Entzücken und frohem Staunen über dies herrliche Schauspiel war eine solche feyerliche Stille verbunden, als ob kein lebendiges Geschöpf auf dem großen Plaze sich befunden hätte. So wie bei der schönsten Witterung der Rauch als eine Säule emporsteigt, so gerade stieg auch die von des Tages Helle erleuchtete und durchsichtig scheinende Kugel mit dem nach sich ziehenden Luftschiffer auf. Von der Höhe eines Thurmes warf er Papiere auf die Zuschauer herab.

Als Herr Blanchard im Aufsteigen ein Sandsäckchen ausleerte, um höher zu steigen, bemerkten einige Personen mit mir, daß er öfters die Seile des Netzes auf eine Seite zu anzog, welches uns auf die Gedanken brachte, ob er nicht etwa dadurch dem Ballon eine Richtung geben könnte, die-

* Zink.

weil sein Ballon vom Aufsteigen an bis zum Niederlassen den Weg eines umgekehrten Fragezeichens ¿ machte. Vielleicht ist's aber eine bloße Mutmaßung, und seine Wendung dem höhern uns vielleicht entgegengesetzten Luftzuge zuzuschreiben.

Gleich darauf salutierte er mit zwo Fahnen die ihm Nachsehenden und die Stadt; worauf ein allgemeines lauttönendes Vivatrufen und Händeklatschen entstund. Herr Blanchard stieg noch immer gerade in die Höhe, wandte sich etwas südwestwärts gegen die Vestung, als ob er über die Stadt wegfliegen wollte, drehte sich aber immer mehr nach Westen, und endlich westnordwärts nach dem Dorfe Thon zu, so eine halbe Stunde vom Orte der Auffahrt entfernt. Hier war er etwa zwölf Minuten in der Luft und schien nur so groß als eine mittelmäßige Schießscheibe zu seyn; auch hatte er nun die größte Höhe erreicht und stund nach der Nürnberger Postzeitung 800 Klafter oder 4800 Fuß über der Meeresfläche.

Von dieser gewaltigen Höhe ließ der mutige Luftsegler den Fallschirm mit dem Hündchen herab, welcher so langsam herniedersank, daß darüber über fünf Minuten verflossen, bis das aeronautische Thierchen bei Thon an der Erlanger Straße auf ein Samenfeld wohlbehalten zur Erde kam.

Als Herr Blanchard so gerade aufstieg, bewegte sich kein Mensch von der Stelle; sobald er sich aber seitwärts wandte, bewegte sich die ganze Masse von Menschen als ein Ameisenhaufen, erst langsam nach der Seite seiner Richtung zu, und in ein paar Minuten hernach lief alles was lauffen konnte. Es ging zu Pferde und zu Fuß über Hecken und Gräben, über Felder und Wiesen, wie man's ansah. Nichts war den Fußgängern, insonderheit dem Weibsvolk, hinderlicher als Krautfelder und die sich noch befindlichen hohen starken Tobak-Stengel, es gab ein beständiges Gelächter, weil alles im Lauffen über sich sah, und folglich viele drollige Fälle, Stöße und Wendungen sich ereigneten; denn es sah just aus, als ob die Einwohner einer volkreichen Stadt vor einem großen Unglück flöhen, und wer einmal im Strom war, der

muste entweder mit fortlauffen oder sich derb zerstoßen lassen.

Während dieser lächerlichen Jagd dem Dorfe Thon zu ereignete sich's, daß ein Haas aufgejagt wurde, und ungeachtet aller seiner Eilfertigkeit und listigen Wendungen, gelang es ihm doch nicht, das Freye zu erreichen, der Jäger waren zu viel, das arme Tier wurde erhascht, und da ein jeder an dieser merkwürdigen Luftfahrtshaasenjagd Antheil haben wollte, in einer Minute in hundert Stücke zerrissen. Der eine hatte ein Ohr, der andere einen halben Lauf, der dritte in seinen blutigen Händen ein paar Haare.

Herr Blanchard flog unterdessen immer nach der nördlichen Gegend zur linken Seite der Erlanger Chaussee weg und schien eine Viertelstunde lang als an die Wolken geheftet, nur mit dem Unterschiede, daß sein Ballon immer kleiner und zulezt so klein als ein Zwirnknäulchen wurde. Doch blieb er beständig sichtbar. Um zwölf Uhr zwölf Minuten bemerkte man, daß er ziemlich schnell herabsank, wie er denn auch ein Viertel auf ein Uhr, an dem Wege beym Boxdorfer Wäldchen nach Braunsbach zu, eine gute Meile von dem Ort der Auffahrt sich glücklich niederließ, und durch zween Studenten zu Pferde und einige herbeygeeilte Boxdorfer Bauern beym Seil ergriffen wurde.

Da der zur Erde niedergesunkene Aeronaute nicht deutsch, und die ihn zuerst ergriffen nicht französisch verstunden, so gab es eine artige Szene: Er rief ihnen immer zu: en bas, en bas, sie sollten niederziehen, um die Gondel zur Erde zu bringen; die Bauern hingegen meinten, sie sollten das Seil auslassen, und waren just auf dem Punkt solches zu tun, als ihnen die anderen dazu kommenden Leute bedeuteten, sie müsten niederziehen und die Gondel mit den Händen ergreifen, sonst flöge das Ding wieder in die Höhe. In der Tat erstaunten sie über die Maßen, daß sie anstatt zu tragen, wie sie glaubten, unter sich drücken musten. ‚Da dieser Herr', sagten sie, ‚auf unserm Grund und Boden vom Himmel kam, so lassen wir uns auch das Recht nicht nehmen, ihn, wo er hergekommen ist, hinzubringen', und erhuben Freuden-Geschrey, worein die immer mehr herbeygekommenen Reuter und Fußgänger treulich mit einstimmten. Die Gondel wurde dergestalt umringt und begleitet, daß Herr Blanchard kaum heraussehen konnte.

Herr Blanchard wurde stehend in seiner Gondel mit dem über ihm schwebenden und noch nicht entkräfteten Ballon, welcher jetzt, da etwa der vierte Teil Luft herausgelassen war, die Gestalt einer Birne hatte, nach der Stadt gezogen. Sogleich kamen auch Se. Hochfürstliche Durchlaucht von Anspach-Bayreuth herbeygesprengt, und Herr Blanchard hatte das Glück Höchstdieselbe zu sprechen und sich Ihres vollkommenen Beyfalls und zugesagten Douceurs zu erfreuen. Die Gondel wurde nun niedergezogen, und der Luftsegler von dem sich immer mehr versammelten Volk, das ein beständiges Jubelgeschrey anstimmte, und unter herbeygekommener Musik bis an den Ort des Aufsteigens getragen. Herr Blanchard ließ sich um drei Uhr nach einigen gespielten Tänzen und Märschen bei vierzig Fuß in die Höhe, und sank wieder in den Verschlag, woraus er aufstieg, hinab, welches den noch zu Tausenden versammelten Zuschauern ein ungemein herrliches Schauspiel war.

Als Herr Blanchard bald darauf zur Stadt in sein Logis fuhr (es soll die Chaise einer Frau von N. gewesen sein, denn seine mit vier Pferden bespannte englische Chaise fuhr hinter ihm her), spannte das vom Freuden-Taumel frohlockende Volk die Pferde aus und zog nach englischer Sitte den kühnen Aeronauten im Triumph daher durch die ganze Länge der Stadt bis zum Rothen Roß.

Herr Blanchard saß vorne und trug die Uniform seiner Gondel, nemlich blau und weiß mit dergleichen Federbusch auf dem Hut. Zwey herrlich gekleidete Frauenzimmer stunden hinter ihm in der Chaise, sie trugen die Livrée seines Ballons, roth und blaßgelb, und hinten auf stund anfangs Herr Blanchard's Bedienter, und salutirte mit den zwo Fahnen gegen alle vornehme Gebäude, worinn eine erstaunliche Anzahl Adelicher und anderer distinguirter Personen dem Zuge zusahen und ein unaufhörliches Vive Blanchard! Vivat etc. und Händeklatschen hören ließen. Aus vielen Häusern ertönten Musiken aller Arten.

Gegen vier Uhr kam endlich Herr Blanchard im Rothen Roß an, aus dessen Erker ihm Trompeten und Pauken entgegenschallten. Die Straße war von Menschen angepropft; Herr Blanchard erschien am Fenster und dankte mit dreimaligem Compliment dem Volke seine Erkenntlichkeit zu, welches das Volk mit lauttönenden Vivatrufen beantwortete.

Man sagt, Herr Blanchard habe, als er auf den Saler kam, von zween Bürgern, welche mit einem Glas Wein sein Vivat tranken, und ihm auch ein Glas zu trinken präsentirten, dasselbe ausgetrunken, und gerührt über den lauten Jubel und Beyfall und die ihm angethanen Ehrenbezeugungen, Thränen der Freude und des Dankes vergossen.

Um fünf Uhr wurden unter Direction des Herrn Schopf im Schauspielhause zwei Lustspiele, und nach diesen ein von Herrn Rolland auf die Feyer der Blanchardischen Luftreise verfertigtes Ballet, betittelt: ‚Das Fest der Winde' gegeben, wobey das Opernhaus gedrängt voll war. Nach dem Schauspiel gieng's zur Tafel und Mascarade wieder in's Rothe Roß, welche sich früh den 13. endigte.

Auf diese Weise wurde der für Einheimische als Fremde so frohe und merkwürdige Tag beschlossen, ohne daß nur einem Menschen bey dem außerordentlichen Zusammenfluß von Leuten, ein Unglück begegnet wäre."

Soweit der Wortlaut des Berichtes. Die Festfeier aber dauerte über den 12. November hinaus. Noch am Abend des Tages wurde angezeigt, daß Herr Blanchard, gerührt vom Beifall des Publikums, zur Bezeigung seiner Dankbarkeit und mit hoher obrigkeitlicher Erlaubnis morgen ein neues aerostatisches Experiment machen werde, Preis des Platzes 36 Kreuzer. An diesem Tage ließ Herr Blanchard einen kleineren Ballon wieder unter Böller- und Trompetenschall steigen, im Korbe befand sich ein kleiner „Seidenpudel" mit zwei Briefen. Im ersten stand: „Dieser Ballon gehört Herrn Blanchard; man bittet den Finder, denselben nach Nürnberg ins Rothe Roß wieder zu bringen." Im zweiten Brief: „Dieser Hund gehört der Frau Obristin, Freifrau von Redwitz, abzugeben gegen guten Recompens zu Nürnberg im Rothen Ro." Der Ballon machte in fünf-

undvierzig Minuten eine Reise von vierzehn Stunden und sank, wie ein erstaunter Bericht aus Creussen meldete, in der Nähe des Ortes als etwas, das nicht Wolke, nicht Drache, nicht Vogel, erst klein und schwarz, dann groß und rötlich war, schnell aus den Wolken herab. Auch der Bolonneser wurde nach einigen Tagen wohlbehalten seiner Herrin zurückgebracht. Herr Blanchard aber ward wieder in seinem Wagen unter Jubel und Vivatrufen vom Volke durch die Stadt zu einem Feuerwerk gezogen, dann in das Schauspielhaus, wo diesmal ein zur Feier der Luftreise verfertigtes, großes allegorisch-musikalisches Konzert aufgeführt wurde. Einige Tage darauf überreichte Blanchard dem hohen Magistrat die Fahnen zum Andenken, der Magistrat gab ihm dagegen ein solennes Souper im Schießgraben und beschenkte ihn mit sechs Medaillen, jede von acht Dukaten Wert.

Die Flugschrift enthält außerdem noch einen interessanten „Auszug über Herrn Blanchards Leben, vornehmste Luftreisen und Charakter", nicht ohne tadelnde Bemerkungen über die Verkleinerer des Mannes. Denn es war leider auch in diesem Fall dem fremden Luftschiffer nicht vergönnt, ohne Neider und Mißgönner seinen Triumph zu feiern. Schon vor der Auffahrt war in Nürnberg eine andere Flugschrift erschienen, welche unter dem Titel: „Blanchard, Bürger von Calais", Leben und Tätigkeit des Mannes in einer kritischen Weise besprach, durch welche der eitle Franzose so gekränkt war, daß er beim Aufsteigen eine andere Flugschrift: „Abrégé de mes Aventures terrestres" auf die Zuschauer herabwarf, worin er stolz und erbittert gegen die frühere Broschüre loszog.

Und zuletzt ist Pflicht zu erwähnen, daß auch der hochlöbliche Rat von Nürnberg seinerseits alles Erdenkliche getan hatte, den Verlauf dieses außerordentlichen Festes sicherzustellen. Durch sehr ausführliche, eigens veröffentlichte Fahr- und Gehordnungen, durch Vorsorge für Herbeischaffung der Speisen und Getränke und durch billige Taxen derselben, durch ausgestellte Wachen und Reiter, durch strenges Verbot jedes Baumbesteigens, Verderbens der Felder

und jedes unartigen Geschreies, durch scharfe Patrouillen in der Stadt, durch Bestellung eines Chirurgus nebst Gesellen und Verbindezeug für den Fall, daß jemand auf „diese oder jene Art“ beschädigt würde, durch die Böllersignale, „damit niemand ohne Not der freien Luft zu lange sich aussetzen dürfe“, endlich durch Ermahnung zur Ordnung und Mäßigung, zumal für den Fall, „wenn die Luftfahrt durch einen Zufall vereitelt werden oder der gefaßten Meinung nicht entsprechen sollte“. Auch den Festplatz hatten Rat und Unternehmer ganz meisterhaft eingerichtet. Denn, wie die Flugschrift meldet: „Der ganze Platz sah einer kleinen Festung ähnlich, welche durch die spanischen Reuter und 60—80 Soldaten hinlänglich bedeckt war, wenn ja wider Vermuten der Pöbel hätte Unruhen anfangen wollen, wie es manchmal bey dergleichen Gelegenheiten zu gehen pflegt. Man muß es aber vom Größten bis zum Geringsten rühmen, daß alles durch Bescheidenheit und Güte im Befehlen und mit Stille und Ordnung im Gehorchen glücklich vorüberging.“

Aus den Lehrjahren des deutschen Bürgers

(1790)

Es ist im Jahre 1790, vier Jahre nach dem Tode des großen Königs, das zweite Jahr, in welchem die Augen der Deutschen erstaunt auf die Zustände Frankreichs blickten. Aber nur einzelne sind es, welche durch den Kampf zwischen Volk und Königtum in der Hauptstadt eines fremden Landes gewaltsam aufgeregt werden; die deutsche Bildung des Bürgers hat sich von der französischen frei gemacht, ja Friedrich II. hat seine Landsleute gelehrt, die politischen Zustände des Nachbarlandes ohne Achtung anzusehen, man weiß sehr gut, wie notwendig in Frankreich große Reformen sind, und die Gebildeten stehen auf seiten der französischen Opposition. Doch die Deutschen sind vorzugsweise mit sich selbst beschäftigt. Ein langentbehrtes Behagen ist in der Nation erkennbar, verbreitet ist die Ansicht, daß man in gutem Fortschritt sei, ein wunderbarer Geist der Reform durchdringt das gesamte Leben, der Handel ist im Aufblühen, der Wohlstand mehrt sich, die neue Bildung beglückt und erhebt, gefühlvoll rezitiert der Jüngling die Verse seiner Lieblingsdichter, freut sich vor der Schaubühne über die Darstellung großer Tugenden und Laster und lauscht den entzückenden Klängen deutscher Musik. — Es war ein heraufringendes neues Leben, aber es war auch das Ende der guten Zeit. Noch mehrere Jahrzehnte später sah der Deutsche mit Sehnsucht auf die Friedensjahre seit dem Ende des Siebenjährigen Krieges zurück.

Man durfte um 1790 annehmen, daß eine Stadtgemeinde, an welcher kräftiger Fortschritt gerühmt wurde, in protestantischer Gegend lag. Denn sehr ungleich stand Bildung

und gesellschaftlicher Zustand in den protestantischen und katholischen Landen, jedem Reisenden auffällig. Aber auch in derselben protestantischen Landschaft, innerhalb einer Stadtmauer sind die Gegensätze in der Bildung sehr auffallend. Der äußere Unterschied der Stände beginnt sich zu verringern, ein innerer Gegensatz ist fast größer geworden. Der Edelmann, der gebildete Bürger und wieder der Handwerker mit dem Bauern stehen in drei getrennten Kreisen, jedem sind die Quellen für Sittlichkeit und Tatkraft andere, so daß sie uns erscheinen wie aus verschiedenen Jahrhunderten zusammengesetzt.

Noch tummelte sich am leichtesten und sichersten der Adel. Auch in ihm war ernster Geist, ein reiches Wissen nicht mehr selten, aber die Masse lebte vorzugsweise einem behaglichen Genuß, die Frauen im ganzen mehr als die Männer durch die Poesie und die großen wissenschaftlichen Kämpfe der Zeit angeregt. Schon waren die Gefahren, welche eine abschließende Stellung bereitet, gerade in den anspruchsvollsten Kreisen der deutschen Grundbesitzer sehr sichtbar; der hohe und niedere Reichsadel war verhaßt und verspottet. Noch spielte er den kleinen Souverän in grotesken Formen, liebte sich mit einem Hofstaat zu umgeben, von Gesellschaftsherren und Damen herab bis zum Türmer, dessen Horn oft bis über die engen Landesgrenzen die Kunde trug, daß der Herr sein Mittagsmahl einnehme, und bis zum Hofzwerg herab, der vielleicht in phantastischem Aufzug allabendlich sein unförmliches Haupt im Familienzimmer verneigte und anmeldete, es sei Zeit zu Bett zu gehen. Aber der Familienbesitz war nicht festzuhalten, ein Acker, ein Waldstück nach dem andern fiel in die Hände der Gläubiger, die Geldverlegenheiten nahmen in vielen Familien kein Ende, und es nützte nichts, die schadhafte Zugbrücke aufzuziehen, um sich vor den modernen Feinden zu schützen, welche ein Erkenntnis der Reichskammergerichts oder des Reichshofrats überbrachten. Viele vom Reichsadel zogen sich in die Hauptstädte der geistlichen Staaten. In den fränkischen Bistümern, am Rhein, im Münsterland bildeten sie eine Aristokratie, welche dem herben Urteil der Zeitgenossen nicht

weniger reichen Stoff gab. Ihre Familien waren herkömmlich im Besitz der reichen Domstifter und Prälaturen, sie vorzugsweise blieben sklavische Nachahmer des französischen Geschmacks in Tafel, Garderobe, Equipagen, aber ihr schlechtes Französisch, Dünkel und fade Unwissenheit wurden ihnen häufig vorgeworfen.

Auch die Ärmeren des landsässigen Adels waren in den Händen der Juden, zumal im östlichen Deutschland. Aber noch ging durch die Hände des Adels um 1790 der größte Teil des Geldes, welches seinen Kreislauf im Land machte. Auf ihren Gütern herrschten sie wie Souveräne, als die gnädigen Herren des Landes, die Gutswirtschaft aber besorgte gewöhnlich der Amtmann. Selten bildete sich ein gutes menschliches Verhältnis zwischen den Herren und den tatsächlichen Verwaltern ihres Vermögens, deren Pflichttreue damals nicht in dem besten Ruf stand. Zwischen den Gutsherrn und den frohnenden Bauern gestellt, suchten die Verwalter häufig von beiden zu gewinnen, nahmen Geld von den Landleuten und erließen ihnen Hofdienste und bedachten beim Verkauf der Produkte sich nicht weniger als den Herrn*.

Die Wintermonate verlebte der Landadel gern in der Hauptstadt seiner Landschaft, im Sommer war das modische Vergnügen Besuch der großen und kleinen Bäder. Dort wurde alle Stattlichkeit, deren die Familie mächtig war, entfaltet. Viel wurde auf Pferde und glänzende Wagen geachtet, der Adel benutzte noch gern sein Vorrecht, vierspännig zu fahren, dann fehlten auch wohl die Läufer nicht, welche vor den Rossen hertrabten, in bunter theatralischer Kleidung, mit Kaskett, die große Knallpeitsche übergehängt, in Schuhen und weißen Strümpfen. Bei Abendgesellschaften oder nach dem Theater hielt eine lange Reihe glänzender Wagen, viele mit Vorreitern, in den Straßen, und achtungsvoll sah der kleine Mann auf den Glanz der Herren. Noch unterschieden sie sich auch in der Kleidung durch reichere

* Die Klage ist besonders häufig. Vergl. von Liebenroth, Fragmente. S. 59.

Stickerei, die weiße Plume rund um den Hut, auf Maskeraden schätzten sie immer noch vorzugsweise den rosafarbenen Domino, den Friedrich II. 1743 für ein Privilegium des Adels erklärt hatte. Manche der Reicheren unterhielten auch Kapellen, kleine Konzerte waren häufig, und auf dem Gut wurde am Sonntag früh unter den Fenstern der Hausfrau der Morgengruß geblasen. Ein verhängnisvolles Vergnügen war das Spiel, zumal in den Bädern. Dort trafen die deutschen Gutsbesitzer damals am häufigsten mit Polen zusammen, den leidenschaftlichsten Hasardespielern Europas. Aber auch deutschen Gutsbesitzern begegnete zuweilen, daß sie Wagen und Pferde im Spiel verloren und in einem Mietwagen, verschuldet, nach Hause reisten. Solches Unglück wurde mit gutem Anstand getragen, sobald als möglich vergessen. — Im Glauben war ein großer Teil des Landadels noch orthodox wie die Mehrzahl der Dorfpfarrer, die freieren Seelen aber hingen häufig in den Formen der alten französischen Aufklärung. Noch immer sandte Paris seine Modepuppen und Bilder, Hüte, Bänder und Roben durch das vergnügte Deutschland. Aber auch die Mode bereitete allmählich auf die große Umwandlung vor, die Fischbeinröcke und Wülste fielen von den eleganten Damen ab, sie erhielten sich nur an den Höfen bei großer Cour, die Schminke wurde stark angefochten, dem Puder war der Krieg erklärt, die Gestalten wurden schmäler und dünner, auf dem Haupt schwebte über kleinen krausen Locken der idyllische Strohhut. Auch den Männern war der gestickte Rock mit Kniehosen, seidenen Strümpfen, Schnallenschuhen und dem kleinen Galanteriedegen nur noch die Festtracht, schon hatte der deutsche Kavalier mit der Freude an englischen Pferden und Bereitern auch den Rundhut, Stiefeln und Sporen erworben und wagte mit der Reitgerte in das Damenzimmer zu treten*.

Häufig ist in den Familien des Adels ein unbefangener Lebensgenuß, fröhliche Sinnlichkeit ohne große Feinheit,

* Über die gesellschaftlichen Zustände des nördlichen Deutschlands seit 1790 mehreres Interessante in: Caroline de la Motte Fouqué, Der Schreibtisch. S 46 f.

viel höfliche Zuvorkommenheit und gute Laune, und die Virtuosität, welche jetzt immer weiter ostwärts zu weichen scheint, ein guter Erzähler zu sein, Anekdoten und zierliche Reden zwanglos der Unterhaltung einzuflechten, aber auch kleine Eulenspiegeleien geschickt zu wagen. Die Moral dieser Kreise, oft bitter gescholten, war doch, wie es scheint, nicht schlechter als sie unter Genießenden zu sein pflegt. Die Naturen waren wenig zum Grübeln geneigt, in der Regel nicht durch schwere Gewissensbisse beunruhigt, auch das Ehrgefühl war dehnbar, doch mußten gewisse Rücksichten beobachtet werden. Innerhalb dieser Grenzen war man tolerant, in Spiel, Wein und Herzenssachen durften sich Herren, ja auch Damen noch manches erlauben, ohne streng verurteilt zu werden, selten wurde dadurch ihr Leben gestört. Man ertrug, was nicht zu ändern war, mit Anstand und fand sich auch nach leidenschaftlichen Verirrungen schnell wieder zurecht. Die Virtuosität, das Leben des Tages angenehm zu fassen, war damals gewöhnlicher als jetzt; ebenso dauerhaft war die Lebenskraft, ein kräftiger, rühriger, unbefangener Sinn, der frische Laune bis in das späteste Alter zu bewahren weiß, und der nach einem Leben reich an Vergnügungen und nicht frei von Konflikten zwischen Pflicht und Neigung ein frohes und respektiertes Alter durchsetzt. Noch jetzt sind ältere Bilder aus jener Zeit nicht ganz unerhört, Männer und Frauen, deren naive Frische und unbefangene Heiterkeit im höchsten Alter erfreuen.

Unter dem Adel saß das Landvolk und der kleine Bürger, aber auch der niedere Beamte mit der Auffassung des Lebens, welche im Anfang des Jahrhunderts über die Deutschen geherrscht hatte. Noch war ihr Leben arm an Farben. Man täuscht sich, wenn man meint, daß um das Ende des Jahrhunderts die Aufklärung bereits vieles in den Hütten der Armen, zumal auf dem Land gebessert hatte. In den Dörfern waren allerdings Schulen, aber häufig war der Lehrer ein früherer Bedienter des Gutsherrn, ein armer Schneider oder Leinweber, der sich so wenig als möglich von seinem Handwerk trennen wollte, vielleicht seiner Frau den Unterricht besorgen ließ. Sogar die Polizei des flachen

Landes war noch ohnmächtig, die Umhertreiber auf dem Land waren eine schwer zu tragende Last. Zwar fehlte es nicht an den strengsten Verordnungen gegen das umlaufende Gesindel: Dorfwachen auch bei Tag, Straßenreiter; jeder Bettler sollte sofort angehalten und nach seinem Geburtsort geschafft werden; aber die Dorfwache wachte nicht, die Gemeinden scheuten die Unkosten des Transports oder fürchteten gar die Rache der Aufgegriffenen, die Straßenreiter achteten lieber auf die Fuhrleute, welche verbotene Wege fuhren, weil diese Strafe bezahlen konnten. Sogar in Kursachsen wurde darüber geklagt.

Noch hing der Landmann treu an seiner Kirche, in den Hütten der Armen wurde viel gebetet und gesungen, häufig war fromme Schwärmerei, immer noch erstanden Erweckte und Propheten unter dem Landvolk. Zumal in den Gebirgslandschaften, wo die Industrie sich massenhaft in ärmlichen Hütten festgesetzt hatte, unter Holzarbeitern, Webern und Spitzenklöpplern des Erzgebirges und der schlesischen Bergtäler war ein frommer, gottergebener Sinn lebendig. Wenige Jahre später, als die Kontinentalsperre die Industrie der Armen vernichtete, bewiesen sie unter Hunger und Entbehrungen, die oft an das Leben gingen, daß ihnen ihr Glaube die Fähigkeit zu dulden und zu entsagen gab.

Zwischen dem Adel und der Masse des Volkes stand nach der Auffassung jener Jahre das höhere Bürgertum: Gelehrte, Beamte, Geistliche, große Kaufleute und Industrielle. Auch sie waren von dem Volk durch ein Privilegium geschieden, dessen Bedeutung unsere Zeit nicht mehr versteht: sie waren militärfrei. Der härteste Druck, welcher auf den Söhnen des Volkes lastete, ihre Kinder empfanden ihn nicht. Auch der fähige Sohn des Bauern oder Handwerkers durfte studieren, aber dann lag ihm ob, vorher eine Prüfung zu bestehen, „das Genieexamen", ob sich auch seine Befreiung vom Heerdienst lohne. Dem Sohn des Studierten oder Kaufmanns aber galt es für besonders schmachvoll, wenn er nach gelehrter Schulbildung so weit herunterkam, daß er den Werbern in die Hände fiel. Sogar der menschenfreundliche Kant verweigerte einen Gelehrten zur Beförderung zu empfehlen, weil er die „Niederträchtigkeit" gehabt habe, seinen Soldatenstand so lange ruhig zu ertragen*.

In diesem Kreise, der sich auch äußerlich durch Tracht und Lebensweise vom Bürgersmann unterschied, war damals bereits der beste Teil der nationalen Kraft zu finden. Er war im Besitz der freiesten Bildung jener Zeit. Er umschloß Dichter und Denker, erfindende Künstler und Gelehrte, alle, welche auf irgendeinem Gebiet des geistigen Lebens als Belehrende und Beurteilende Einfluß gewannen. Ihm hatten sich viele vom Adel angeschlossen, die selbst Beamte wurden oder ein reicheres Geistesleben hatten. Sie waren zuweilen Mitarbeiter, häufig geistvolle Begleiter und wohltuende Förderer der idealen Interessen.

In jeder Stadt bestanden jetzt die Honoratioren aus solchen Gebildeten. Sie waren Schüler des großen Philosophen von Königsberg, ihre Seele war angefüllt mit den poetischen Gestalten der großen Dichter, mit den hohen Resultaten der Altertumswissenschaft. Aber in ihrem Leben war noch ein Moment von Strenge und Ernst, nicht leicht und fröhlich wurde die Pflicht geübt. Die Auffassung der Wirklichkeit schwankte zwischen idealen Forderungen und einer ängstlichen, oft kleinlichen Pedanterie, welche sie auffallend und nicht immer zum Vorteil von dem Edelmann unterschied.

Es ist eine Eigenheit der modernen Bildung, daß die treibende geistige Kraft sich in der Mitte der Nation, zwischen der Masse und den erblich Privilegierten ausbreitet, nach beiden Seiten belebend und umformend; je mehr sich ein Kreis irdischer Interessen von dem gebildeten Bürgertum isoliert, desto weiter entfernt er sich von allem, was dem Leben Licht, Wärme und sicheren Halt verleiht. Wer in Deutschland eine Geschichte der Literatur, Kunst, Philosophie und Wissenschaft schreibt, der behandelt in der Tat die Familiengeschichte des gebildeten Bürgertums.

Und sucht man das Besondere, was die Männer dieses Kreises verbindet und von anderen unterscheidet, so ist es

* Kants Werke XI. 2. S. 80. Der Betroffene war ein Mensch von zweifelhaftem Ruf.

nicht zumeist ihre praktische Tätigkeit in glücklicher Mitte, sondern ihre Bildung durch die lateinische Schule. Darin liegt der unübertreffliche Vorzug, das letzte Geheimnis ihres Einflusses. Niemand durfte das bereitwilliger anerkennen, als der Kaufmann und Industrielle, der sich von unten heraufgearbeitet hatte und in ihren Kreis getreten war.

Mit Verwunderung erkannte er, wie seine Söhne unter der Beschäftigung mit lateinischer und griechischer Grammatik eine Schärfe und Präzision im Denken und Sprechen erhielten, die selten andere Tätigkeit dem heranwachsenden Mann gewährt. Die naturwüchsige Logik, welche in dem kunstvollen Bau der alten Sprachen so ausgezeichnet zutage kommt, weckte schon früh den Scharfsinn und förderte das Verständnis aller geistigen Bildungen, die Masse des fremdartigen Sprachstoffs kräftigte unübertrefflich das Gedächtnis.

Noch mehr aber belebte der Inhalt jener entfernten Welt, welche dem Lernenden aufgeschlossen war. Noch immer stammte ein sehr großer Teil unserer geistigen Habe aus dem Altertum. Wer recht verstehen wollte, was um und in ihm lebendig wirkte, vielleicht längst Gemeingut aller Klassen des Volkes geworden war, der mußte bis zu dem Quell hinabsteigen. Und die Bekanntschaft mit einem großen abgeschlossenen nationalen Leben, das Verständnis einiger Lebensgesetze, seiner Schönheiten und Beschränktheit verlieh eine Freiheit im Urteil über Zustände der Gegenwart, die durch nichts anderes ersetzt werden konnte. Wem die Seele durch die Dialoge des Plato erwärmt worden war, der mußte mit Verachtung auf den Zelotismus der Mönche herabsehen, und wer mit Entzücken die „Antigone“ in der Ursprache gelesen hatte, der durfte mit berechtigter Nichtachtung „die Sonnenjungfrau“ beiseitelegen.

Das Wichtigste von allem aber war die besondere Methode des Lernens auf lateinischen Schulen und Universitäten. Nicht das gedankenlose Aufnehmen eines überlieferten Stoffes, sondern das Selbstsuchen und Selbstfinden ist das Lebenweckende in jedem Lernen. In den höheren Klassen des Gymnasiums und auf der Universität wurde der

Studierende der Vertraute der suchenden Gelehrten. Gerade die Streitfragen, welche seine Zeit am meisten bewegten, die Forschungen, welche als unbeendet am kräftigsten anspannten, wurden ihm am liebsten mitgeteilt. So drang der Jüngling als ein frei Suchender in den Mittelpunkt des grünenden Lebens ein, und wie sehr ihn sein späterer Beruf von eigenem Forschen entfernt hielt, er hatte das beste und letzte Wissen, die höchsten Resultate seiner Zeit in sich aufgenommen und war sein ganzes Leben lang in den großen Fragen der Wissenschaft und des Glaubens zum Urteil befähigt, indem er allen neuen Bildungsstoff nach den Gesichtspunkten, die er gewonnen, annahm oder abwies. Auch daß die gelehrte Schule für das praktische Leben so wenig vorbereite, war keine stichhaltige Klage. Der Kaufmann, der seine Söhne von der Universität auf den Stuhl des Kontors nahm, bemerkte sehr bald, daß sie vieles nicht gelernt hatten, was jüngeren Lehrlingen sehr geläufig war, daß sie aber in der Regel mit spielender Leichtigkeit das Fehlende nachholten.

Dieser unendliche Segen der gelehrten Bildung war am Ende des 18. Jahrhunderts, seit die Philosophie und die Altertumswissenschaften hohe Bedeutung gewonnen hatten, der entscheidende Vorzug des deutschen Mittelstandes. In ihm liegt das Geheimnis der unsichtbaren Herrschaft, welche das gebildete Bürgertum seit dieser Zeit über das nationale Leben ausgeübt hat, Fürsten und Volk umbildend, sich nachziehend.

Um 1790 hatte diese Methode der Bildung so großen Wert und Bedeutung gewonnen, daß man wohl diese Jahre die fleißige Abiturientenzeit des deutschen Volkes nennen darf. Eifrig wurde gelernt, überall trat an die Stelle des alten Mechanismus anregende selbsttätige Arbeit. Menschenfreundlich rangen die Gelehrten danach, jedem Teil des Volkes Lehranstalten zu schaffen, welche seiner Bildungsstufe entsprachen, neue Methoden des Unterrichts zu erfinden, durch welche mit geringen Lehrkräften die größten Resultate erreicht werden konnten. Belehren, bilden, aus der Unwissenheit herausheben, war der allgemeine Ruf. Nicht vorzugsweise, weil dies der gesamten Nation nützlich war.

Denn in der frohen Empfindung eines idealen Inhalts standen die Gebildeten dem Volk gegenüber. Die Schönheit, welche sie genossen, die großen Gefühle, durch welche sie erhoben wurden, sie waren dem armen Volk versagt.

Freilich im stillen Herzen empfanden sie selbst ein Mißbehagen. Die Tatsachen des Lebens, welches sie umgab, standen oft in schneidendem Gegensatz zu den idealen Forderungen, welche sie stellten. Wenn der Bauer wie ein Lasttier arbeitete, der Soldat vor ihren Fenstern Spießruten lief, dann blieb, so schien es ihnen, nichts übrig, als das Studierzimmer zu schließen und Auge und Sinn in Zeiten zu versenken, wo solche Barbarei nicht verletzte. Denn noch war unerprobt, was die Vereinigung Gleichgesinnter zu großen Genossenschaften im Staat, in den Kommunen, in jedem Kreise praktischer Interessen umzuformen vermöge.

So kam bei aller Menschenfreundlichkeit eine stille Entsagung auch in die Besten. Sie waren stärker und tüchtiger geworden als ihre Väter. Reiner waren die Quellen ihrer Sittlichkeit, strenger die Anforderungen, welche sie an das eigene Leben machten. Aber sie waren immer noch Privatmenschen. Das Interesse an dem Staat, an den höchsten Angelegenheiten der Nation war noch nicht ausgebildet. Sie hatten gelernt, in großem Sinne ihre Menschenpflicht zu tun, und sie stellten zuweilen grübelnd die natürlichen Rechte, welche der Mensch im Staate haben sollte, den Zuständen, unter denen sie lebten, gegenüber. Sie waren ehrenwerte, sittenstrenge Menschen geworden; mit einer Ängstlichkeit, die uns wohl rührt, suchten sie Gemeines von ihrer Seele fernzuhalten; aber die Manneskraft, welche sich im Zusammenwirken mit vielen Gleichgesinnten unter dem Einfluß großer praktischer Fragen entwickelt, fehlte ihnen noch zu sehr. Die Edelsten waren in der Gefahr, wo sie sich nicht in sich selbst zurückziehen konnten, mehr Opfer als Helden in politischem und sozialem Kampf zu werden. Sehr auffallend wird diese Eigenschaft sogar in den Gebilden der Poesie. Fast alle Charaktere, welche die größten Dichter in ihren höchsten Kunstwerken frei erfanden, leiden an einem Mangel von Tatkraft, von eroberndem Mannesmut und politischem

Scharfblick; sogar durch die Helden des Dramas, welches dergleichen am wenigsten verträgt, geht ein elegischer Zug, von Galotti, Götz und Egmont bis zum Wallenstein und Faust. Dasselbe Geschlecht, welches gerade damals mit bewunderungswerter Kühnheit und Freiheit den geheimen Gesetzen seines geistigen Lebens nachforschte, war noch unbehilflich und unsicher vor den Anforderungen der Realität wie ein Jüngling, der aus der Schulstube unter die Menschen tritt.

Noch war die Weichheit der Empfindung und das Bedürfnis, auch bei unbedeutender Veranlassung große Gefühle zu haben, nicht aus den Seelen geschwunden. Aber diese herrschende Anlage des 18. Jahrhunderts, welche ihre Absenker bis auf die Gegenwart fortgetrieben hat, war um 1790 bereits durch einen stärkeren Gehalt des geistigen Lebens gebändigt. Auch die Empfindsamkeit hatte seit der Zeit, wo sie aus dem Pietismus in das Leben kroch, ihre kleine Geschichte gehabt. Zuerst war die arme deutsche Seele von allem stark affiziert worden, sie hatte sich leicht jämmerlich gefühlt und einen anspruchslosen Genuß darin gefunden, die Tränen auf der eigenen Wange zu beobachten. Dann wurde ihr die Gefühlsseligkeit burschikoser und herzhafter.

Wenn lustige Gefährten im Jahre 1750 mit der Extrapost durch ein Dorf kamen, wo die Einwohner vielleicht den Kirchhof mit Rosenstöcken bepflanzt hatten, so regte der Gegensatz zwischen dieser Blume der Liebe und dem Grabe die Phantasie der Reisenden so auf, daß sie eine Flasche Wein kauften, auf den Kirchhof gingen und, in dem Vergleich von Gräbern und Rosen schwelgend, ihren Wein austranken*. Die studentenhafte Roheit, welche in solchem Behagen lag, wurde überwunden, als die Sitte feiner und das Leben nachdenklicher geworden war. Wenn um 1770 zwei Brüder in sonnigem Tal unter blühenden Obstbäumen durch die Landschaft des Rheins fahren, dann ergreift wohl der eine die Hand des andern, um ihm durch einen sanften

* Der Zecher war Klopstock mit seinen Freunden.

Druck seinen Dank für die vielen Freuden zu bezeugen, die er in seiner Begleitung genießt; die beiden blicken einander voll zärtlicher Rührung an, eine selige Träne der ruhigen Empfindung steigt in beider Augen, und sie fallen einander um den Hals oder wie man damals sagte, sie segnen die Gegend mit dem heiligen Kusse der Freundschaft*. — Und wenn zu derselben Zeit eine Gesellschaft einen lieben Freund erwartet — nebenbei bemerkt, einen glücklichen Gatten und Familienvater —, so sind auch hier die Empfindungen weit mannigfaltiger und die Beschaulichkeit, mit welcher sie genossen werden, weit größer als bei uns. Der Hausherr eilt mit einem andern Gast dem anrollenden Wagen an die Haustür entgegen, der ankommende Freund steigt bewegt und etwas betäubt ab. Unterdes kommt die liebenswürdige Hausfrau, welche allerdings von dem neuen Gast in früherer Zeit bewundert worden ist, ebenfalls die Treppe herab. Der Angekommene hat sich bereits mit einer Art von Unruhe nach ihr erkundigt und scheint äußerst ungeduldig, sie zu sehen; jetzt erblickt er sie und schauert vor Erregung zurück, kehrt sich dann zur Seite, wirft mit einer zitternden und zugleich heftigen Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde und schwankt zu der Hausfrau hin. Alles dieses wird von einem so außerordentlichen Ausdruck begleitet, daß die Umstehenden sich an allen Nerven davon erschüttert fühlen. — Die Hausfrau geht ihrem Freund mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber, anstatt ihre Umarmung anzunehmen, ergreift ihre Hände und bückt sich, um sein Gesicht darein zu verbergen; die Dame neigt sich mit einer himmlischen Miene über ihn und sagt mit einem Ton, den keine Clairon und keine Dubois nachzuahmen fähig sind: „O ja, Sie sind es — Sie sind noch immer mein lieber Freund!“ — Der Freund, von dieser rührenden Stimme geweckt, richtet sich etwas in die Höhe, blickt in die weinenden Augen seiner Freundin und läßt dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden kann sich der Tränen enthalten: dem unbeteiligten Berichterstatter strömen sie die Wangen hinunter, er schluchzt und ist außer sich*. — Und nachdem dies hervorsprudelnde Gefühl sich etwas gelegt hat, fühlen sich alle unaussprechlich glücklich, drücken einander oft die Hände und erklären die Stunden solchen Beisammenseins für die schönsten des Lebens. Und die sich so gebärdeten, waren immer noch maßvolle Menschen, sie sahen mit Verachtung auf die Affektation herab, der die Schwächeren verfielen, welche über ein Nichts weinten und aus Tränen und Gefühlen einen Lebensberuf machten, wie der verschrobene Leuchsenring.

* Die Reisenden sind Fritz Jacobi und sein Bruder.

Aber kurz darauf erhielt das gefühlvolle Wesen einen harten Stoß. Goethe hatte im Werther das traurige Schicksal eines Jünglings dargestellt, der in diesen Stimmungen unterging; er hatte die Empfindsamkeit selbst weit edler und mäßiger gefaßt, als sie in seinen Zeitgenossen lebte. Zunächst freilich wurde seine Erzählung für die weicheren Naturen ein bildendes Buch, nach welchem sich ihre Gefühlsseligkeit ins Hohe und Poetische hineinzog. Ungeheuer war die Wirkung, Tränen flossen stromweise, die Werthertracht wurde ein beliebtes Kostüm empfindsamer Herren, Lotte der berühmteste Frauencharakter jener Jahre. In demselben Jahre 1774 beredete sich zu Wetzlar eine Anzahl zarter Seelen, Männer in hohen Amtern und Damen, eine Feierlichkeit am Grabe des armen Jerusalem anzustellen. Sie versammelten sich des Abends, lasen den Werther, sangen die klagenden Arien und Gesänge auf den Toten. Man weinte tapfer, endlich um Mitternacht ging der Zug nach dem Kirchhof. Jeder war schwarz gekleidet, mit dunklem Flor im Gesicht, ein Wachslicht in der Hand. Wer dem Zug begegnet, hielt ihn für eine Prozession des höllischen Satans. Auf dem Kirchhof schloß man einen Kreis um das Grab des Toten, sang, wie berichtet wird, das Lied: „Ausgelitten hast du, ausgerungen“, ein Redner hielt dem Verblichenen eine Lobrede und sprach davon, daß Selbstmord aus Liebe erlaubt sei. Zuletzt wurde das Grab mit Blumen

* Der Ankommende ist Wieland, die Wirte Sophie Laroche und ihr Gatte, der Erzähler wieder Fritz Jacobi.

bestreut. Die Wiederholung wurde durch eine prosaische Obrigkeit verhindert*.

Aber der tragische Ausgang der Goetheschen Erzählung erschreckte auch den gesunden Menschenverstand. Das war kein Spiel mehr mit Blumen und Täubchen, es war erschütternder Ernst. Wenn ein anständiger Beamtensohn zu solcher Ausschweifung wie Selbstmord kommen konnte, dann hörte der Spaß auf. So wurde dasselbe Werk für kräftigere Naturen der Anfang einer Reaktion und leidenschaftlichen literarischen Polemik, wobei der Deutsche allmählich mit Ironie auf diesen Kreis von Stimmungen blicken lernte, ohne freilich ganz frei davon zu werden.

Denn es war nur eine Variation derselben Grundstimmung, wenn die Seelen, welche der Tränen und Seufzer müde geworden waren, sich zur Erhabenheit hinaufstimmten. Auch das Ungeheure erschien bewundernswert: in Hyperbeln sprechen, das Gemeinste mit einem Aufwand von Kraft sagen, das Unbedeutende mit der Miene tun, als ob es etwas Unerhörtes sei, wurde eine Zeitlang Modetorheit der literarischen Kreise. Aber auch die Kraftmänner verloren sich. Um 1790 sah man wieder mit Lächeln auf die nächste Vergangenheit zurück und befriedigte sein Gemüt bei der hausbackenen und nüchternen Weise, in welcher Lafontaine und Iffland die Rührung handhabten.

Aus dieser Zeit soll hier das Aufwachsen einer Kinderseele dargestellt werden. Es ist ein — nicht gedruckter — Bericht über die eigene früheste Jugend, den ein besonders kräftiger Mann seiner Familie hinterlassen hat. Er enthält durchaus nichts Ungewöhnliches, nur anspruchslose Erzählung über die Entwicklung eines Knaben durch Lehre und Haus, wie sie in tausend Familien jener Jahre stattfand. Aber gerade das Gemeingültige der Mitteilung macht sie besonders geeignet, den Anteil des Lesers zu erwerben. Sie gibt zugleich einen belehrenden Einblick in das Leben einer Familie von aufsteigender Lebenskraft.

* Der Erzähler ist Laukhardt in seiner Lebensbeschreibung; es ist kein Grund, solchen Mitteilungen des unordentlichen Mannes zu mißtrauen.

In den ersten Regierungsjahren Friedrichs des Großen lag zu Kleuden bei Leipzig ein armer Lehrer auf dem Totenbett; langer Ärger und Verfolgungen, die er durch seinen Vorgesetzten, einen heftigen Pfarrherrn, erduldet, hatten ihn auf das Krankenlager geworfen. Der geistliche Gegner suchte die Versöhnung mit dem Sterbenden; er gelobte dem Lehrer Haupt, für seine unerzogenen Kinder Sorge zu tragen, und er hielt Wort. Er brachte einen Sohn in das große Handelshaus Frege, welches damals im Aufblühen war. Der junge Haupt erwarb sich das Vertrauen seines Chefs; als er selbst eine Handlung in Zittau begründen wollte, machte das Haus Frege dem Vermögenslosen ein Darlehn von zehntausend Talern. Das Jahr darauf schrieb der neue Kaufmann seinem Gläubiger, wie energisch der Aufschwung seines Geschäftes sei, und daß er, um nicht in größte Verlegenheit zu kommen, dieselbe Summe noch einmal bedürfe. Der frühere Prinzipal sandte ihm das Doppelte. Nach acht Jahren hatte der Zittauer Kaufmann das ganze Darlehn zurückgezahlt; an dem Tage, wo er die letzte Summe absandte, trank er in seinem Haus die erste Flasche Wein. Der Sohn dieses Mannes, Ernst Friedrich Haupt — er, welcher hier von seiner Schulzeit im Vaterhause erzählen soll — studierte die Rechte und wurde Syndikus, später Bürgermeister in seiner Vaterstadt Zittau, ein Mann von gewaltigem Wesen und tiefem Sinn und selbst Gelehrter von umfangreichem Wissen; eine kleine Sammlung lateinischer Gedichte — Übersetzungen Goethischer —, welche von ihm gedruckt sind, gehört zu den feinsten und elegantesten Mustern dieser Gattung von Poesie. Ernst war auch sein Leben. Seine großartige Kraft arbeitete unter immerhin beschränkten Verhältnissen mit einem Eifer, welcher sich selbst nie genugtat. Aber die Wucht seines energischen Wesens wurde bei den Anfängen der politischen Bewegungen im Jahre 1830 der jungen Demokratie unter den Bürgern lästig. Gerade in seiner Heimat fiel die Agitation in die Hände eines unholden Mannes, der später sich selbst durch schlechte Taten ein klägliches Ende bereitete. In dem Taumel der ersten Bewegung ließ sich die Bürgerschaft das treue Verhältnis,

in dem sie durch dreißig Jahre zu ihrem Vorstand gestanden hatte, verderben. Der stolze und strenge Mann wurde durch Lieblosigkeiten und Undank in tiefster Seele erschüttert, er zog sich vor jeder öffentlichen Tätigkeit zurück, und keine Bitten und nicht die aufrichtige Reue, die seinen Mitbürgern nach kurzer Zeit kam, vermochten ihn, die herbe Kränkung jener Jahre zu vergessen, die sein Leben bis in das Mark ergriffen hatte. Wenn er still vor sich hinsehend durch die Straßen ging, eine schöne finstere Greisengestalt, dann — so erzählen Augenzeugen — zogen die Leute mit scheuer Ehrfurcht von allen Seiten die Mützen, er aber schritt, ohne rechts und links zu sehen, durch den Haufen. Von da lebte er als Privatmann seiner Wissenschaft. — Sein Sohn, Moriz Haupt, Professor an der Universität zu Berlin, wurde einer unserer größten Philologen, einer unserer reinsten Männer.

So beginnt ein tüchtiger Mann aus der Zeit der Väter den Bericht über seine ersten Lehrjahre.

„Meine frühesten Erinnerungen fallen in den Herbst des Jahres 1776, als ich zweiundeinhalb Jahr alt war. Wir fuhren auf das Familiengut, ich saß auf meiner Mutter Schoß, und die sanfte Röte, die ihr Gesicht überzog, gefiel mir so wohl. Ich freute mich der Bäume, wie sie so schnell bei dem Wagen vorbeiliefen. Noch jetzt — dieselben Bäume stehen noch jenseits der Brücke — noch jetzt weht mich bei ihrem Anblick diese Erinnerung aus der Unschuldswelt an.

Schon vierunddreißig Jahre deckt die Gruft deinen heiligen Staub, Vollendete, uns so früh Entrissene! Sanft wie dein freundliches Gesicht mußte deine Seele sein! — Ich kannte dich nicht. — Nur leise heilige Erinnerung ist mir geblieben, kein Gemälde von dir, kein Schattenriß, ‚nicht ein süß erinnernd Pfand'. Doch stand ich kurz vorher, ehe man mich, den noch nicht Siebenjährigen, nach Leipzig sandte, an der heiligen Stätte, die deine Asche birgt und gelobte dir schluchzend, gut zu sein!

Wohl entsinne ich mich des Sonntagmorgens, an welchem meine Schwester Riekchen geboren ward. Eilenden Laufes — ich war eher aufgestanden als mein Bruder und ungebeten in der Mutter Stube gelaufen — verkündete ich's

jedem, den ich fand. Einige Tage nachher sah ich, daß alles um mich her weinte: ‚Die Mama geht weg', rief händeringend unsere alte Pflegerin. Weg? wohin denn? so fragte ich staunend. ‚In den Himmel!' war die Antwort, die ich nicht verstand.

Meine Mutter hatte uns Kinder noch einmal um sich versammelt, zum letztenmal uns zu küssen und zu segnen. Meine Stiefschwester Jettchen, damals fast zehn Jahre alt, und mein vierjähriger Bruder Ernst hatten geweint: ich — so erzählte man mir oft zu meinem Gram — hatte den Kuß kaum abgewartet und mich schäkernd hinter meine Geschwister versteckt. ‚Fritz, Fritz,' hatte meine Mutter lächelnd gesprochen, ‚du bist und bleibst ein loser Junge! Nun, lauf nur, lauf!'

Was ich vom Himmel und von der Auferstehung gehört, gab mir verworrene Gedanken, als werde die Mutter wohl bald erwachen und wieder bei uns sein. Einige Zeit nachher sagte mir mein sehr viel verständigerer Bruder, als wir auf einem Stuhl kniend dem abendlichen Zug der Wolken nachsahen und von der Mutter sprachen: ‚Nein! die Auferstehung ist etwas ganz anderes!' Aber bald nach ihrem Begräbnistag — es war Sonntags — spielte ich abends vor der Hintertür des Hauses, und ein Bettler sprach mich an. ‚Die Mama ist gestorben', rief ich, und entlief der Wärterin durch beide Höfe, um meinen Vater aufzusuchen, den ich traurig in seiner Stube sitzend fand. Er nahm mich und meinen Bruder bei der Hand und weinte. Das war mir fremd. ‚Also auch der Vater kann weinen, der doch so alt ist.' — Überhaupt kam mir mein Vater, der doch damals kaum siebenundvierzig Jahre alt war, immer alt vor, weit älter als z. B. ich in jetzt fast gleichem Alter auszusehen glaube. Aber in dem frühen Alter sehen Kinderaugen das meiste anders, und überdem hatte mein Vater finstere Augenbrauen, wie mir denn auch etwas Ähnliches zuteil worden ist.

Sechs Monate nach meiner Mutter Tod nahm mein Vater seine Schwester zu sich, und hierdurch änderte sich manches in unserm Tun und Treiben. Es war nicht mehr so still

bei uns als vorher. Süß ist mir noch jetzt die Erinnerung an die Erzählungen, mit welchen unsere Tante — von uns und aller Welt ‚Frau Muhme' genannt — uns in den Abendstunden unterhielt. Sobald es dämmerte, zerrten wir sie mit Gewalt in ihren Stuhl, ringsum auf Stühlchen saßen wir Kinder und horchten auf. Von der Heimat unseres Vaters, von Leipzig, von unseren Groß- und Urgroßeltern ward hundertmal erzählt, und damals schon sehnte ich mich Leipzig zu sehen, dessen Messen ich mir, sonderbar genug, wie eine Treppe mit Papier behangen vorstellte.

Unbeschreibliches Vergnügen genossen wir, wenn wir abends bei Mondschein den Zug der Wolken betrachteten. Ein Fenster hatte die Aussicht auf den Berg und Gehölz. In jeder Wolkenform erblickten wir Menschen- oder Tiergestalten. Das Halbschauerliche erhöhte den Reiz, — und als ich im sechzehnten Jahre zum ersten Male Ossian las und seine düstere Welt mit ihren Geistern, Nebeln und Gebilden vor mir vorüberging, da war ich wieder im Geist an jenem Fenster. So auch, wenn ich das Gedicht las: ‚Jetzt ziehn die Wolken, Lotte, Lotte! usw.'

Oft wurden auch von Besuchenden, wie ehedem fast in jeder Kinderstube, Geister- und Gespenstergeschichten erzählt, an denen wir uns nicht satt hören konnten. Dennoch und ungeachtet mancher Erzählende selbst daran glaubte, ist zu keiner Zeit meinem Bruder und mir ein Gedanke auch nur von Wahrscheinlichkeit des Erzählten beigegangen. Nie glaubten wir an Außernatürliches, schon als fünfjährige Knaben stritten wir gegen Aberglauben. Dies verdankten wir unserer Stiefschwester Jettchen, einem Mädchen von seltenen Geistesgaben. Sie stellte uns in einfachen Worten die lächerliche Seite der Märchen dar. Nichtsdestoweniger hatte das Schauerliche große Macht über uns, und wir waren oft in Angst, wenn wir genötigt wurden, im Finstern den langen Gang auf dem Vordersaal zu durchwandern.

Dreiundeinhalbes Jahr alt erhielt ich den ersten Unterricht. Mein Bruder konnte fast schon lesen, indes brachte

ich es bald so weit, mit ihm ziemlich gleichen Schritt zu halten.

Ich wüßte nicht zu sagen, daß wir M. Kretzschmar, unsern ersten Lehrer geliebt hätten, denn er war zum Teil bizarr und teilte reichlich Kopfstücke aus. Es ist kaum glaublich, aber ich beteure es, daß ich im fünften Jahre schon mechanisch las und dabei an etwas ganz anderes dachte: z. B. an die Blumen in unserm Garten, an unsern kleinen Hund usw. Meine eigenen Worte hallten mir wie fremd in meinen Ohren. Daher war ich auch oft im Traum, wenn eine Frage an mich erging. Nun folgte das Kopfstück, aber dann dachte ich wieder über das Kopfstück nach usw. Woran lag es also? Daran unstreitig, daß unser Lehrer die jugendliche Seele nicht für den Gegenstand zu gewinnen wußte. Mein Bruder war eine höchst seltene Ausnahme stillen Ernstes, und wer weiß, wie oft er dennoch, wenn ich auf die Schraube gebracht ward, ebenfalls zerstreut gewesen sein mag? —

Im fünften Jahre fingen wir auch an das Lateinische zu lernen. Jettchen übersetzte schon flink den Cornelius und Phädrus, auch aus dem französischen Neuen Testament. Wir Jungen lernten frischweg nach Langens und Raussendorfs Grammatik, und längst schon machte ich, so nannten wir's, ‚kleine Exerzitia', ehe ich klar wußte, was ich trieb. Deutlich erinnere ich mich, daß es mir wie Schuppen von den Augen fiel, als ich, bald sechs Jahre alt, erfuhr, ‚es sei die Sprache der alten Römer, die wir erlernten'. So war damals der Unterricht fast allgemein beschaffen. —

Dennoch bin ich auch diesem Lehrer in mehrfacher Hinsicht Dank schuldig. Er lehrte uns richtig und gut lesen, und durch öfteres Rezitieren schöner Verse — er dichtete selbst nicht übel — flößte er uns frühzeitig Geschmack an Wohlklang und Harmonie ein. Viel, sehr viel Lieder, Fabeln usw. lernten wir auswendig. Auswendiglernen! ein jetzt veraltetes Wort, stand damals häufig in den Lektionsplänen, und hierdurch ist mein Gedächtnis so stark geworden. Wir wurden geübt, in einer Viertelstunde ganze Seiten zu memorieren, und oft lernte ich später beim Anziehen acht, zehn, auch zwölf Strophen. Kurz, im ganzen genommen nach da-

maligem Standpunkt der Pädagogik, war bei allen Mängeln nicht übel für uns gesorgt. — Auch das Herz blieb nicht unbedacht. Feddersens Leben Jesu war eine unserer Lieblingslektionen: dem Religionsunterricht lag Feders Lehrbuch zum Grunde, welches noch heute unter die guten gehört. — Unser Gefühl für das Anmutige und Schöne ward noch auf andere Weise erweckt und erzogen. Damals machten die Weißeschen Operetten mit Hillers Komposition großes Aufsehen. Kretzschmar spielte fertig das Klavier und noch fertiger Violine. Meine Schwester Jettchen spielte ganz leidlich vom Blatt. So wurden nach und nach fast alle Weißeschen Opern durchgespielt und durchgesungen, in die leichteren Arien stimmten wir Jüngeren nach dem Gehör ein. Mein Vater selbst hörte, bisweilen einstimmend, mit Vergnügen zu.

So verging mancher Herbst- und Winterabend. Traute Szenen der Häuslichkeit, wo seid ihr geblieben in den meisten Familien? Jammerlektüre, Ressource, Spiel tauschte man gegen euch ein!

Was wir von Gedichten lernten, deklamierten wir abends dem Vater, der Muhme, ja im Notfall den Mägden vor: Stellen, die man uns erklärt hatte, erklärten wir dann wieder. Dies alles vereint erregte in mir die ersten Gedanken, mich den Studien zu weihen und anfangs den Wunsch, Prediger zu werden.

Der Gespielen hatten wir mehrere. Es war allgemeine Sitte, daß Kinder zu Kindern Sonntags gebeten wurden oder sich anmelden ließen. Man blieb abends zu Tisch und gewöhnte sich an Artigkeit gegen Erwachsene. Mich, als den Kleinsten unter allen, nahmen gewöhnlich die Hausväter und Mütter an ihre Seite. Überall herzliche Freundlichkeit. Auch diese Sitte ist — wenigstens in dieser Form — fast verschwunden. Den Alten mochten wir bisweilen nicht ganz gelegen erscheinen, aber gewiß selten! Auch mein Vater sah es gern, wenn Kinder, oft sechs bis acht an der Zahl, zu uns kamen. Und damals blühte überall die Handlung. Gern gaben die Alten dem fröhlichen Völkchen ein Abendbrot, sie spielten auch wohl selbst mit. So freuten wir uns Montags sehr auf den nächsten Sonntag. Ist es ein Wunder, wenn ich noch jetzt mit Wonne an jene Tage denke, deren Erinnerung mich anweht wie ein labender Blumenduft!

Bei aller jugendlichen Fröhlichkeit war ich doch oft sehr ernst gestimmt. Von unsrer Mutter, die damals drei Jahre tot war, ward oft gesprochen. Sterbelieder hatten wir in Menge gelernt, und ich dachte sechs Jahre alt gewiß öfter an Tod und Unsterblichkeit als mancher Jüngling, mancher Mann. Was aus dem Tier nach dem Tod werde, daran hatte ich bis zu meinem fünften Jahre nicht gedacht. Da sah ich einen kleinen toten Hund im Stadtgraben und fragte unsern Lehrer. ‚Mit den Tieren ist's aus', erwiderte er, welches mich unbeschreiblich traurig machte. Es war ein Sonntagabend, ich erzählte es unserer Pflegerin und weinte bitterlich.

Zu Ostern 1780 kam unser neuer Lehrer. Er besaß gute Kenntnisse und lebte sehr still und eingezogen, da er sich im geheimen zu den Herrnhutern zählte. Wir hingen mit inniger Liebe an ihm, denn er widmete sich uns ganz. Mit keinem Menschen gingen wir lieber spazieren, und alle seine Gespräche waren belehrend, meist religiös. Das Streben, uns seinen Hang zu jener Sekte, die mein Vater haßte, zu verbergen, gab seinen Worten etwas Geheimnisvolles. Unsre Sitten gewannen viel durch ihn. So entwöhnte er uns, leichtsinnig Gott oder Jesum zu nennen, und bei seinem Abgang nach zwei Jahren waren wir hierin so fest begründet, daß wohl Monate vergingen, ehe uns jener Mißbrauch einmal entschlüpfte. Geschah es dennoch, so büßten wir es im stillen durch bittere Reue ab. Das fröhlichste Spiel verließen wir und beteten recht herzlich. — Freilich neigten wir uns endlich selbst zur Frömmelei hin; denn alle Weltlust ward verdammt, oder man sah schädliche Zerstreuung. Sogenannte Lesebücher, die an Romane auch nur angrenzten, taugten nichts. Selbst Gellert wurden seine Schauspiele als Jugendsünde angerechnet. Spiel — Bälle — weltliche Konzerte — Werkstätten des Teufels! Nur Oratorien passierten. Komödien waren nun vollends die Sünde wider den Heiligen Geist. Mein Bruder, ohnehin zur Schwermut geneigt, ward

weit stärker von diesen Meinungen ergriffen, er weinte oft im stillen um seine Sünden, wie er sagte. Ich beneidete ihn deshalb, hielt mich für einen Unwürdigen, ihn für ein Kind Gottes; aber mit allen Anstrengungen wollte es mir nicht gelingen, ‚so korrekt zu sein!' — Stets freute ich mich schon wehmütiger Rührungen, die mein weiches Herz oft ergriffen.

Dennoch dennoch bleibt dir mein Dank geweiht, du guter, redlicher Lehrer! Du warst der treueste Hirte deiner kleinen Herde! Er lebt noch, den Achtzigen nahe. Seit dreißig Jahren sah ich ihn nur einmal, er schrieb mir aber im vorigen Jahr, als mein Bruder entschlafen war, voll Treue und Frömmigkeit. Ein Traum — auf Träume hielt er viel — hatte ihn am Sterbetag meines Bruders, ‚seines Ernsts', in unser Haus geführt. Rührend ist es zu lesen, wie er mir versichert, seine Überzeugungen seien dieselben noch wie vor vierzig Jahren. —

Noch erinnere ich mich einer seligen Stunde. Er ging mit uns um die Stadt spazieren, und der Abendstern blinkte freundlich. ‚Was mögen die Leute dort oben wohl machen?' sagte der Lehrer. Das war uns neu! Wir staunten freudig bewegt, als er uns sagte: es sei möglich, wahrscheinlich sogar, daß Gottes Güte auch andere Sterne lebenden, denkenden, ihn anbetenden Geschöpfen zum Wohnplatz angewiesen habe. Erfreut, erhoben, getröstet kehrten wir zurück. Es war das Gegenstück zu jener Traurigkeit, die mich befiel, als ich hörte, mit den Tieren sei's aus! —

Am Weihnachtsabend 1780 starb unsere geliebte Schwester Jettchen im vierzehnten Jahre. Neun Tage vorher spielten wir fröhlich, als sie plötzlich über Leibschmerzen klagte. Der Arzt nahm es leicht, und wahrscheinlich ward die wahre Ursache verkannt. Nach sieben Tagen verfiel sie sichtlich und ward totenbleich und matt. Sie verließ zum letztenmal ihr Lager, um uns unsere Schreibbücher zuzureichen. Dennoch schien man ihren Tod nicht zu ahnen. Ach! er erfolgte am Weihnachtsabend früh um vier Uhr. Man weckte uns, sie noch einmal zu sehen. Laut weinend stürzten wir auf sie zu. Sie kannte uns nicht. ‚Gute Nacht! Jettchen!' riefen wir, und mein Vater betete weinend. Unser Lehrer stand neben

der Sterbenden und betete: ‚Nun nimm mein Herz und alles, was ich bin, von mir zu dir, du liebster Jesu hin!' (Aus dem Kottbuser Gesangbuch.)

Sie verschied unter diesem Flehen und lag da in himmlischer Heiterkeit. Meine kleine dreiundeinhalbjährige Schwester Riekchen kam hinzu und sagte zur Leichenfrau: ‚Wenn ich sterbe, so lege sie mich auch in solch ein weißes Tuch wie meine Jettel.' Und siebzehn Jahre nachher tat es dieselbe Frau! —

Abends sollten wir nun die Weihnachtswünsche sagen. Jettchens Wunsch übergab mein Bruder, wie sie ihn — sehr schön — geschrieben. ‚Euer Vordermann fehlt', sagte weinend mein Vater. Am dritten Feiertag ward sie begraben. Sie lag im weißen Gewand mit blaßroten Schleifen, einen Kranz im braunen Haar, ein kleines Kruzifix in der Hand. ‚Schlaf wohl,' rief unsere alte Pflegerin, ‚bis dein Heiland dich weckt!' Wir konnten nicht sprechen, wir schluchzten nur. Oft erschien mir mein heißgeliebtes Jettchen im Traum, immer geschmückt, still und ernst. Einst bot sie mir einen Kranz. Dies nahm man als Zeichen, daß ich sterben würde, als ich bald nachher ernsthaft krank ward. Aber seit meinen Kinderjahren ist mir's nur einmal so gut geworden, von ihr zu träumen! Sie liebte mich zärtlich! Vorzugsweise sogar!

Unsern Schmerz milderte die Zerstreuung, die uns ein neuer Bau meines Vaters gewährte. Ein neues Gartenhaus, Erweiterung und gänzliche Umgestaltung des Gartens, hatte mein Vater schon längst gewünscht. In weniger als zwei Jahren war alles vollendet, und nun wurden die meisten Sommerabende dort zugebracht. Der Garten war früher schon unser Tummelplatz, und nun ward er vergrößert. Welche Lust, als wir beim Heben des neuen Gebäudes zum erstenmal im Freien das Abendbrot aßen! Und wenn wir vollends bis zehn Uhr draußen blieben und unter dem Sternenhimmel umherzogen, oder mein Vater kleine Feuerwerke abbrannte! —

Im Mai 1782 verließ uns unser guter Lehrer, der das Rektorat in Seidenberg erhalten hatte. Unser Schmerz war

groß, sehr groß! Er segnete uns: ‚Haltet ernst an der Lehre, die ich euch gegeben habe! Fürchtet Gott, und es wird euch wohl gehen!' Dies waren seine letzten Worte. Ich warf mich aufs Bett und weinte ins Kissen.

Mein Vater war ein streng rechtlicher Ehrenmann. Aus bitterer Armut hatte er sich durch eigene Anstrengung zum Wohlstand erhoben. Rastlos tätig dachte er nur darauf, seine Handlung zu behaupten, zu erweitern, vielen hundert Fabrikanten Erwerb zu verschaffen und uns, seinen Kindern, ein unabhängiges Leben zu sichern. Er arbeitete täglich zehn, oft wohl auch elf Stunden, nur seine Baue zogen ihn bisweilen auf einzelne Stunden ab, sonst nichts in der Welt. Er war zum Kaufmann geboren, aber in einem bessern Sinn: kleinliche Nebenvorteile verschmähte er, und ich glaube, es wäre ihm unmöglich gewesen, Detailhändler zu sein. Nie benutzte er die häufige Gelegenheit, durch Konkursvermittlung reicher zu werden; er wandelte stets auf gerader Bahn und konnte zürnen, wenn seine Diener auf den Messen in seiner Abwesenheit die Käufer überteuerten. — Einfach, wie die Grundsätze seines Lebens, war sein Äußeres. Die Mobilien blieben fast unverändert: das ererbte Silberzeug behielt seine Form: nur auf feines Tuch hielt er und auf guten Rheinwein. Frugal war sein Tisch; die hohen Festtage abgerechnet, stets nur ein Gericht; abends oft nur Kartoffeln oder Rettich. Wein nur Sonntags, außer im Sommer abends in dem Garten. Traktamente etwa jährlich eins, dann ließ sich aber Vater Haupt nicht schimpfen. Champagner konnte er nicht leiden, dieser kam sehr selten. Dagegen alter Rheinwein, Ungar und Bischof von Burgunder. Sonntägliche Spaziergänge ins Feld, dann und wann eine Spazierfahrt unterbrachen die sich immer gleiche Lebensweise. Übrigens war er gastfrei; sehr oft kamen auswärtige Handelsfreunde, und die Lieblingsfaktoren nahm er von der Schreibstube nicht selten zum Mittagsmahl mit. Er sah es gern, wenn Bekannte ihn abends in dem Garten besuchten. Er politisierte gern und hatte oft einen richtigen Blick in die Zukunft. So ernst er war, konnte er doch sehr leicht sein und scherzte oft mit uns. Er war freigebig in hohem Grade, gab auch den

Armen viel und unterstützte gern tätige Leute. Bisweilen überraschte ihn eine große Abneigung gegen den Gelehrtenstand, daher er nicht selten gegen das Stammbuchtragen der Schüler eiferte; dennoch gab er nie unter 1 Tlr. 8 Ngr., oft das Doppelte, ja Drei- und Vierfache. Alles Großtun war ihm fremd, verhaßt jede Prahlerei mit Reichtum. Hörte er, daß seine Zunftgenossen eine solche Ostentation zeigten, so lächelte er höchstens satirisch; und nur selten, wenn es die Prahler allzu toll machten, konnte er sagen: ‚Es ist noch nicht aller Tage Abend', oder: ‚Was der Mann nicht alles hat!' allenfalls höchstens: ‚Nun, so ganz klein bin ich doch auch nicht!' — Er war streng religiös, doch ohne Aberglauben, gegen den er, sowie gegen Pfaffentum, Priesterstolz und Gleisnerei laut eifern konnte. Er dachte über die wichtigsten Dinge heller, als er selbst wußte, ja er erschrak gleichsam, wenn er sich selbst auf zu freien Ansichten, wie er meinte, ertappte. Rührend war mir's, als er einst in Leipzig während meiner Studienzeit über das Beichtwesen sich freimütig äußerte und einlenkend mit großer Bescheidenheit sagte: ‚Doch, ich rede wohl zuviel, Fritz? Ich weiß, daß ich kein tiefdenkender Mann bin.' Er hatte als Jüngling selbst in Wolffs philosophischen Schriften gelesen, aber ihre Trockenheit nicht überwinden können. In seinen Urteilen über Menschen traf er, wie man sagt, den Nagel auf den Kopf; doch war er, wie alle rechtlichen Seelen, oft kaustisch, oft scharf und bitter. Hatte er einmal gesagt: ‚Der Kerl taugt nichts!' so blieb es auch hierbei.

Bei seinen übergroßen Geschäften, wobei ihm kein Intelligenter, sondern nur Maschinenmenschen assistierten, sahen wir ihn freilich wenig. Er mußte uns dem Hauslehrer und dem weiblichen Personal anvertrauen. Daher kam es auch, daß wir mehr Ehrfurcht für ihn empfanden als trauliche Zärtlichkeit. Doch liebten wir ihn von Grund der Seele, und seine Grundsätze, seine Lehren, sein einfaches Leben wirkten wohltätig auf uns.

Unsere Tante hatte zwar ihre guten Stunden, doch gelang es ihr nie, sich unsere volle Liebe zu erwerben. Die Zänkerei mit den Mägden widerte uns um so mehr an, je

mehr die abwechselnde Vertraulichkeit dagegen abstach; sie war Meisterin darin, die verdrießlichen Augenblicke des Vaters zu ihren Zwecken zu benutzen. Aber alles dieses wandte ihr unser Herz doch nicht ab, da sie uns eigentlich kein Leid antat, oft sogar sich unser gegen Mißhandlung des neuen Lehrers annahm. — Es lag nur daran, daß sie nicht geeignet war, kindliche Herzen zu fesseln. Hierzu kam ihr Haß gegen unsere Pflegerin, an der wir mit voller Seele hingen, da sie uns vier mutterlosen Waisen ohne irgendeinen Beistand auferzog. Aus einem bessern Stand — ihr Mann hatte große Rittergüter bei Wernigerode in Pacht gehabt — war diese durch Krieg, Plünderung und eine Kette von Unfällen verarmt, ihr Mann war gestorben und ihre Kinder waren teils in die Welt gegangen, teils bei Verwandten untergebracht. Sie war ein vorzüglicher Weiberkopf, hatte klaren Verstand, unendliche Gutmütigkeit, Heiterkeit und treffenden Witz. Wenn es wahr sein sollte, daß auch ich bisweilen launige Einfälle habe, so gebührt ihr an der Ausbildung der Anlage bestimmter Anteil. Wohl erinnere ich mich, daß ich halbe Stunden lang mit ihr bonmotisierte, ganze Allegorien wurden durchgeführt. ‚Mit dir kann man doch spaßen', mit dieser Zensur ward ich oft belohnt. Dabei war sie anstellig zu tausenderlei Dingen und wußte stets Rat. Sie war den Stillen im Land ebenfalls nicht abgeneigt, welches durch ihre großen Leiden, deren Kelch sie in vollem Maß leeren mußte, erklärbar ward. Aber ihr Herz war rein und fromm, und sie erhielt in uns noch den Eindruck von unseres früheren Lehrers Ermahnungen, als sein Nachfolger durch Lehre und Wandel sie fast ausgerottet hätte. Mehrere ihrer Verwandten, auch ein Schwiegersohn, waren Wundärzte gewesen, und sie hatte als Mädchen schon hierin Beistand geleistet. Daher besaß sie mehr als gewöhnliche Kenntnisse, und ein Chirurg erstaunte, als sie meines Bruders Fuß, den er sich ausgefallen, geschickt wieder einrichtete. Die Osteologie verstand sie vollständig. Freilich mochte sie sich bisweilen zuviel zutrauen; indes heilten doch ihre Mittel sehr bald, und als die Chirurgen vier Monate an einer Quetschung, die meines Bruders Fuß bei jenem Unfall erlitten, vergeblich kurierten

und vom Knochenfraß sprachen, schüttelte sie den Kopf. Jene wurden fortgeschickt, und in vier Wochen war der Fuß geheilt.

Das Publikum traute ihr sogar Schwarzkünstelei zu; aber wir wußten, woran wir waren. ‚Ich hab' es meiner Frau geschworen (unserer Mutter), für euch mein Leben zu lassen, wenn ich euch nützen kann, und ich werde halten, was ich an ihrem Sterbebett gelobte!' Friede sei mit ihrer Asche! Ihr Wunsch, unsern ihrer Frau zu ruhen, ist erfüllt worden! ‚Kinder! wenn ich sterbe, nur eine Bitte! Legt mich in die Nähe eurer Mutter; ach, wenn ich unter die Dachtraufe der Gruft komme, bin ich zufrieden!'

So sah es aus in unserm Hause, als der neue Lehrer auftrat — in allem des früheren Gegenbild. Dieser einfach, schlicht und recht, das Böse meidend, jener ein leichter, lustiger Zierbengel, der — damals ein Wichtiges — mit der Lorgnette spielte und steife Glanzstiefeln trug, selbst wenn er predigte. Im Wissen unter dem früheren, im Glauben selbst nicht wissend, was er wollte. Jener wog die Worte, dieser suchte sogar je und je ein wenig, und bald folgten seine Eleven ihm nach. Er tanzte, ritt, spielte in der Karte usw. Summa ein ganz gewöhnlicher Magister! Aufbrausend, hart, tyrannisch bei unsern Fehlern, oder vielmehr — denn in der Sittlichkeit arbeitete er nicht sonderlich — tyrannisch bei kleinen Versehen in der Schule. Und wir lernten alle sehr gut, wußten mehr als alle unsere Gespielen, des bin ich ganz gewiß!

Viel fehlte nicht, daß er mir — den er vorzüglich hart behandelte, weil er meinen feurigen Sinn nicht verstand — die Wissenschaft verleidet hätte; indes aus jener Härte sog meine Natur Honig. Ich hatte oft Unrecht erlitten, hieraus schied sich das Gefühl für Recht in meiner Seele. ‚Besser Unrecht leiden als Unrecht tun!' dies rief mir unsere Pflegerin oft zu. Und hieraus erblühte mein Eifer gegen Bedrückung, Gewalttaten und Unrecht aller Art. Früh schon empörte es alle Tiefen meiner Seele, wenn ich Schuldlose mißhandeln, Leidende noch tiefer kränken sah von gefühllosem Übermut! Selbst der Schuldige war mir und meinem

Bruder heilig, wenn er bereute. Also war es heilsam, unverschuldet Härte zu erfahren! Und dennoch — so versöhnlich ist die reine Seele des Kindes — haßten wir den Mann nur auf Augenblicke. Ein freundliches Wort von ihm, ein Lob, und alles war vergessen! —

Da mein Vater das stille Wesen nicht ganz billigte, so galt der neue Lehrer anfangs mehr bei ihm. Aber bald lernte er seinen Mann kennen, und Gott mag wissen, wie mein Vater selbst sich von diesem wertlosen Menschen fünf Jahre lang mißhandeln lassen konnte; denn er schrieb ihm grobe Briefe, wenn etwa der Vater sich beigehen ließ, etwas zu tadeln! Zu klagen wagten wir nicht, und der Vater stand doch nicht in eigentlich traulichem Verhältnis mit uns. Wir litten also im stillen und oft nicht wenig! Oft hab' ich, im eigentlichsten Sinne, mein Brot mit Tränen im bittersten Genuß gegessen!

Nachholen muß ich, daß mein erster Entschluß Prediger zu werden, durch diesen Lehrer ausgerottet ward. ‚Jura! Jura!' rief er oft. Was das heiße, schwebte mir nur dunkel vor. Endlich auf einmal kam mir der Gedanke, als ich hörte, daß es auch juristische Professoren gebe. Nun blieb es dabei; mich zog also doch nur das Lehramt oder der Wunsch öffentlich zu sprechen an. Gibt es einen Beruf, so hätte ich also diesen gehabt! — Gehabt!

So flossen die Jahre 1782—1786 hin. Im Anfang des Jahres 1787 ward mein Bruder, noch nicht vierzehn Jahre alt, nach Chemnitz auf ein Kontor gebracht. Unaussprechlich schmerzlich war die Trennung. Wir liebten uns als Brüder, und sooft wir auch kleine Fehden hatten, woran ich mehr die Schuld trug als er, so ging doch nie die Sonne vor der Versöhnung unter. Nun folgt aber ein Hauptabschnitt meines Knabenalters.

Wohl ist es schön, das Bild eines vollendeten Hauslehrers! Mehr als Vater und Mutter leisten können, bewirkt ein edler, frommer, einfach lebender Lehrer voll Einsicht und sittlicher Kraft; nur daß unter Hunderten kaum einer ein solches Ideal darstellt.

Eine Last sank von meiner Brust, als ich mich frei fühlte von dieses Lehrers Zuchtzwang! Ein nie empfundenes Gefühl klopfte in mir! Ich ward halb schon zum Jüngling! War es Drang nach aufsichtslosem Herumtreiben? Zerstreuungssucht? oder jugendliche Überklugheit, die des Führers nicht zu bedürfen wähnt? Wahrlich, von allem diesem kam kein Gedanke in meine Seele! Es war das reine Bewußtsein erlittenen Unrechts, es war das treue Selbstgefühl, daß ich so schlecht nicht sei, als er in toller Laune mir oft vorgesagt hatte, es war die frohe Aussicht, selbsttätig anstreben zu können, es war die Begierde, zu zeigen, daß ich eines beengenden Gängelbandes nicht bedürfe. Noch erinnere ich mich des Abends vom 5. April 1787 — am Grünen Donnerstag — wie so schön die Sonne unterging und ich mit einem Gespielen aus freier Brust von dem neuen Leben sprach, das mir aufging.

Mein Vater übergab mich dem Unterricht des Konrektors Müller und seines alten Hausfreundes, des Subrektors Jary, und er tat wohl daran.

Dem Konrektor Müller danke ich das meiste! — Aus tyrannischem Zwang trat ich in seine liberale Geistespflege. Seine Freundlichkeit, sein offenes, edles Auge, aus dem reine Herzensgüte sprach, zog mich beim ersten Gespräch an. Er verstand es, den Sinn für das Wissenschaftliche zu erhöhen. Gründlich war sein Wissen. Der römischen Sprache war er mächtig, in dem Griechischen nicht unerfahren, deutsche Kriegsgeschichte, Staatengeschichte — und vor allem Literaturgeschichte waren nebst der Geographie seine Lieblingsstudien. Er hatte wohl nicht einen Feind.

Jary war nicht zum Schulmann geboren — aber nicht ohne Kenntnisse. Er hatte durch Fleiß errungen, was er besaß. Seine Methode war fehlerhaft, aber er meinte es treu mit seinen Schülern und sorgte für sie. Seine religiöse Ansicht war streng orthodox; ich weinte, als er sich über Sokrates und Ciceros Seligkeit zweifelhaft ausließ! — Dennoch bin ich auch ihm Dank schuldig; er behandelte mich mit ernster Güte, und als er mich 1791 entließ, sagte der alte Mann weinend, im Vorgefühl, daß seine Laufbahn bald

vollendet sei: ‚Leben Sie wohl! Ich werde Sie nicht wiedersehen, leben Sie wohl, Sie der einzige fast, der mich nicht gekränkt hat!'

Im August 1788 nahm ich zum erstenmal an der Abendmahlsfeier Anteil. Ernst blickte ich in die Höhe und sagte mir wiederholt Kretzschmars Ode: ‚Laßt uns des Tempels heiliges Gewölbe jubelnd mit Hymnen unseres Dankes erfüllen! Unsichtbar schwebt hier Gottes Wohlgefallen, aber uns fühlbar!' Freudig, den Himmel im Herzen, trat ich zum Altar! — Dennoch, als ich nachmittags auf einem einsamen Spaziergang mich prüfte, war ich unzufrieden mit mir. Was man mir vom Verdienst Christi vordoziert hatte, blieb mir undeutlich, das Grübeln hierüber schwächte also den Eindruck jenes Tages. Ich plagte mich mit dem Begriff des Versöhnungstodes, und kein Lichtstrahl fiel in meine Seele. Dabei liebte ich die alten Heiden Cicero, Plinius, Sokrates usw. mehr wie manchen Christen zusamt den Aposteln, mehr als alle Juden des Alten Testaments, da mir das Volk Gottes nie sonderlich gefiel. Und doch sollte es zweifelhaft sein, ob Gott den Sokrates zum Erben des Lichtes annehme? Was in aller Welt, dachte ich, konnte mein armer Cicero dafür, daß er nicht später, nicht in Judäa lebte?

So mühete ich mich ab — und war mehr traurig als heiter.

Zur Michaelismesse 1788 nahm mich mein Vater mit nach Leipzig, wohin auch mein Bruder kommen sollte. Freuden des Wiedersehens! Kein Ausdruck vermag sie zu schildern! Meines Bruders Prinzipal gestattete ihm alle Nachmittage, auch manchen Vormittag. Wir konnten uns daher satt sprechen. Bald nahm ich wahr, daß mein Bruder viele freigedachte Schriften über Religion gelesen hatte, vornehmlich auch manches von Bahrdt. Sein eignes Forschen führte ihn noch weiter. Mir machte dies Kummer, denn Jarhs strenge Orthodoxie hielt mich gefangen. Doch war ich der Glücklichere. Denn bald nachher gelangte ich auf wissenschaftlichem Weg zu hellerem Denken, mein Bruder, sich selbst überlassen, schwankte hin und her, welches noch in seinem reifen Alter wahrzunehmen war. Die Frage: warum die Vernunft

die Vernunft sei? die unlösbare, hat meinem armen Bruder unsägliche Leiden bereitet. — Freilich half mir mein leichterer Sinn, meine Phantasie, die mich zu den Dichtern hinzog, auch überhaupt mein Gemüt über die dornenvollen Stellen der Grübelei hinweg. Bei meinem Bruder war der Verstand überwiegend.

Drei selige Wochen verschwanden uns. Mir selbst ward ein Vorgenuß der Akademie zuteil, da studierende Zittauer sich bemühten mir den Aufenthalt angenehm zu machen. Das Theater ward fleißig besucht; wir liebten Schauspiele leidenschaftlich und hatten, wenn Schauspieler in Zittau waren, unter Leitung des letzten Lehrers einen gewissen kritischen Blick üben gelernt. „Don Carlos" ward gegeben — „Agnes Bernauer" — „Kaspar der Thorringer"; tief blieben die Eindrücke in mir zurück, und ich gestand mir nur leise, daß ich mich als Schauspieler gar nicht übel befinden würde. Auch hier übte das öffentliche Sprechen seinen Zauberreiz an mir aus. Wohl hundertmal haben wir in jenen Jahren Komödie gespielt, oft aus dem Stegreif. Sonderbar, daß mich die alten Rollen, wie wir sie nannten, vornehmlich ansprachen. Nur mit komischen mochte ich nichts zu schaffen haben, die sich, sonderbar genug, mein Bruder nicht selten wählte, obwohl er zu ernsten Rollen mehr Anlage hatte und ihm, nach meinem Urteil, die komischen sogar oft mißlangen. Ein Freund spielte Soldatenrollen, an denen ich einen Greuel hatte.

Heil dem öffentlichen Unterricht! Auch er hat bisweilen Mängel, und leider sind oft Schulen Werkstätten der Verführung! Aber wie wahr ist das Wort Quintilians, daß die Kinder die Fehler in die Schule aus dem Hause hineintragen! Groß ist wenigstens der Vorzug, daß öffentliche Anstalten unter Aufsicht stehen und daß Geistesfreiheit in ihnen mehr gedeiht als bei Privatbildung, des durch Wetteifer geweckten und genährten Aufstrebens eigener Kraft nicht zu gedenken.

Die Wonnestunde schlug. Montags nach Okuli 1789 ward ich nach wohlüberstandener Prüfung durch den Direktor Sintenis eingeführt. Ich wurde sogleich Oberprimaner —

Superior — an der dritten Tafel. Das erregte gewaltigen Neid und bereitete mir viel bittere Stunden. Ich, der ohne Falsch und Arges mit jedem es wohlmeinte, verstand nicht, was viele Primaner wollten. Endlich siegte mein gutes Benehmen, ich blieb mir immer gleich und verschmerzte viel. Überhaupt, lange währte es, ehe ich fassen konnte, was Neid sei, da kein Anflug davon in meine Seele kam. Mein klügerer Bruder, dem ich mein Leid klagte, schrieb mir: ‚Lies Gustav Lindau, oder der Mann, der keinen Neid vertragen will, von Meißner.' Er hatte recht, und dennoch war ich fünfunddreißig Jahre alt, ehe mir das wahre Licht aufging.

Als jene Neidperiode überwunden war — und Müller sagte: ‚Sie sitzen, wo Sie hingehören, aber behaupten Sie auch Ihren Platz' —, öffnete sich eine Reihe glücklicher Tage. —

Ostern rückte heran, ich prüfte mich und fand, daß ich fleißig gewesen war. Besonders bei Müller hatte ich in dem letzten Jahr viel getan. Nur im Griechischen war ich, wie fast alle, zurückgeblieben, indes konnt' ich mir doch forthelfen. In der Reichs- und sächsischen Geschichte war ich fest, in der Literaturkenntnis für einen noch nicht Siebzehnjährigen stark; dagegen in Naturwissenschaften schwach, Physik ward nicht gelesen seit Jahren. In der außereuropäischen Geographie hatte ich Lücken. Am meisten wußte ich Lateinisch. Bogenlange Extemporalien schrieben die Fertigeren von uns fehlerlos nach, in zwei, drei Minuten ward hier und da an der Zierlichkeit gebessert, dann ward sofort vorgelesen. Diesen Übungen verdankte ich die Fertigkeit im Lateinsprechen, die ich mir auf der Akademie sogleich aneignen mußte.

Die Zeit meines Abganges auf die Akademie war gekommen.

Bei aller Fröhlichkeit hatte ich doch auch viel ernste, fast melancholische Stunden. Schon die Trennung von meinen Geschwistern, die ich alle mit inniger Liebe umfaßte, stimmte mich oft traurig. Besonders liebte ich die jüngste Schwester Friederike, so wie sie an mir hing. Zumal im letzten Winter

waren wir unzertrennlich, es war, als ahnte ihr, daß wir frühzeitig getrennt werden würden für immer!

Mein Herz war rein, unangetastet von Lockungen, denen, wie ich wohl wußte, mehrere Mitschüler sich hingaben. Schon damals beschloß ich auf gleiche Weise auszudauern, dies darf ich jetzt nach dreißig Jahren wohl sagen. Mein Hauptfehler war Jähzorn bis zur Schlagfertigkeit. Und aufbrausende Hitze ist ja noch die Kehrseite an mir! — Dabei war ich schon damals bitter in der Rüge fremder Fehler! Alles dieses und noch mehr sagte mir treue Selbstprüfung. Versöhnlich war ich immer, und mich zu rächen wäre mir unmöglich gewesen.

Mein Herz glühte für Freundschaft, Undank schien mir, wie noch heute, ein schwarzes Laster. — Um endlich auch ein Wort von Jünglingsgefühlen zu sagen — für Mädchenanmut war ich sehr empfänglich, aber nie überschritt ein verräterisches Wort meine Lippen. Die Liebeleien der Schüler waren mir widerlich, wohl aber konnte ich mich im stillen dem Wunsch überlassen, daß weibliche Herzen mir hold sein möchten. Blaß und hager wie ich war, zweifelte ich zwar oft ernstlich an der Möglichkeit.

Die stille Schwermut, die aus dem Auge L. v. D's. blickte, zog mich früher schon an; am liebsten sprach ich mit ihr, führte von den Gespielen meiner Schwester nur sie, wenn wir im Garten herumgingen. Aber sie verließ Zittau bald, und nie ist ein Wort meinen Lippen entflohen — und wie sollt' es auch? Im Jahre 1788 sah ich sie noch einmal, seitdem nie wieder.

Die ernsten Schulbeschäftigungen verdrängten jeden ähnlichen Gedanken, obwohl man mich so gut als andere vexierte, wenn ich mit einem Mädchen mehr als mit andern auf den Schulbällen getanzt hatte. Manchmal gab es freilich Augenblicke, wo ich aus Großtuerei mich stellte, als läge mir etwas an der Sache, wo doch ganz gewiß nichts war.

Aber bald vor meinem Abgang — auf einem Schulball — kam ich mit Lorchen L., die mir mein Stern zur Begleiterin meines Lebens bestimmte, zum erstenmal ins Gespräch.

Schon damals gefiel sie mir so wohl! Mit keinem Mädchen tanzte ich lieber und öfter. Es ward mir unheimlich, daß ich in einigen Monaten fort sollte! Auch der Klasse blieb der Eindruck nicht verborgen; man neckte mich. Ich sah finster vor mich hin. Selbst während mehr als sechsjähriger Abwesenheit trat ihr Bild oft vor meine Seele. Gibt es innere Stimmen — so sprach hier eine!

Der Tag brach an, wo ich von Zittau Abschied nehmen sollte. Meine Geschwister sollten mich bis Leipzig begleiten. Mit Tränen schied ich von Müller, gerührt von allen Lehrern. Abends ging ich noch einsam ins Freie, der Abendhimmel glänzte, der Widerschein fiel auf die Gruft meiner Mutter. Tränen entstürzten mir: ‚Ja, Mutter! ich gelobe dir, gut zu sein!' — Schnellen Schrittes ging ich nach Hause. ‚Nun werden wir', sagte mein Bruder, ‚nicht mehr' — miteinander wandern, wollte er sagen, aber Tränen erstickten seine Stimme.

Wir schliefen wenig, sprachen fast die Nacht hindurch — und früh um vier Uhr rollten unsere Reisewagen aus Zittau."

So erzählt ein tüchtiger Mann aus der Zeit unserer Väter und Großväter von dem Knabenleben in Bürgerhäusern, ehrbar und ernsthaft mit strenger Sittlichkeit und nicht gemeiner Geisteskraft. Noch ist die Innigkeit des Gefühls mit einer Weichheit verbunden, die uns vielleicht einmal lächeln macht, vielleicht rührt. Es ist ein geschütztes Familienleben in sicherem Wohlstand, aber wie ernst ist dennoch die Empfindung des Kindes, wie arbeitvoll seine Tage! Schon dem jungen Knaben liegt in dem Lernen der größte Genuß, in dem Wissen, das er einsaugt, ein unversiegbarer Quell der Erhebung und Begeisterung.

Auch der hier erzählt hat, sucht den Inhalt seines Lebens in dem Familienleben, das er gründete, in seiner Amtspflicht, in Wissenschaft und Kunst. Großartig und tiefsinnig hat er alles erfaßt. Die Politik hat ihn nur verstimmt und erschüttert. Erst der nächsten Generation regte die Idee des Vaterlandes Leidenschaften auf, neue Kräfte weckend, Neues im Charakter herausbildend.

Aus der Zeit der Zerstörung

Wieder kam von Frankreich das Unheil, und wieder wuchs aus dem Kampf gegen das Fremde ein neues Leben.

Es war nicht zum ersten Male, daß der Nachbar im Westen der deutschen Volkskraft die tiefsten Wunden schlug und wider Willen neue Gewalt erweckte, welche ihn siegreich bändigte. Die Politik Richelieus war der gefährlichste Gegner des deutschen Reiches gewesen, aber sie hatte mit der protestantischen Faktion der Deutschen zugleich die Partei unterstützen müssen, in welcher der Lebensquell für alle späteren Nachbildungen lag. Nach ihm beherrschte die französische Literatur durch hundert Jahre den deutschen Geist, und es schien eine lange Zeit, als ob die Akademie von Paris und die Dramen der Klassiker unseren Geschmack ebenso unterjochen sollten wie die Schneider und Perückenmacher der Seine. Aber gegen die französische Kunst arbeitete sich in Zorn und Scham eine Poesie und Wissenschaft herauf, welche trotz ihrer weltbürgerlichen Tendenz echt national war. Jetzt sollte der Erbe der Französischen Revolution gewalttätig das verfallene Haus des Reiches zerstören und auf den Trümmern als tyrannischer Gebieter schalten, bis die Deutschen den Entschluß faßten, ihn wegzuschlagen, um selbst ihre irdischen Angelegenheiten in die Hand zu nehmen.

Schutzlos lag die Grenze gegen die andringenden Fremden. Nur am Nordrhein war preußisches Gebiet. Sonst den Strom entlang gerade die geistlichen Fürsten und kleine Territorien ohne jede Kraft des Widerstandes. Die vier westlichen Kreise des Reiches, der oberrheinische, schwäbische, fränkische, bayrische waren es, welche der Norddeutsche spöttisch das Reich nannte.

Auch im Reich waren die geistlichen Territorien und Bayern gegenüber Baden und Schwaben sehr zurückgeblieben. Das Beispiel Friedrichs II. in Preußen und der Segen der Aufklärung hatte die meisten protestantischen Fürstenhöfe — auch der kursächsische gehörte dazu — seit dem Siebenjährigen Krieg umgeformt. Häufig war größere Sparsamkeit, Ordnung im Haushalt, ernste Sorge um das Wohl der Untertanen sichtbar. Mehrere Regierungen konnten für Muster guter Wirtschaft gelten, wie Weimar und Gotha, auch in den Familien einer der großen Frauen des 18. Jahrhunderts, der Landgräfin Karoline von Hessen, in Darmstadt und Baden war ein haushälterisches mildes Regiment. Ja auch am Hofe des Herzogs Karl von Württemberg war es besser geworden. Er, der Seen auf Bergen grub und durch seine Fronbauern mit Wasser füllte, der die Wälder mit bengalischer Flamme beleuchten und halbnackte Faune und Satyre darin tanzen ließ, hatte nach empfindlichen Lehren seit 1778, dem fünfzigsten Geburtstag, seinem Volk versprochen, sparsam zu werden, er hatte sich sogar seitdem in einen sorgfältigen Hausherrn umgeformt, unter welchem das Land aufblühte. Selbst an den geistlichen Höfen war dieser philosophische Sinn lebendig geworden; freilich wurde die Tätigkeit eines aufgeklärten Herrn in Würzburg oder Münster durch die unvertilgbare Herrschaft der geistlichen Aristokratie und das wuchernde Pfaffenwesen sehr beschränkt.

Aber die Reichsstädte des Südens waren mit Ausnahme Frankfurts in unaufhaltsamem Verfall, sie waren tief verschuldet, ein verrottetes Patrizierregiment verhinderte das Aufblühen moderner Industrie. Noch erließ der Rat hochtönende Dekrete, aber der Senatus populusque Bopfingensis oder Nordlingensis, wie er sich in heroischem Stil nannte, war den Nachbarn eine Karikatur geworden. Das berühmte Ulm, die südliche Hauptstadt Schwabens, einst die Herrin des italienischen Speditionshandels, war so heruntergekommen, daß man annahm, sie müsse ihr Gebiet verkaufen, um sich vor dem Bankerott zu retten; auch Augsburg war nur ein Schatten früherer Größe, aus den fürstlichen Kaufleuten

waren schwache Kommissionshändler und kleine Wechsler geworden, es wurde behauptet, daß die Stadt nicht sechs Firmen enthalte, die mehr als 200 000 Gulden vermochten; die Kunstakademie der Stadt war nichts als eine Handwerkerschule, die berühmten Kupferstecher verfertigten schlechte Heiligenbilder für den Dorfhandel; unter den Einwohnern selbst brannte der alte konfessionelle Haß immer noch auf, denn zweigeteilt umstand die Gemeinde ihr berühmtes Rathaus, nirgend hatten die Parteien Friedrich und Maria Theresia so erbittert gefochten als dort. Selbst Nürnberg, einst die Blüte und der Stolz des deutschen Volkes, krankte schwer an der alten bösen Zeit; mit ihren 30 000 Einwohnern war sie sehr unähnlich der alten Gemeinde, welche dreihundert Jahre früher ihre furchtbare Heeresmacht gemustert hatte; aber die Stadt war doch auf dem Wege, eine bescheidene Stellung unter den deutschen Märkten zu gewinnen, nicht mehr durch die Waffen und schönen Kunstsachen des alten Nürnbergs, aber durch ausgedehnten Handel mit kleinen Waren aus Holz und Metall, in denen immer noch etwas von der guten Laune und dem Kunstsinn des alten Handwerks zutage kam.

Nicht besser stand es am Rhein, der großen Pfaffengasse des Reiches; dort lagen die Residenzen der drei geistlichen Kurfürsten der Reihe nach stromab hintereinander. Im Kurfürstentum Mainz, welches seit alter Zeit nicht selten eine größere Selbständigkeit innerhalb der Kirche behauptete, hatten zwei aufgeklärte Erzbischöfe zwar einem Teil ihrer Geistlichkeit und den neueren Stadtteilen ein modernes Ansehen geben können; aber an der alten Stadt und dem Handwerk war wenig von der neuen Zeit zu erkennen, und die Domherren, welche in Voltaire und Rousseau lasen, waren wenigstens für die Sittlichkeit der Bürger kein unbedingter Gewinn. Im schlechtesten Ruf aber stand das große Köln; dort lagen die Düngerhaufen tagelang in den Straßen, es gab keine Straßenbeleuchtung, das Pflaster war elend, an finsteren Abenden war Gefahr für Hals und Beine, auch unsicher waren die Wege mit lungerndem Lumpenvolk angefüllt. Denn die Bettler bildeten eine große

Gilde, welche auf fünftausend Köpfe geschätzt wurde; bis zu Mittag saßen und lagen sie an den Kirchtüren, reihenweise, viele auf Stühlen, der Besitz eines solchen Stuhles wurde als eine sichere Rente betrachtet und dem Bettlerkind als Aussteuer angewiesen; wenn sie ihre Stellen verließen, dann zogen sie in die Häuser, Mittagskost zu fordern, eine grobe, bösartige Bande*. Im ganzen wußte man, daß die geistlichen Herrschaften den Bürger und Bauer verhältnismäßig mild behandelten, auch der Militärzwang belästigte dort wenig, daß sie aber für Industrie und die Bildung des Volkes wenig taten.

Nach dieser Richtung war nächst ihnen Bayern berüchtigt, kein anderes Volk hat seitdem so große Fortschritte gemacht. Es war, wie um 1790 behauptet wurde, am meisten in Wohlstand und Sitte zurückgeblieben, die Städte sahen mit Ausnahme Münchens schadhaft aus und waren schwach bevölkert, Müßiggang und Bettelei breitete sich überall, außer Brauern, Bäckern, Wirten sollte es dort keine wohlhabenden Leute geben. Auch in München lungerten unzählige Bettler, dazwischen Haufen modisch geputzter Beamten, eine nationale Industrie fehlte, nur einige Luxusfabriken wurden durch die Regierung begünstigt. Es sei für Bayern, hatte vor kurzem eine bayrische Monatsschrift behauptet, Fabriktätigkeit und dergleichen überhaupt nicht wohl tunlich, weil der Strom des Landes auf Österreich zugehe, und eine Konkurrenz mit den kaiserlichen Erblanden doch nicht möglich sei. — Die blühendsten Länder in Deutschland waren, nächst kleinen Territorien an der Nordsee, damals Kursachsen und die Gegend des Unterrheins bis zur westfälischen Grafschaft Mark; noch jetzt hat sich dies Verhältnis nicht sehr geändert.

Wer im Reich wohnte, dem waren die im Norden ein entlegenes Volk, und es war ihm geläufig, Preußen und Österreich als fremde Mächte zu betrachten.

Vom Volk in Österreich wußte der Bürger im Reiche

* Reise von Mainz nach Köln im Jahre 1794. S. 222. — Briefe eines reisenden Franzosen. 1784 II. S. 253. Beide Bücher sind nur mit Vorsicht zu benutzen.

wenig. Selbst der Bayer, dem der Lauf seiner Donau die Augen nach Wien zog, verkehrte nicht gern mit den Nachbarn, denn der Haß, welcher Grenzleute so leicht trennt, stand zwischen Bayern und Österreichern in voller Blüte, lieber blickte er noch über die Berge nach Tirol; der Sachse handelte angelegentlich mit den Deutschen im nördlichen Böhmen, was darüber hinauslag, kümmerte ihn nicht, es war ein fremdes Geschlecht, noch von alten Kriegen her übel berüchtigt. Anderen Deutschen waren „böhmische Berge“ und unbekanntes Land gleichbedeutend. Die Landsleute aber, welche die Donau entlang zwischen Tschechen und Mähren, Italienern und Slowenen, Magyaren und Slowaken saßen, waren von kräftigem Stamm, altes Germanenblut; ihnen hatte der Dreißigjährige Krieg ihre stattliche Haltung und die Schönheit des Leibes wenig beeinträchtigt, aber ihre eigenen Landesherren hatten sie von Deutschland entfremdet. Mit den Ketzern, welche dort getötet und verjagt wurden, war auch die Rührigkeit und Bildung der Zurückbleibenden verscheucht. In der großen Hauptstadt Wien pulsierte ein reiches genußfrohes Leben. Wer sich lustig machen wollte, zog dorthin, Ungarn, Böhmen, Adel aus dem Reich. Den Wienern lag Deutschland außerhalb, sie dachten wenig daran.

Freilich der Herr von Österreich war auch deutscher Kaiser. An den Posthäusern im Reich hing der Doppeladler, und wenn der Kaiser starb, wurde nach altem Herkommen von den Kirchtürmen die Trauer geläutet. Wer ein Wappen suchte oder um Standesrechte haderte, lief nach der Hofburg. Sonst sah das Reich nichts vom Kaiser und seiner Herrschaft. Wenn die Soldaten der Reichsfürsten mit den Österreichern und Preußen zusammenkamen, wurden sie als schlechteres Volk verhöhnt, die „österreichischen Kostbeutel“ und der „schwäbische Kragen“ haßten einander gründlich; wenn die Österreicher eine Schlappe erhielten, so freute sich niemand mehr, als die Kontingente aus dem Reich.

Auch untereinander lebten die Untertanen der kleinen Herren nicht im guten Frieden. Bei Messen und Jahrmärkten, wo mehrere Grenznachbarn zusammenstießen, waren

Schmähworte und Schläge gewöhnlich; der Mainzer schlug auf den Pfälzer, und als die Franzosen in Kurmainz hausten, freuten sich schlechte Pfälzer und Darmstädter über das Leid der Nachbarn*.

Die Masse des Volkes im Reich lebte still vor sich hin. Der Bauer tat seine Dienste, der Bürger arbeitete. Beiden war es ärger gegangen als gerade jetzt, es war kein schlechter Verdienst im Lande. Kam ihnen ein milder Herr, so dienten sie ihm williger; die Städter hingen an ihrer Stadt, an der Landschaft, deren Mundart sie sprachen, sie hatten häufig auch Anhänglichkeit an ihren kleinen Staat, der fast alles umschloß, was sie kannten, und dessen Hilflosigkeit sie nur unvollkommen verstanden. Als er ein Nichts wurde, wußten sie nicht mehr, was sie waren und fragten einander neugierig und bekümmert, was sie jetzt werden sollten. Es war ein altes stilles Elend! — Allerdings durch die neuen Ideen, welche von Frankreich herüberkamen, wurden sie etwas unruhig, es war dort vieles besser als bei ihnen, sie hörten wohlgefällig auf fremde Emissäre, sie steckten die Köpfe zusammen, sie beschlossen vielleicht des Abends einmal abzuschaffen, was sie ärgerte, sie setzten auch Bittschriften an ihren gnädigen Landesherrn auf. Die Bauern wurden hier und da schwieriger. Aber solange die Franzosen nicht selbst kamen, war die Bewegung doch nur ein leichtes Wellengekräusel. Und als der Franzose Custine Mainz erhalten hatte, ließ er die Zünfte zusammenrufen, jede sollte einen Konstitutionsentwurf einreichen. Das geschah. Die Perückenmacher reichten ein: „Wir wollen aussterben bis auf fünfunddreißig, und der Krebs (so hieß ein Meister) soll unser Ratsherr sein.“ Die Lohnkutscher erklärten: „Kein Brückengeld wollen wir mehr bezahlen, dann mag unsertwegen Kurfürst sein, wer da will!“ Einer Republik und Verfassung hatte keine Zunft gedacht. Das war

* Schilderung der jetzigen Reichsarmee. 1796. 8. – Die interessante Schilderung ist oft von Späteren benutzt, sie ist nicht überall zuverlässig. Verfasser ist jener Laukhardt, ein zuchtloser Theologe, der als Musketier im Regiment Thadden die Rheinkampagne mitmachte. Seine Selbstbiographie ist ebenso lehrreich als widerwärtig.

der Standpunkt der Kleinen aus dem Reich im Jahrhundert der Aufklärung.

Die Leute im Reich wußten wohl, daß ihre geringe Kriegstüchtigkeit ein Spott der Größeren war. Und es war natürlich, daß in den kleinen Staaten sich kein kriegerischer Geist regen konnte. Widerwillig setzten sie ihre Regimenter aus fünf, zehn und mehr winzigen Kontingenten zusammen, Soldaten und Offiziere in demselben Regiment zankten feindselig miteinander, kaum daß die Uniformen dieselbe Farbe hatten. das Kommando gleichlautend wurde. Der Bürger selbst verachtete seine Soldaten. Mit Hohn wurde erzählt, daß die Mainzer Soldaten auf ihren Posten Pflöcke für die Schuster schnitten, daß die Wache zu Gmünd vor jedem gutgekleideten Spaziergänger, Mann oder Frau, präsentiere und dann den Hut ausstrecke und um eine Gabe bitte, daß die Uniform auch der Offiziere höchlich verachtet sei und von jeder Gesellschaft ausschließe, daß die Frauen und Liebchen der Offiziere mit Kind und Kegel in das Feld zögen, dann wie elend Waffen und Disziplin und wie unvollständig das Kriegsmaterial sei. Es war allerdings ein großes Elend, und es lag aller Welt sichtbar zutage. Unter den Regimentern des Reiches waren die schlechtesten Truppen der Welt. Aber es waren auch bessere Kompanien darunter, überall einzelne tüchtige Offiziere. Und selbst aus dem schlechten Material vermochte ein fremder Sieger kurz darauf gutes Kriegsvolk zu bilden, denn der Deutsche hat sich immer brav geschlagen, wo er gut geführt wurde. Auch standen außer den Preußen noch andere kleinere Heerkörper in wohlverdientem Ansehen: Sachsen, Braunschweiger, Hannoveraner, Hessen.

Im ganzen war die Heereskraft Deutschlands gar nicht ungenügend, sie konnte wohl die einzelnen schlechten Bestandteile überwinden, und sie vermochte es nach Zahl und Tapferkeit mit jedem Heer der Welt aufzunehmen. Was damals verdorben hat, war nicht die Reichswehr, sondern Zwietracht und schlechte Führung.

Seit 1790 brach das Verderben über das Reich hinein, Welle schlug auf Welle von Westen nach Osten.

Zuerst fielen die weißen Möwen der Bourbonen, Vorboten des Sturmes, in das Land: die Emigranten. Mancher wackere Mann war darunter, die große Mehrzahl, welche dieser ganzen Menschengattung Farbe und Ruf gab, nichtswürdiges und ruchloses Gesindel. Wie eine Pest verdarben sie die Zucht der Städte, in denen sie sich niederließen, die Höfe der einfältigen kleinen Souveräne, welche sich geehrt fühlten, die vornehmen Abenteurer aufzunehmen. In Koblenz, der Residenz von Kurtrier, wurde ihr Hauptlager. Dort drang zuerst ihre Sittenlosigkeit verderbenbringend in die Familien, auflösend in alle Fugen des kleinen Staates. Sie waren Flüchtlinge, welche die Gastfreundschaft eines fremden Landes genossen, aber mit bubenhafter Frechheit mißhandelten sie, wo sie die Stärkeren waren, den deutschen Bürger und Bauern, wie den törichten Edelmann, der in ihnen das galante Paris verehrte. Als Veit Weber, der wackere Verfasser der „Sagen der Vorzeit", auf einem Rheinschiff ein französisches Lied über die Genügsamkeit summte mit dem Refrain: „Vive la liberté", zogen Emigranten, welche die Reise mitmachten, gegen ihn und seine unbewaffneten Begleiter die Degen, mißhandelten sie mit der flachen Klinge, legten ihnen Stricke um den Hals und zogen sie nach Koblenz, wo sie des Geldes, der Pässe beraubt und mit ihren Wunden, ohne Verhör, eingesperrt wurden, bis ihnen die ankommenden Preußen Befreiung brachten*. Und neben solcher brutalen Gewalt schleppten die Emigranten auch Laster, welche bis dahin dem Volk fast unbekannt waren, ekle Krankheiten, vornehme Niederträchtigkeit jeder Art in die Kreise, welche sich ihnen öffneten. Ihre Gegenwart erfüllte das ganze Rheintal mit Haß und Abscheu, nichts arbeitete so günstig der französischen Partei in die Hände, allgemein war im Volk die Empfindung, daß ein Kampf, der Frankreich von so viel Missetat und Erbärmlichkeit befreie, gerecht sein müsse. Sie wurden denn auch von den Stärkeren, den Preußen und Österreichern, verachtet. Zu den Truppen, welche sie warben, lief nur das schlechteste Gesindel, selbst die armen Reichsvölker sahen mit Widerwillen auf die Banden der Emigranten.

* Daß diese Schilderung nicht zu viel sagt, dafür bürgen viele Berichte jener Zeit, z. B. Reise von Mainz nach Köln im Frühjahr 1794. Lafontaine Leben, S. 154. Auch die Beschreibung, welche Laukhardt (Selbstbiographie) von den Emigranten macht, mag verglichen werden, selbst ihm erregte das keltische Treiben Ekel und Abscheu.

Und hinter dem verdorbenen Adel flogen die Reden der Nationalversammlung und die Beschlüsse des Konvents. Nur wenige der Gebildeten entzogen sich ganz ihrem Einfluß. Es waren zum Teil dieselben Ideen und Wünsche, welche der Deutsche auch hatte. Mehr als ein enthusiastischer Geist wurde so stark angezogen, daß er sein Vaterland aufgab und nach Westen zog, zum eigenen Verderben. Nicht der letzte solcher Männer war Georg Forster, den der Deutsche bedauern, nicht rühmen soll. Und dennoch rührten die ungeheuren Ereignisse auch lebhaften Geistern nur kleine Wirbel auf. Es war eine warme Teilnahme, aber es war doch nur der wohlwollende Anteil an einer fremden Sache. Denn wie trostlos die politischen Zustände Deutschlands waren, wie unvollkommen und drückend die Einrichtungen auch der größeren Staaten, weit verbreitet war damals die Empfindung, daß man mitten in sozialen Reformen lebe, die sich im Gegensatz zu Frankreich friedlich durch Lehre und gutes Beispiel ausbreiten müßten. An mehreren Fürsten wurde arge Verkehrtheit oder Unfähigkeit bitter beklagt, im ganzen war nicht zu verkennen, daß die Regierungen von gutem Willen erfüllt waren. Auch hatte Deutschland keine Aristokratie wie Frankreich. Der kleine Adel lebte trotz seiner Vorurteile und Unarten doch im ganzen schlecht und recht mitten im Volk, gerade jetzt wurden viele wackere Männer des Standes zu den Leitern der Aufklärung gezählt. Was die gebildeten Deutschen drückte, waren nicht vorzugsweise die Laster des alten Feudalstaates, es war ihre politische Nichtigkeit, die Unbehilflichkeit der Reichsverfassung, die Empfindung, wie sehr der Deutsche durch ein vielgeteiltes Regiment zum Philister geworden sei.

Auch war es damals weit von Paris nach Deutschland, die Charaktere, welche dort gegeneinander arbeiteten, die letzten Ziele der Parteien, Gutes und Schlechtes war viel

weniger bekannt, als es zu unserer Zeit sein würde. Größere Zeitungen brachten dreimal in der Woche dürre Notizen, selten eine längere Korrespondenz, noch seltener ein selbständiges Urteil. Nur die Flugschriften arbeiteten, im ganzen war auch ihr Urteil gemäßigt, wohlwollend für die Bewegung, dreister in Besprechung der heimischen Verhältnisse.

Deshalb hatte die Französische Revolution, während in Paris schon auf den Straßen gemetzelt wurde und die Guillotine unermüdlich arbeitete, in Deutschland gar nicht die Wirkung, politische Parteien gegeneinander zu scharen. Und als die Nachricht durch das Land flog, daß der französische König gefangen, gemißhandelt, hingerichtet sei, da wurde auch bei den Entschlossenen das Mißtrauen allgemein.

So war es möglich, daß deutsche Offizierskorps, ja sogar die Gardes du Corps in Potsdam eine Zeitlang das Ça ira gemütlich blasen ließen, während die Straßenjungen einen rohen übersetzten Text dazu sangen. Die Damen der deutschen Aristokratie trugen trikolore Bänder und Kopfzeuge à la carmagnole. Neugierig schloß das Volk einen Kreis, in welchem die kriegsgefangenen Patrioten, trotzige zerlumpte Gestalten, ihre wilden Rundtänze tanzten und dazu den Text und die Pantomime aufführten, welche das Waschen der Hände in Aristokratenblut ausdrückten, und arglos kaufte man ihnen das Spielzeug ab, das sie auf dem Marsch verfertigt hatten, kleine hölzerne Guillotinen*. — Es war doch eine unheimliche Unbefangenheit der Gebildeten.

Und noch seltsamer erscheint uns ein anderes. Während Sturm und Donner in Frankreich markerschütternd tobten und den Schaum der heranstürzenden Flut mit jedem Jahr wilder über das deutsche Land jagten, hing Auge und Herz der Gebildeten an einem kleinen Fürstentum in der Mitte Deutschlands, wo die großen Dichter der Nation wie im tiefsten Frieden sannen und schufen, sich die finsteren Ahnungen durch Vers und Prosa von den Häuptern scheuchend. König und Königin guillotiniert und Reineke Fuchs gedichtet — Robespierre mit der Schreckensherrschaft und Briefe

* Caroline de la Motte Fouqué, Der Schreibtisch, S. 58.

über die ästhetische Erziehung des Menschen — die Schlachten Lodi und Arcole und Wilhelm Meister, Horen, Xenien — Belgien französisch und Hermann und Dorothea — Schweiz und Kirchenstaat französisch und Wallenstein — das linke Rheinufer französisch und die natürliche Tochter, die Jungfrau von Orleans — Hannover von Napoleon besetzt und die Braut von Messina — Napoleon Kaiser und Wilhelm Tell. Die zehn Jahre, in welchen Schiller und Goethe durch innige Freundschaft verbunden zusammen lebten, die zehn großen Jahre der deutschen Poesie, auf welche der Deutsche noch in fernen Jahrhunderten mit Rührung und weicher Zärtlichkeit zurückblicken wird, es sind dieselben Jahre, in denen laut ein Weheruf durch die Lüfte flog, in denen die Dämonen der Vernichtung von allen Seiten heranzogen, die Gewänder in Blut getaucht, die Skorpionengeißel in den Händen, um ein Ende zu machen mit dem unnatürlichen Leben eines Volkes ohne Staat. Fürwahr, erst siebzig Jahre sind seitdem vergangen, in welchen unsere Väter aufwuchsen, für uns in mancher Richtung schon so fremd wie die Zeit, in welcher der Sage nach Archimedes geometrische Aufgaben rechnete, während die Römer seine Stadt erstürmten.

In anderer Art wirkte diese Zeit der Bewegung auf den Preußischen Staat. Es war nicht mehr das Preußen Friedrichs II. Im Innern freilich waren seine Einrichtungen nur zu treu bewahrt worden. Seine Nachfolger milderten überall einzelne Schärfen des alten Systems, doch die großen Reformen, welche die Zeit dringend erheischte, wurden kaum begonnen.

Aber gerade in den Jahren bis zum Krieg von 1806 nahm der äußere Umfang des Staates in riesigem Maßstab zu. Friedrich hatte immer noch ein kleines Reich zurückgelassen; wenige Jahre darauf mußte Preußen zu den großen Ländermassen Europas gerechnet werden. Auch in der Schnelle dieses Wachstums war etwas Unheimliches. Durch die beiden letzten Teilungen Polens wurden 1772 Quadratmeilen slawisches Land angefügt. Kurz vorher waren die Fürstentümer der fränkischen Hohenzollern, Ansbach und

Bayreuth, erworben, 115 Quadratmeilen. Dann mußten nach dem Frieden von Luneville 47 Quadratmeilen des überrheinischen Kleve abgetreten und dafür 222 Quadratmeilen deutscher Territorien eingetauscht werden, Stücke von Thüringen. darunter Erfurt, das halbe Münster, ferner Hildesheim und Paderborn. Endlich wurde gar wieder Ansbach gegen Hannover umgesetzt. Seitdem umfaßte Preußen einige Monate hindurch ein Ländergebiet von 6047 Quadratmeilen, fast das Doppelte seines Umfanges vom Jahre 1786. Und in diesem Jahr war Preußen überall in Deutschland so reichlich angesiedelt, daß man wohl sagen durfte, es fehle ihm nicht viel mehr dazu, Deutschland zu werden. Seine Adler schwebten über den Ländern der alten Sachsen bis zur Nordsee, im Maingebiet der alten Franken wie im Herzen Thüringens; es beherrschte die Elbmündung, es griff auf zwei entgegengesetzten Seiten um Böhmen und konnte nach kurzen Tagemärschen seine Kriegsrosse in der Donau tränken. Im Osten aber reichte es bis tief in das Weichseltal und bis zum Bug, und seine Beamten regierten in der Hauptstadt des untergegangenen Polens. Zuverlässig wäre so schnelle Vergrößerung auch in friedlicheren Zeiten nicht ohne Bedenken gewesen, denn der Überschuß an bildender Kraft, welchen Preußen aufwenden konnte, so verschiedenartigen Erwerb sich innerlich anzufügen, war schwerlich groß genug. Und doch hat sich die vortreffliche Schule des altpreußischen Beamtentums gerade damals bewährt. Überall wurde mit Eifer und Erfolg organisiert, schöne Talente, große Kräfte entfalteten sich in dieser Arbeit. Es fehlte auch nicht an halben und falschen Schritten, im ganzen aber erfüllt die Betrachtung jener Arbeit, ihre Ehrlichkeit, Intelligenz und der rüstige Wille, welchen die Preußen damals in Deutschland bewiesen, mit hoher Achtung, zumal wenn man die spätere französische Herrschaft damit vergleicht, welche zwar behender und gründlicher reformierte — meist durch deutsche Kräfte — aber zugleich einen Wust von Gemeinheit und roher Tyrannei in die Landschaften trug.

Auch der polnische Erwerb war an sich ein großer Gewinn für Deutschland, denn erst durch ihn wurde ein Schutz gegen

das ungeheure Anwachsen Rußlands gewonnen, die Ostgrenze Preußens militärisch gesichert. War es hart für Polen, so war es notwendig für die Deutschen. Die wüsten Zustände der halbwilden Länder nahmen allerdings eine unverhältnismäßige Kraft in Anspruch, wenn sie nutzbar gemacht, das heißt in deutsches Gebiet umgewandelt werden sollten. Und zu ruhiger Kolonisation war die Zeit nicht angetan. Doch geschah auch hier nicht wenig.

Aber verhängnisvoll war ein anderer Umstand. Alle diese Vergrößerungen waren nicht unter den Impulsen einer starken treibenden Kraft gemacht, sie waren zum Teil widerwillig, nach ruhmlosen Feldzügen von einem übermächtigen Feind aufgedrängt. Und Deutschland machte die merkwürdige Erfahrung, daß Preußen unter fortgesetzten Demütigungen und diplomatischen Niederlagen anschwoll und daß seine Zunahme an Landgebiet und die Abnahme seines Ansehens in Europa gleichen Schritt hielten. Dadurch erhielt der weitläufige Staat zuletzt nur zu sehr das Aussehen eines zusammengeschwemmten Inselandes, welches der nächste Orkan wieder in den Fluten begraben mochte.

Das Terrain war so groß, Leben und Interesse seiner Bürger so mannigfaltig geworden, daß die Kraft eines einzelnen die ungeheure Maschine nicht mehr selbstwillig in der alten Weise leiten konnte. Und doch fehlte noch die große Hilfe, der letzte Regulator für Fürsten und Beamte, eine öffentliche Meinung, welche unablässig, ehrlich, männlich das Tun der Regierenden begleitete, ihre Erlasse prüfte, den aufsteigenden Wünschen Ausdruck gab, die Bedürfnisse des Volkes ihnen ans Herz legte. Die Tagespresse war ängstlich bevormundet, gelegentliche Flugschriften verletzten tief und wurden gewalttätig unterdrückt.

Der König war ein Herr von strenger bürgerlicher Redlichkeit und von maßvollem Sinn, aber wie er kein Feldherr und kein Mann der großen Politik war, so blieb er auch sein lebelang scharfschneidendem und energischem Entschluß zu sehr abhold. Und damals war er jung, mißtrauisch gegen seine eigene Kraft, lebhaft empfand er, daß er das Detail der Geschäfte zu wenig übersah; die Intrigen der Begehr-

lichen in seiner Nähe verstimmten ihn, ohne daß er sie zu brechen wußte, sein Bestreben, die eigene Selbständigkeit zu bewahren, übermächtigen Einfluß von sich abzuhalten, setzte ihn in Gefahr, unbedeutende und gefügige Gehilfen festen Charakteren vorzuziehen. Offenbar war der Staat schon damals in die Lage gekommen, wo eine Selbsttätigkeit der Untertanen und die Anfänge eines Verfassungslebens nicht mehr entbehrt werden konnten. Aber wieder war die Möglichkeit dafür noch so wenig vorhanden, daß kaum die Mißvergnügtesten davon zu murmeln wagten. Noch fehlte alles Material dazu, die alten Stände waren, Ostpreußen ausgenommen — gründlicher beseitigt als irgendwo, die Kommunen wurden durch Beamte regiert, sogar das Interesse an Politik und dem Leben des Staates war fast auf den Kreis der Beamten beschränkt. Und was der König unter Mitwirkung des Volkes in fremdem Land entstehen sah, Nationalversammlungen und Konvente, das hatte ihm einen so tiefen Abscheu gegen jede Beteiligung seiner Preußen an der Arbeit des Staates eingeflößt, daß er den Widerwillen — zum Verhängnis für sein Volk und seine Nachfolger — solange er lebte, nicht überwinden konnte. Vor 1806 wurde von ihm daran gar nicht gedacht.

Sehr lebhaft empfand er aber, daß es unmöglich war, in der alten Weise Friedrichs II. fortzuregieren. Dieser große König hatte trotz der ungeheuren Arbeitskraft und seiner Kenntnis aller Verhältnisse doch nur dadurch das Ganze in rascher Bewegung erhalten können, daß er seiner Eigenmacht im Notfall auch Unschuldige opferte. Da er in der Lage war selbst und kurz über alles zu entscheiden, so war auch ihm nicht selten begegnet. daß sein Entscheid von Stimmung und zufälliger Nebenrücksicht abhing. Es durfte ihm nicht darauf ankommen, einen Offizier wegen eines unbedeutenden Versehens zu kassieren, Kammergerichtsräte, die doch nur ihre Pflicht getan hatten, wegzujagen. Und wenn er erkannte, daß er ein Unrecht getan, während er leidenschaftlich das Rechte wollte, so durfte er sein Unrecht nicht einmal zugeben, denn er mußte den Glauben an sich erhalten, in seinen Beamten die Behendigkeit des Gehorsams

und im Volk das unbedingte Vertrauen zu seinem letzten Entscheid. Es war nicht nur eine Eigenschaft seines Charakters, auch Politik, daß er nichts zurücknehmen wollte, keine Übereilung, keinen Irrtum, daß er selbst offenbares Unrecht nur unter der Hand bei Gelegenheit gutzumachen suchte. Der starke und weise Fürst hatte das wagen können; seine Nachfolger scheuten mit Recht solches Herrschen; der Enkel jenes Prinzen von Preußen, den Friedrich II. mitten im Krieg zornig von dem Kommando entfernt hatte, fühlte tief die Härte der schnellen Entscheide.

Er mußte also, wie schon sein Vorgänger getan hatte, die Kontrolle seiner Beamten in den Beamten selbst suchen. So begann in Preußen die Herrschaft der Bureaukratie. Die Zahl der Ämter wurde größer, unnütze Zwischenbehörden wurden eingeschaltet, die Aktenschreiberei wurde arg, das Geschäftsverfahren weitläufig. Es war die erste Folge des Bestrebens, gerecht, gründlich, sicher zu verfahren und die straffe Eigenmächtigkeit der alten Zeit human umzubilden. Dem Volk erschien das aber als ein Verlust. Solange keine Presse und keine Tribüne dem unterdrückten Mann zu seinem Recht verhilft, da haben Bittschriften eine weit andere Bedeutung als jetzt, wo auch der kleine Mann durch ein Zeitungsinserat von wenigen Zeilen das Mitgefühl eines ganzen Landes für sich gewinnen, Minister und Volksvertreter tagelang in Bewegung versetzen kann. Friedrich II. hatte deshalb jede Bittschrift angenommen, in der Regel selbst darauf verfügt, allerdings war auch dabei königliche Willkür zutage gekommen; Friedrich Wilhelm III. mochte gar nicht leiden, wenn ihm selbst Bittschriften überreicht wurden, er wies sie stets den Instanzen zu. Das war an sich in der Ordnung. Da aber die Behörden noch nicht zu besorgen hatten, daß solcher Klageschrei einzelner in die Öffentlichkeit drang, so wurde er nur zu häufig in den Akten begraben, und die Leute riefen, daß es gegen Übergriffe der Landräte, gegen Bestechlichkeit der Akziseeinnehmer keine Hilfe mehr gebe. Auch die Majestät des Königs litt darunter; nicht sein guter Wille, aber seine Kraft, gegen die Beamten zu helfen, wurde bezweifelt.

Zu diesen Übelständen kamen andere. Die Beamten der Verwaltung waren zahlreicher geworden, aber nicht stärker. Das Leben war reichlicher, alle Preise hatten sich auffällig gesteigert, ihr Gehalt, seit alter Zeit sehr knapp, war nicht im Verhältnis erhöht worden. In den Städten waren Justiz und Verwaltung noch nicht getrennt, bis in das kleinste wurde bevormundet, die Selbsttätigkeit der Bürger fehlte, die „Direktoren" der Stadt waren königliche Beamte, häufig verabschiedete Auditeure und Quartiermeister der Regimenter. Das war im Jahre 1740 ein großer Fortschritt gewesen, im Jahre 1806 war Bildung und Fachkenntnis solcher Männer ungenügend. Zu den Kriegs- und Domänenkammern aber — welche jetzt Regierungen heißen — drängte sich bereits der junge Adel, nicht wenige bedeutende Männer darunter, welche später zu den größten Namen Preußens gezählt wurden, die Mehrzahl, um ohne viele Anstrengung schnell ihr Glück zu machen. Es wurde geklagt, daß bei einigen Kammern die Arbeit fast ganz durch Sekretäre getan werde. Das galt in Wahrheit aber nur von Schlesien, welches einen eigenen Minister hatte. Seit dem großen polnischen Erwerb hatte Graf Hoym zu Schlesien noch auf einige Jahre die oberste Leitung des neuerworbenen Polenlandes erhalten. Es war eine heillose Maßregel, ein Untertan erhielt fast schrankenlose Macht in dem ungeheuren Terrain, sie wurde ihm und dem Staat zum Unsegen. Wie ein König saß er in Breslau, am Hof seines Landesherrn unterhielt er Spione, welche ihm alle Stimmungen zutragen mußten; um ihn drängte sich der arme Adel Schlesiens, er brachte seine Günstlinge zu Amt, Grundbesitz, Vermögen. Die Redlichkeit der Beamten in den neuen Ländern wurde durch dies ungeschickte Verhältnis beeinträchtigt. Domänen wurden verschleudert, niedrige Taxen gemacht, Generäle und Geheimräte bewarben sich danach, für kleines Geld großen Grundbesitz zu erwerben.

Es ist interessant, daß sich der erste laute Widerstand dagegen unter den Beamten selbst erhob, zugleich die erste politische Opposition in Preußen, welche durch die moderne Waffe der Presse zu wirken suchte. Der heftigste Kläger war

der Oberzollrat von Held; er beschuldigte den Grafen Hoym, den Kanzler Goldbeck, den General Rüchel und mehrere andere des Betruges und verglich die Gegenwart Preußens mit der gerechten Zeit Friedrichs II. Die Angriffe machten ungeheures Aufsehen, gegen ihn und seine Freunde wurden Untersuchungen eingeleitet, sie wurden als Mitglieder eines geheimen Ordens, als Demagogen und Denunzianten verfolgt, Helds Schriften wurden konfisziert, er selbst verhaftet, verurteilt, endlich freigelassen. In seiner Haft griff der gereizte und verbitterte Mann den König selbst an*, er beschuldigte ihn zu großer Sparsamkeit — welche wir für die erste Tugend der alten Könige von Preußen halten, der Härte — was unbegründet war, und des Soldatenspiels — dies leider mit gutem Grund; er klagte: „Wenn der Fürst keine Wahrheiten mehr hören, wenn er redliche Männer, wahre Patrioten in den Kerker werfen und die angezeigten Betrüger zu Dirigenten einer gegen sie niedergesetzten Kommission ernennen will, dann kann der biedere, ruhige, aber nichtsdestoweniger warme Vaterlandsfreund nichts als seufzen." Indes begnügte er sich nicht zu seufzen, sondern wurde recht ausfällig.

Bei diesem Hader, der sich doch fast nur um einzelne Anekdoten drehte, ist uns lehrreich, wie dreist und rücksichtslos die Sprache der politischen Kritik in dem alten Preußen war und wie niedrig und hilflos die Stellung der Fürsten gegenüber solchen Angriffen. Wie der König die ganze Herrschaft auf seinen Schultern trug, so traf ihn auch die ganze Verantwortung, wie seine Person allein die ganze Maschine des Staates leiten sollte, so war auch jeder Angriff auf einzelne Einrichtungen und Beamte des Staates ein persönlicher Angriff auf ihn. Was auch irgendwo ver-

* Von Helds Schriften wurden „Das schwarze Buch" — jetzt sehr selten zu finden —, „Die preußischen Jakobiner", „Das gepriesene Preußen" die berüchtigsten; sie und ihre Widerlegungen machen den Eindruck, daß der Verfasser, wie häufig in solchem Falle, manches richtig, anderes ungenau, im ganzen ehrlich berichtet, daß er aber kein zuverlässiger Beurteiler seiner Gegner ist. Varnhagen hat auch ihn gekannt und auch sein Leben beschrieben.

sehen wurde, der König trug die letzte Schuld, entweder weil er etwas versäumt, oder weil er die Schuldigen nicht bestraft hatte. Jede Bauernfrau, welcher die Akzisebeamten am Stadttor ein Hühnerei zerdrückten, fühlte die Härte des Königs, und wenn eine neue Steuer das Stadtvolk ärgerte, so schrien und höhnten die Gassenbuben hinter dem Pferd des Königs her, und es war gar nicht unmöglich, daß eine Handvoll Straßenschmutz gegen sein hohes Haupt flog. Immer wieder brach der stille Krieg zwischen den Königen Preußens und der fremden Presse aus. Sogar Friedrich Wilhelm I. hatte im Tabakskollegium seine Erfindungskraft bemüht und gegen die holländischen Zeitungsschreiber, welche ihn bitter kränkten, einen kurzen Artikel verfertigt; auch sein großer Sohn wurde durch ihre Federn geärgert, er freilich wußte sie mit gleicher Münze zu bezahlen. Und vollends gegen Friedrich Wilhelm II. hatte ein Heckenfeuer von Hohn und Groll in ungezählten Romanen, Satiren, Pasquillen gesprüht. Was halfen dagegen Gewaltmittel, Briefverbrechen und geheimes Nachspüren, was half die Konfiskation? Die verbotenen Schriften wurden dennoch gelesen, auch die plumpe Lüge wurde geglaubt. — Was half es vollends, wenn der neue König durch loyale Federn sich verteidigen ließ, wenn eine wohlgesinnte Replik dem Publikum erzählte, daß Friedrich Wilhelm III. gegen die Lichtenau keine Härte bewiesen habe, daß er ein sehr guter Gatte und Vater, ein redlicher Mann sei und das Beste wolle?* Das Volk mochte das glauben oder nicht. Es wurde jedenfalls in einer Weise zum Richter über das Leben seines Fürsten gemacht, welche für die Majestät der Krone, wie wir sie fassen, höchst unwürdig war.

Und noch war die Zeit eine ruhige, Bildung und Gemüt der Nation von der Politik geradezu abgewandt. Was sollte werden, wenn politische Leidenschaft in das Volk kam? Das Königtum mußte sich in dieser niedrigen Stellung völlig ruinieren, und wenn die Hohenzollern noch so sehr das Gute wollten. Denn sie waren nicht mehr, wie im 18. Jahrhundert,

* Z. B. Gründliche Widerlegung des gepriesenen Preußens. 1804.

wie noch Friedrich II. gewesen war, große Landbesitzer auf menschenleerem Grund, sie waren in der Tat Könige eines ansehnlichen Volkes, sie waren gar nicht mehr in der Lage, jede Verkehrtheit in der ungeheuren Beamtenschar zu erfahren und selbstwillig die große Verwaltung zu beherrschen. Jetzt wirtschafteten die Beamten; geschah Gutes, so war es Schuldigkeit, jedes Ungeschick fiel auf des Königs Haupt. — Wie da zu helfen war, das wußten freilich vor 1806 kaum die Besten. Aber das Mißbehagen und das Gefühl der Unsicherheit wurde dadurch in dem Volk gesteigert.

Solche Verhältnisse einer Übergangszeit aus dem alten despotischen Staat in einen neuen gaben dem preußischen Wesen allerdings ein unbehilfliches Aussehen. Sie waren in Wahrheit durchaus kein Symptom tödlicher Schwäche, wie sie kurz darauf von eifrigen Preußen gedeutet wurden.

Denn außer der Kraft und Opferfähigkeit, welche im Volk noch wie im Schlummer lag, war auch in einem ansehnlichen Kreise bereits ein frisches hoffnungsvolles Leben sichtbar. Und zwar wieder in den preußischen Beamten. Die Obergerichte erhielten sich in dem hohen Ansehen, das sie seit den Organisationen der letzten Könige gewonnen hatten. Ihr Personal war zahlreich, sie umschlossen die Blüte der preußischen Intelligenz, die stärkste Kraft des Bürgertums, die höchste Bildung des Adels. Die älteren waren unter Cocceji, die jüngeren unter Carmer geschult; gescheite, redliche, feste Männer von großartiger Arbeitskraft, von stolzem Patriotismus und einer Unabhängigkeit des Charakters, welche sich in Handhabung der Justiz noch durch kein Ministerialreskript irren ließ. Noch wagten die Hofkoterien nicht die Unbequemen anzugreifen, und es war ein Verdienst des Königs, daß er seine Hände schützend über ihre Integrität hielt. Sie stammten zum Teil aus Bürgerhäusern, welche seit mehreren Generationen ihre Söhne in die Hörsäle der Rechtslehrer, im Osten nach Frankfurt und Königsberg, im Westen nach Halle und Göttingen gesandt hatten, ihre Familien bildeten eine fast erbliche Aristokratie des Beamtenstandes. Ihnen verbunden als Studiengenossen, Freunde, Gleichgesinnte waren die besten Talente der Ver-

waltung, auch Fremde, welche in preußischem Dienst heraufkamen. Aus diesem Kreise sind fast alle Beamte hervorgegangen, welche nach der Niederlage Preußens bei der Wiederbelebung des Staates tätig waren, die Stein, Schön, Vincke, Grolmann, Sack, Merkel und viele andere, die Präsidenten der Regierungen und obersten Gerichtshöfe nach 1815.

Es ist eine Freude, in dieser Zeit umherflackernder Unsicherheit das Auge auf die stille Arbeit solcher Zuverlässigen zu richten. Manche von ihnen waren strenggeschulte Aktenmänner, ohne vielseitige Interessen, auf dem grünen Tisch des Kollegiums lag Ehrgeiz und Arbeit ihres ganzen Lebens. Aber sie, die obersten Richter, die Verwalter der Provinzen, haben treu und dauerhaft ihr Bewußtsein, Preußen zu sein, durch schwere Zeit getragen, jeder von ihnen hat seiner Umgebung von der zähen Ausdauer, dem sicheren Urteil mitgeteilt, das sie auszeichnete. Auch wo sie, von dem Körper ihres Staates abgelöst, unter fremder Herrschaft Recht sprechen mußten, arbeiteten sie in ihrem Kreise unverändert in der alten Weise fort, und gewöhnt an kalte Selbstbeherrschung, bargen sie in der Tiefe ihrer Seele die feurige Sehnsucht nach dem angestammten Herrn und vielleicht stille Pläne für bessere Zeit.

Wer diese Männer mit einzelnen kräftigen Talenten des Beamtentums vergleicht, welche sich auf den Territorien Süddeutschlands in dieser Zeit entwickelten, der wird einen wesentlichen Unterschied nicht verkennen. Dort ist auch in den Besseren ein häufiger Zug, der uns verstimmt: Willkür in den politischen Gesichtspunkten, Gleichgültigkeit wem und wofür sie dienen, eine innere Ironie, mit welcher sie die kleinen Verhältnisse ihrer Heimat betrachten. Fast alle leiden sie an dem Mangel eines Heimatstaates, welcher die Liebe eines Mannes verdient. Dieser Mangel gibt ihrem Urteil, wie scharfsinnig es sei, leicht etwas Unsicheres, Halbes, Launenhaftes; man zweifelt nicht an ihrer bürgerlichen Redlichkeit, aber man empfindet dennoch lebhaft in vielen derselben eine moralische Unsicherheit, die sie Glücksrittern ähnlich macht, auch gelehrte und hochgebildete Männer.

Freilich wenn einmal ein Preuße sein Vaterlandsgefühl verlor, so wurde er schwächer als sie. Karl Heinrich Lang entbehrt, was Friedrich Gentz in sich verdorben hat.

Gewissenhafte Beamte hat aus dieser Zeit der Verwirrung jedes Land aufzuweisen, zumal der Norden; aber den Vorzug dürfen die Preußen mit Recht in Anspruch nehmen, daß in den Kreisen ihres Mittelstandes nicht die schönste, aber die gesündeste Bildung jener Zeit nicht einzeln, sondern als Regel zu finden war.

Das preußische Heer litt an denselben Mängeln wie die Politik und Verwaltung des Staates. Auch hier war im einzelnen manches gebessert, vieles Alte ward sorgfältig konserviert; was einst ein Fortschritt gewesen war, bestand jetzt zum Unheil. Die Übelstände sind bekannt, niemand hat strenger darüber geurteilt, als die preußischen Militärschriftsteller seit dem Jahre 1807.

Allerdings war die Behandlung der Soldaten noch überhart, an der knappen Montur, der schmalen Kost wurde unwürdig gespart, endlos war das Drillen, endlos die Paraden, das unvertilgbare Leiden der preußischen Heere; die Manöver waren unnütze Schauspiele geworden, bei denen jede Bewegung vorher überlegt und einstudiert war, unfähige Oberoffiziere wurden bis ins höchste Greisenalter konserviert. Fast nichts war geschehen, die veränderte Methode der Kriegführung, welche in der Revolution aufgekommen war, dem alten preußischen System anzupassen.

Der Offizierstand war eine geschlossene Kaste, welche fast ausschließlich durch den Adel ergänzt wurde. Nur wenige nichtadlige Offiziere standen bei den Füsilierbataillonen der Infanterie und etwa noch bei den Husaren. Schon unter Friedrich II. waren während des Menschenmangels des Siebenjährigen Krieges junge Volontäre von bürgerlicher Herkunft zu Offizieren gemacht worden. Dann wurden sie wenigstens in ihrer Bestallung und häufig in den Regimentslisten als adlig aufgeführt, nach dem Frieden, wie tüchtig sie sein mochten, fast immer von dem bevorzugten Bataillon entfernt. Das war unter den spätern Königen nicht besser geworden. Nur bei der Artillerie war schon 1806

die Mehrzahl der Offiziere bürgerlich, aber sie galt eben deshalb nicht für vollberechtigt. Es war herbe Ironie, daß ein französischer Artillerieoffizier als Kaiser Frankreichs in derselben Zeit darauf sann, das preußische Heer und seinen Staat in Trümmer zu werfen, in welcher man in Preußen darüber stritt, ob ein Offizier der Artillerie in den Generalstab aufzunehmen sei und dem bürgerlichen Oberstleutnant Scharnhorst diese Bevorzugung sehr beneidete*.

Es war natürlich, daß sich in dem preußischen Offizierkorps alle Fehler eines privilegierten Standes im Übermaß zeigten: Hochmut gegen den Bürger, Roheit gegen die Untergebenen, Mangel an Bildung und guter Sitte, und bei den bevorzugten Regimentern eine zügellose Frechheit. Es ist eine gewöhnliche Klage der Zeitgenossen, daß man in den Straßen und Gesellschaften Berlins vor den Insulten der Gendarmen, der Elite des jungen Adels, nicht sicher sei. Und bereits fingen diese Anspruchsvollen beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. an, sich ihrer altfränkischen Uniform in Gesellschaft zu schämen, und wo sie es wagten, mit der aufgebauschten weißen Halsbinde, Stulpstiefeln und einem Stockdegen einherzuschlendern.

Aber trotz dieser Mängel lebte in dem preußischen Heer doch noch viel von der tüchtigen Kraft alter Zeit. Noch war der starke Stamm alter Unteroffiziere nicht ausgestorben, denen 1786 die bittern Tränen über den Tod ihres großen Feldherrn in den Schnurrbart gelaufen waren. Noch lebte auch in den Gemeinen, trotz vermindertem Vertrauen zu den Führern, der Stolz auf die erprobte Waffentüchtigkeit. Es sind uns davon viele bezeichnende Züge erhalten, einer davon zeigt besonders hübsch die Stimmung des Heeres. Wenn in der Kampagne von 1792 ein Preuße und ein Österreicher als gute Kameraden und Mißvergnügte gegeneinander klagen, und der Preuße nicht zum Lob seines Königs spricht, so versetzt er doch dem andern, der seine Worte wiederholt, einen Backenstreich: „Du sollst nicht über meinen König reden.“ Und als der erzürnte Österreicher ihm vorwirft,

* Buchholz, Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes in Preußen. I.

daß er ja dasselbe gesagt, da antwortete der Angreifer: „Das darf ich sagen, aber nicht du, denn ich bin ein Preuße.“ Und solcher Sinn war in den meisten Regimentern. Nicht das verschlechterte Material des Heeres, auch nicht vorzugsweise die veraltete Taktik hat die schmachvollen Niederlagen verschuldet. Ja, gerade in dem Sturz hat sich erwiesen, wie große Tüchtigkeit in der Mannschaft und den Offizieren lebte und schändlich geopfert wurde. Bei der Auflösung, der Roheit und Räuberei, die in dem demoralisierten Kriegsvolk unvermeidlich zutage kam, erfreute wieder gerade unter den Kleinen oft der tüchtigste Soldatensinn. Eine der vielen Nichtswürdigkeiten des kopflosen Feldzuges von 1806 war die Übergabe von Hameln. Wie die verratene Garnison sich verhielt, wird uns durch den Brief eines Offiziers berichtet. Der Erzähler war ein Emigrantenkind, Franzose von Geburt, er war einer der liebenswertesten Deutschen geworden, deren sich unser Volk freut; er hatte als preußischer Offizier seine Pflicht getan, er hatte jede Freistunde deutscher Literatur und Wissenschaft geschenkt, er war ohne Freude in den Krieg gegen sein Heimatland gezogen und hatte sich zuweilen aus dem ungeschickten Treiben der Kampagne hinweggesehnt; aber in der Stunde, wo ein schlechter Kommandant brave Truppen verriet, brannte in dem Adoptivkind des deutschen Volkes der volle Zorn eines Altpreußen auf; er versammelte seine Kameraden, er drängte zu gemeinsamer Erhebung gegen den unfähigen General, jeder der Jüngeren war in Leidenschaft wie er. Umsonst. Sie wurden hintergangen, die Festung, trotz ihres Widerstandes, den Franzosen überliefert. Furchtbar war die Verzweiflung der Soldaten. Sie schossen ihre Patronen dem feigen Kommandanten in die Fenster, sie schossen in Wut und Trunkenheit aufeinander, sie zerschellten ihre Gewehre an den Steinen, damit sie nicht von fremder Hand rühmlicher geführt würden, weinend nahmen die alten Brandenburger Abschied von ihren Offizieren. In der Kompanie des Kapitän von Britzke, Regiment von Haack, standen zwei Brüder Warnawa, Soldatensöhne; sie setzten sich wechselseitig die Gewehre auf die Brust, drückten zugleich ab und

fielen einander in die Arme, die Schmach ihrer Waffen nicht zu überleben*.

Und die an der Spitze standen und keine Männer waren, wer waren sie? Versuchte Generäle aus der Schule des großen Königs, Edelleute von gutem Adel, loyal und treu ihrem König, in Ehren gealtert. Aber sie waren zu alt. Es ist wahr, sie waren grau und müde. Sie waren als Knaben, vielleicht aus der Dressur der Kadettenhäuser ins Heer gekommen, dort waren sie abgerichtet worden, sie hatten auf Befehl marschiert und präsentiert, hatten in zahllosen Paraden Linie und Distanz gehalten, später hatten sie scharf darauf gehalten, daß andere Linie und Distanz hielten, daß die Knöpfe geputzt waren, der Zopf die rechte Länge hatte. Sie hatten um Beförderung geworben und nach Berlin gehorcht, ob Rüchel, ob Hohenlohe am meisten in Gunst stehe, das war ihr Leben gewesen. Sie wußten wenig mehr als das geistlose Einerlei des Dienstes, und daß sie ein Rad in der großen Maschine des Heeres waren. Jetzt war ihr Heer zerschlagen, die Trümmer in unaufhaltsamer Flucht nach dem Osten. Was blieb noch, was für sie einen Wert hatte?

Es war auch nicht Feigheit, was sie so kläglich machte. Sie waren ja sonst brave Soldaten gewesen, und die meisten waren noch nicht so alt, um kindisch zu lallen. Es war etwas anderes. Sie hatten das Vertrauen zu ihrem Staat verloren. Es schien ihnen unnütz, hoffnungslos, sich noch zu verteidigen, eine fruchtlose Menschenschlächterei. So empfanden die Unglücklichen. Sie waren ihr lebelang mittelmäßige Männer gewesen, nicht besser, nicht schlechter als

* Der Erzähler ist Adelbert von Chamisso. Sein Brief vom 22. November 1806 ist eine der wertvollsten Überlieferungen des treuen Mannes. Die Schlußworte verdienen wohl, daß der Deutsche sich ihrer erinnere: „Oh, mein Freund, ich muß durch freies Bekenntnis das stille Unrecht büßen, das ich diesem braven waffenfreudigen Volke tat, Offiziere und Gemeine im Einklange hoher Begeisterung hegten nur einen Gedanken. Es galt, bedrängt vom äußern und innern Feinde, den alten Ruhm zu behaupten, und nicht ein Rekrut, nicht ein Tambourjunge wäre abgefallen. Ja, wir waren ein festes, treues, ein gutes, starkes Kriegsvolk. Oh, hätten Männer an unserer Spitze gestanden!"

andere, dieselbe Mittelmäßigkeit herrschte, soweit ihr enger Gesichtskreis reichte, überall in ihrem Staat. Wo war ein großer, kräftiger Zug, wo war ein frisches Leben, das Begeisterung und Wärme abgab? Sie selbst waren die Freude, der Umgang der Hohenzollern gewesen, die Ersten im Staat, das Salz des Landes; sie waren gewöhnt worden, auf den Bürger und den Beamten vornehm herabzusehen. Außer den Fürsten und dem Heer selbst, was hätten sie in Preußen zu ehren gehabt? Jetzt war der König entfernt, sie wußten nicht wo, sie standen in den Mauern ihrer Festung allein, und sie fanden wenig in sich selbst, was sie zu scheuen und zu ehren hatten, sie fühlten am besten, daß sie schwach waren. So wurden sie in den Stunden der Prüfung sehr schlecht und gemein, weil sie ihr ganzes Leben hindurch über ihr Verdienst hoch gestellt worden waren. Es liegt eine fürchterliche Lehre darin. Möge Preußen ihrer stets gedenken. Der Offizierstand, der als privilegierte Klasse dem Volk gegenübersteht, gesellig abgeschlossen, mit dem Gefühl einer bevorzugten Stellung im Staat, wird stets in Gefahr sein, zwischen Übermut und Schwäche zu schwanken. Nur der Offizier, der außer seiner Fahnenehre und der Treue gegen seinen Landesherrn noch vollen Teil hat an dem, was den Bürger seiner Zeit erhebt und adelt, wird in der Stunde schwerer Entscheidung die sichere Kraft in der eigenen Brust finden.

Eine Periode geistesarmer Mittelmäßigkeit hat Preußen an den Rand des Verderbens gebracht, die politische Leidenschaft hat es wieder erhoben.

Hier aber soll von den Empfindungen berichtet werden, welche ein preußischer Bürger bei dem Fall seines Staates hatte. Er ist ein Mann aus dem Kreise jener preußischen Juristen, von denen oben die Rede war. Was er mitteilt, ist zum Teil bereits durch andere Aufzeichnungen bekannt, seine ehrliche Schilderung wird doch in ihrer juristischen Klarheit und Schmucklosigkeit Anteil finden.

Christoph Wilhelm Heinrich Sethe, geb. 1767, gest. 1855 als Wirklicher Geheimer Rat und Chefpräsident des rheini-

schen Revisionshofes, stammte aus einer der großen Juristenfamilien im Herzogtum Kleve, schon sein Großvater und Vater waren angesehene Beamte der Regierung gewesen, seine Mutter war eine Grolmann. In bürgerlichem Wohlstand wuchs der Knabe in seiner Vaterstadt auf, mit sechzehn Jahren sandte ihn sein Vater auf die Universität Duisburg, dann nach Halle und Göttingen; bei seiner Rückkehr machte er die preußischen Dienststufen bei der Regierung von Kleve-Mark durch, in vortrefflicher Schule. Diese westlichen Landschaften, nicht von weitem Umfang, umfaßten doch einen guten Teil der Kraft des preußischen Staates. Das feste kernige Volk hing mit warmer Treue an dem Hause seines Fürsten, es war in den Städten und unter den Bauern, die dort frei auf ihrer Hufe saßen, viel Wohlstand, das Obergericht war eins der besten Kollegien Preußens. Sethe war Geheimer Rat, glücklich verheiratet, mit seinem ganzen Herzen an die Heimat gefesselt, als der Kriegslärm auch seiner Vaterstadt und ihm das Leben verdüsterte: Truppenmärsche, Einquartierungen, aufregende Gerüchte, endlich Besetzung der Stadt durch die Franzosen, welche bekanntlich einige Jahre hindurch die Souveränitätsrechte Preußens bestehen ließen, bis der Vertrag von Amiens auch den letzten Schein preußischen Besitzes nahm. Da löste sich Sethe von seiner Heimat und siedelte zu der preußischen Regierung des neuerworbenen Anteils an Münster über.

Von hier soll er selbst erzählen, was er erfuhr*.

„Ihr könnt euch leicht vorstellen, meine lieben Kinder, daß uns der Abschied von Kleve sehr schwer wurde. Es war ein bitteres Gefühl, auf diese Weise aus der Heimat zu wandern und die Vaterstadt unter fremden Gesetzen und unter der Herrschaft eines welschen Volkes zurückzulassen.

Am 3. Oktober 1803 reisten wir ab; wir fuhren von Kleve nach Münster drei Tage, die Fahrt von Emmerich ab war äußerst beschwerlich und langweilig, der Weg über alle Beschreibung schlecht, Knüppeldämme und regellos in den Weg geworfene Steine*.

Unser erstes Leben in Münster war ebenfalls mit vielen Beschwerden verbunden. Wegen der vielen dorthin versetzten Beamten und des zahlreichen Militärs hatten wir nur eine sehr beschränkte Wohnung erhalten. Dann kamen wir gegen den Winter an; es fehlte uns an Vorräten, in Münster war kein ordentlicher Markt, und die Frauen aus Kleve waren in Verzweiflung, weil sie nichts bekommen konnten. Dies gab sich indessen, und sie befanden sich nachher recht wohl.

Auf freundlichen Empfang und Zuvorkommen gegen uns einwandernde Fremdlinge hatten wir nicht gerechnet, weil wir wußten, wie sehr die Münsteraner ihrer Verfassung anhingen, mit welcher Festigkeit ein großer Teil von ihnen noch auf den erwähnten Bischof Viktor Anton rechnete, und wie ungern sie die neue preußische Herrschaft ertrugen. Ich habe ihnen dies nie verdacht, es war ein rühmlicher Zug in ihrem Charakter, daß sie sich ungern von einer Regierung trennten, unter welcher sie sich glücklich gefühlt hatten. Andere dagegen verübelten ihnen dies sehr und verlangten, daß sie die Preußen mit offenen Armen empfangen und sogleich mit Leib und Seele Preußen sein sollten, was doch nur von einem wetterwendischen Volk oder von denen zu erwarten ist, welche unter den Fesseln einer harten Regierung geseufzt haben.

Daher fand eine Spannung und Entfernung zwischen den angekommenen Altpreußen und den Münsterschen schon vor unserer Ankunft statt. Es geschah manches, was nicht geeignet war, die Annäherung zu befördern und bei den Einwohnern eine gute Stimmung zu erwecken.

So wurde bei Auflösung des Münsterschen Militärs der größte Teil der Offiziere mit Pension verabschiedet und aus seiner Lebensbahn herausgeworfen. Diese erste Maßregel der preußischen Besitznahme verwundete nicht allein

* Das Folgende ist aus einer Selbstbiographie genommen, welche er seinen Kindern in Handschrift hinterließ; der Herausgeber ist für die Mitteilung der Familie des Verewigten zu Dank verpflichtet.

* In den alten preußischen Rheinlanden hatte Stein bereits die ersten Chausseen gebaut.

die Verabschiedeten tief in ihrem Gemüt, allgemein sah man dies als eine ungleiche Behandlung an, um so mehr, als unter den Offizieren von Münster viel Bildung und wissenschaftliche Kenntnis herrschte und die damalige Masse der preußischen Offiziere mit ihnen einen Vergleich nicht aushielt.

Die Einführung des Kantonwesens vermehrte das Mißvergnügen, aber allgemeinen Unwillen erregten die Mißhandlungen, welche die ausgehobenen Söhne der Bürger und Landleute von jedem Unteroffizier erdulden mußten. Ich selbst bin Augenzeuge gewesen, wie ein Unteroffizier einen Rekruten mit Schimpfworten, Fußstößen und Fußtritten mißhandelte, ihn mit seinem Rohrstock auf die Schienbeine schlug, daß dem armen Menschen vor Schmerz die Tränen über die Backen liefen. Auch war der Geist, welcher unter der größeren Masse der preußischen Offiziere herrschte, und das daraus hervorgehende Betragen derselben sehr zurückstoßend und nicht geeignet, in einem neuen Land Zuneigung für die neue Regierung zu erwecken. Zwar hatte sich Blücher, welcher Kommandant von Münster war, durch sein populäres Wesen, seinen offenen und biederen Charakter und sein Rechtsgefühl wirklich Achtung und Zuneigung erworben, und der General von Wobeser, Chef eines Dragonerregiments, ein sehr vernünftiger, gebildeter, gemäßigter Mann, hielt hierin mit ihm gleichen Schritt. Allein was diese gut machten, wurde durch andere, namentlich die Masse der Subalternoffiziere, verdorben.

Einst waren am Mauritztor Händel zwischen einigen Bürgern und der Wache entstanden: die Bürger sollten in die Micken (die Pfähle, woran die Gewehre gelehnt sind) hineingegangen sein und die Wache gestoßen haben. Blücher war damals gerade in Pyrmont. Unter der Unterschrift eines Generals von Ernest, jedoch aus anderer Feder, erschien ein Publikandum, wodurch jede Schildwache, welche von einem Bürger berührt werde, autorisiert wurde, denselben niederzustoßen. Diese unvernünftige Verfügung, welche jede Schildwache zum Herrn über Leben und Tod eines Bürgers machte und diesen bei einer unwillkürlichen

Berührung der Schildwache ihren Bajonettstößen aussetzte, machte eine unangenehme Sensation.

Dazu kam nun noch eine ärgerliche Geschichte zwischen drei Offizieren und drei Domherren*. Es bestand zu Münster ein sogenannter adliger Damenklub, welcher Männer und Frauen enthielt. Man hatte, gleich nach der ersten Besitznahme, aus politischen Beweggründen die Generale Blücher und Wobeser, den Präsidenten von Stein und andere preußische Offiziere darin aufgenommen, auch Blüchers Sohn Franz. Bei dem Ballotieren über die Aufnahme eines anderen preußischen Offiziers fiel dieser mit einer schwarzen Bohne durch. Unstreitig sprach sich hierin eine Abneigung entweder gegen die Preußen überhaupt oder gegen die Aufnahme mehrerer Offiziere aus, denn gegen die Person des Ausballotierten war sonst nichts zu erinnern. Es konnte nicht fehlen, daß dies die üble Stimmung vermehrte und besonders die empfindlichen jungen Offiziere in ihrem Dünkel höchlich verletzte. Dazu kam noch, daß der Ballotierte anfänglich für aufgenommen erklärt worden war, und erst durch eine Revision der Kugeln die Ausballotierung ermittelt wurde. Es hatte nämlich die Präsidentin des Klubs, die verwitwete Frau von Droste-Vischering, eine sehr würdige und gutmütige Frau, entweder aus Irrtum oder aus wohlmeinender Absicht, um den unangenehmen Folgen der Ausballotierung vorzubeugen, eine weiße Kugel zuviel gezählt. Es wurde von einem der anwesenden Domherren bemerkt, daß die Zahl sämtlicher Kugeln mit der Zahl der Stimmenden nicht übereinkomme. Bei genauer Nachzählung fand sich nun, daß der Ballotierte nicht aufgenommen sei. Die jüngeren Domherren mochten allerdings zu der beschlossenen Ausschließung mitgewirkt haben.

Der heftige Leutnant Franz von Blücher ließ seine Empfindlichkeit darüber gegen einen der jüngeren Domherren aus, was zu einem Wortwechsel Veranlassung gab. Den folgenden Tag forderte Franz von Blücher diesen Dom-

* Die drei Offiziere waren die Leutnants von Blücher, von Lepel und von Treskow, die drei Domherren: von Korff, von Löselager zu Eggermühlen und von Merode.

herrn schriftlich, und zwei andere Offiziere, deren einer der Ausballotierte war, forderten zwei andere junge Domherren auf gleiche Weise. Diese beiden, welche nicht die geringste feindselige Berührung mit den Fordernden gehabt hatten, gaben schriftlich ihr Befremden darüber zu erkennen. Der eine erhielt zur Antwort: er habe bei dem Wortwechsel des Leutnants von Blücher mit dem Domherrn gelächelt, und dadurch sei er, der Herausfordernde, in der Person seines Freundes Blücher beleidigt worden. Dem andern konnte der Provokant noch nicht einmal einen solchen Vorwand abgeben, er erklärte nur schriftlich: daß er sich von ihm beleidigt fühle und daß dies genug sei.

Die Domherren, welche vermöge ihres geistlichen Standes die Ausforderung nicht annehmen konnten, zeigten dem König unmittelbar den Vorfall an. Die Folge davon war die Niedersetzung einer gemischten Untersuchungskommission, unter dem Vorsitz des Generals von Wobeser und unseres Regierungspräsidenten von Sobbe, wozu auch ich nebst dem Regimentsquartiermeister Ribbentrop hinzugezogen wurde. Die Domherren wurden von dem Kammergericht, welchem das Erkenntnis gegen sie aufgetragen war, freigesprochen, und die Offiziere von einem Kriegsgericht zu dreiwöchentlichem Arrest verurteilt, welchen sie auf der Hauptwache in Gesellschaft ihrer Kameraden und vor derselben spazierengehend verbrachten.

Nun wurden aber die drei Domherren noch durch einen boshaften Streich, welchen man ihnen spielte, auf das empfindlichste gekränkt. Sie wurden nämlich, und zwar, bevor jene Untersuchungskommission niedergesetzt war, zu einer großen Abendgesellschaft bei dem General Blücher ohne dessen Wissen durch einen Livreebedienten eingeladen. Jeder von ihnen stutzte, vermutete einen Irrtum und war bedenklich, hinzugehen. Weil indessen alle drei, und zwar durch einen Bedienten des Generals geladen waren, so konnten sie zuletzt doch kein Versehen annehmen; auch ihre Verwandten und Freunde, welche in dieser Einladung einen Schritt zur Beilegung des Geschehenen zu erkennen glaubten, rieten ihnen zu kommen. Der General Blücher, welcher

nicht daran gedacht hatte sie einzuladen, war natürlich sehr entrüstet, die drei Domherren eintreten zu sehen. Gegen sie durch seinen Sohn Franz eingenommen, welcher damals viel Einfluß auf den Vater hatte, und vielleicht auch von dem Urheber der Intrige durch gehässige Bemerkungen über das dreiste Erscheinen aufgereizt, ließ er ihnen sagen, daß sie nicht geladen wären und sich entfernen möchten. Erbittert verließen nicht allein sie, sondern auch ihre Familien die Gesellschaft. Zu Fuß eilten die Frauen nach Hause, so tief fühlten sie die Kränkung. Überall wurde diese planmäßig angelegte Beleidigung mit Unwillen aufgenommen und trug sehr viel zur Vermehrung der üblen Stimmung bei.

Was aber eine wahre Erbitterung erregte, das war die in der Prozeßsache der Gebrüder Herren von der Reck gegen die Herren von Landsberg und von Böselager ausgeübte Kabinettsjustiz. Durch eine von den Reck ausgewirkte Kabinettsorder vom 5. September 1805 wurden die zwischen jenen beiden Parteien bei dem Reichshofrat schwebenden Prozesse für rechtskräftig entschieden erklärt und eine außerordentliche Exekutionskommission niedergesetzt, welche die Herren von Landsberg und von Böselager von ihren Gütern exmittierte und die Herren von der Reck in den Besitz derselben setzte.

Diese unglückliche Geschichte mußte in einem Land, wo man noch gar nicht preußisch gesinnt war, die Gemüter empören. In öffentlichen Schriften wurde dieses gewaltsame Eingreifen in den Lauf des Rechtes heftig angegriffen, und unsere preußische Justiz, wovon wir den Mund so voll genommen hatten, bekam einen häßlichen Flecken.

Man hatte es endlich darin versehen, daß man die ganze preußische Verfassung nicht auf einmal einführte; es wäre alsdann mit einem unangenehmen Gefühl abgemacht gewesen. Unter dem Neuen, was stückweise zugeteilt wurde, war manches, was nicht zu den angenehmsten Dingen gehörte und den Münsterschen ungewohnt war, so der Stempel, das Kantonwesen und das Salzmonopol. Auch die den Münsteranern aus den benachbarten preußischen Provinzen wohlbekannte Akzise war vor der Tür. Schon waren die

Häuser gebaut, und sie sollte 1807 eingeführt werden, als dies die Ereignisse des Jahres 1806 verhinderten. Die Erwartung aber gab den unangenehmen Vorgeschmack. Dadurch erhielt der Haß immer neuen Zündstoff. Endlich, viel zu spät, als schon der unglückliche Krieg begonnen war, wurde das Domkapitel aufgelöst.

Unter solchen Verhältnissen war freilich der Aufenthalt in Münster für uns Altpreußen nicht angenehm; indessen habe ich dies Unangenehme minder empfunden, ich habe mich vielmehr, nachdem ich etwas heimisch geworden, unter den Münsteranern wohlbefunden, mir wahre Freunde erworben und von ihnen viele Freundschaft und Liebe empfangen. Wie in meinem Amt, bemühte ich mich auch im Verkehr gerecht zu urteilen.

Aber das Jahr 1806 kam, und ein Schmerz folgte auf den andern. Zuerst wurde der diesrheinische Anteil des Herzogtums Kleve, welcher bei Preußen geblieben war, an Napoleon abgetreten, er faßte diesseits des Rheins festen Fuß und kam zugleich in den Besitz der Festung Wesel, welche der jetzigen preußischen Landesgrenze nur zu nahe war. Sein Schwager Joachim Murat wurde Herzog in dem alten Stammland des Königlichen Hauses. Niemand konnte sich verhehlen, daß unser Staat, der von Osten und Westen so langgestreckt war, in eine sehr bedenkliche Lage gekommen war. Unsere Trauer wurde gesteigert durch den Übermut, womit der neugeschaffene Herzog auch bis nach Münster übergriff.

Neue finstere Wolken stiegen auf. Briefe aus Berlin atmeten sämtlich Krieg gegen Napoleon, Blücher verließ uns, wir sahen der unvermeidlichen Okkupation entgegen. Zwar rückte der General Lecoq mit einem kleinen Korps in Münster ein, aber das gewährte uns geringe Beruhigung, denn er schien die mit breiten Gräben und Wällen versehene Stadt durch eine nutzlose Verteidigung preisgeben zu wollen. Nachdem er vor dem Egidientor eine hübsche Baumpflanzung niedergehauen und nach dem Erscheinen unseres Kriegsmanifestes in einer Nacht durch plötzlichen Alarm die Stadt erschreckt hatte, um, wie er sagte, die Wachsamkeit

seiner Soldaten zu prüfen, zog er in der Mitte des Oktober plötzlich ab und überließ uns unserm Schicksal.

Dennoch blickten wir Altpreußen, auf die Tapferkeit des Heeres vertrauend, hoffnungsvoll nach Osten und sahen mit ungeduldiger Erwartung einer Siegesnachricht entgegen. Und sie kam — als Napoleon schon auf seinem Siegeszug nach Berlin war, und sie trug so sehr das Gepräge der Wahrhaftigkeit, daß Präsident von Vincke* die Bekanntmachung durch den Druck verfügte. Es war ein Jubel ohnegleichen, jeder eilte zum andern, um zuerst die frohe Nachricht zu überbringen. Aber die tiefste Niedergeschlagenheit folgte, der Kelch, den wir jetzt ausleeren mußten, wurde nach dem Taumel der Freude um so bitterer. Wenige Tage darauf erhielten wir durch Flüchtlinge nur zu gewisse Nachricht vom Verlust der Schlacht bei Jena.

Dennoch erholten wir uns von der ersten Betäubung und gaben nicht alle Hoffnung auf. Eine verlorene Schlacht konnte noch nicht über das Schicksal des ganzen Krieges entscheiden.

Als wir aber ausführliche Kunde erhielten von den schrecklichen Folgen dieser Niederlage, als der letzte Rest der Armee in Lübeck das Gewehr strecken mußte, als die Festungen Hameln, Magdeburg, Stettin und Küstrin mit beispielloser Feigheit ohne Schwertstreich dem Feind überliefert wurden und der ganze Preußische Staat in feindliche Gewalt kam, da sank uns aller Mut, wir wußten, daß wir verloren waren.

Unterdes war der traurigen Kunde von der verlorenen Schlacht die feindliche Besitznahme auf dem Fuße gefolgt.

An einem frühen Morgen traf eine Abteilung Kavallerie von der Armee des Königs von Holland ein. Unser Groll und Schmerz wurde vermehrt durch die Stimmung der Münsteraner, welche von der unseren sehr abwich. Schon bei der Ankunft des Vortrabes der holländischen Armee offenbarte sich der lange genährte schlummernde Groll gegen die Preußen in einer unverhohlenen Freude. Mit offenen

* Vincke war als Oberpräsident auf Stein gefolgt.

Armen wurden die Befreier von preußischer Herrschaft empfangen und jubelnd bewirtet. Gleich darauf traf der König von Holland an der Spitze seiner Armee ein.

Wir hatten schwere Einquartierung, es waren zehntausend Mann in die Stadt gerückt. Doch wurde strenge Mannszucht gehalten, denn es lag unverkennbar in der Absicht des Königs von Holland, das Land nicht feindselig, sondern mit möglichster Schonung zu behandeln. Er schmeichelte sich, daß ihm die an das Königreich Holland grenzenden preußischen Provinzen zuteil werden würden. Seine Handlungen und die Äußerungen seiner Umgebung zeigten, daß er sich bereits als Besitzer des Landes betrachtete. Er errichtete ein oberstes Verwaltungskonseil, an dessen Spitze er den General Daendels stellte, welchem die beiden Präsidenten der Regierung und Kammer beigeordnet wurden. Auch drängten sich an ihn sogleich die Münsterschen Adligen und traten mit ihren Klagen über die preußische Herrschaft vor, welche er anhörte. Obenan standen die Aufhebung des Domkapitels und die Exmission der Herren von Landsberg und von Böselager. Er übte einen wirklichen Souveränitätsakt aus, indem er das Kapitel wieder herstellte und die Exekution in der Sache der Herren von der Reck gegen die Verbannten sistierte.

Indessen sein Reich hatte bald ein Ende; er mußte auf Befehl Napoleons abmarschieren, und dieser teilte die eroberten preußischen Länder in militärische Gouvernements ein, welchen er Generäle und Generalintendanten vorsetzte. Die Fürstentümer Münster und Lingen und die Grafschaften Mark und Tecklenburg nebst dem Gebiet von Dortmund machten das erste dieser Gouvernements aus. Nach Münster kam der General Loison.

So war ich denn zum zweiten Male in die Gewalt der französischen Herrschaft geraten. Vergebens hatte ich ihr zu entfliehen gestrebt, vergebens waren die schweren Opfer, welche ich dafür gebracht hatte. Vaterland und Heimat, Eltern und Vermögen hatte ich verlassen, um hier in einem fremden Land noch einmal die Katastrophe zu bestehen, welcher ich entwichen war, und die jetzt eine weit schlimmere

Gestalt angenommen hatte. Als Kleve französisch wurde, und ich von dort schied, fühlte ich in meinem Herzen die Freude, unter das Zepter des angeborenen Königs und unter die Herrschaft heimischer Gesetze zurückzukehren. Dieser einzige Anker, woran ich mich gehalten hatte, war jetzt auch abgerissen. Preußens Macht war zertrümmert, der ganze Staat bis auf einen kleinen Rest in der Gewalt eines Eroberers, dessen ehrsüchtige Pläne sich mehr und mehr offenbarten. Es war nur zu gewiß, daß wir abgetreten werden würden; aber was unser Schicksal sein sollte, darüber war ein dunkler Schleier gezogen. Der Gram, welcher in unserm Busen nagte, und die tiefe Trauer, worin wir versunken waren, wurde noch durch den Ärger vermehrt, womit wir den frohlockenden Jubel der Münsteraner über die Befreiung von preußischer Herrschaft und die Huldigungen ansehen mußten, mit denen sie dem welschen Eroberer und seinen Satelliten entgegenkamen. — Vorzüglich war es der Münstersche Adel, welcher sich hierin auszeichnete und auf eine ganz unwürdige Weise benahm. Einige Züge mögen davon Urkunde geben.

Um die ihnen verhaßte preußische Fahne, womit die Schlagbäume, Brücken und öffentlichen Gebäude angestrichen waren, schleunigst wegzuschaffen und die alten Münsterschen Farben an die Stelle zu setzen, wurden die Kosten dazu durch eine Subskription aufgebracht und demnächst unsere Farben gelöscht. Einer der begütertsten Adligen begnügte sich nicht damit, seine warme Teilnahme an diesem Unternehmen durch die Unterschrift eines namhaften Betrages zu erkennen zu geben, er konnte sich nicht entbrechen, seine Freude daran bei der Subskription noch durch die Phrase: ‚mit Vergnügen' auszudrücken, damit niemand an seinem patriotischen Sinn zweifle.

Die Präsidenten, Direktoren, Räte, Assessoren und Referendarien der Regierung und der Kriegs- und Domänenkammer fuhren fort, ihre Dienstuniform zu tragen. Auch dies Erinnerungszeichen an die preußische Landeshoheit war den Augen des Adels ein Greuel. Es wurde daher bei dem General Loison dahin gearbeitet, daß er die Ablegung der

Uniform verordnen sollte. Allein die Intrige gelang nur halb. Der General verstattete vielmehr ausdrücklich das Forttragen der Uniform und befahl nur, die preußischen Wappenknöpfe abzunehmen, welche wir mit glatten vertauschen mußten. So wurde die Uniform nicht abgelegt, und der Geh. Rat von Forkenbeck und ich haben sie noch im Jahre 1808, als wir nach Düsseldorf berufen wurden, dort im Staatsrat getragen.

Diese sonst so stolze Münstersche Ritterschaft hofierte den französischen Generälen wie ihrem ehemaligen Landesherrn, dem Fürstbischof.

Der von Napoleon vorgeschriebene Eid, welcher auch in Münster abgelegt werden mußte, war ihr so wenig zuwider, daß sie sich vielmehr bestrebte, die Eidesleistung recht feierlich zu machen und ihr den sonst nur bei Huldigungen gebräuchlichen Pomp zu geben. Auf dem großen Saal des Schlosses wurde ein Thronhimmel aufgebaut, unter welchem der General Loison die Eidesleistung empfing. Mit dem größten Erstaunen sahen wir diese Zurüstungen, aber mit noch größerem Befremden sahen wir den General Loison eintreten, begleitet von den Erb- und Hofbeamten des ehemaligen Bistums Münster, welche in ihrem alten Staat dem französischen General gleich ihrem vormaligen Landesherrn ministrierten und ihm während der Handlung als Schildhalter zu seiten standen.

Dem Gouverneur wurden bedeutende Tafelgelder — wenn ich nicht irre, monatlich zwölftausend Taler Konventionsmünze — ausgesetzt, welche durch eine extraordinäre Steuer aufgebracht wurden. Es wurde eine Hofhaltung gebildet, und die pensionierten Münsterschen Hofbeamten wurden wieder in Tätigkeit gesetzt. Der Hofmarschall von Sch. fungierte in dieser Eigenschaft am Tisch des Franzosen; er machte zur Tafel und zu den Abendassembleen die Einladungen, dabei trug er seine alte Hofmarschallsuniform, seinen Marschallsstab in der Hand, und unter ihm der Hoffurier seinen Degen usw. — Als wir diesen niederträchtigen Unfug zum erstenmal sahen, nannte der Regierungspräsident

von Sobbe gegen mich den einen den Stocknarren, den andern den Hofnarren.

Es wurde ferner eine Ehrengarde für den General Loison aus Freiwilligen errichtet, welche sich selbst equipierten. Sie bezog täglich die Wache auf dem Schlosse und begleitete den General, als er mit einer Schar Soldaten einen Kreuzzug durch die Grafschaft Mark machte. An der Spitze dieser Ehrengarde standen ebenfalls Glieder der Münsterschen Ritterschaft.

In ihren adligen Damenklub, welcher sonst jedem ehrenwerten deutschen Mann, der nicht zu ihrer Kaste gehörte, verschlossen war, nahmen sie jetzt einen französischen General mit seiner nichtswürdigen Mätresse auf, um desto besser Einfluß auf ihn zu üben.

Dennoch wollte es ihnen mit dem General Loison nicht so recht glücken; er war ihnen zu klug, machte sich im geheimen über sie lustig, und ließ sich nur die Spenden, welche ihm teils gereicht, teils versprochen waren, wohlgefallen. Sie hatten ihm einen kostbaren Degen zum Geschenk angeboten und er bestens akzeptiert. Der Degen wurde auch in Frankfurt bestellt und verfertigt, er kam aber erst an, als Loison bereits vom Gouvernement abgegegangen war. Jetzt war ihnen das voreilige Anerbieten leid geworden, und sie hatten keine Lust ihm den Degen zu senden, weil sie bei ihm die Willfährigkeit, welche sie erwartet, nicht gefunden hatten. Was aus dem Degen geworden, habe ich nicht erfahren, man hielt die Sache geheim. Dem Franzosen Loison war das höfische Getreibe zuletzt so zuwider geworden, daß er selbst bei Napoleon seine Abberufung zur Armee auswirkte.

Bei seinem schwächeren Nachfolger Canuel glückte es besser. Mein würdiger Freund, der Präsident von Vincke, mußte die erste Erfahrung machen. Eine beiläufig von ihm in einer Remonstration hingeworfene Äußerung, ‚daß er sonst seinem Amt nicht weiter würde vorstehen können', wurde mit beiden Händen ergriffen, als eine Dienstentsagung gedeutet und er seiner Stelle entlassen.

Um meinen Kummer über nicht zu ändernde Dinge zu überwinden, suchte ich in der Vertiefung einer großen Arbeit Zerstreuung, und ich fand sie. Das noch unvollendete Hypothekenwesen des Münsterlandes bot mir den nächsten und besten Stoff dar. Ich gab mich dieser weitläufigen Arbeit mit dem höchsten Eifer hin und brachte mit Zuziehung mehrerer Referendarien die Eintragung aller zum Hypothekenbuch der Regierung von Münster angemeldeten Realrechte zustande. Dadurch gelang es mir mich gewissermaßen zu betäuben; ich habe damals an mir selbst erfahren, daß starke Arbeit in Wahrheit ein lindernder Balsam ist, welcher der langsamen Heilkraft der Zeit zuvoreilt.

So sehr ich aber auch durch dies Zurückziehen in meinen engen Geschäftskreis eine Art von philosophischer Ruhe errungen zu haben glaubte, so konnte ich doch erschütternden Gefühlen nicht entgehen, als der Tilsiter Friede uns wirklich vom preußischen Staat trennte und die Grenzen desselben sogar vierzig Meilen von uns nach Osten abrückte. Die rührenden Worte, womit unser unglücklicher König von seinen Untertanen in den abgetretenen Provinzen Abschied nahm und die Beamten ihrer Eidespflicht entließ, machten uns die Größe unseres Verlustes noch tiefer empfinden. Liebe Kinder, es ist ein durchaus nicht zu beschreibendes schmerzliches Gefühl, wenn die alten Bande der Zugehörigkeit, der Liebe und des Vertrauens, welche uns durch eine lange Reihe unserer Voreltern an Staat und Landesherrn knüpfen, auf einmal gewaltsam zerrissen werden, wenn einem Volk ein neuer und fremder Herrscher aufgedrungen wird, für den kein Herz schlägt, den man mit zagendem Zweifel empfängt und welcher auch seinerseits für die neuen Untertanen nichts empfindet."

Soweit der Bericht des guten Preußen. Münster und die Grafschaft Mark wurden zu dem neuen Großherzogtum Berg geschlagen, Sethe selbst ward Generalprokurator des Appellationshofes zu Düsseldorf. Aber nicht lange, und die feste Redlichkeit des Deutschen erschien dem fremden Eroberer verdächtig. Er hatte seine Hilfe nicht geboten, ungesetzliche Barbarei der französischen Regierung zu unterstützen: dafür wurde er unter Drohungen nach Paris gerufen und dort festgehalten, im Grunde weil man seinen Einfluß auf die patriotische Stimmung des Landes fürchtete. Als er 1813 entlassen und die preußische Herrschaft in seinem Vaterland wieder hergestellt war, leitete er die Organisation der richterlichen Behörden in den Rheinlanden. Von da lebte er in langer segensreicher Tätigkeit seinem Amt, einer der ersten preußischen Juristen, welche das Geschworenengericht, Öffentlichkeit und Mündlichkeit und die freieren Lebensformen des Rheins gegen die Staatsregierung vertraten. Von fester Unabhängigkeit des Charakters, wahrhaft, pflichtgetreu, in würdigem Ernst und bürgerlicher Einfachheit, war er ein Musterbild altpreußischer Beamtenehre. Der Segen seines Lebens ruht auf seinen Kindern.

Nicht ohne Absicht sind in diesen und dem vorhergehenden Kapitel zwei Schilderungen aus dem Kreise des deutschen Bürgertums nebeneinandergestellt. Auch sie repräsentieren den Gegensatz, welcher sich im ganzen 18. Jahrhundert bis zu den Freiheitskriegen durch das deutsche Leben zieht: Pietisten und Wolffianer, Klopstock und Lessing, Schiller und Kant, Deutsche und Preußen, ein reiches Gemüt, das sich nach innen kehrt, und geduldige Tatkraft, welche sich die Außenwelt unterwirft.

Die Erhebung

Der größte Segen, welchen die Reformatoren der Erde nachkommenden Geschlechtern hinterlassen, liegt selten auf dem, was sie selbst für die Frucht ihres Erdenlebens halten, nicht auf den Lehrsätzen, um die sie kämpfen, leiden und siegen, von ihren Zeitgenossen gesegnet und verflucht werden. Nicht ihr System ist das Bleibende, sondern die zahllosen Quellen eines neuen Lebens, welche unter ihrer Arbeit fröhlich aus der Tiefe der Volksseele ans Licht treten. Das neue System, welches Luther der alten Kirche entgegengestellt hatte, verlor wenige Jahre, nachdem er sein Haupt zur Ruhe gelegt hatte, einen Teil seiner bildenden Kraft. Aber was er während seinem großen Kampf mit der Hierarchie getan hatte, seinem Volk die Selbsttätigkeit des Geistes zu steigern, das Pflichtgefühl zu vermehren, die Sittlichkeit zu erhöhen, Zucht und Bildung zu gründen, dieser Abdruck seiner Seele in jedem Gebiet des idealen Lebens blieb in den schweren Kämpfen der folgenden Jahrhunderte ein unzerstörbarer Gewinn, aus welchem zuletzt eine Fülle neuen Lebens erwuchs. Auch das System Friedrichs des Großen wurde wenige Jahrzehnte nach seinem Tod durch fremde Sieger als eine unvollkommene menschliche Empfindung widerlegt. Aber das beste Resultat seines Lebens blieb wieder ein unvertilgbarer Erwerb für Preußen und Deutschland. Er hatte in Tausenden seiner Beamten und Krieger Eifer und Pflichttreue, in Millionen seiner Untertanen Pietät gegen sein Haus lebendig gemacht, er hatte als ein weiser Haushalter überall die Saat des geistigen und materiellen Gedeihens ausgestreut. Das war das Bleibende seines Staats, der vortrefflich bearbeitete Boden, auf welchem das neue Leben aufblühte. Als sein Heer zer-

schlagen, das Land von Fremden überschwemmt war, als die bittere Not zwang, das Leben zu suchen, wo es zu finden war, da begann, noch während die feindlichen Gewalten zerstörten, die frische Kraft der Nation ihre Arbeit. Sogar was in der Erscheinung am widerwärtigsten war, die Schnelle und Haltlosigkeit, mit welcher das Alte zusammenstürzte, wurde ein Glück, denn es beseitigte plötzlich zwar nicht alle Träger des alten Systems, aber doch die größte Gefahr ihres Widerstandes. Gerade jetzt wurde deutlich, wie tüchtig das Material war, das sich in Preußen vorfand: Beamte und Offiziere, vor allem das Volk selbst. Unerhört wie der Fürst selbst, ebenso unerhört war die Erhebung.

Untätig, betäubt sieht das Volk den Bruch seines Staates, es ist gewöhnt, nur von oben herab seine Impulse zu empfangen. In der chaotischen Verwirrung, welche jetzt folgt, scheint nirgend eine Rettung, der Schwache verflucht die schlechte Regierung, schadenfroh sieht der Seichte die Niederlage der geistlosen und anmaßenden Privilegierten, der Schwächste folgt den Sternen des Siegers. Männer von warmem Gefühl, wie Steffens, schließen sich ein und dichten eine traurige Ode auf den Fall des Vaterlandes, Klügere untersuchen griesgrämig die Schäden des alten Systems und verurteilen bitter das Gute mit dem Schlechten.

Größer wird die Not, es ist die Absicht des Kaisers, auch dem Teil von Preußen, dem er ein Scheinleben lassen will, alle Adern zu öffnen, damit es sich verblute. Unerschwinglich sind die Kontributionen, die französische Armee wird über das Land verteilt, sie bezieht in Schlesien und den Marken Kantonierungsquartiere, Offiziere und Soldaten werden dem Bürger in die Häuser gelegt, sie sollen gefüttert und vergnügt werden. Auf Kosten der Kreise müssen gemeinschaftliche Tafeln eingerichtet und Bälle gegeben werden. Der Soldat soll sich für die Strapazen des Krieges entschädigen. Wir sind die Sieger, rufen übermütig die Offiziere. Kein Recht gibt es gegen ihre Brutalität und die Frechheit, womit sie den Frieden der Familien stören, in denen sie jetzt wie Herren regieren. Daß sie gegen die Frauen des Hauses artig sind, macht ihnen die Männer nicht

geneigter. Noch ärger treiben es die Generäle und Marschälle. Prinz Hieronymus hat sein Hauptquartier in Breslau und hält dort seinen üppigen Fürstenhof; noch jetzt erzählt dort das Volk, wie ausschweifend er gelebt und wie er sich täglich in einem Faß Wein gebadet. In Berlin spannt der Generalintendant Daru seine Forderungen mit jedem Monat höher. Auch die demütigenden Bestimmungen des Friedens sind noch zu gut für Preußen, höhnend verändern die Tyrannen seine Paragraphen. Sie geben die Festungen nicht zurück, wie sie gelobt hatten, sie steigern die Millionen der Kriegskosten mit raffinierter Grausamkeit ins Ungeheure. Mehr als 300 Millionen haben sie seit sechs Jahren aus dem Land gezogen, das noch den Namen Preußen führen durfte.

Auch über Handel und Verkehr legt sich vernichtend das neue System. Durch die Kontinentalsperre wird Einfuhr und Ausfuhr fast aufgehoben. Die Fabriken stehen still, der Umlauf des Geldes stockt, die Zahl der Bankerotte wird übergroß, auch die Bedürfnisse des täglichen Lebens werden unerschwinglich; die Menge der Armen wächst zum Erschrecken, kaum vermögen die großen Städte die Scharen der Hungernden, welche die Straßen durchziehen, zu bändigen. Auch der Wohlhabende zieht seine Bedürfnisse ins Kleine. Er beginnt die freiwillige Zucht des eigenen Lebens, indem er kleinen Genüssen, an die er gewöhnt war, entsagt. Auch er trinkt statt des Kaffees geröstete Eicheln, Schwarzbrot, Roggen; größere Gesellschaften vereinigen sich, keinen Zucker mehr zu gebrauchen; die Hausfrauen sieden nicht mehr Früchte ein. Wie Ludwig von Vincke, der damals als Gutsbesitzer im neuen Großherzogtum Berg saß, hartnäckig den Huflattich statt Tabak raucht und seinen Wein aus Johannisbeeren keltert, so verzichten auch andere auf die Bedürfnisse, welche der fremde Tyrann mit seinem Monopol belegt hat.

Und die Wissenschaft beginnt ihr großes Werk, die entweihten Hallen des Staates wieder für den Dienst guter Götter zu segnen, sie entsühnt, reinigt, erhebt die Seelen. Während die französische Trommel durch die Straßen Ber-

lins wirbelt und die Spione der Fremden um die Häuser lungern, hält Fichte seine Reden an die deutsche Nation; ein neues kräftiges Geschlecht müsse erzogen werden, den Nationalcharakter zu bessern, die verlorene Freiheit wiederzuerobern.

Und aus dem äußersten Osten des Staates, wo jetzt die größte Kraft des preußischen Beamtentums an der Spitze der Geschäfte steht, beginnt eine neue Organisation des Volkes. Die Untertänigkeit wird aufgehoben, das Grundeigentum freigemacht, die Städte erhalten Selbstregiment. Der alte Gegensatz der Stände wird gebrochen, die Privilegien abgeschafft. Auch im Heer bereitet Oberst Scharnhorst die Neubildung vor. Jetzt darf sich frei regen, was von Lebenskraft im Volk ist.

Schon im Jahre 1808 steht der Preuße nicht mehr mutlos, schon hebt er erwartungsvoll das Haupt und sieht um sich nach Helfern. Die ersten politischen Gesellschaften bilden sich. Tugendbund, Bildungsverein, wissenschaftliche Kränzchen, Offizierklub, sie alle haben denselben Zweck, ihr Vaterland von fremder Herrschaft zu befreien, das Volk heranzubilden zu einem nahen Kampf. Noch ist Ungeschick, maßloser Eifer, auch Spielerei dabei, aber sie verbinden doch eine große Anzahl patriotischer Männer. Emsig laufen die Boten mit Geheimschriften, schwer wird es den ungeübten Verbündeten, die Späher des Feindes zu täuschen. Auch finstere Rachepläne werden in manchem Verein beraten, und Verzweifelte hoffen, durch eine große Untat das Vaterland zu retten.

Höher steigt die Hoffnung im nächsten Jahr; in Spanien hat der Krieg begonnen, Österreich rüstet zu dem heldenmütigsten Kampf, den es je unternommen. Auch in Preußen ist der Boden unter den Fremden unterwühlt, alles ist zum Aufstand vorbereitet, der Polizeipräsident von Berlin, Justus Gruner, ist einer der tätigsten Leiter der Bewegung. Aber es gelingt nicht, Preußen mit Österreich zu verbinden, in einzelnen hoffnungslosen Versuchen verpufft die erste große Erregung des Volkes. Schill, Dörnberg, der Herzog von Braunschweig, der Aufstand in Schlesien zerschellen.

Die Schlacht bei Wagram nimmt die letzte Hoffnung auf Österreichs Hilfe.

Vielen sinkt der Mut, nicht den Besten. Unablässig üben sich die Vaterlandsfreunde im Gebrauch der Schußwaffe, auch das preußische Heer, das nicht mehr als 42 000 Mann betragen soll, wird im geheimen auf mehr als die doppelte Zahl gebracht, in allen Militärwerkstätten sitzen die Soldaten aus dem Handwerkerstand und arbeiten an der Ausrüstung für einen künftigen Krieg.

Und zum zweitenmal erhebt sich die Hoffnung des Volkes, Napoleon rüstet zum Krieg gegen Rußland. Wieder ist die Zeit gekommen, wo ein Kampf möglich wird, schon darf Hardenberg dem französischen Gesandten St. Marsan sagen, daß Preußen sich nicht ohne Todeskampf zerstören lasse, und mit hunderttausend Kriegern einem feindlichen Anlauf entgegentreten werde. Aber der König vermag nicht den Entschluß eines verzweifelten Widerstandes zu fassen, er gibt die Hälfte des stehenden Heeres als Verbündeter zu der großen Armee. Da verlassen sogar patriotische Offiziere seinen Dienst und eilen nach Rußland, dort gegen Napoleon zu kämpfen. Und wieder wird in Preußen die Hoffnung klein, in unabsehbare Ferne scheint die Befreiung gerückt.

Überall im nördlichen Deutschland brennt der Haß gegen den fremden Kaiser. Auch im Westen der Elbe, wo seine unaufhörlichen Kriege die männliche Jugend auf die Schlachtbank führen. Die Konskription wird dort als Todeslos betrachtet. Die Kosten eines Stellvertreters sind auf zweitausend Taler gestiegen. Auf allen Straßen sind die Trauerkleider zu sehen, welche Eltern um die verlorenen Söhne tragen. Aber am gewaltigsten ist der Haß der Preußen, in jedem Lebensberuf, in jedem Hause ruft er unablässig zum Kampf. Alles, was in dem Deutschen hold und herzlich ist, Sprache, Poesie, Wissenschaft, die Sitte des Hauses, arbeitet dort in der Stille gegen Napoleon und sein fremdes Wesen. Alles Schlechte, Verdorbene, Frevelhafte, alle Hinterlist und Grausamkeit, Verleumdung, Tücke und brutale Gewalt wird gallisch und korsisch gescholten. Wie der wunderliche Jahn nennen den Kaiser auch andere Eifrige

nicht mehr beim Namen, er wird „Er“ genannt, wie einst der Teufel, oder mit verächtlichem Ausdruck Bonaparte.

So werden die Charaktere in Preußen durch sechs Jahre gehärtet.

Es war nicht mehr ein großer Staat, welcher im Frühjahr 1813 zu seinem Kampf um Leben und Tod rüstete. Was von Preußen noch übrig war, umfaßte nur 4 700 000 Menschen. Dieses kleine Volk hat im ersten Feldzug ein Heer von 247 000 Mann ins Feld gestellt, von je neunzehn Menschen, Frauen, Kinder, Greise mitgerechnet, je einen. Was das bedeutet, wird klar, wenn man berechnet, daß eine gleiche Anstrengung des gegenwärtigen (1871) Deutschen Reiches von 40 Millionen Einwohnern die ungeheure Zahl von reichlich 2 Millionen Soldaten zur Feldarmee geben würde*. Und diese Summe drückt nur das Verhältnis der Menschenzahl, nicht des damaligen und gegenwärtigen Wohlstandes aus.

Denn es war auch ein sehr armes Volk, welches in den Krieg zog. Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker kämpften seit sechs Jahren fruchtlos gegen die eiserne Zeit; dem

* Bei der Summe von 247 000 Kriegern sind die Freikorps abgezogen, weil sie meist aus Nichtpreußen bestanden. Die Berechnung Beitzkes, deren Ziffer hier festgehalten wurde, weil sie die niedrigste ist, rechnet allerdings auch die Landwehrbataillone und Eskadronen, welche im Laufe des Feldzuges aus dem Terrain jenseit der Elbe formiert wurden, es sind daher etwa 20 000 Mann von seiner Summe abzusetzen. Aber da seine Rechnung nur die Stärke des ausrückenden Heeres begreift, nicht aber die Ergänzungen, welche bis zur Schlacht bei Leipzig fast ganz aus dem alten Terrain Preußens aufgebracht wurden, so ist doch die Ziffer eher zu niedrig als zu hoch gegriffen. – Im Jahre 1815 war das Verhältnis der Krieger zur Bevölkerung noch auffallender. Damals hatte Ostpreußen sieben Prozent seiner Einwohner, jeden siebenten Menschen männlichen Geschlechts in den Krieg gesandt, es waren fast nur Kinder und ältere Leute im Lande, sehr wenig Männer von 18–40 Jahren. – Die Ziffer der Bevölkerung ist nach der letzten amtlichen Zählung von 1810 gerechnet. Preußen hatte nach dem Frieden von Tilsit noch Neuschlesien an Polen abgeben müssen, dadurch und in der elenden Zeit seit 1806 mehr als 300 000 Menschen verloren. Es ist deshalb auch bis Frühjahr 1813 keine Zunahme der Bevölkerung anzunehmen. Außerdem waren die Hauptfestungen in französischen Händen, und ihre Einwohnerzahl ist bei einer Abschätzung der Leistungen des Volkes noch abzurechnen.

Landwirt war mehr als einmal sein Getreideboden geleert, seine besten Pferde aus dem Stall geführt worden, das verschlechterte Geld, welches im Lande umrollte, störte den Binnenverkehr mit den nächsten Nachbarn, die ersparten Taler aus besserer Zeit waren längst ausgegeben. In den Tälern des Gebirges hungerte das Volk, auf der Marschlinie der großen Armee war drückender Mangel an notwendigen Lebensmitteln, Gespanne und Saatkorn hatten schon seit 1807 dem Landmann gefehlt, im Jahre 1812 trat dieselbe Not ein.

Es ist wahr, heißer Schmerz über den Sturz Preußens, tiefer Haß gegen den Kaiser Frankreichs arbeiteten in dem Volk. Aber großes Unrecht würde den Preußen tun, wer ihre Erhebung vorzugsweise aus der finsteren Gewalt des Ingrimms herleiten wollte. Mehr als einmal in alter und neuer Zeit hat eine Stadt, auch ein kleines Volk in Verzweiflung seinen Todeskampf bis zum äußersten durchgekämpft, mehr als einmal setzt uns der wilde Heldenmut in Erstaunen, welcher den freiwilligen Tod durch die Flammen des eigenen Hauses oder durch die Geschosse der Feinde der Ergebung vorzieht. Aber solche hohe Steigerung des Widerstandes ist sonst nicht frei von einem düsteren Fanatismus, der die Seelen bis zur Raserei entflammt. Davon ist in Preußen kaum eine Spur. Im Gegenteil, durch das ganze Volk geht ein Zug von herzlicher Wärme, ja von einer stillen Heiterkeit, die uns unter all dem Großen der Zeit am meisten rührt. Es ist gläubiges Vertrauen zur eigenen Kraft, Zuversicht zu der guten Sache, überall eine unschuldige jugendliche Frische des Gefühls.

Beispiellos ist diese Stimmung; schwerlich, solange es Geschichte gibt, hat ein zivilisiertes Volk das Größte in so reiner Begeisterung geleistet. Für den Deutschen aber hat dieses Moment im Leben seiner Nation eine besondere Bedeutung. Seit vielen hundert Jahren geschah es zum ersten Male, daß die politische Begeisterung im Volk zu hellen Flammen aufschlug. Durch Jahrhunderte hatte der einzelne in Deutschland unter der Herrschaft des fürstlichen Staates gestanden, oft ohne Liebe, Freude und Ehre, immer ohne tätigen An-

teil. Jetzt in der höchsten Not nahm das Volk sein altes unveräußerliches Recht wieder in Anspruch. Seine ganze Kraft warf es freiwillig und freudig in einen tödlichen Krieg, um seinen Staat vom Untergang zu retten.

Und noch höhere Bedeutung hat der Kampf für Preußen und sein Königsgeschlecht. Durch hundertfünfzig Jahre hatten die Hohenzollern ihre Untertanen zu einem Volk, unverbundene Landschaften zu einem Staat zusammengeschlossen. Ein großer Fürst, teure Siege, glänzende Erfolge des Hauses hatten dem neuen Volk Liebe zu seinen Fürsten gegeben. Jetzt war die Regierungskunst eines Hohenzollern zu schwach gewesen, das Erbe seiner Väter zu erhalten. Jetzt kam das Volk, das seine Ahnen geschaffen, und gab der letzten Anstrengung, die sein Fürst machen konnte, eine Richtung und eine Größe, welche den König fast wider seinen Willen aus der Niederlage emporriß. Mit seinem Blut zahlte das preußische Volk dem Geschlecht seiner Fürsten für das Große und Gute, das ihm die Hohenzollern getan. Und diese Hingabe, so treu und pflichtvoll, ging aus der sicheren Empfindung hervor, daß Leben und die wahren Interessen des Fürstenhauses und des Volkes eins waren. Auch diese Art von Erhebung ist ohne Beispiel in der Geschichte.

Wer aber das Aufglühen der Volkskraft im Jahre 1813 betrachtet, der findet noch einiges Besondere darin, was schon uns, den Söhnen, fremdartig erscheint. Wenn jetzt eine große politische Idee das Volk erfüllt, so vermögen wir genau die Stadien zu bestimmen, welche sie zu durchlaufen hat, bevor sie sich zu einem festen Wollen verdichtet. Die Presse beginnt zu belehren und zu erwärmen, Gleichgesinnte treten in öffentlichen Versammlungen zusammen, der Vortrag des begeisterten Redners übt seine Wirkung. Allmählich vergrößert sich die Zahl der Teilnehmenden, aus dem Streit verschiedener Ansichten, welche in der Öffentlichkeit gegeneinander kämpfen, entwickelt sich die Erkenntnis dessen, was Not tut, Einsicht in Wege und Mittel, dann der Wille solche Forderung durchzusetzen, Opferlust, Hingabe. Von dieser allmählichen Steigerung der Volksstim-

mung durch ein öffentliches Leben ist im Jahre 1813 noch kaum eine Spur. Was auf die Nation von außen wirkt, ist von anderer Art: die Phantasie wird durch einzelne Bilder in Anspruch genommen, die Empfindung durch einzelne große Momente angeregt; im ganzen aber liegt eine Stille auf dem Volk, die man wohl episch nennen darf. Gleichzeitig bricht das Gefühl in Millionen auf, nicht reich an Worten, ohne glänzenden Schein, immer noch still und, wie eine Naturkraft, von unwiderstehlicher Gewalt. Es ist eine Freude diesen Verlauf in einzelnen Hauptmomenten zu betrachten. Nicht wie er in hervorragenden Personen, sondern wie er im Leben des kleinen Mannes sichtbar wurde, soll hier dargestellt werden.

Es war nach dem Neujahr 1813. Das scheidende Jahr hatte dem neuen einen strengen Winter als Erbschaft zurückgelassen, aber in Haufen standen die Leute auch in einer mäßigen Stadt vor dem Posthause. Glücklich, wer zuerst das Zeitungsblatt nach Hause trug. Kurz und vorsichtig war der Bericht über die Ereignisse dieser Tage, denn in Berlin saß der französische Militärgouverneur und bewachte jede Äußerung der verschüchterten Presse. Dennoch war längst die Kunde von dem Schicksal der großen Armee bis in die entlegenste Hütte gedrungen, zuerst dunkle Gerüchte von Not und Verlust, dann die Nachricht von einem ungeheuren Brand in Moskau und den himmelhohen Flammen, die rings um den Kaiser aus dem Boden gestiegen waren. Dann von einer Flucht durch Eis und Wüsteneien, von Hunger und unsäglichem Elend. Vorsichtig sprach auch das Volk darüber, denn die Franzosen lagerten nicht nur in der Hauptstadt und den Festungen des Landes, sie hatten ihre Agenten auch in den Provinzen, Späher und verhaßte Angeber, denen der Bürger aus dem Wege ging. Seit den letzten Tagen wußte man, daß der Kaiser selbst von seinem Heer geflohen war. In offenem Schlitten, nur einen Begleiter neben sich, war er verhüllt, als Herzog von Vicenza, Tag und Nacht durch preußisches Land gefahren. Am 12. Dezember war er um acht Uhr abends in Glogau angelangt, dort hatte er eine Stunde geruht und war um zehn

Uhr in grimmiger Kälte aufgebrochen. Am nächsten Morgen war er zu Hainau in der alten Burg eingefahren, wo damals der Posthof war. Dort hatte die entschlossene Postmeisterin Gramsch ihn erkannt, in ihrer Küche mit den Löffeln geschlagen und geschworen, ihm keinen Tee zu gönnen, sondern einen anderen Trunk zu brauen. Durch die ängstlichen Vorstellungen ihrer Umgebung war sie endlich bis auf Kamillentee erweicht worden, den sie mit hartem Fluch in die Kanne goß. Er hatte doch getrunken und war weitergejagt, auf Dresden zu. Jetzt war er in Paris angekommen, man las in den Zeitungen, wie glücklich Paris war, wie zärtlich ihn seine Gemahlin und sein Sohn begrüßt hatten, wie wohl sich der Kaiser befinde, und daß er bereits am 27. Dezember die schöne Oper „Das befreite Jerusalem" angehört habe. Und man las weiter, daß die große Armee trotz Ungunst der Jahreszeit doch noch in furchtbaren Massen über Preußen zurückkehren solle, und daß der Kaiser von neuem rüste. Aber man las auch von der Untersuchung gegen General Malet. Und man wußte, wie frech sich die Lüge in den französischen Zeitungen breitete.

Man sah, was von der großen Armee übrig war. In den ersten Tagen des Jahres fielen die Schneeflocken; weiß wie ein Leichentuch war die Landschaft. Da bewegte sich ein langsamer Zug geräuschlos die Landstraße zu den ersten Häusern der Vorstadt. Das waren die rückkehrenden Franzosen. Sie waren vor einem Jahr der aufgehenden Sonne zugezogen mit Trompetenklang und Trommelgerassel, in kriegerischem Glanz und empörendem Übermut. Endlos waren die Truppenzüge gewesen, Tag für Tag ohne Aufhören hatte sich die Masse durch die Straßen der Stadt gewälzt, nie hatten die Leute ein so ungeheures Heer gesehen, alle Völker Europas, jede Art von Uniformen, Hunderte von Generälen. Die Riesenmacht des Kaisers war tief in die Seelen gedrückt, das militärische Schauspiel mit seinem Glanz und seinen Schrecken füllte noch die Phantasie.

Aber auch die unbestimmte Erwartung eines furchtbaren Verhängnisses. Einen Monat hatte der endlose Durchzug gedauert, wie Heuschrecken hatten die Fremden von Kolberg

bis Breslau das Land aufgezehrt. Denn schon im Jahre 1811 war eine Mißernte gewesen, kaum hatten die Landleute Samenhafer erspart, den fraßen 1812 die französischen Kriegspferde, sie fraßen den letzten Halm Heu, das letzte Bund Stroh, die Dörfer mußten das Schock Häckselstroh mit sechzehn Talern, den Zentner Heu mit zwei Talern bezahlen. Und gröblich, wie die Tiere, verzehrten die Menschen. Vom Marschall bis zum gemeinen Franzosen waren sie nicht zu sättigen. König Hieronymus hatte in Glogau, keiner großen Stadt, täglich vierhundert Taler zu seinem Unterhalt erpreßt, der Herzog von Abrantes vier Wochen lang täglich fünfundsiebzig Taler. Die Offiziere hatten von der Frau des armen Dorfgeistlichen gefordert, daß sie ihnen die Schinken in Rotwein koche; den fettesten Rahm tranken sie aus Krügen und gossen Zimtessenz darüber, auch der Gemeine bis zum Trommler hatte getobt, wenn er Mittags nicht zwei Gänge erhielt, wie Wahnsinnige hatten sie gegessen. Aber schon damals ahnte das Volk, daß die Frevelhaften so nicht zurückkehren würden. Und die Franzosen sagten das selbst. Wenn sie sonst mit ihrem Kaiser in den Krieg gezogen waren, hatten ihre Rosse gewiehert, sooft sie aus dem Stall geführt wurden, damals hingen sie traurig die Köpfe; sonst waren die Krähen und Raben dem Heer des Kaisers entgegengeflogen, damals begleiteten die Vögel der Walstatt das Heer nach Osten, ihren Fraß erwartend*.

Aber was jetzt zurückkehrte, das kam kläglicher, als einer im Volk geträumt hatte. Es war eine Herde armer Sünder, die ihren letzten Gang angetreten hatten, es waren wandelnde Leichen. Ungeordnete Haufen aus allen Truppengattungen und Nationen zusammengesetzt, ohne Kommandoruf und Trommel, lautlos wie ein Totenzug nahten sie der Stadt. Alle waren unbewaffnet, keiner beritten, keiner in vollständiger Montur, die Bekleidung zerlumpt und unsauber, aus den Kleidungsstücken der Bauern und ihrer Frauen ergänzt. Was jeder gefunden, hatte er an Kopf und Schultern gehängt, um eine Hülle gegen die markzerstörende Kälte zu haben: alte Säcke, zerrissene Pferdedecken, Teppiche, Schals, frisch abgezogene Häute von Katzen und Hunden; man sah Grenadiere in großen Schafpelzen, Kürassiere, die Weiberröcke von buntem Fries wie spanische Mäntel trugen. Nur wenige hatten Helm und Tschako, jede Art Kopftracht, bunte und weiße Nachtmützen, wie sie der Bauer trug, tief in das Gesicht gezogen, ein Tuch oder ein Stück Pelz zum Schutz der Ohren darüber geknüpft, Tücher auch über den unteren Teil des Gesichts. Und doch waren der Mehrzahl Ohren und Nasen erfroren und feuerrot, erloschen lagen die dunklen Augen in ihren Höhlen. Selten trug einer Schuh oder Stiefel, glücklich war, wer in Filzsocken oder in weiten Pelzschuhen den elenden Marsch machen konnte, vielen waren die Füße mit Stroh umwickelt, mit Decken, Lappen, dem Fell der Tornister oder dem Filz von alten Hüten. Alle wankten auf Stöcke gestützt, lahm und hinkend. Auch die Garden unterschieden sich von den übrigen wenig, ihre Mäntel waren verbrannt, nur die Bärenmützen gaben ihnen noch ein militärisches Ansehen. So schlichen sie daher, Offiziere und Soldaten durcheinander mit gesenktem Haupt, in dumpfer Betäubung. Alle waren durch Hunger und Frost und unsägliches Elend zu Schreckensgestalten geworden.

Tag für Tag kamen sie jetzt auf der Landstraße heran, in der Regel sobald die Abenddämmerung und der eisige Winternebel über den Häusern lag. Dämonisch erschien das lautlose Erscheinen der schrecklichen Gestalten, entsetzlich die Leiden, welche sie mit sich brachten; die Kälte in ihren Leibern sei nicht fortzubringen, ihr Hunger sei nicht zu stillen, behauptete das Volk. Wurden sie in ein warmes Zimmer geführt, so drängten sie mit Gewalt an den heißen Ofen, als wollten sie hineinkriechen, vergebens mühten sich mitleidige Hausfrauen, sie von der verderblichen Glut zurückzuhalten. Gierig verschlangen sie das trockene Brot, einzelne vermochten nicht aufzuhören, bis sie starben. Bis nach der Schlacht bei Leipzig lebte im Volk der Glaube, daß sie vom Himmel mit ewigem Hunger gestraft seien. Noch dort geschah es, daß Gefangene in der Nähe ihres Lazaretts sich

* Schlosser, Erlebnisse eines sächsischen Landpredigers von 1806–1815, S. 66. Die fremden Nationen, Portugiesen, Italiener, waren mäßiger.

die Stücke toter Pferde brieten, obgleich sie bereits regelmäßige Lazarettkost erhielten; noch damals behaupteten die Bürger, das sei ein Hunger von Gott, einst hätten sie die schönsten Weizengarben ins Lagerfeuer geworfen, hätten gutes Brot ausgehöhlt, verunreinigt und auf dem Boden gekollert, jetzt seien sie verdammt, durch keine Menschenkost gesättigt zu werden*.

Überall in den Städten der Heerstraße wurden für die Heimkehrenden Lazarette eingerichtet, und zugleich waren alle Krankenstuben überfüllt, giftige Fieber verzehrten dort die letzte Lebenskraft der Unglücklichen. Ungezählt sind die Leichen, welche herausgetragen wurden, auch der Bürger mochte sich hüten, daß die Ansteckung nicht in sein Haus drang. Wer von den Fremden vermochte, schlich deshalb nach notdürftiger Ruhe, müde und hoffnungslos der Heimat zu. Die Buben auf der Straße aber sangen: „Ritter ohne Schwert, Reiter ohne Pferd, Flüchtling ohne Schuh, nirgend Rast und Ruh. So hat sie Gott geschlagen, mit Mann und Roß und Wagen", und hinter den Flüchtlingen gellte der höhnende Ruf: „Die Kosaken sind da!" Dann kam in die flüchtige Masse eine Bewegung des Schreckens, und schneller wankten sie zum Tor hinaus.

Das waren die Eindrücke des Winters von 1813. Unterdes hatte die Zeitung gemeldet, daß General Yorck mit dem Russen Wittgenstein die Konvention von Tauroggen abgeschlossen hatte. Und mit Schrecken hatte der Preuße gelesen, daß der König den Vertrag verwarf, den General seines Kommandos entsetzte. Aber gleich darauf sagte man sich, daß das nicht Ernst werden könne, denn der König war aus Berlin, wo sein teures Haupt unter den Franzosen nicht mehr sicher war, nach Breslau abgereist. Jetzt hoffte man.

In der Berliner Zeitung vom 4. März las man unter den ankommenden Fremden noch französische Generäle, aber an demselben Tage betrat „Herr von Tschernitschef, Kommandeur eines Korps Kavallerie," in friedlicher Ordnung die Hauptstadt.

* Schlosser, Erlebnisse, S. 129.

Seit drei Monaten wußte man, daß der russische Winter und das Heer des Kaisers Alexander die große Armee verdorben hatten. Schon in der Weihnachtszeit hatte Gropius für die Berliner den Brand von Moskau im Diorama aufgestellt. Seit einigen Wochen waren unter den neuen Büchern häufig solche, welche russisches Wesen behandelten, Beschreibungen des Volkes, russische Dolmetscher, Hefte russischer Nationalmusik. Was von Osten kam, wurde verklärt durch den leidenschaftlichen Wunsch des Volkes. Niemand mehr, als die Vortruppen des fremden Heeres, die Kosaken. Nächst dem Frost und Hunger galten sie als die Besieger der Franzosen. Wunderbare Geschichten von ihren Taten flogen ihnen voraus. Sie sollten halbwilde Männer sein, von großer Einfachheit der Sitten und von ausgezeichneter Herzlichkeit, von unbeschreiblicher Gewandtheit, Schlauheit und Tapferkeit. Wie schnell ihre Pferde, wie unwiderstehlich ihr Angriff sei, wurde gerühmt, daß sie die größten Flüsse durchschwimmen, die steilsten Hügel erklettern, die grimmigste Kälte mit gutem Mut ertragen könnten.

Schon am 17. Februar waren sie in der Nähe von Berlin erschienen; seitdem erwartete man sie täglich in den Städten, welche weiter nach Westen lagen, täglich zogen die Knaben aus den Toren, um zu spähen, ob ein Trupp heranreite. Als endlich ihre Ankunft verkündet wurde, strömte alt und jung auf die Straßen. Mit fröhlichem Zuruf wurden sie bewillkommt, eifrig trugen die Bürger herbei, was das Herz der Fremden erfreuen konnte, man war der Ansicht, daß Branntwein, Sauerkraut, Heringe ihrem nationalen Geschmack am meisten entsprechen würden. Alles an ihnen wurde bewundert, ihre starken Vollbärte, das lange dunkle Haar, der dicke Schafpelz, die weiten blauen Hosen und ihre Waffen: Piken, lange türkische Pistolen, oft von kostbarer Arbeit, die sie in breitem Ledergurt um den Leib trugen, und der krumme Türkensäbel. Erfreut sah man, wie sie sich auf die Pike stützten und behend über das dicke Sattelkissen schwangen, das ihnen zugleich als Mantelsack diente. Und wenn sie darauf die Pike einlegten und ihre mageren Pferde mit lautem Hurra antrieben, oder wenn sie gar ihre

Lanze mit einem Riemen am Arm befestigten und dahintrotteten, ein fremdes Werkzeug, den Kantschu, das Staunen der Jugend, in der rechten Hand schwingend — dann trat jeder zur Seite und blickte ihnen achtungsvoll nach. Auch ihre Reiterkünste entzückten. In Karriere beugten sie sich zur Erde und hoben die kleinsten Gegenstände auf. Im schnellsten Ritt drehten sie die Pike wirbelnd um den Kopf und trafen sicher den Gegenstand, nach dem sie zielten*. Das frohe Erstaunen wich bald vertraulichen Empfindungen. Schnell gewannen sie das Herz des Volkes. Sie waren besonders freundlich gegen die Jugend, hoben die Kinder auf ihre Pferde und ritten mit ihnen auf dem Platz umher. In den Familien wurde gesungen, wie der Behauptung nach die Kosaken sangen. Jeder Knabe wurde Kosak oder doch Kosakenpferd. Freilich wurden einige Gewohnheiten der heldenhaften Freunde empfindlich, sie hatten die Unart zu mausen, und in ihren Nachtquartieren merkte man's handgreiflich, daß sie gar nicht säuberlich waren. Dennoch blieb ihnen bei Freund und Feind lange noch ein phantastischer Schimmer, selbst als sie sich in den Kämpfen, die jetzt unter zivilisierten Menschen geführt wurden, als räuberisch, unzuverlässig und wenig brauchbar erwiesen. Als sie später aus dem Kriege heimkehrten, bemerkte man, daß sie sich sehr verschlimmert hatten.

Nur dreimal in der Woche wurden die Zeitungen ausgegeben, und die Wege waren im Tauwetter des Frühjahrs schlecht; so zogen die Neuigkeiten nur langsam, in Absätzen durch die Provinzen, auch wo nicht Truppenmärsche und das Gewirr des Kampfes zwischen vordringenden Russen und weichenden Franzosen hinderte. Aber jedes Blatt, jedes Gerücht, das neue Kunde aus der Provinz Preußen zuführte, wurde mit gespannter Teilnahme aufgenommen. Es wurde auch darüber in den Familien, in den Gesellschaften der Stadt gesprochen, aber leidenschaftlichen Ausdruck hatte die Erregung selten. Es ist wahr, in den Seelen war ein

* Mehrere Einzelheiten hier und im folgenden nach einer handschriftlichen Aufzeichnung des Appellationsrats Tepler in Naumburg, für deren gütige Mitteilung der Herausgeber dankbar ist.

pathetischer Zug, aber nicht mehr in Wort und Gebärde kam er zutage. Hundert Jahre hatte der Deutsche seine Tränen mit Behagen betrachtet und um nichts große Gefühle gehegt, jetzt trat das Größte mächtig an sein Leben, und es fand ihn still, ohne jede Phrase, mit verhaltenem Atem bändigte er sein unruhiges Herz. Kam eine große Nachricht, dann trat dem Hausherrn, der die Botschaft den Seinen verkündete, wohl die Träne in die Augen; er wischte sie heimlich ab. Diese Ruhe und Selbstbeherrschung ist für uns das Eigentümlichste jener Zeit.

Was sonst noch von außen an den einzelnen schlug, das wurde weit mehr deshalb aufgenommen, weil es der eigenen Stimmung entsprach, als weil es eine höhere gab. Mit Erbauung wurden einzelne kleine Flugschriften gelesen, am liebsten, was der treue Arndt so mannhaft seinem Volk zurief. Neue Lieder flatterten durch das Land, in kleinen Heften, nach dem Bänkelsängergebrauch „Gedruckt in diesem Jahr", in der Regel schlecht und roh, voll Haß und Spott, schon einzelne heißempfundene darunter; es waren Vorläufer der schönen Jünglingspoesie, welche wenige Monate darauf von den preußischen Bataillonen gesungen wurde, wenn sie in die Schlacht zogen. Die besseren dieser Lieder wurden in den Familien zum Klavier gesungen, oder der Gatte blies die Melodie auf der Flöte, die damals noch zur Hausmusik gehörte, und die Mutter mit den Kindern sang leise den Text. Durch Wochen war es das innigste Abendvergnügen. Stärker als auf den Gebildeten wirkten die Verse auf die kleinen Kreise des Volkes, schnell verdrängten sie den alten Vorrat von Gassenliedern. Zuweilen kaufte der Städter auch eine der häßlichen Karikaturen auf Napoleon und seine Armee, welche damals als Flugblätter im Lande vertrieben wurden, oft aber durch den Pariser Dialekt ihres Textes verraten, daß sie von den Franzosen verfertigt sind. Die Roheit und schadenfrohe Gemeinheit, welche uns an den meisten verletzt, übersah man damals leicht, weil sie demselben Haß dienten; sie haben nur in größeren Städten das Volk der Straße beschäftigt, im Lande selbst geringe Einwirkung geübt.

In solcher Stimmung empfing das Volk die großen Erlasse seines Königs, welche vom 3. Februar, wo die freiwilligen Jäger, bis zum 17. März, wo die Landwehr aufgerufen wurde, die gesamte Wehrkraft Preußens unter die Waffen stellten. Wie ein Frühlingssturm, der die Eisdecke bricht, fuhren sie durch die Seele des Volkes. Hoch wogte die Strömung, in Rührung, Freude, stolzer Hoffnung schlugen die Herzen. Und wieder in diesen Monaten des höchsten Schwunges dieselbe Einfachheit und ruhige Fassung. Es wurden nicht viele Worte gemacht, kurz war der Entschluß. Die Freiwilligen sammelten sich still in den Städten ihrer Landschaft und zogen mit ernstem Gesang aus den Toren zur Hauptstadt, nach Königsberg, Breslau, Kolberg, bald auch nach Berlin. Die Geistlichen verkündeten in der Kirche den Aufruf des Königs; es war das kaum nötig, die Leute wußten bereits, was sie zu tun hatten. Als ein junger Theologe, der predigend seinen Vater vertrat, die Gemeinde von der Kanzel ermahnte, ihre Pflicht zu tun und zufügte, daß er nicht leere Worte spreche und sogleich nach dem Gottesdienst selbst als Husar eintreten werde, da stand sofort in der Kirche eine Anzahl junger Männer auf und erklärte, sie würden dasselbe tun. Als ein Bräutigam zögerte, sich von seiner Verlobten zu trennen, und ihr endlich doch seinen Entschluß verriet, sagte ihm die Braut, sie habe in der Stille getrauert, daß er nicht unter den ersten aufgebrochen sei*. Es war in der Ordnung, es war nötig, die Zeit war gekommen, niemand fand etwas Außerordentliches darin. Die Söhne eilten zum Heer und schrieben vor dem Aufbruch ihren Eltern von dem fertigen Entschluß; die Eltern waren damit einverstanden, es war auch ihnen nicht auffallend, daß der Sohn selbstwillig tat, was er tun mußte. Wenn ein Jüngling sich zu einem der Sammelpunkte durchgeschlagen hatte, fand er wohl seinen Bruder bereits ebendort, der von anderer Seite zugereist war, sie hatten einander nicht einmal geschrieben.

Die akademischen Vorlesungen mußten geschlossen werden,

* Denknisse eines Deutschen. S. 229.

in Königsberg, Berlin, Breslau. Auch die Universität Halle, noch unter westfälischer Herrschaft, hörte auf; die Studenten waren einzeln oder in kleinen Haufen aus dem Tor nach Breslau gezogen. Die preußischen Zeitungen meldeten das lakonisch in den zwei Zeilen: „Aus Halle, Jena, Göttingen sind fast alle Studenten in Breslau angekommen, sie wollen den Ruhm teilen, die deutsche Freiheit zu erkämpfen.“ Auf den Gymnasien waren die Großen und Alten nicht immer für die besten Schüler gehalten worden, und mit geringer Achtung hatten die Lehrer über die griechische Grammatik nach den hinteren Bänken gesehen, wo die Recken mißvergnügt saßen; jetzt waren sie die Beneideten, der Stolz der Schule, herzlich drückten die Lehrer ihnen die Hand, und mit Bewunderung sahen die Jüngeren den Scheidenden nach. Nicht nur die erste blühende Jugend trieb es in den Kampf, auch die Beamten, unentbehrliche Diener des Staates, Richter, Landräte, Männer aus jedem Kreise des Zivildienstes. Auch die Stadtgerichte, die Departements der Landesregierungen, die Bureaus der Subalternen begannen sich zu leeren. Schon am 2. März mußte ein königlicher Erlaß diesen Eifer einschränken, der Ordnung und Verwaltung des Staates ganz aufzuheben drohte; der Zivildienst dürfe nicht leiden, wer Soldat werden wolle, bedürfe dazu der Erlaubnis seiner Vorgesetzten, wer die Verweigerung seiner Bitte nicht tragen könne, müsse den Entscheid des Königs selbst anrufen. Auch der Landadel, der in den letzten Jahren grollend den Umsturz alter Privilegien getragen hatte, jetzt fand er sich wieder. Die Stärkeren traten in allen Kreisen an die Spitze der Bewegung, auch die Schwachen folgten endlich dem übermächtigen Impulse. Wenige Familien, die nicht ihre Söhne dem Vaterland darboten, vieler Namen stehen in gehäufter Zahl in den Listen der Regimenter. Vor allen der Adel Ostpreußens. Derselbe Alexander Graf von Dohna-Schlobitten, welcher 1802 Minister des Innern gewesen war, war der erste Landwehrmann, welcher sich im Bataillon des Mohrunger Kreises einschreiben ließ. Wilhelm Ludwig Graf von der Gröben, Hofmarschall des Prinzen Wilhelm, trat als Unteroffizier in das Regiment Prinz Wilhelm Dra-

goner; drei seines Geschlechts fielen auf den Schlachtfeldern dieses Krieges. Solches Beispiel wirkte auch auf das Landvolk. Ungezählt ist die Menge der Kleinen, die mit ihren gesunden Gliedern dem Staat alles brachten, was sie besaßen.

Während die Preußen an der Weichsel in dem Drang der Stunde ihre Rüstungen selbständiger, mit schnell gefundener Ordnung und unerhörter Hingabe betrieben, wurde Breslau seit Mitte Februar Sammelpunkt für die Binnenlandschaften. Zu allen Toren der alten Stadt zogen die Haufen der Freiwilligen herein. Unter den ersten waren dreizehn Bergleute mit drei Eleven aus Waldenburg, Kohlengräber, die ärmsten Leute, ihre Mitknappen arbeiteten so lange umsonst unter der Erde, bis sie zur Ausrüstung für die Kameraden 221 Taler zusammenbrachten: gleich darauf folgten die oberschlesischen Bergleute mit ähnlichem Eifer. Kaum wollte der König solche Opferfähigkeit des Volkes für wahr halten; als er von den Fenstern des Regierungsgebäudes den ersten langen Zug der Wagen und Männer sah, welcher aus der Mark ihm nachgereist war und die Albrechtstraße füllte, als er den Zuruf hörte und die allgemeine Freude erkannte, rollten ihm die Tränen über die Wangen, und Scharnhorst durfte fragen, ob er jetzt an den Eifer des Volkes glaube.

Mit jedem Tag steigt der Andrang. Die Väter bieten ihre gerüsteten Söhne dar, unter den ersten der Geheime Kriegsrat Eichmann, der zwei Söhne, und der frühere Sekretär von Haugwitz, Bürde, welcher drei Söhne bewaffnete. Landschaftssyndikus Elsner zu Ratibor stellt sich selbst und rüstet drei freiwillige Jäger, Geheimer Kommerzienrat Krause in Swinemünde sendet einen reitenden Jäger ganz ausgerüstet mit vierzig Dukaten und dem Anerbieten, zwanzig Jäger zu Fuß zu rüsten und ein Jahr zu besolden und zehn Molden Blei zu liefern; Justizrat Eckart in Berlin leistet auf seinen Gehalt von 1450 Talern Verzicht und tritt als Kavallerist in Dienst, ein Rothkirch stellt sich selbst und zwei equipierte Leute zur Kavallerie, außerdem fünf Pferde, dreihundert Scheffel Getreide und alle tauglichen Arbeits-

pferde seines Gutes zum Fuhrwesen. Unter den Feurigsten war der wilde Heinrich von Krosigk, Senior eines alten Geschlechts auf Poplitz bei Alsleben. Sein Gut lag im Königreich Westfalen. Er hatte nach 1807 in seinem Park eine Säule von rotem Sandstein mit den eingegrabenen Worten errichtet: „Fuimus Troes" und hatte die Franzosen und das Königreich Westfalen mit herber Verachtung behandelt. Seiner Einquartierung hatte er stets den schlechtesten Wein hingesetzt, er selbst mit den Freunden hatte den bessern getrunken, sobald sich die Fremden entfernten, und wenn sich ein Franzose beklagt hatte, war er grob und zu jeder Genugtung bereit gewesen, die geladenen Pistolen hatten immer auf seinem Tisch gelegen. Zuletzt zwang er gar seine Bauern, die Gendarmen ihres eigenen Königs zu arretieren. Jetzt war er gerade erst aus der Festung Magdeburg, wohin ihn die Franzosen geführt, ausgebrochen und hatte sein Gut den Feinden preisgegeben. Der heldenhafte Mann fiel bei Möckern.

So geht es in langer Reihe fort, bald folgten die Städte und Kreise. Schievelbein, damals der kleinste und ärmste Kreis Preußens, war der erste, welcher anzeigte, daß er dreißig Reiter stelle, ausrüste, auf drei Monate besolde; Stolpe war eine der ersten Städte, welche meldete, daß sie zur Ausrüstung der freiwilligen Jäger 1000 Taler sogleich und fortan jeden Monat 100 zahlte; Stargard hatte zu demselben Zweck schon am 20. März 6169 Taler und 1170 Lot Silber gesammelt, ein einzelner Gutsbesitzer K. hatte 616 Lot gegeben. Immer größer und zahlreicher werden die Angebote, bis die Organisation der Landwehr den Kreisen volle Gelegenheit gibt, ihre Hingabe in dem eigenen Bezirk zu betätigen.

Die einzelnen blieben nicht zurück. Wer nicht selbst ins Feld zog oder einen seiner Familie ausrüsten half, der suchte durch Gaben dem Vaterland zu helfen. Es ist eine holde Arbeit, die langen Verzeichnisse der eingelieferten Spenden zu durchmustern. Beamte verzichten auf einen Teil ihres Gehaltes, Leute von mäßigem Wohlstand geben einen Teil ihres Vermögens, Reiche senden ihr Silbergeschirr, Ärmere

bringen ihre silbernen Löffel; wer kein Geld zu opfern hat bietet von seinen Habseligkeiten, seiner Arbeit. Gewöhnlich wird es, daß Gatten ihre goldenen Trauringe — sicher oft das einzige Gold, was im Hause war — einsenden (sie erhielten dafür zuletzt eiserne mit dem Bild der Königin Luise zurück), Landleute schenken Pferde, Gutsbesitzer Getreide, Kinder schütten ihre Sparbüchsen aus. Da kommen 100 Paar Strümpfe, 400 Ellen Hemdenleinwand, Stücke Tuch, viele Paar neue Stiefeln, Büchsen, Hirschfänger, Säbel, Pistolen. Ein Förster kann sich nicht entschließen, seine gute Büchse wegzugeben, wie er in lustiger Gesellschaft versprochen hat, und geht daher lieber selbst ins Feld. Junge Frauen senden ihren Brautschmuck ein, Bräute die Halsbänder, die sie von den Geliebten erhalten. Ein Mädchen, der ihr Haar gelobt worden war, schneidet es ab zum Verkauf an den Friseur, patriotische Spekulation verfertigt daraus Ringe, wofür mehr als 100 Taler gelöst werden. Was das arme Volk aufbringen kann, wird eingesendet, mit der größten Opferfreudigkeit gerade von kleinen Leuten*.

* Es sei verstattet, hier aus den Quittungen, welche Heun in den Zeitungen ausstellte, noch einiges anzuführen. Es ist freilich zufällig, was gerade in ihnen an die Spitze gestellt wird, zumal seine Listen nur einen sehr kleinen Teil der Gaben aufzählen, die ostpreußischen gar nicht. — Vor allen sei die erste patriotische Gabe aufgeführt, welche überhaupt im Jahre 1813 öffentlich erwähnt wird. Schon um Neujahr, lange bevor die freiwilligen Jäger gerüstet wurden, stellte die katholische Gemeinde zu Marienburg in Westpreußen alles entbehrliche Silberzeug ihrer Kirche, etwa 100 Kölnische Mark, dem Staat zur Verfügung und bat, weil sie Kirchengut nicht wegschenken dürfe, in Zukunft um die Zinsen des Silberwerts. Der erste Geldbeitrag aber, den Heun verzeichnet, war vom Schneidermeister Hans Hofmann in Breslau, 100 Taler. — Die ersten, welche ein Pferd schenkten, waren die Bauern Johann Hinze in Deutsch-Borgh, Amt Saarmund, und Meyer in Elsholz desselben Amts, der letztere hatte nur zwei Pferde. — Der erste, welcher Hafer schenkte, 100 Scheffel, war ein Arleben. — Die ersten, welche ihre goldenen Trauringe einsandten und die Hoffnung aussprachen, daß viel Gold zusammenkommen könne, wenn das jeder tue, waren der Lotteriekollekteur Rolin und Frau in Stettin. — Die ersten Beamten, welche auf einen Teil ihres Gehalts verzichteten, waren Professor Hermbstädt in Berlin, jährlich 250 Taler, Professor Gravenhorst in Breslau, die Hälfte seines Gehalts, und Professor David Schulz, jährlich 100 Taler. — Der erste, welcher einen Teil seines Vermögens gab, war ein ungenannter Beamter, von 4000 Talern gab er 1000. — Der erste, welcher sein Silbergeschirr einsandte war Graf Sandretzky auf Manze in Schlesien, Wert 1700 Taler, dazu 3 schöne Pferde. — Ein Kanzleidiener 4 silberne Eßlöffel. — Ein Ungenannter 2000 Taler. — Das Schlächtergewerk von Berlin 1000 Taler. — Ein Ungenannter 3 goldene Dosen mit Brillanten, Wert 5300 Taler. — Ein alter Krieger sein einziges Goldstück, Wert 40 Taler. — Eine alte Frau aus einer kleinen Stadt ein Paar wollene Strümpfe.

Nicht selten hat seither der Deutsche zu patriotischem Zweck beigesteuert. Aber die Gaben des großen Jahres verdienen wohl ein höheres Lob. Denn wenn man von jenen Sammlungen der alten Pietisten für ihre menschenfreundlichen Institute absieht, ist es zum erstenmal, daß ein deutsches Volk in solcher Opferlust auflodert. Und überhaupt zum erstenmal, daß dem Deutschen die Freude wird, für seinen Staat freiwillig hinzugeben.

Auch die Summen, welche damals aufgebracht wurden, würden zusammengezogen alles, was seither aus weiteren Landstrichen zusammengeschossen wurde, so weit übersteigen, daß sie kaum verglichen werden dürfen. Allein die Ausrüstung der freiwilligen Jäger und was für die Freischaren in den alten Provinzen gesammelt wurde, muß weit über eine Million gekostet haben. Und sie begreift nur einen kleinen Bruchteil der freiwilligen Gaben und Einsendungen, welche das Volk brachte*. Und wie war das kleine Volk verarmt!

Nahe aneinander lagen auf der Schmiedebrücke in Breslau die beiden Werbestellen für die freiwilligen Jäger und das Lützowsche Freikorps. Für die Jäger arbeitete Professor Steffens, der als erster sich und einen Teil der Breslauer Studenten darbrachte, für die Lützower sprach, gestikulierte und schrieb Ludwig Jahn. Beide Truppen wurden ganz durch patriotische Gaben einzelner ausgerüstet. Die

* Es wurden 10 000 Mann freiwilliger Jäger und etwa die Hälfte der Freischaren mit 2500 Mann aus den alten Provinzen gerüstet, darunter etwa 1500 Pferde. Schlägt man die Kosten eines Jägers zu Fuß auf 60 Taler, die eines Reiters auf 230 Taler an — der Pferdepreis war hoch —, so erhält man die Summe von 1 150 000 Talern, welche sicher zu niedrig ist. Dabei sind der Sold und die Zuschüsse, welche den einzelnen Jägern von Privaten gezahlt wurden, gar nicht gerechnet.

Beiträge für die freiwilligen Jäger sammelte Heun, der hier bessere Geschichten mit treuer Seele durchlebte, als er später in seinen weichlichen Lieslinovellen den Lesern gegönnt hat. Zwischen den Lützowern und den Jägern war ein Wettstreit, ein freundlicher und mannhafter; aber auch hier brach wieder der Gegensatz in den Richtungen hervor: ob mehr deutsch, ob mehr preußisch; noch waren es nur verschiedene Brechungen desselben Lichtstrahls. Auch der alte Gegensatz des Gemüts, der bereits seit dem vorigen Jahrhundert im Bürgertum erkennbar ist, wurde sichtbar: ein weicher, enthusiastischer Sinn und höherer Schwung und wieder feste, umsichtige, bescheidene Kraft. Die erstere Richtung vertraten meist die patriotischen Jünglinge, welche aus der Fremde herzugeeilt waren, die letztere die Preußen. Nicht gleich war das Schicksal der beiden Freiwilligenbureaus. Aus den 10 000 freiwilligen Jägern, welche jedem Regiment der Preußen zugeteilt wurden, ging die Kraft des preußischen Heeres hervor, sie waren das moralische Element der Armee, die Hilfe, Stärke und Ergänzung des Offizierkorps, und sie haben dem preußischen Krieg von 1813 nicht nur die stürmische Tapferkeit, auch den Adel und hohen Sinn gegeben, welcher in der Kriegsgeschichte etwas ganz Neues war. Die Freischar Lützows dagegen erfuhr, daß rauhes Schicksal den Schöpfungen höchster Begeisterung gern feindlich gegenübertritt. Zumeist an sie hatte sich die Poesie der Gebildeten geheftet, sie enthielt einen großen Teil der deutschen Studentenschaft, leidenschaftlich Erregte, aber sie schwoll eben deshalb zu übergroßer Stärke an, die zu behendem Dienst im Rücken des Feindes kaum mehr geeignet war, und ihr Führer, ein braver Soldat, hatte nicht die Eigenschaften und das Glück eines verwegenen Parteigängers. Ihre Kriegstaten entsprachen nicht der hochgespannten Erwartung, womit man ihre Rüstung begleitete, sie hat später einen Teil ihrer tüchtigsten Kräfte an andere Heerkörper abgegeben. Aber unter ihren Offizieren war der Dichter, der vor andern bestimmt war, kommenden Geschlechtern den hinreißenden Zauber jener Tage im Lied zu überliefern, er selbst von vielen rührenden Jünglingsgestalten jenes Kampfes eine der reinsten und herzlichsten im Leben, Lied und Tod: Theodor Körner.

Auch in der großen Stadt, wo der Freiwillige sich die Ausrüstung zu besorgen hatte, fand er nicht ein lärmendes Getöse aufgeregter Massen. Kurz und ernsthaft tat jeder seine Pflicht, ebenso er selbst. Wer kein Geld hatte, den unterhielt der fremde Kamerad, der zufällig mit ihm zusammentraf. Die einzige Sorge des Ankommenden war, seine Armatur zu finden. Hatte er zwei Röcke, so ließ er als Lützower schnell den einen schwarz färben und zurichten, sein größter Kummer war, ob die Patronentasche auch zur Zeit fertig würde. Fehlte ihm alles, und konnte ihm das Bureau nicht sogleich den Bedarf geben, so wagte er nur selten ein Zeitungsinserat, in dem er bat. Sonst hatte ihm das Geld so wenig Bedeutung als seinen Kameraden. Er behalf sich dürftig, was lag jetzt daran, für tönende Phrasen und patriotische Reden hatte er keine Zeit und kein Ohr. Wer ja gespreizt einherging in kriegerischem Putz, wurde verlacht, alles Renommieren und Säbelklirren war verächtlich. So war die Stimmung der Jugend. Es war eine tiefe Begeisterung, eine innige Hingabe, ohne das Bedürfnis des lauten Ausdrucks. Schon damals stieß das Wichtigtun und die Schauspielerei des eifrigen Jahn viele ab, kurz darauf brachte ihn dieselbe Unart sogar in den Ruf eines Poltrons.

In manchem war ein Zug von schwärmerischer Frömmigkeit, nicht in der Mehrzahl. Aber jeder der Bessern war voll von dem Gedanken, daß er jetzt eine Pflicht übernehme, vor der jede andere Erdenpflicht nichts sei; darum kam zu der Freudigkeit, die ihn erfüllte, eine gewisse feierliche Ruhe. In solchem Sinn tat er emsig, ehrbar, gewissenhaft seinen ernsten Dienst, übte sich unermüdlich auch auf der Zimmerecke, die er bewohnte, in Bewegung und Gebrauch der Waffen. Er sang unter Kameraden mit feuriger Empfindung eines der neuen Kriegslieder, aber auch diese Lieder erwärmten ihn, weil sie ernst und feierlich waren wie er selbst. Er wollte nicht Soldat heißen. Das Wort war berüchtigt aus der Zeit, in welcher der Stock herrschte. Er war ein Krieger. Daß er gehorchen müsse, seine Pflicht bis zum

äußersten tun, auch den beschwerlichen Mechanismus des Dienstes, davon war er innig überzeugt. Auch daß er sich musterhaft halten müsse, als Beispiel für die weniger Gebildeten, die neben ihm standen. Er war entschlossen, streng wie er gegen sich war, auch auf die Ehre seiner Kameraden zu halten. In dem heiligen Krieg sollte keine Frechheit und keine Roheit der alten Soldaten die Sache schänden, für die er focht. Er mit seinen „Brüdern" hielt selbst das Ehrengericht und strafte den Unwürdigen. Aber er wollte nicht beim Heer bleiben. Wenn das Vaterland frei war und der Franzose gebändigt, dann wollte er zurückkehren zu seinen Vorlesungen, zu den Akten, in die Arbeitsstube. Denn dieser Krieg war nicht wie ein anderer. Jetzt stand er als Gemeiner in Reih' und Glied, aber wenn er am Leben blieb, würde er übers Jahr wieder sein, was er vorher gewesen.

Neben solche Freiwillige trat der alte Offizier aus der Zeit der Adelsherrschaft und des Stockes. Er hatte seine Pflicht im unglücklichen Krieg getan, er war vielleicht als Gefangener, ausgeplündert, abgerissen durch die Straßen Berlins geschleppt worden, dort hatte das Volk der Straße ihn mit Schmähreden und Flüchen verfolgt und die Faust gegen ihn geballt; dann war nach dem Frieden ein Kriegsgericht über ihn gehalten worden, er war freigesprochen, aber auf elendes Wartegeld entlassen worden. Seitdem hat er gedarbt und in der Stille mit den Zähnen geknirscht, wenn die fremden Sieger ebenso übermütig auf ihn herabsahen, wie einst er selbst auf die Zivilisten. Er hatte, wenn er nicht Weib und Kind erhalten mußte, mit seinen Schicksalsgefährten jahrelang in dürftiger Wohnung gehaust, in unordentlichem Haushalt; einige von den Fehlern des alten Offizierstandes hatte er nicht abgelegt, die Zeit der Entbehrungen hatte ihn nicht weicher und milder gemacht, die herrschende Empfindung seiner Seele war Haß, tiefer, grimmiger Haß gegen den fremden Eroberer. An unsicherer Hoffnung, vielleicht an eitlen Racheplänen hatte er lange gezehrt, jetzt kam die Zeit der Vergeltung. Auch in seinem Haupt hatte die Zeit der Knechtschaft einiges geändert. Er hatte gemerkt, wie ungenügend sein Wissen war, und er

hatte in ernsten Stunden etwas für seine Bildung getan, er hatte gelernt und gelesen, auch er war durch das edle Pathos Schillers begeistert worden. Aber er sah doch mit Mißtrauen und Abneigung auf die neumodischen Krieger, die jetzt vor ihm im Glied stehen sollten, der alte Groll gegen das Schreibervolk war noch sehr lebendig, das ungeschulte Wesen mit seinen hohen Ansprüchen verletzte ihn. Derselbe Gegensatz stieß sich oben wie unten, unter den Generälen wie in der Kompanie. Es ist eine der merkwürdigen Erscheinungen dieses Krieges, daß er so gut gebändigt wurde; die Freiwilligen lernten schnell militärischen Gehorsam und wie wertvoll die Dienstkenntnis ihres Vorgesetzten sei; und der Offizier verlor einiges von der Rauheit und Willkür, womit er sonst seine Mannschaft behandelt hatte. Und er hörte zuletzt behaglich zu, wenn ein verwundeter Jäger mit dem Arzt darüber stritt, ob ihm der flexor des Mittelfingers durchgehauen sei, oder wenn seine Gemeinen beim Biwakfeuer etwa in Erinnerung an juristische Kollegienhefte lebhaft erörterten, ob bei dem zweideutigen Verhältnis, in welches ein Kosak zu einer Gans getreten war, culpa lata oder dolus anzunehmen sei. Im ganzen erwies sich die Mischung als vortrefflich.

Aber unendlich größer als die freiwilligen Leistungen war der Gewinn, welcher für die Regierung Preußens daraus hervorging, daß sie jetzt erst erfuhr, was sie einem solchen Volk als Pflicht zumuten dürfe. Die großartigen Dimensionen, welche der Kampf annahm, die imponierende Kriegsmacht Preußens, das Gewicht, welches dieser Staat durch die Bedeutung seines Heeres bei den Friedensverhandlungen erhielt, beruhen im letzten Grund auf dem hohen Sinn, der in den ersten Frühlingsmonden des Jahres die Welt überraschte. Durch ihn erhielt die Regierung den Mut, die Kräfte so hoch zu spannen, wie sie getan. Daß Ostpreußen außer seinem Kontingent zum stehenden Heer zwanzig Bataillone Landwehr und das berittene Nationalregiment aus eigener Kraft, fast ohne die Regierung zu fragen, in wenigen Wochen aufgestellt hatte, nur diese ungeheure Kraft-

entwicklung machte die Errichtung der Landwehr im ganzen Staatsgebiet möglich.

Und daß auf Befehl seines Königs das Volk dies zweite Heer in geordneter Weise gehorsam und willig schuf, daß es in den alten Provinzen 120 Bataillone und 90 Schwadronen Landwehr rüstete und verpflegte, ist wieder nur ein Teil seiner Anstrengung.

Und wie treu hat es dem Befehl seines Königs gehorcht!

Die Landwehr des Frühjahrs 1813 hatte noch wenig von dem kriegerischen Aussehen, welches sie durch die Schlachten und die spätere Organisation erhielt*. Ihre Mannschaft bestand aus solchen, welche zum Dienst im stehenden Heer nicht herangezogen waren und jetzt aus der männlichen Bevölkerung bis zu vierzig Jahren durch Los und Wahl genommen wurden. Da die gebildete Jugend, das erste Kriegsfeuer der Nation, zum größten Teil bei den freiwilligen Jägern eingetreten war oder die Lücken des stehenden Heeres ergänzt hatte, so wären die Elemente der Landwehr wahrscheinlich von geringer Kriegstüchtigkeit gewesen, wenn nicht auch hier ein Teil der Besitzenden sich freiwillig eingereiht hätte. Es war die schwere Masse des Krieges, die Gemeinen meist Landvolk, die Führer Landedelleute, Beamte, ältere Offiziere auf Halbsold, und wer sonst durch das Vertrauen seines Kreises gewählt war, aber auch junge Freiwillige. Ein ungewöhnliches, bunt zusammengewürfeltes Material für den Felddienst, viele der Offiziere ohne jede Kriegserfahrung wie die Gemeinen. Auch die Ausrüstung war im Anfang nur unvollkommen, sie wurde — bis auf einen Teil der Waffen — von den Kreisen beschafft: die Litewka, lange Hosen von grauer Leinwand, eine Tuchmütze mit weißem Blechkreuz, die Waffen im ersten Glied Piken, im zweiten und dritten Gewehre, der Reiter führte eine Pistole, Säbel und Pike. In der Kreisstadt wurde die Mannschaft eingereiht, exerziert und notdürftig ausgerüstet; bei der Eile geschah es, daß Bataillone zum Heer kommandiert wurden, die noch keine Waffen und kein Schuhwerk hatten, dann zogen die Leute barfuß, mit Stangen der Elbe zu, im Aussehen mehr einem Haufen Räuber als gesetztem Kriegsvolk zu vergleichen, auch sie willig, oft mit Gesang und dem kräftigen Hurra, das sie von den Kosaken angenommen hatten. Durch einige Wochen sah die Linie, zumal der alte Offizier, mit Verachtung auf die neue Einrichtung, niemand grimmiger als der strenge Yorck. Als sich der würdige Oberst Putlitz zu Berlin ein Landwehrkommando ausbat, er, der schon tapfer in der französischen Kampagne gefochten und im Jahre 1807 ein Schützenkorps im schlesischen Gebirge gesammelt hatte, da fragten ihn die Stabsoffiziere spöttisch: ob er sich denn mit diesen Haufen zu schlagen gedenke. Nach dem Krieg erklärte der tapfere General die Zeit, in welcher er Landwehr kommandierte, für die glücklichste seines Lebens. Denn in keiner neuen Organisation des Heeres hat sich die Gewalt des großen Jahres und die Tüchtigkeit des Volkes so glänzend bewährt als in dieser. Diese Bauernknaben und linkischen Ackerknechte wurden in wenig Wochen zuverlässige und tapfere Soldaten. Es ist wahr, sie haben unverhältnismäßigen Verlust an Menschen gehabt, sie haben auch in ihrem ersten Zusammentreffen mit dem Feind nicht immer feste Haltung gezeigt, sondern den schnellen Wechsel von Zagheit und Mut, welcher jungen Truppen eigen ist; aber sie haben, vom Pflug und von der Werkstatt zusammengerufen, schlecht bekleidet, schlecht geübt, schlecht bewaffnet, wie sie waren, schon in den ersten Wochen alle schwere Feldarbeit kriegsgewohnter Truppen tun müssen. Daß sie das überhaupt vermocht, und daß sich schon damals einzelne Bataillone so brav geschlagen, daß sogar ihr Gegner Yorck sie mit abgezogenem Hut begrüßte, dies ist, soviel bekannt, in der Kriegsgeschichte unerhört. Bald waren sie von den Truppen der Linie nicht zu unterscheiden, es war ein Wetteifer der Tapferkeit.

Billig rühmt der Sohn jener Zeit zuerst die Männer der Landwehr selbst, welche sich dem Ruf stellten. Aber nicht weniger wichtig war der Eifer, mit welchem das Volk daheim nach dem Gebot für den Krieg arbeitete. Jeder Be-

* Für mehreres ist der Herausgeber einer Aufzeichnung des würdigen Oberregierungsrats Haeckel zu Dank verpflichtet.

ruf, jeder Bürger, die kleinsten Orte, entlegene Landkreise, trugen ihren Teil an dem Werk, oft war in ihnen, zumal wenn sie an der Grenze lagen, Leiden und Arbeit am größten. Eine einfache Einrichtung genügte für die Geschäfte in den Kreisen: eine Kreiskommission aus zwei Rittergutsbesitzern, einem Städter, einem Landbewohner gebildet, der Landrat des Kreises und der Bürgermeister der Kreisstadt waren fast immer die eifrigsten Mitglieder. Und es war allerdings eine Tätigkeit für einfache Männer, welche geeignet war außergewöhnliche Kraft wachzurufen. Die Reste der französischen Armee mit ihrem Hunger und Typhus, die nachdrängenden Russen, durch mehrere Monate in zweifelhafter Stellung, zwei Sprachen, die der neuen Freunde noch fremdartiger als die der weichenden Feinde, dazu die Roheit und Wildheit der neuen Bundesgenossen, deren Subalternoffiziere zum großen Teil nicht besser waren als ihre Leute, lüstern nach Branntwein und wenigstens bei den irregulären Truppen ebenso räuberisch und weit brutaler. Bald lernte der Kreiskommissar mit dem wilden Volk verkehren. Der Tabakkasten mit den Tonpfeifen stand geöffnet in der Amtsstube, es war ein endloses Kommen und Gehen der russischen Offiziere, sie stopften und rauchten, forderten Branntwein und erhielten das unschädliche Bier. Kam die Roheit bei den Fremden einmal zum Ausbruch, so lernte der preußische Beamte zuletzt die Unartigen mit ihren eigenen Waffen schlagen, mit dem Kantschu, den ihm vielleicht ein russischer Stabsoffizier zurückgelassen hatte, damit er mit seinen Leuten leichter fertig werde. Noch füllten die letzten Typhuskranken der Franzosen das Hospital der Stadt, die Baschkiren biwakierten mit ihren Filzmützen auf dem Marktplatz, die Einwohner zankten sich mit der fremden Einquartierung, jeden Tag wurden von den Russen Lebensmittel und Fuhren requiriert, Kuriere, russische und preußische Offiziere forderten Vorspann, die Ackerbürger und die Bauern der nahen Dörfer klagten, daß ihre Pferde abgetrieben seien, kein Knecht zu finden und eine Bestellung des Ackers unmöglich. Und in solchem Wirrwarr kamen Befehle der eigenen Regierung, diktatorisch und gewaltsam, wie

es die Zeit verlangte, und nicht immer praktisch, wie es bei der Eile natürlich war. Die Tuchmacher sollten Tuche liefern, die Schuhmacher Schuhwerk, Riemer und Sattler Patronentaschen und Sättel, soviel hundert Paar Stiefel und Schuhe, soviel hundert Stück Tuch, soviel Sättel, alles in kurzen Wochen, ohne Geld, gegen unsichere Anweisungen. Die Handwerker aber waren zum größten Teil arme Leute, selbst ohne Kredit, wie sollte der Rohstoff beschafft werden, wie die Arbeiter bezahlt, wie das Leben getragen in diesen Wochen, in denen man den gewöhnlichen Verdienst, der jetzt gerade kam, versäumte? Das ging nicht eine Woche, ein ganzes Jahr hindurch. Wahrlich, der Opfermut, welcher sich in Gaben betätigte und in Darbringung des eigenen Lebens, war in dieser großen Zeit das Hohe und Schöne; aber nicht minder ehrenwert war die aufopfernde, anspruchslose und unbemerkte Pflichterfüllung von vielen tausend Kleinen, welche, jeder in seinem Kreise, in der Stadt, im Dorf für dieselbe Idee des Staates arbeiteten bis an die äußersten Grenzen der eigenen Kräfte.

Noch ungelöst ist die Frage, welche militärische Bedeutung in einem zivilisierten Land die allgemeine Volksbewaffnung haben könne. Bis an die letzte Möglichkeit der Forderung ging das Gesetz über Errichtung des Landsturms. In dem ersten Erlaß (21. April) ist eine fast fanatische Strenge, die bei der späteren Aufnahme in die Gesetzsammlung (24. Juli) sehr gemildert wurde. Das Edikt übte eine große moralische Wirkung, es war eine scharfe Mahnung an den Säumigen, daß es sich jetzt für alle um Tod und Leben handle. Es hat durch seine drakonischen Paragraphen auch dem Feind imponiert. Aber es wurde sogleich nach seinem Erscheinen von unbefangenem Urteil scharf getadelt, weil es Unmögliches forderte, und es hat eine große praktische Wirkung nicht gehabt. Die Preußen waren von je ein kriegerisches Volk, aber sie waren 1813 nicht in dem Sinne kriegstüchtig wie wohl jetzt. Neben dem stehenden Heer saß vor Einführung der allgemeinen Dienstpflicht der friedliche Bürger ohne jede Übung in Waffe und Massenbewegung, höchstens die alten Schützengilden hantierten mit

altertümlichen Schußwaffen. Jetzt aber hatte das Volk seine gesamte kampffähige Mannschaft ins Feld gesandt, hoch war bereits die Kraft gespannt, jede Familie hatte abgegeben, was sie von kriegerischem Mut besaß. Die älteren Männer, welche zurückblieben, ohnedies unentbehrlich bei der täglichen Arbeit des Feldes und der Werkstatt, waren durchaus nicht vorzugsweise befähigt, tapferen Waffendienst zu tun. So war es kein Wunder, daß gerade dieses furchtbare Gesetz die heitere Kehrseite der großen Zeit zutage brachte, neben unendlichem guten Willen auch Unbehilflichkeit und Spießbürgerei. Es wurde mit großer Erbauung gelesen, daß das ganze Volk in Waffen treten sollte, dem andringenden Feind zu widerstehen. Auch daß Weiber und Kinder zu einzelnen Geschäften verwendet werden sollten, war nach dem Herzen der Leser, zumal der unerwachsenen. Bedenklicher war schon der Satz, daß auf Feigheit Verlust der Waffen, Verdopplung der Abgaben und körperliche Züchtigung gesetzt sei, denn wer Sklavensinn zeige, solle als Sklave behandelt werden. Da war der arme kleine Handwerker, der kümmerlich seine Kinder vor dem Hunger bewahrte und nie ein Gewehr berührt hatte, auch jeder Balgerei sein Lebtag ängstlich aus dem Wege gegangen war, allerdings in der Lage, sich nachdenklich die schwierige Frage vorzulegen: was ist Feigheit? zumal gegenüber feindlichen Gewehren? Und wenn das Gesetz ferner verbot, in der Stadt, welche vom Feind besetzt war, irgendein Schauspiel, Ball, Lustbarkeit zu besuchen, nicht die Glocken zu läuten, keine Trauung zu vollziehen, zu leben wie in tiefster Trauer, so erschien auch das dem unbefangenen Sinn der Deutschen gewaltsam, mehr spanisch und polnisch als deutsch.

Dennoch sah das Volk in der Begeisterung des Frühjahrs über die Härten weg und rüstete sich zum Sturm. Schon vor dem Erlaß war in Ostpreußen durch patriotischen Sinn hier und da Ähnliches eingerichtet worden. Jetzt verbreitete sich der Eifer durch die Städte, weniger auf dem offenen Land. Begonnen wurde die Organisation fast überall, durchgeführt an mehreren Orten. Die Fanale wurden aufgerichtet, von Berlin bis zur Elbe und nach Schlesien ragten die Lärm-

stangen, harzige Kiefern, auf welche eine leere Teertonne genagelt war, mit geteertem Stroh umwunden. Neben ihnen hielt ein Posten die Wache; sie haben mehr als einmal ihren Dienst getan. Jede Art Waffen wurden zusammengesucht, Jagdflinten und Pistolen, was auch § 43 der Verordnung klug vorausgesehen hatte, wenn er bestimmte: „Zur Munition kann in Ermangelung von Kugeln jede Art von grobem Schrot benutzt werden, daher die Besitzer von Feuergewehren beständig Pulver und Blei hinreichend vorrätig haben müssen." Wer kein Gewehr hatte, ließ sich, wie eben erst die Landwehrmänner, jetzt auch für den Sturm die Pike anfertigen; in Kompanien wurde exerziert, die Fleischer, Brauer, Vorwerker bildeten Schwadronen. Das erste Glied des Fußvolkes waren Lanzenträger, das zweite und dritte trug womöglich Gewehre. Auch hierbei gingen die geistigen Führer des Volkes mit gutem Beispiel voran, sie wußten wohl, daß das nötig war. Es wurde gerade ihnen nicht immer leicht, zumal wenn sie nicht mehr in der ersten Jugend lebten. In Berlin saßen Savigny und Eichhorn bereits im Landwehrausschuß, beim Landsturm war niemand eifriger als Fichte, seine Pike und die seines Sohnes lehnten im Vorsaal an der Wand, und es war eine Freude, den eifrigen Mann zu sehen, wenn er auf dem Exerzierplatz die Waffe schwenkte und zur Attacke ausfiel. Man hatte ihn zum Offizier machen wollen, er hatte das mit den Worten abgelehnt: „Hier tauge ich nur zum Gemeinen." Er, Buttmann, Rühs, Schleiermacher exerzierten in derselben Kompanie; Buttmann aber, der große Grieche, vermochte durchaus nicht rechts und links zu unterscheiden, er erklärte das für das Schwerste. Rühs war in derselben Lage, und immer wieder begegnete den beiden Gelehrten, daß sie bei den Wendungen einander den Rücken zukehrten oder verdutzt in die Augen sahen. War dann einmal von dem Zusammentreffen mit dem Feind die Rede und wie sich ein tapferer Mann dabei zu halten habe, dann hörte Buttmann zu, betrübt auf seinen Spieß gelehnt, und sagte endlich: „Ihr habt gut reden, ihr seid von Natur herzhaft*."

* Nach Familienerinnerungen.

Und sollte der Landsturm einmal mobil gemacht werden, zur Aufrechterhaltung der Sicherheit im Kreise oder zum Dienst im Rücken des Feindes, auch in der Nähe der Festungen, welche noch von Franzosen besetzt waren, dann läutete die Sturmglocke, und die Stadt geriet in stürmische Bewegung. Ängstlich packten die Hausfrauen Speise und Trank, Bandagen und Scharpie in die Tornister — denn nach § 42 des Reglements durfte niemand Tornister, Brotsack und Feldflasche vergessen, und nach § 54 war es seine Pflicht, Proviant für drei Tage bei sich zu tragen —, und nicht selten empfanden die weiblichen Einwohner wie die Frau eines Messerschmiedes in Burg, welche vor dem Kommando die Erklärung abgab, ihr Mann müsse zurückbleiben, denn er sei der einzige Messerschmied im Ort, oder wie die Frau eines Uhrmachers, die den Gatten gezwungen hatte, sich zu verstecken. Er aber wurde von anderen Frauen, deren Männer ausgezogen waren, erspürt, auf dem Kirchhof über ein Grab gelegt und mit der flachen Hand mütterlich abgestraft.

Wer als Kind jene Zeit durchlebt hat, der erinnert sich noch der Begeisterung, mit welcher auch die Knaben rüsteten. Die größeren traten ebenfalls in Kompanien zusammen und bewaffneten sich mit Piken. Auch der kleinere mußte einen tüchtigen Knüttel bewahren. Ein armer Knabe, der in einer Fabrik arbeitete, wurde gefragt, weshalb er keine Waffe führe. „Ich habe alle Taschen voll Steine“ — die trug er gegen die Franzosen fortwährend mit sich herum*. Und keine Bestimmung der Landsturmordnung fand bei dem heranwachsenden Geschlecht so eifrigen Gehorsam, als § 50: „Jeder Landstürmer trägt womöglich eine hellgellende Pfeife mit sich, um sich mit andern in der Dunkelheit zu erkennen und zu verständigen.“ Durch angestrengten Fleiß lernte die Jugend jeder Art von Signalpfeifen schrille Töne entlocken, und es ist Grund zu der Annahme, daß der virtuose Gebrauch der Pfeife, welche noch jetzt bei jeder Erregung der Straßen hörbar wird, zuerst durch den Franzosenhaß zu den geheimen Fertigkeiten unserer Jugend gefügt wurde. — Nur selten hat der Landsturm im Jahre 1813 militärischen Dienst geleistet. Er hat öfter die Landkreise von marodierendem Gesindel gesäubert, hat Wachen und Botendienste verrichtet; ernste Waffenarbeit gegen die Feinde hat er wohl nur in demselben Büren getan, welches schon unter Friedrich II. seine fahnenflüchtigen Söhne zum Heer des Königs zurückjagte. Dort trugen nach dem Frieden alle Männer die Kriegsmedaille. Aber fest haftet noch heute im Volk die Erinnerung an diese Einrichtung des großen Jahres, sie ist lebendiger geblieben als andere von machtvollerer Wirkung. Noch heute rühmt sich der Alte, der damals nicht mit im Felde lag, daß er wenigstens daheim für das Vaterland die Waffe getragen hat. So ziemt auch den Söhnen daran zu gedenken. Denn von da an wurde in anderen Formen und mit strengerer Zucht der allgemeine Waffendienst des Volkes Stolz und Vorzug der deutschen Wehrkraft.

Während aber in den Städten daheim das gefahrlose Spiel dicht bei furchtbarem Ernst lag, war doch Ohr und Auge eines jeden unablässig in die Ferne gerichtet. Der wilde Krieg hatte begonnen. Um die Lieben, die gegen den Feind rangen, um das Geschick des Vaterlandes sorgten unablässig die Zurückgebliebenen. Kein Tag, der nicht Gerüchte, kein Posttag, der nicht bedeutungsvolle Ereignisse verkündete. Das eigene Leben schwand fast dahin vor der Sehnsucht und Erwartung, womit man über die Stadtmauern in die Ferne sah. Jeder kleine Erfolg der Waffen erfüllte mit Entzücken. An der Tür des Rathauses, in der Kirche, im Theater, wo sich irgend Menschen zusammenfanden, wurde er verkündet. Am 5. April war das Gefecht bei Zehdenick, der erste zweifellose Sieg der Preußen, weit herum in der Landschaft eilten die Leute auf die Kirchtürme, zuerst eine Kunde zu erspähen. Und als der Geschützdonner schwieg und die frohe Botschaft durch die Landschaft lief, da kannte die Freude keine Grenzen. Alles Löbliche wurde stolz gerühmt, vor allem die tapfere Batterie, welche mit

* Aufzeichnung des Appellationsgerichtsrats Tepler, der selbst als Knabe mit dem Landsturm gegen die Franzosen in Magdeburg zu Felde zog.

Geschütz und Pulverwagen durch den brennenden Flecken Leitzkau auf den Feind zugejagt war, mitten durch die Flammen, welche über ihr zusammenschlugen; dann die schwarzen Husaren mit dem Totenkopf, wackere Litauer, welche die geputzten roten Husaren aus Paris beim ersten Ansprung überritten hatten. Und als der Gutsherr des Fleckens darauf in den Zeitungen für seine armen abgebrannten Leute sammelte und sich dabei entschuldigte, daß er in solcher Zeit noch für Privatunglück Hilfe erbitte, da vergaß man auch die Landsleute nicht, welche dort zuerst durch den Krieg gelitten hatten.

Lauter wurde das Getöse des Krieges, grimmiger der Zusammenstoß der Massen, Siegesjubel und bange Sorge nahmen in schnellem Wechsel die Herzen der Zurückgebliebenen gefangen. Nach der Schlacht bei Großgörschen wurde verkündet, daß den Verwundeten Hilfe nottue: Decken, Binden, Verbandzeug. Da begann überall im Volk ein Sammeln von Leinwand und ein Scharpiezupfen. Unermüdlich zogen Kinder und Erwachsene die Fäden alter Leinwand auseinander, die Frauen schnitten Binden, der Lehrer sogar schnitt in der Schule mit der Papierschere die Lappen zurecht, welche ihm Mädchen und Knaben nach seiner Forderung von Hause mitgebracht hatten, und mit heißen Wangen zerzupften die Kinder, während er lehrte, ihre Stücke zu großen Ballen. Es wurde eine gewöhnliche Abendarbeit der Familien. Es konnte den Kriegern doch ein wenig helfen.

In der Nähe der verbündeten Heere, in den Hauptstädten wurden große Lazarette eingerichtet, überall traten die Frauen helfend dazu, Hofdamen, Schriftstellerinnen wie Rahel Levin, treue Hausmütter. In einem großen Lazarett Berlins waren Frau Fichte und Frau Reimer die Vorsteherinnen der weiblichen Pflege. Das Lazarett war durch die heimkehrenden Franzosen zu einem Pestort geworden, bösartige Nervenfieber herrschten, und die Phantasien der Kranken machten den Aufenthalt entsetzlich. Der Gattin Fichtes graute vor dem Furchtbaren, er aber suchte sie in seiner großen Weise festzuhalten. Da wurde auch sie vom Nervenfieber befallen; er pflegte die Erkrankte, wurde angesteckt und fand selbst den Tod. Auch Reil, der große Arzt und Gelehrte, erlag dort in seiner menschenfreundlichen Arbeit. Frau Reimer aber hielt aus. Ihr Haus war vor dem Kriege ein Sammelpunkt für die preußischen Patrioten gewesen, jetzt stritt ihr Hausherr als märkischer Landwehrmann unter Putlitz. Die Sorge um den Gatten, um sein Geschäft, um ihre kleinen Kinder, das alles nahm der tapferen Frau nicht Mut, nicht Zeit; vom Morgen bis zum Abend, das Frühjahr, den Sommer war sie in der aufregenden Tätigkeit, unermüdlich teilte sie sich zwischen dem Hause und der Krankenpflege, unzerstörbar erschien ihr selbst ihr Leben*. Dem Gatten, den Freunden, den Zeitgenossen war dieser Eifer natürlich und selbstverständlich. In ähnlicher Weise haben deutsche Hausfrauen an allen Orten ihre Pflicht gefaßt, mit größter Selbstverleugnung, opferfreudig, in stiller dauerhafter Kraft.

Die furchtbare Schlacht bei Bautzen kam, der Waffenstillstand folgte. Sorgenvoller wurde der Blick der Preußen. Ströme von Blut waren geflossen, ihr Heer zurückgedrängt, der Kaiser schien für irdische Waffen unbesiegbar. Und doch, obgleich gerade die Klügsten einige Wochen finster in die Zukunft schauten, dem Volke erhielt eine richtige Empfindung das Selbstgefühl und den gehobenen Entschluß. Vertrauen zu Gott, zur guten Sache, zur eigenen Kraft war die Grundstimmung. Jeder sah, daß die preußische Kraft in diesem Feldzug unvergleichbar stärker war, als im unseligen letzten Krieg. Nur noch wenig schien an Stärke zu fehlen, und man warf den Tyrannen; wenn man die Anstrengungen noch um etwas erhöhte, so mochte er hinweggeschleudert werden. Die freiwilligen Beiträge gingen fort, noch im Spätherbst wurde über den Empfang quittiert. Die Ausrüstung der Landwehren wurde beendet, überall schnitt, nähte, pochte der Handwerker für seinen König und das Vaterland.

Und wieder begann der Drang des Krieges, Stoß und Gegenstoß, Flut und Rückschlag; hart drängten die Heere,

* Sie starb 1864 in Berlin als Mutter eines großen Geschlechts.

bald sah man vom Turm die Heerhaufen der Feinde, bald der Freunde heranziehen. Die Städte und Landschaften im Westen von Berlin und Breslau erfuhren jetzt selbst das Schicksal des Krieges. Ach, seine schrecklichen Bilder sind dem Deutschen nicht fremd, bis zur Zeit unserer Väter haben sie fast jeder Generation deutscher Bürger die Seele erschüttert.

Dumpfe kurze Schläge in der Luft; es ist ferner Kanonendonner. Auf dem Markt, vor den Toren stehen lauschende Haufen, wenig wird gesprochen, halbe Worte mit gedämpfter Stimme, als fürchte der Sprecher den Klang in der Luft zu übertönen. Vom Kranz der Türme, vom Giebel der Häuser, welche dem Kampfplatz zuliegen, spähen die Augen der Bürger ängstlich in die Ferne. Am Rande des Horizonts liegt es wie eine weiße Wolke im Sonnenlicht, nur zuweilen regt es sich darin, ein helles Aufleuchten, ein dunkler Schatten. Aber auf den Seitenwegen, welche aus den nächsten Dörfern von der Landstraße seitab führen, bewegen sich dunkle Haufen. Es sind flüchtige Landleute, welche quer durch das Land in den Wald oder in die Berge ziehen. Jeder trägt auf den Schultern, was er zusammenraffte, nur wenige vermögen ihre Habe zu fahren, denn Wagen und Pferde sind ihnen schon seit Wochen vom Kriegsvolk genommen, Buben und Männer treiben mit ängstlichem Schlag ihre Herden, laut jammernd tragen die Weiber ihre kleinsten Kinder. Und wieder ein Rollen in der Luft, deutlicher, heller. In wildem Rennen stürmt ein Reiter durch das Stadttor und wieder einer. Die Unsern ziehen sich zurück. Die Haufen der Bürger fahren auseinander, angstvoll rennt das Volk in die Häuser und wieder auf die Straßen; auch in der Stadt beginnt die Flucht. Laut ertönt Schrei, Zuruf und Klage. Wer noch ein Gespann besitzt, reißt die Rosse zur Deichsel, die Tuchmacher werfen ihre Ballen, der Kaufmann die wertvollsten Kisten auf das Geflecht, oben darauf die eigenen Kinder und die der Nachbarn. Zu den abliegenden Toren drängt Fuhrwerk und der Haufen flüchtiger Menschen. Ist ein sumpfiges Bruchland, schwer zugänglich, oder ein dichter Wald in der Nähe, so

geht die Flucht dorthin. Unwegbare Verstecke, noch von der Schwedenzeit her bekannt, werden jetzt wieder aufgesucht. Dort sammeln sich große Scharen, enggedrängt; unter Rindern und Füllen birgt sich der Städter und der Landmann durch mehrere Tage. Zuweilen noch länger. Nach der Schlacht bei Bautzen hauste die Gemeinde Tillendorf bei Bunzlau über eine Woche im nahen Wald, ihr treuer Seelsorger, Senftleben, begleitete sie und hielt in der Wildnis auf Ordnung, auch ein Kind hat er dort getauft*.

Wer aber in der Stadt bei seinem Eigentum oder in seiner Pflicht zurückbleibt, der ist eifrig, die Seinen und die Habe zu verstecken. Lange ist der Fall überlegt und erfinderisch sind Schlupfwinkel ausgedacht. Hat gar die Stadt den besonderen Grimm des Feindes zu fürchten, weil sie durch preußischen Eifer auffällig wurde, dann drohen ihr Brand, Plünderung, Verjagen der Bürger. In solchem Fall tragen die einzelnen Mitglieder der Familie das Geld fest eingenäht in ihren Kleidern.

Eine angstvolle Stunde verrint in fiebrigem Hoffen. Auf der Straße rasseln die ersten Verkünder des Rückzuges, beschädigte Geschütze, von Kosaken eskortiert. Langsam ziehen sie zurück, ihre Mannschaft ist unvollständig, von Pulver geschwärzt, mehr als einer wankt verwundet. Die Infanterie folgt, Wagen überfüllt mit wunden und halbtoten Kriegern. Die Nachhut postiert sich, am Tor und den Straßenecken den Feind erwartend. Halbwüchsige Buben laufen aus den Häusern und tragen den Kriegern noch zu, wonach sie gerufen, einen Trunk, ein Brot, sie halten den Wunden die Tornister und helfen bei schnellem Verband.

Staubwolken auf der Landstraße. Der erste feindliche Reiter nähert sich dem Tor, vorsichtig spähend, den Karabiner auf dem rechten Schenkel; da fällt aus der Nachhut ein Schuß, auch der Chasseur schießt seinen Karabiner ab, wendet das Pferd und zieht sich zurück. Gleich darauf dringt der feindliche Vortrab im schnellen Trab vor, die preußischen Tirailleurs ziehen sich von Stellung zu Stellung zurück und feuern. Endlich hat der letzte die Häuserreihe verlassen.

* Aus dem Tagebuch des Pastors Fricke in Bunzlau.

Draußen am Tor sammeln sie sich noch einmal, die feindlichen Reiter, die sich wieder geordnet, aufzuhalten.

Leere Straßen, lautlose Stille. Auch die Knaben, welche die preußischen Tirailleurs begleitet haben, sind verschwunden, die Vorhänge der Fenster werden herabgelassen, die Türen geschlossen, aber hinter Vorhang und Tor spähen ängstliche Blicke auf den heranziehenden Feind. Plötzlich ein rauher tausendstimmiger Ruf: Vive l'empereur! und wie eine Wasserflut stürzt französisches Fußvolk in die Stadt. Sogleich dröhnen die Kolbenschläge an den Haustüren, öffnet sich eine Tür nicht schnell, so wird sie zornig erbrochen. Und nun folgt der wüste Streit, welchen der schutzlose Bürger mit dem gereizten Feind auszumachen hat, unerschwingliche Forderungen, Drohung, nicht selten Mißhandlungen und Todesgefahr, überall Geschrei, Jammern, Gewalttat. Schränke und Truhen werden erbrochen, Wertvolles und Wertloses geraubt, verdorben, zerschlagen, am meisten bei solchen, welche geflohen sind, denn die Habe ihres ungastlichen Hauses ist nach Soldatenbrauch dem Eindringenden verfallen. Die Behörden der Stadt werden auf das Rathaus geschleppt, und über die Quartiere der Truppen, über Lieferung von Lebensmitteln und Furage und über eine unmögliche Kontribution, welche die Stadt zahlen soll, beginnt die peinliche Verhandlung.

Können die feindlichen Führer nicht durch Geschenke befriedigt werden oder soll die Stadt eine Strafe erhalten, so werden angesehene Einwohner zusammengetrieben, festgehalten, bedroht, vielleicht beim Aufbruch als Geiseln fortgeführt. Lagert ein größeres Korps um die Stadt, so biwakiert auch wohl ein Bataillon auf dem Markt. Schnell ist der Franzose eingerichtet, aus den Vorstädten hat er sich Stroh herbeigeholt, die Lebensmittel hat er unterwegs geraubt, zum Brennholz zerschlägt er die Türen und Möbel, häßlich dröhnt das Krachen der Äxte in den Balken und Schränken der Häuser. Hell flackern die Lagerfeuer auf, lautes Lachen, französische Lieder klingen um die Flammen.

Und zieht am Morgen nach einer Nacht, die der Bürger ängstlich durchwachte, der Feind wieder ab, dann sieht der

Städter erstaunt die schnelle Verwüstung in der Stadt und vor dem Tor die plötzliche Verwandlung der Landschaft. Das unabsehbare Getreidemeer, welches gestern um seine Stadtmauern wogte, ist verschwunden, von Roß und Mann zerwühlt, niedergestampft, zertreten; die Holzzäune der Gärten sind zerbrochen, Sommerlauben, Gartenhäuser abgerissen, Fruchtbäume abgehauen. In Haufen liegt das Brennholz um die erlöschenden Wachtfeuer, der Bürger mag darin die Bretter seines Wagens, die Tore seiner Scheuer finden; kaum erkennt er die Stelle, wo sein eigener Garten war, denn mit Lagerstroh und wüstem Unrat, mit dem Blut und Eingeweide geschlachteter Tiere ist der Platz bedeckt. Und in der Ferne, wo die Häuser des nächsten Dorfes aus dem Baumlaub ragten, erkennt er auch die Umrisse der Dächer nicht mehr, nur die Wände stehen wie ein Trümmerhauf.

Herb war es, solche Stunden zu durchleben, und auf Tage fiel wohl manchem der Mut. Auch dem Begüterten wurde jetzt schwer, den Seinen nur das Leben zu fristen. Alles war aufgezehrt und verwüstet, die Lebensmittel der Stadt und der Umgegend, und kein Landmann brachte das Unentbehrliche auf den Markt, weit in das Land mußte man senden, den Hunger zu stillen. Aber der Mensch wird bei einer schnellen Folge großer Ereignisse kälter, zäher, härter gegen sich selbst, der starke Anteil, welchen jeder einzelne an dem Schicksal des Staates nahm, machte gleichgültiger gegen die eigene Not. Nach jeder Gefahr empfand man mit Behagen, daß man das Letzte, das Leben, doch gerettet. Und man hoffte.

Nicht lange, und die verheerende Welle schlägt zurück. Wieder dröhnt der Geschützdonner, rasseln die Trommeln. Die Unseren sind vorgedrungen, um die Stadt tobt der wilde Kampf. Gegen den Feind, der noch die westliche Vorstadt hält, dringen die preußischen Bataillone in die Straßen und auf den Markt. Es ist junge Landwehr, die heute ihre Bluttaufe erhalten soll. Die Kugeln pfeifen durch die Straßen, sie schlagen die Dachziegel und den Kalk von den Häusern, die Bürger haben Frauen und Kinder wieder in

Kellern und abgelegenen Räumen geborgen. Auf dem Marktplatz halten die Bataillone, Munitionswagen werden aufgefahren und geöffnet. Die ersten Kompanien dringen vor, an demselben Tor, durch welches vor wenigen Tagen der Feind in die Stadt stürzte, brennt der heiße Kampf, im Anlauf wird der Feind zurückgeworfen, aber neue Haufen setzen sich in den Häusern der Vorstadt fest und ringen um den Eingang in die Straßen. Schwerverwundete, verstümmelte Männer werden aus den Kampflinien zurückgetragen und auf dem Markt niedergelegt, mehr als einmal müssen die Kämpfenden abgelöst werden. Wenn die Kameraden aus dem Gefecht zurückkehren, das Antlitz von Pulver geschwärzt, mit Schweiß und Blut bedeckt, da will der ungeübten Mannschaft fast der Mut entsinken, aber die Offiziere, auch sie vielleicht zum ersten Male vor dem Handgemenge, springen vor: „Vorwärts, Kinder, das Vaterland ruft!" schallt es in die Reihen. Einmal ist dem Feind gelungen, das Obertor zu erstürmen, aber kaum ist er in die erste Straße gedrungen, die zum Markt führt, so wirft sich ihm eine Kompanie Landwehr mit lautem Hurra entgegen, treibt ihn zum Tor hinaus und hält das Tor fest*.

Der Donner dröhnt, der feurige Hagel schlägt durch Türen und Fenster, die Toten liegen auf dem Pflaster und den Schwellen der Häuser. Da vermag, wer von den Bürgern ein mannhaftes Herz hat, nicht länger die geschlossene Luft eines Verstecktes zu ertragen. Dicht hinter den fechtenden Landsleuten drängt er sich in die Nähe des Kampfes. Die Verwundeten hebt er vom Pflaster und trägt sie sich auf dem Rücken in das Haus oder ins Lazarett. Nicht die letzten sind wieder die Knaben, sie holen Wasser und rufen in die Häuser nach einem Trunk, sie stützen die Verwundeten, sie klettern auf den Munitionswagen und reichen die Patronen herab, stolz auf ihre Arbeit, unbekümmert um das pfeifende Blei. Ja, auch Frauen stürzen aus den Häusern, in den Schürzen geschnittenes Brot, in den Händen die gefüllten Krüge. Es mag doch etwas helfen für das Vaterland.

* Szene aus dem Gefecht in Goldberg am 23. August, nach Mitteilung eines Augenzeugen.

Das Gefecht ist vorüber, der Feind zurückgeschlagen. Da bewegt sich im heißen Sonnenschein ein trauriger Zug durch die Stadt, gefangene Feinde, von Kosaken eskortiert. Hartherzig treiben die Reiter den ermatteten Haufen, auf dem freien Platz der Vorstadt wird kurze Rast gestattet. Erschöpft, wund, halb ohnmächtig, legen sich die Gefangenen in den Staub der Landstraße, es ist der zweite Tag, daß sie nicht Speise, nicht Trank erhalten; nicht einmal einen Trunk aus Brunnen oder Graben haben die Treiber gestattet, mit Schlägen und Lanzenstößen haben sie die Ermatteten gemißhandelt. Jetzt flehen diese mit ausgestreckten Händen in ihrer Sprache zu den Städtern, welche neugierig und teilnahmsvoll umherstehen. Es ist in der Mehrzahl junges Franzosenvolk, das hier wimmert, arme Knaben, bleich und verfallen die Gesichter. Wieder eilen die Bürger mit Speise und Trank herzu, reichliche Haufen von Brot werden herangetragen; aber die Russen hungern selbst, sie stoßen die herantretenden Leute rauh zurück und entreißen ihnen die Gaben. Da legen die Hausfrauen Körbe und Flaschen in die Hände ihrer Kinder, ein beherzter Knabe springt voran, die kleine Schar, Mädchen und kleine Buben trippeln nach, mitten unter die liegenden Gefangenen, auch die kleinsten wanken tapfer von Mann zu Mann und teilen lächelnd aus, unbekümmert um die bärtigen Wächter*. Denn der Kosak tut den Kindern nichts zuleide. Der Deutsche aber ist auch gegen seine Feinde nicht unbillig.

Wer aber aus dem nahen Gefecht einen wunden Landsmann in sein Haus geholt hat, wie treu und sorglich pflegt er ihn! Er ist dem Hause wie der eigene Sohn und Bruder, der fern beim Heer des Königs steht. Das beste Zimmer, ein weiches Lager wird ihm bereitet, selbst überwacht die Hausfrau Verband und Wartung.

Denn das ganze Volk fühlte sich wie eine große Familie. Der Unterschied der Stände, die Verschiedenheit des Berufes trennten nicht mehr, Freude und Leid war gemeinsam,

* So am 22. Mai in Bunzlau während des Rückzuges nach der Schlacht bei Bautzen; die Gefangenen, rote Husaren, lagen in der Vorstadt neben dem Galgenteich.

auch von Habe und Erwerb ward williger mitgeteilt. Die Fürstentochter stand neben der Frau des Handwerkers in demselben Verein, und beide berieten eifrig und achtungsvoll miteinander, und der feste Landjunker, der noch vor wenig Monaten jeden bürgerlichen Mann in seiner Ressource als Eindringling betrachtet hätte, ritt jetzt wohl täglich vom Gut nach der Stadt, um bei seinem neuen Freund, dem Ratsherrn oder Fabrikanten, die Kriegspfeife zu rauchen und mit ihm über die Neuigkeiten und über das zu plaudern, was beiden das Liebste war, über das Regiment, in welchem ihre Söhne nebeneinander fochten. Freier, sicherer, besser wurden die Menschen in dieser Zeit; die grämliche Pedanterie des Beamten, der Hochmut des Edelmannes, selbst der mißtrauische Eigennutz des Bauern waren den meisten wie Staub von gutem Metall weggeblasen, Selbstsucht wurde von jedermann verachtet, altes Unrecht, lange genährter Groll waren vergessen, der Kern der Menschen war für alle sichtbar zutage gekommen. Wie sich jeder gegen den Staat gezeigt, danach wurde er beurteilt. Überrascht sahen die Leute in Stadt und Land, daß plötzlich neue Charaktere unter ihnen zur Geltung kamen; manch kleiner Bürger, der bis dahin wenig beachtet war, wurde Ratgeber, Freude und Stolz der ganzen Stadt. Wer sich aber schwach gezeigt, dem gelang es selten, das Vertrauen seiner Mitbürger wiederzugewinnen, der Makel haftete an ihm, solange die Generation lebte. Und diese freie und großartige Auffassung des Lebens, der herzliche gesellige Ton und der unbefangene Verkehr verschiedener Stände dauerten noch Jahre nach dem Krieg. Ältere der Mitlebenden wissen wohl davon zu erzählen.

Und als nach dem Waffenstillstand die glorreiche Zeit der Siege kam, Großbeeren, Hagelsberg, die Katzbach, Dennewitz, als einzelne Gestalten preußischer Feldherrn sich immer höher vor den Augen des Volkes erhoben und Millionen die Freude wurde, stolz zu sein auf das Heer und seine Führer; als endlich die Völkerschlacht geschlagen und das Größte erreicht war, die Niederlage und Flucht des verhaßten Kaisers und die Befreiung des Landes von seinen

Heeren, da wurde auch die höchste Freude, wie in der Zeit lag, mit stiller Innigkeit genossen. Die Leute eilten in die Kirche und hörten ehrfürchtig die Dankesworte des Geistlichen an, und am Abend setzten sie, ihre Straße erleuchtend, die Lichter ans Fenster.

Diese Festfeier war nicht neu. Sooft in den letzten Jahren feindliche Truppen des Abends in die Stadt gerückt waren, hatten sie nach Lichtern gerufen; wo französische Besatzung lag, hatten die Bürger bei jedem Sieg, den der gehaßte „Verbündete“ ihres Königs verkünden ließ, erleuchten müssen. Jetzt geschah das allerdings freiwillig. Jeder hatte Übung darin, und in jedem Hause stand die einfache Vorrichtung bereit. Vier Lichter am Fenster waren damals schon eine ansehnliche Sache, auch der Ärmste sparte die Kreuzer für zwei und benutzte, wo ihm die Leuchter fehlten, nach alter Gewohnheit die stets nützliche Kartoffel; der Unternehmende wagte wohl auch ein Transparent, und ein armes Mütterchen hing neben den Lichtern die beiden Briefe aus, die ihr Sohn aus dem Felde geschrieben hatte. Auch solche Feier war damals einfach und anspruchslos. Jetzt machen wir dergleichen weit glänzender.

In den östlichen Provinzen des Preußischen Staates begann die große Erhebung; wie sie dort sich im Volk dargestellt, wurde zu schildern versucht. Aber dieselbe starke Strömung flutete auch in den Ländern jenseits der Elbe, nicht nur in den altpreußischen Landesteilen, auch an den Küsten der Nordsee, in Mecklenburg, Hannover, Braunschweig, Thüringen, Hessen. Sie umfaßte die Landschaften, welche im 18. Jahrhundert größere Kriegstüchtigkeit bewährt haben. In den Ländern des alten Reiches ergriff sie nur einzelne. Die neuen Staaten, welche dort unter französischem Einfluß entstanden waren, sollten erst später auf einem Umweg das Bedürfnis zu innigem Anschluß an den größeren Teil der Nation erhalten. Für Österreich aber war dieser Krieg ein Akt politischer Klugheit.

Noch zwei Jahre hoher Anspannung, blutiger Schlachten folgten, wieder drängte sich die aufblühende Jugend der im ersten Jahr Alter und Kraft gefehlt hatten, mit starker Be-

geisterung in die Reihen des Heeres. Aber es war ein anderer Krieg und andere Siege, denn nicht mehr um das Leben Preußens und Deutschlands wurde gerungen, sondern um Leben und Untergang des fremden Kaisers.

Das Jahr 1813 hat Deutschland von der Herrschaft eines fremden Volkes befreit, wieder schwebte der preußische Adler jenseits des Rheins über den alten Toren von Kleve. Es hat unerträglicher Knechtschaft ein blutiges Ende gemacht. Es hat die Mehrzahl der deutschen Stämme durch einen neuen Kreis sittlicher Interessen brüderlich verbunden. Es hat zum erstenmal, seit es eine deutsche Geschichte gibt, durch eine gewaltige Entwicklung der Volkskraft eine ungeheure politische Entscheidung herbeigeführt. Es hat die Stellung der Nation zu ihren Fürsten durchaus geändert. Denn es hat über den Interessen der Dynastien und dem Hader der Regierungen die Existenz einer stärkeren Gewalt erwiesen, welche sie alle scheuen, ehren, gewinnen müssen, um sich auf die Dauer zu behaupten. Es hat jedem einzelnen Mann einen größeren Inhalt gegeben, Teilnahme am Ganzen, politische Leidenschaft, die höchsten irdischen Interessen, ein Vaterland, einen Staat, für den er zu sterben, allmählich auch zu leben lernte.

Die Preußen haben den größten Anteil an der Arbeit dieses Jahres, das wird ihnen das übrige Deutschland nie vergessen.

Uns aber, den Söhnen des Geschlechts von 1813, ziemt nicht, den glorreichen Kampf unserer Väter zu verkleinern, weil sie auch uns zu tun übrigließen.

Fast allen, welche die große Zeit kämpfend und opfernd durchlebt, blieb die Erinnerung daran der größte Besitz ihres späteren Lebens, vielen umgab sie wie mit einem verklärenden Schein das Haupt. Und von Tausenden wurde dasselbe empfunden, was der warmherzige Arndt aussprach: „Wir können nun zu jeder Stunde sterben, wir haben auch in Deutschland das gesehen, weswegen es allein wert ist zu leben, daß Menschen in dem Gefühl des Ewigen und Unvergänglichen mit der freudigen Hingebung alle ihre Zeitlichkeit und ihr Leben darbringen können, als seien sie nichts." —

In den Kirchen des Landes aber wurde zur Erinnerung für das spätere Geschlecht eine einfache Tafel aufgehängt, darauf das eiserne Kreuz der großen Zeit und die Namen der gefallenen Männer. Es ist auch in mäßigem Kirchspiel eine lange Reihe von Namen.

Und da in diesen Blättern versucht wird, aus den Worten vergangener Menschen ein Bild der Zeit zu geben, in welcher sie atmeten, so soll auch hier eine Aufzeichnung aus dem Jahre 1813 mitgeteilt werden.

„Unser Sohn George wurde am 2. April in seinem zweiundzwanzigsten Jahre in dem ewig denkwürdigen Gefecht zu Lüneburg von einer Kugel getroffen. Als freiwilliger Jäger im leichten Bataillon des ersten Pommerschen Regiments focht er nach dem Zeugnis seines braven Chefs, des Herrn Majors von Borcke, nahe bei diesem mit Mut und Entschlossenheit und starb so den Tod für Vaterland, deutsche Freiheit, Nationalehre und unsern geliebten König. Ein so schneller Verlust ist hart, aber es ist tröstend, daß auch wir einen Sohn geben konnten zu dem großen heiligen Zweck. Wir fühlen tief die Notwendigkeit solcher Opfer.

Berlin, den 9. April 1813.

Der Regierungsrat
und
Ober-Kommissarius Häse und seine Gattin*."

Auch der Teil des Volkes, welcher nicht gewöhnt ist, seine Empfindung der Schrift zu überliefern, fühlte dasselbe. Als der Lützower Gutike** im Sommer 1813 von Berlin nach Perleberg abging, fand er in dem Ort Kletzke die Wirtin in Trauer; sie machte sich schweigend um den Gast zu tun und sagte endlich mit der Hand nach der Erde weisend: „Ich habe auch einen dort unten —, aber die Peters hat zwei." Sie fühlte das bessere Recht der Nachbarin.

* Vossische Zeitung Nr. 45 vom 15. April.

** Gestorben als praktischer Arzt in Halle. Die Mitteilung ist aus dem Munde des verehrten Mannes.

Erkrankung und Heilung

Als die Freiwilligen des Jahres 1813 im Feld lagen, war ihre Hoffnung, einst in dem befreiten Vaterland mit ihren Freunden als Bürger zu leben, die Freiheit, den Frieden, das eroberte Glück genießend. So schrieben sie ihren Lieben in die Heimat. Aber es ist zuweilen leichter, für die Freiheit zu sterben als für sie zu leben.

Wenige Jahre nachdem der Sieg erfochten war und Napoleon als Gefangener auf fernem Felseneiland saß, sagte Schleiermacher auf der Kanzel seiner Gemeinde: „Es war ein Irrtum, als wir hofften, nach dem Frieden behaglich auszuruhen. Jetzt ist eine Zeit gekommen, wo nicht selten schuldlose und gute Männer verfolgt werden, nicht nur um ihrer Handlungen willen, auch weil man bei ihnen Absichten und Entwürfe voraussetzt. Der tapfere Christ aber soll nicht müde werden, und trotz Gefahr und Verfolgung der Tugend und Wahrheit treu bleiben.“ Und Spione der Polizei schrieben diese Worte nach und vergaßen nicht, ihrem Bericht beizufügen, daß der und der in der Kirche gewesen, oder daß vier bärtige Studenten nach der Kommunion am Altar niedergekniet wären und inbrünstig gebetet hätten*.

Der tapfere Arndt wurde belauert und entsetzt, Jahn saß in Kerkerhaft, viele von den Führern der patriotischen Bewegung von 1813 wurden als gefährliche Männer verfolgt, Polizeibeamte drangen in den Frieden ihres Hauses, ihre Papiere wurden mit Beschlag belegt. Eine Immediatkommission verfuhr mit rohester Verletzung der Rechtsformen, mit kleinlichem Haß, willkürlich, tyrannisch, heimtückisch wie eine spanische Inquisition.

* Z. B. am 14. November 1819.

Es ist ein trauriges Blatt der deutschen Geschichte. Die unabhängigen Charaktere zogen sich verstimmt von dem engherzigen Regiment zurück, welches jetzt in den meisten Staaten Deutschlands begann, die gemeine Mittelmäßigkeit trat wie im Anfang des Jahrhunderts wieder an das Steuer. Preußens auswärtige Politik wurde in Wien und Petersburg diktiert, nicht lange, und sein politischer Einfluß auf die Geschicke Europas ward geringer, als er unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm gewesen war. — Als das Volk sich zum Krieg gegen den fremden Feind erhob, da hatte es wenig nachgedacht, was dann werden sollte, wenn die Unabhängigkeit des deutschen Landes gesichert wäre. Es brachte selbst eine maßlose Hingabe in den Streit, es setzte ähnliche Gesinnung bei allen voraus, welche die Zukunft zu gestalten hatten, bei seinen Fürsten, sogar bei den verbündeten Mächten. Kaum einem war deutlich, wie das neue Deutschland eingerichtet werden könne. Wer klarer sah, erkannte schon im ersten Jahr des Krieges, daß eine Neubildung Deutschlands, welche große Kraftentwicklung der Nation möglich mache, nicht zu hoffen sei. Denn nicht das Volk, nicht das patriotische Heer Blüchers hatte darüber zu entscheiden, sondern nach Lage der Sache die Dynastien und Kabinette von ganz Europa. Österreich, die neuen Staaten des Rheinbundes, das englische Hannover, Frankreich, Schweden, vor allem Rußland, jeder suchte dabei sein Interesse zu wahren. Der Gegensatz zwischen Preußen und Österreich brach schon bei den Verhandlungen überall hervor, die Preußen hatten durch eine ungeheure Anstrengung sich wieder eine achtungswerte Stellung in Deutschland erkämpft, aber sie waren weder in der Empfindung des Volkes noch der Kabinette die Partei, welche zum Prinzipat berufen war. Kaum ein Nichtpreuße hätte den Gedanken gewagt, Österreich von einem neuen Bundesstaat auszuschließen, ja die Preußen selbst dachten nicht daran.

Wir wissen, daß schon deshalb die deutsche Frage hoffnungslos war, und wir betrauern nicht, daß das alte Reich unter seinem Kaiser nicht wieder hergestellt wurde.

Aber wie leicht es uns wird, die unüberwindlichen

Schwierigkeiten zu verstehen, den Zeitgenossen war das Gefühl der Enttäuschung bitter, die unbefangene Würdigung ihrer Lage schwer. Unter den Patrioten des Jahres 1813 war eine kleine Minderzahl schon damals von einer schwärmerischen Sentimentalität erfüllt gewesen, sie hatte der schlechten Wirklichkeit gern poetische Bilder von alter Herrlichkeit des Deutschen Reiches gegenübergestellt; diese „Deutschtümler", wie sie nach 1815 genannt wurden, waren in der Bewegung selbst ohne besonderen Einfluß gewesen, der große Bart Jahns wurde selten bewundert, und der wackere Karl Müller fand keinen Anklang, als er begann, sämtliche Fremdwörter aus der militärischen Sprache zu verbannen. Jetzt nach dem Frieden zogen sich diese Enthusiasten, meist Nichtpreußen, auf den deutschen Universitäten in kleine Gemeinden zusammen. Sie trauerten und hofften, zürnten heftig und berieten eifrig, sie waren einverstanden, daß etwas Großes geschehen müsse, sie waren bereit, Gut und Leben daranzusetzen. Nur was zu tun sei, blieb unklar. Über Stimmungen und schwankende Projekte kamen sie nicht heraus. Politisch betrachtet war diese Bewegung ungefährlich, erst die gehässige Verfolgung durch die Regierungen stachelte den Haß und Widerwillen und verdüsterte einzelnen die Seele bis zu fanatischem Entschluß.

Es war nicht Preußens Schuld, daß die Hoffnung des Volkes auf einen neuen deutschen Staat vereitelt wurde. Aber eine andere Schuld lud die Regierung auf sich. Der König hatte versprochen, seinem Volk eine Verfassung zu geben. Wenn je ein Volk, hatte sich das preußische das Recht auf einen Anteil am Staatsleben errungen. Aus tiefer Niederlage hatte es seinem König den Staat wieder emporgehoben.

Hätte der größte Staat Deutschlands durch gesetzliche Formen die Möglichkeit einer politischen Entfaltung seiner Kraft erhalten, so wäre jeder verständige Preuße sehr bald befriedigt worden. Presse und Tribüne hätten allmählich in dem loyalen Volk das Gefühl des Gedeihens und eines sichern Fortschritts verbreitet, offen hätten die Gegensätze einander bekämpft; auch die, welche für Deutschland mehr

forderten, als jetzt zu erreichen war, hätten sich eng an Preußen angeschlossen. Der Charakter der Deutschen hätte sich von Schwächen befreit, welche ihm durch ein ganzes Menschenalter anhängen sollten. Auch durfte der Staat selbst die Teilnahme des Volkes nicht mehr entbehren, wenn er nicht in die alte Unkraft, die ihn vor wenigen Jahren dem Untergang nahe gebracht, zurückfallen sollte. Es war jetzt, wo neue Ideen um das Leben rangen, wo in Hunderttausenden leidenschaftlicher Anteil an dem Staat aufgeblüht war, für die Krone selbst eine Verfassung die sicherste Stütze. Denn die Preußen waren nicht mehr ein einsichtsloses und willenloses Volk, über dessen Schicksal ein einzelner selbstwillig verfügen mog.

Der König aber, welcher in der alten Weise mit gefügigen Beamten fortregieren wollte, war gerade bei der neuen Weltlage in Gefahr, wenn sein Wille noch so rein war, das Werkzeug einer schädlichen Faktion, ein Opfer fremder Einflüsse zu werden. Gerade er bedurfte gegen die Übermacht Rußlands, die diplomatische Überlegenheit Österreichs ein starkes Gegengewicht. Er konnte das nirgends finden als in der Kraft eines treuen Volkes, welches mit ihm vereint über die Politik und Haltung seines Staates beriet.

König Friedrich Wilhelm III. empfand selbst, solange er lebte, nicht das Mißverhältnis, in welches er zu dem Bedürfnis seiner Zeit getreten war; sein Bild war eng verbunden mit den größten Erinnerungen des Volkes, und die Privattugenden seines Lebens machten ihn während einer langen Regierung auch der nachwachsenden Generation verehrungswürdig. Aber sein Nachfolger sollte furchtbar darunter leiden, daß er selbst, seine Beamten, sein Volk in einem verkümmerten Staatsleben herangewachsen waren.

Daß aber die Preußen von 1813 die getäuschte Hoffnung so still ertrugen, und daß, während schon in den Staaten des Rheinbundes die Parteien heftig gegeneinander kämpften, der große Staat so leblos dalag, das hatte außer der Pietät gegen die Hohenzollern noch einen anderen Grund. Das Volk war durch den Krieg und was ihm vorausgegangen war, auf das äußerste erschöpft und bis zum Tode er-

müdet. Kaum war ihm die Arbeitskraft geblieben, seine Äcker zu bauen. Jahre gingen vorüber, ehe nur das lebende Inventarium der Güter wieder vollständig ergänzt war, Städte und Dorfgemeinden, der Gutsherr und der Bauer waren tief verschuldet. Die Preise der Landgüter sanken tiefer, als sie vor 1806 gestanden haten, es kam vor, daß Rittergüter durch mehrere Jahre herrenlos lagen, wenn der letzte Besitzer das lebende Inventarium verdorben hatte, und daß wiederholte Versteigerungen des Gerichts keinen zahlungsfähigen Käufer erwerben konnten. Handel und Industrie waren unter der Kontinentalsperre verkommen, denn die alten Absatzwege für Linnen, Tuche und Eisenwaren, die drei großen Industrien Preußens, waren verloren, fremde Völker hatten sie in Besitz genommen. Und auch hier fehlten die Kapitalien. Der Verkehr mit dem slawischen Osten, für die alten Provinzen eine Lebensfrage, wurde durch das neue russische Handelssystem allmählich fast ganz vernichtet. Aber weit größeres Hemmnis wurde der Verbrauch von Menschenkraft durch den Krieg. Die gesamte Jugend war unter den Waffen gewesen, ein Teil war auf den Schlachtfeldern gefallen, die Überlebenden aus ihrer bürgerlichen Laufbahn herausgerissen. Viele blieben zuletzt doch im Heer —, wohl der dritte Teil der preußischen Offiziere, welche in den nächsten dreißig Jahren das Heer führten, bestand aus freiwilligen Jägern des Jahres 1813. Wer zu seinem früheren Beruf zurückkehrte, der fand sich zurückgekommen, seine Angehörigen ohne Hilfe, vielleicht verarmt. Er war zuletzt froh, bescheidener Beamter zu werden und in dem armen Land für sich und die Seinen Unterhalt zu gewinnen. Ihm selbst hatte die Blutarbeit dreier Feldzüge und die Gewöhnung an soldatischen Gehorsam nicht die Kraft verringert, wohl aber die frische Wärme, welche eroberungslustig in das Leben sieht. Er begann jetzt den Kampf um einen bürgerlichen Haushalt, wahrscheinlich mit Geduld und Pflichttreue; aber in den beschränkten Verhältnissen, in die er trat, blieb ihm der Sinn vorzugsweise an der mächtigen Vergangenheit hängen, welche er durchlebt. So war die männliche Kraft der Generation verwen-

det. Und die Jugend, welche in ihren Familien heranwuchs, hatte nicht mehr den Vorteil, große Eindrücke, Begeisterung und Hingebung zu erhalten.

Diese Leiden lasteten am schwersten auf den alten Landesteilen. Der neue Erwerb aber nahm wieder durch Jahrzehnte große Beamtenkraft und viele Sorge der Regierung in Anspruch, bevor er sich dem preußischen Wesen befreundete.

Offenbar waren freie Presse und eine Verfassung das beste Mittel, auch diese Schwäche schneller zu heilen, ein Gefühl der Genesung und Zusammengehörigkeit in das Volk zu bringen. Denn eine Nation bedarf zu ihrem Leben der Wärme und Begeisterung, wie die Pflanze das Licht des Himmels, den Tau der Wolken. Je weiter ihre Entwicklung fortschreitet, desto größer werden ihre Ansprüche auf erhebende Ideen und gemeinsame geistige Interessen. Damals als die Reformation zuerst das Volk zu einem geistigen Kampf erhoben hatte, war die Wirkung einem Wunder gleich gewesen, die Charaktere waren kräftiger, die Sittlichkeit reiner, alle Prozesse des Gemüts, jede menschliche Tätigkeit war stärker geworden. Und als das erwachte Bedürfnis nach einem gemeinsamen Inhalt keine Befriedigung in dem Staatsleben des Deutschen Reiches gefunden hatte, war das Volk erschlafft und schlechter geworden. Wieder hatte nach langer trüber Zeit ein großer Fürst wenigstens einem Teil der Deutschen neuen Schwung und idealen Inhalt gegeben. Der warme Anteil an dem Geschick eines Staates, welcher Friedrichs Zeitgenossen erhob, die Befreiung der Geister von der Bevormundung des Staates und der Kirche waren ein zweiter großer Fortschritt gewesen, wieder hatte dieser Fortschritt die entsprechende Erweiterung der gemeinsamen Interessen, Verstärkung der politischen Bewegung für sich gefordert. Aber in dem geistlosen und kraftlosen Regieren der nächsten Generation war wieder die Volkskraft hingewelkt. Der Sturz Preußens war die Folge. Jetzt hatte zum drittenmal der größte Teil der Deutschen einen neuen Fortschritt gemacht, mit Gut und Blut hatte sich das Volk für seinen Staat erhoben, leidenschaftlich war sein Bedürfnis

geworden, um das Vaterland zu sorgen, bei seinen Schicksalen mitzuwirken. Und da diese Sehnsucht wieder keine Befriedigung fand, sank das Volk auf einige Jahrzehnte in Schwäche zurück. Diesmal war die Verwirrung des Jahres 1848 die Folge.

Fast auf jedem Gebiet des idealen Lebens war das beginnende Siechtum zu erkennen; sogar in der Wissenschaft.

Groß war das Gebiet geworden, welches die deutsche Wissenschaft umfaßte; neue Disziplinen waren in überraschender Schnelle heraufgekommen, kaum ein vergangenes Volk in entferntem Erdteil, dessen Geschichte, Leben, Kunst, Sprache nicht erforscht wurde. Vor allem die Vergangenheit der Deutschen. Mit herzlicher Wärme wurde jede Lebensäußerung unserer Volksseele, von welcher eine Spur übriggeblieben ist, erfaßt. Eine wundervolle Fülle von Leben aus alter Zeit wurde aufgedeckt und in ihrer Besonderheit verstanden. Rings um den deutschen Forscher erhoben sich aus dem Boden die Geister der Nationen, welche einst gelebt; was jeder eigentümlich war, was allen gemeinsam ist, das Walten des Menschengeistes in den höchsten Bildungen der Erde, das lernte man begreifen. Ebensosehr steigerte sich die Kenntnis der gegenständlichen Natur. Die Schöpfungsgeschichte der Erde, das organische Gefüge alles Geschaffenen, Unzähliges, was dem unbewaffneten Auge unsichtbar ist, Unzähliges, was aus der Verbindung einfacher Stoffe entsteht, wurde erkannt, und wieder über die Grenzen des Erdballs hinaus das Leben des Sonnensystems, die Welteninsel, von welcher das Sonnengebiet ein verschwindend kleiner Teil sein soll.

Es war eine glorreiche Arbeit, wunderschnell die Entdeckungen und die Fortschritte; es war ein gemeinsamer Erwerb aller Kulturvölker geworden; aber der Anteil der Deutschen war, wenn nicht dem Umfang nach, doch durch tiefsinniges Erfassen und gründliches Verarbeiten gewonnener Resultate der größte. Stolz durfte der Deutsche zu seinen Nachbarn hinübersehen, denn in einem großen Gebiet des geistigen Lebens war er Führer und Vorbild der andern geworden.

Aber das Leben des Volkes ist auch darin ein einheitlicher Organismus, daß die Verkümmerung einzelner Richtungen, in denen eine schöpferische Kraft nach Neubildungen ringt, in der Regel alle übrigen Äußerungen des Lebens beeinträchtigt. Es ist wahr, dem Fleiß und Scharfsinn des einzelnen ist auch in der ungünstigsten Zeit möglich, für stille Arbeit ein Asyl zu finden. Kepler setzte seine großen Entdeckungen in den wildesten Stürmen des Krieges fort; in den Jahren des tiefsten Verfalls erhob sich der Geist des Leibniz mit souveräner Freiheit; während der Auflösung des Deutschen Reiches entfaltete die Poesie der Dichter von Weimar ihre schönsten Blüten. Jeder, der sich in einem abgegrenzten Gebiet des Forschers bewegt, wird bei erträglichem Schutz des äußern Lebens in seiner Wissenschaft selbst vielleicht die Befriedigung und Heiterkeit erlangen, welche dem schaffenden Menschen unentbehrlich ist. Wer durch die Dämmerung des grauen Altertums späht, die Lebensgesetze fremder Sprachen feststellt, die Schichtung der Erdmassen, Zellen der Pflanzen, Nervenfäden des Tierkörpers beobachtet, der mag im Zusammenwirken mit seinen Genossen auch in öder Zeit die höchsten Resultate gewinnen. Sooft er aber in seiner Arbeit auf eine Stelle kommt, wo die Resultate, welche ihm die eigene Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft und im Staat gegeben hat, für seine wissenschaftliche Forschung maßgebend werden, wird das Ungesunde im Leben seines Volkes auch ihm die letzten Erfolge stören. Am fühlbarsten werden deshalb die Krankheiten der Zeit an dem Philosophen und Geschichtsforscher. Beide sollen fest sein in Liebe und Haß, sie sollen sichere politische Überzeugungen haben, sie sollen verstehen, wie die größten Geschäfte betrieben werden und wie sich bei solchem Betrieb die Charaktere bilden. Wenn sie Menschenleben vergangener Zeit beurteilen, oder wenn sie dem lebenden Geschlecht Sitte, Recht, Bildung dadurch weihen, daß sie Vernunft und Unvernunft darin erweisen, so ist ihnen selbst nicht nur reiches Wissen nötig, noch mehr ein festgeschlossener Charakter, wohlgeprüfte und bewährte Integrität des Gemütes, starke Manneskraft. Schwerlich werden

diese höchsten Eigenschaften in einem unkräftigen Staatswesen gedeihen, wo der einzelne ohne die Prüfungen und die Zucht politischer Kämpfe dahinlebt. Auch ein alles durchdringender Scharfsinn wird den Philosophen nicht vor der Gefahr schützen, das mächtige Schlechte, das um ihn herrscht, als ein notwendiges Moment des Lebens zu fassen, vielleicht zu rechtfertigen. Und der Historiker, kann er verstehen, wie von Staatsmännern verhandelt wird, wenn ihm die Geschäfte der Regierenden in unnahbarer Ferne schweben? Kann er ein sicheres Urteil haben über Wert und Dauer der Verfassungen und Staatsbildungen, wenn er in seinem eigenen Leben nie darüber Erfahrungen gesammelt hat? Es ist kein Zufall, daß es dem deutschen Gelehrten so selten gelungen ist, eine deutsche Geschichte der letzten Jahrhunderte zu schreiben, kein Zufall, daß es ihm näher lag, Römer und Inder, oder die versunkene Zeit der Ottonen und Hohenstaufen, Päpste und Reformatoren in großen Zügen darzustellen, als die nächste Vergangenheit seines Volkes; kein Zufall endlich, daß an den Werken der größten Gelehrten dieser Zeit, an Niebuhr und Savigny, an Hegel und Schelling, um von Lebenden zu schweigen, eine zuweilen befremdliche Unfertigkeit der Überzeugungen, oder Willkür in den Gesichtspunkten, oder eine unholde Resignation zutage kommt.

Und gerade die unendliche Fülle von neuen Kenntnissen, welche aus der Wissenschaft in das Leben der Gebildeten drangen, brachte den Charakteren eine Gefahr. Der Deutsche lernte fast zahllose Persönlichkeiten fremder Völker und Menschen verstehen, die verschiedenartigste Bildung wurde ihm in ihrer innern Notwendigkeit und Berechtigung klar. Parteilos und mit lebhafter Teilnahme verfolgte er die Politik des Tiberius, die Schwärmerei des Loyola, die allmähliche Entwicklung der Sklaverei in Nordamerika, die Pedanterien und Träume von Robespierre. Er kam in Gefahr, bei seinem achtungsvollen Urteil die sittlichen Grundlagen des eigenen Lebens zu vergessen. Wer so viel fremde Seelen in die eigene aufnehmen will, der bedarf nicht nur die Fähigkeit zu fassen, noch mehr die Kraft sich freizuhalten

von der Macht, welche fremde Zustände auf ihn selbst gewinnen. Wer die relative Berechtigung eines fremden Standpunktes unbefangen würdigen will, der muß zuvor in fester Männlichkeit Sitte und Pflichtgefühl des eigenen Lebens zu bewahren wissen. Und damit er dies vermöge, muß sein eigenes Leben ihm eine sichere Tüchtigkeit gegeben haben. Dies geschieht nur durch die Gewöhnung, die eigene Willkür durch pflichtvolles Zusammenarbeiten mit seinen Zeitgenossen zu bändigen, durch das Leben in freien Vereinen und durch freie Presse, durch dauernde Teilnahme an den größten politischen Bildungen seiner Zeit. Daß den Preußen, deren Hauptstadt in dieser Zeit Mittelpunkt deutscher Wissenschaft war, dieser Regulator versagt blieb, das gab den Gebildeten dieser Periode eine eigentümliche Charakterschwäche, welche schon der nächsten Zukunft abenteuerlich erscheinen wird. Sehr häufig wurden gerade bei den Preußen Männer von umfangreicher Bildung, feinfühlend und gescheit, human und tolerant, von angenehmer Form und würdiger Haltung, aber von größter Unbehilflichkeit in ungewöhnlicher Lage, unsicher und schwankend, wo kurzer und fester Entschluß nötig war, ungeschickt bei der Ausführung, ratlos, kopflos, verzweifelt in der Gefahr. In vielen ist noch heute solches Wesen zu erkennen, das unvertilgbare Gepräge einer tatenarmen Zeit.

Diese Schwäche der Willenskraft war freilich kein neues Leiden der gebildeten Deutschen. Sie war die zweihundertjährige Krankheit eines Volkes, welches keinen Anteil am Staat hatte und seiner natürlichen Anlage nach nicht vorzugsweise durch die Impulse der Leidenschaft fortgerissen wird, sondern sich besonnen zum Tun zusammenfaßt und auch bei heftiger Erregung selten das billige Abwägen unterläßt. Aber in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts wurde die alte Schwäche besonders auffallend durch den reichen Schatz des Wissens. Öfter als sonst zog das Originelle einer fremden Lebensform übermächtig an. Wenn es galt, einem abgeschlossenen Wesen zu widerstehen, mochte dies Metternich, Byron, Eugen Sue, Papsttum, Simonismus oder polnischer Patriotismus heißen, so wurde das

Fremde fast immer imponierend, das eigene Urteil befangen. Es wurde auch den Besseren bequem, über das Verschiedenste klug zu sprechen, aber sehr schwer, sich zu einem konsequenten Tun zu beschränken.

Diese Krankheit ergriff fast alle, welche als geistig Genießende dem Volk gegenüberstanden. Die Blasiertheit des Salons, die Effekthascherei der Schriftsteller, Wissenlosigkeit der Staatsmänner, Energiemangel der Beamten sind verschiedene Formen desselben Leidens. Es verwüstete überall, nirgends mehr als in Preußen, es gab diesem Staat ein besonders unbehilfliches, ja greisenhaftes Aussehen, das in auffallendem Gegensatz zu der ehrlichen Tüchtigkeit stand, welche in den kleinen Kreisen des Volkes nicht verloren wurde.

Aber es kam die Heilung. Nach und nach und wieder auf einem Umweg, mit kurzen Anläufen und Rückschlägen, im ganzen seit 1830 ein unaufhaltsamer Fortschritt.

Denn zu derselben Zeit, in welcher die Julirevolution wieder in weiten Kreisen ein Interesse an dem Staat rege machte, begann auf anderen Gebieten neue Entwicklung deutscher Volkskraft, zunächst durch die fleißige Arbeit von zahllosen einzelnen in Werkstatt und Kontor. Der Zollverein, die größte Schöpfung Friedrich Wilhelms III., warf einen Teil der Schranken nieder, welche die einzelnen deutschen Staaten getrennt hatten, die Schienenstränge und das Dampfschiff wurden die metallenen Leiter, auf welchen die technische Bildung unaufhaltsam von einem Ende des Landes zum andern dahinglitt. Mit der Entfaltung deutscher Fabriktätigkeit kamen neue soziale Gefahren, und neue Heilmittel mußten durch Selbsttätigkeit des Volkes gefunden werden. Stück für Stück wurde das engherzige Regierungssystem der charakterschwachen Beamten zerbrochen. Die Nation erhielt die Empfindung, daß sie in eine lebhafte Bewegung gekommen war, überall junge Lebensinteressen, überall kräftigere Rührigkeit der einzelnen. Neben dem Beamtenstand entwickelte sich eine freie Intelligenz unabhängiger Männer, andere Formen der Bildung, andere Bedürfnisse des Volkes. Schnell wurde die Arbeit auch des Kleinen

wertvoller; seine Einsicht und seinen Wohlstand zu steigern, war nicht mehr ein Problem für ruhige Menschenfreunde, es wurde eine Notwendigkeit für alle, Bedingung des Gedeihens auch für die Anspruchsvollen. Während man noch ängstlich klagte, daß die Kluft zwischen Arbeitgebern und Arbeitern immer größer, die Herrschaft des Kapitals drükkender werde, waren in der Tat der Eifer der Gelehrten, die Humanität der Gebildeten und der wohlverstandene Vorteil der Erwerbenden sorgfältig bemüht, die Kenntnisse des Volkes zu vermehren und seine Sittlichkeit zu bessern. Eine umfangreiche populäre Literatur begann ihre Wirkung, Gewerbe- und Ackerbauschulen wurden eingerichtet, in Vereinen organisierten sich die Interessen der einzelnen Kreise. Durch Lehre und Beispiel suchte man die Selbsttätigkeit der Schwächeren zu steigern, das große Prinzip der Assoziation wurde verkündet, an die Stelle der früheren Isolierung trat auf jedem Gebiet irdischer Tätigkeit das Zusammenwirken Gleichgesinnter. Es war eine großartige Arbeit, der die Nation sich jetzt hingab, und ihr folgten die größten und schnellsten Wandlungen, welche der Deutsche bis dahin gemacht hatte.

Sowohl der gesunde Egoismus dieser Arbeit, als die praktische Humanität derer, welche um das Wohl der arbeitenden Klassen sorgten, beide wurden seit dem Jahre 1830 Helfer, die Unsicherheit und Zerfahrenheit, welche in die Gebildeten gekommen war, zu heilen. Der Süden Deutschlands übte jetzt einen heilsamen Einfluß auf den Norden. Lange hatten die Länder des alten Reiches, mehr empfangend als abgebend, still vor sich hingelebt, sie hatten einzelne große Dichter und Gelehrte nach dem Norden gesendet, aber auch diese gern als ihr besonderes Eigentum betrachtet; sie hatten mit Liebe die heimische Landesart gegen das norddeutsche Wesen zu schützen gesucht, sie waren ohne besondere Freude durch Napoleon und den Wiener und Pariser Frieden unter die größeren Fürstenhäuser ihrer Landschaft verteilt worden. Jetzt trat ihr Wesen ergänzend und fortbildend in den Vordergrund. Die Verfassungskämpfe ihrer kleinen Staaten schulten eine Anzahl politischer Füh-

rer, warme Patrioten, kräftige warmherzige Männer, zuweilen von begrenztem Gesichtskreis, aber eifrig, unermüdlich, frisch und hoffnungsreich. Die schwäbischen Dichter waren die ersten Künstlerseelen der Deutschen, welche durch Teilnahme an der Politik ihrer Heimat gekräftigt wurden. Auch der Charakter des Volkes schützte dort vor Blasiertheit, geistreichem Formalismus und Sophisterei, es schützte ein warmes Herz, ein massiver Menschenverstand, der für übergroße Feinheiten wenig zugänglich war, und eine behagliche Laune. In der Zeit von 1830—1848 standen die Süddeutschen im Vordergrund des deutschen Lebens.

Das liebevolle Eingehen in das Leben des Volkes fand auch in der Kunst der Süddeutschen seinen Abdruck. Aus dem Mißbehagen, welches in der Gesellschaft der Gebildeten immer noch empfunden wurde, flüchtete die schöne Erfindung in die kleineren Kreise des Volkes. Die Genremaler bemühten sich Gestalten und Situationen des kleinen Lebens mit Laune und Gemüt darzustellen, die Dichter suchten mit herzlichem Interesse Charaktere und Zustände des Landmannes poetisch zu verklären. Ihre Dorfgeschichten und die Bedeutung, welche sie für die Leserwelt gewannen, werden in der Kulturgeschichte immer für ein Symptom gelten, wie groß unter den Gebildeten die Sehnsucht nach Behagen und fest umgrenzter Tüchtigkeit war.

Aus dieser Periode, die unter dem Volk begann, wird auch hier eine Dorfgeschichte mitgeteilt. Denn das Leben des Süddeutschen, welcher hier erzählen soll, ist in vieler Beziehung charakteristisch für Schicksale und innere Wandlungen der Besten aus dieser nächsten Vergangenheit. Die Bewegung, welche nach der Julirevolution von 1830 über Europa hinzitterte, hatte auch ihn zu lebhafter Teilnahme an der nationalen Entwicklung des Vaterlandes angeregt. Die Kammerverhandlungen seiner engeren Heimat wurden ihm die erste Handhabe. Die Kämpfe, welche dort aufbrannten, blieben nicht ohne Frucht, sie brachten Ablösung der Lasten, welche bis dahin den Boden und Bauern gedrückt hatten, Gemeindeordnung, öffentliches und mündliches Verfahren, sogar ein Preßgesetz ohne Zensur. Aber der Bun-

destag schritt dagegen ein. Das Preßgesetz wurde durch ihn vernichtet, die Klagen der Grundherren gegen die Ablösungsgesetze fanden bei ihm geneigtes Ohr; nach dem Frankfurter Attentat vom 3. April 1833 erhob sich wieder die Reaktion. Da schied der Verfasser aus seiner amtlichen Stellung bei einer Finanzbehörde und widmete seine Tätigkeit der Presse. Als ihm auch dieser Anteil an den politischen Schicksalen seiner Heimat durch arge Schikanen einer gesetzlosen Partei verhindert wurde, siedelte er auf einige Jahre nach der Schweiz über. Es hatte ihm sein ganzes Leben lang Freude gemacht zu lehren. Als Student, als Aspirant für den Staatsdienst und als Schriftsteller hatte er Jüngere unterrichtet. Er war deshalb nicht unvorbereitet für das Lehramt, welches er in der Fremde antrat. Das Folgende erzählt er selbst:

„Am Ostermontag 1838 wurde in der Kirche zu Grenchen im Kanton Solothurn der katholischen Gemeinde als Lehrer an der neuerrichteten Bezirksschule ein Protestant, ein Deutscher vorgestellt. Die Gemeinde hatte ihn gewählt, die Regierung bestätigt; der Lehrer war ich.

Es war ein rauher Frühlingsmorgen. Das einförmige Grau der Wolken deckte die Wände und Gipfel des Jura, große Schneeflocken fielen in dichtem Gestöber und umhüllten den Zug, der sich nach der Kirche bewegte. Die Worte, welche Pater Zweili, Guardian der Franziskaner von Solothurn, Präsident des Erziehungsrats, an die Versammelten richtete, würden jedem Geistlichen wohl angestanden haben. Mir äußerte er, ich möge keinen Anstand nehmen mit den Schülern über Religion zu sprechen: ‚Sie brauchen ja die wenigen Unterscheidungslehren, die uns trennen, nicht zu berühren.'

Die Franziskaner waren gelehrte fleißige Männer; sie wohnten und lebten wie Lehrer der Wissenschaft, darum aber auch in offener Fehde mit den Jesuiten. An ihnen fand die Regierung kräftige Stützen und Mitarbeiter ihrer Bestrebungen für die Bildung des Volkes; auf diesem Gebiet war alles zu tun, da die 1830 gestürzte Patrizierherrschaft nichts getan hatte. Zunächst ward für die Errichtung von

Anfangsschulen, die Bildung von Lehrern, die Beaufsichtigung und Leitung des Schulwesens gesorgt. Nicht gering waren die Schwierigkeiten, welche überwunden werden mußten; aber es geschah innerhalb eines Zeitraums von vier Jahren. Anfang 1837 hatte jede Gemeinde ihre Schule, jede Schule ihren Lehrer und ihre Dotation, jedes Kind den notwendigen Unterricht; das Gesetz strafte die Eltern, welche ihre schulpflichtigen Kinder nicht zum regelmäßigen Besuch anhielten. Kaum waren die Anfangsschulen geordnet, so wurden, als Fortsetzung derselben, die Bezirksschulen angefügt. Hier war kein Zwang; die Errichtung war der Gemeinde, der Besuch den Schülern, die aus der Anfangsschule entlassen waren und die nötigen Vorkenntnisse besaßen, freigestellt; der Staat erleichterte durch Zuschüsse die Errichtung und führte die Aufsicht. Grenchen war eine der ersten Gemeinden, welche den Beschluß faßten, die Mittel für eine Bezirksschule aufzuwenden; die Regierung gab einen Beitrag von jährlich 800 Schweizer Franken (etwa 305 Talern). Das Verdienst dieses Gemeindebeschlusses gebührt vor allen dem Arzt Dr. Girard, meinem lieben Freund. Den Nutzen der Sache konnte er nur einer kleinen Minderheit seiner Mitbürger deutlich machen; denn diese hatten nicht den Unterricht der gegenwärtigen Generation genossen; aber sie vertrauten dem Mann, der ihnen so oft bewiesen, daß er uneigennützig das Gute wollte. Den Ausschlag jedoch gab bei dem von Natur aufgeweckten Volk der Trieb, sich vor anderen Gemeinden hervorzutun. Als ihnen vorgehalten wurde, daß die Frage nur sei, ob Grenchen oder etwa Selzach die neue Schule erhalten solle, da war die Sache entschieden; die Anstalt mußte in den Ort, möge sie sein, was sie wolle. Ich aber hatte Freude am Lehren, und die Stelle sicherte mir den Aufenthalt mehr noch als den Unterhalt, für welchen auch andere Arbeiten ausreichten.

Das Dorf, in dem ich jetzt lehren sollte, die größte Landgemeinde des Kantons, mit mehr als zweitausend Einwohnern und vierhundert stimmberechtigten Bürgern, liegt in den Vorhügeln des Jura. Gegen Süden senken sich saftige Wiesen und wohlbestellte Felder nach der Aar hinab,

welche raschen Laufes durch die Talebene dem Rhein zueilt. Jenseits der Aar steigt das Gelände wieder sanft hinan zu dem hügeligen Emmental, und hinter ihm erhebt sich die Alpenkette, die Urner und Schwyzer Berge im Osten, der Rigi als einzeln stehende Vormacht, in der Mitte Finsteraarhorn, Eiger, Mönch, Jungfrau, bis zu den Savoyer Alpen, aus denen der Montblanc gewaltig hervorragt. Nach Westen glänzen die Spiegel der Seen von Biel, Neuenburg und Murten. Schwerlich wird irgendwo eine Landschaft gleich lieblichen und dabei großartigen Charakter dem Auge darbieten.

Die Häuser im Dorf ziehen sich vereinzelt und in Gruppen zerstreut bis hoch an dem Berg hinauf, fast jedes mit einem Gärtchen und einer Hausmatte umgeben, von Obstbäumen beschattet; durch das Dorf schlängelt sich in mehreren Verzweigungen der klare Bach. Ungern weichen die Strohdächer dem vorgeschriebenen Ziegeldach. Die Wirtschaft der Einwohner umfaßt Feld- und Wiesenbau, Wald- und Sennwirtschaft, die Butter- und Käsebereitung auf dem kostbarsten Besitz, den Bergweiden. Auch Wein wird gebaut. Die Grenchener leugnen nicht, daß in gewöhnlichen Jahren ihr Wein sauer ist, sie bespötteln ihn in Lied und Schwank, aber sie trinken ihn doch und befinden sich wohl dabei. Es ist ein kräftiger Menschenschlag vom Stamm der Alemannen, die Männer meist schlank, aber stark, zum Teil von ungewöhnlich hohem Wuchse; unter den Frauen und Mädchen nicht selten jene Altarbildschönheiten, wie auch sonst in katholischen Ortschaften. Sie sind heiter, mit Humor begabt, dabei von ausdauerndem Fleiß, geschickt sich in jede Lage zu finden und sich selbst zu helfen. Es ist bei ihnen nicht Sitte, die Türen verschlossen zu halten. Als einen unerhörten Vorfall erzählte man, daß vor drei Jahren im Dorf eine Taschenuhr gestohlen war. Die Örtlichkeit ist aber auch für Diebe nicht günstig, wehe dem, der sich fangen läßt, er kommt nicht unversehrt in die Hände der Justiz.

Denn die Grenchener standen damals noch in dem Ruf unbändiger Wildheit, die sich in Streithändeln und starker Neigung zur unerlaubten Selbsthilfe offenbarte, nicht selten

wurden die Messer gebraucht und floß Blut. War der Ausgang nicht gerade tödlich, so wurde von den Beteiligten alles aufgeboten, um die Obrigkeit fernzuhalten. Der Täter und der Verletzte unterhandelten durch ‚Anschickmänner' über billige Schadloshaltung, und mit dem Abschlusse des Vertrages hatte die Feindschaft ein Ende. Das Geld war zu meiner Zeit noch nicht der Wertmesser für den Menschen, sondern die Arbeit. Ich schätze dort einen Bürger, der durch mißlungene Unternehmungen sein Vermögen eingebüßt hatte und als Straßenknecht arbeitete. Seine Mitbürger achten ihn nach wie vor und loben ihn, weil er seinen Dienst recht gut versehe. — Für Burschen, denen die Arbeit des Friedens nicht gefiel, bot damals der fremde Dienst noch einen häufig betretenen Ausweg, den die Gemeinde nicht ungern sah, weil er sie von manchem störenden Element befreite; allein er brachte ihr auch manchen Wildfang nicht gebessert wieder.

Als in den neunziger Jahren die Franzosen in die Schweiz eindrangen, fanden sie die Kantone in einem lockern Verband; die Schweizer führten ihre Streitkräfte vereinzelt dem Feind entgegen, die Berner schlugen sich gut bei Neuenegg, die Urkantone am Vierwaldstätter See, aber einer nach dem andern mußte der Übermacht erliegen. Auch die Grenchener waren verwegen genug, ihr Dorf gegen die andrängenden Franzosen zu verteidigen; sie zogen, zum Teil mit Hellebarden und altem Rüstzeug bewaffnet, dem Feind entgegen und stürzten zum Handgemenge. Noch lebt im Mund der Bewohner der Name der ‚Jungfer Schürer (Scheuerer)', und man zeigt noch die Stelle, wo sie im Kampf ihr Leben ließ. Der französische Offizier, ihr Gegner, wurde verwundet in das Spital nach Solothurn gebracht und soll dort reuig geklagt haben, daß er gezwungen gewesen sei, ein Mädchen zu töten; er habe jedoch nur die Wahl gehabt, dies zu tun oder unter ihren Streichen zu fallen.

Getrennt vom Dorf liegt in einem kleinen versteckten Seitental das Bad, ein Gebäude mit langer Front, zwischen Teichen und Gartenanlagen mit schattigen Baumgruppen. Dahinter die Quelle, ein eisenhaltiges klares Wasser. Im

Sommer ist das Bad von Gästen aus der Schweiz, vorwiegend welscher Zunge, von Elsässern und von einzelnen Fremden besucht, die zufällig den Aufenthalt entdecken und liebgewinnen. Noch in diesem Jahrhundert war das kleine Tal, Eigentum der Gemeinde, Sumpf und Schilf. Da erwarb Vater Girard um mäßigen Preis das Land, baute darauf seine Hütte, entwässerte den Grund, faßte die Quelle und richtete das Bad ein, anfänglich in sehr bescheidenen Verhältnissen, die Anlage erweiternd, als die Mittel sich mehrten. Vater und Mutter mühten sich im Schweiße ihres Angesichts, Söhne und Töchter wuchsen zur Hilfe heran; ein Sohn studierte auf deutschen Universitäten und wurde Arzt; ihm verdankt die Anstalt ihr rasches Aufblühen.

Das war der Ort, welchem ich in der Kirche als Schullehrer vorgestellt war. Nicht ohne Widerspruch einer frommen Partei.

Alle Kräfte des Widerstandes wurden von den Ultramontanen aufs äußerste angestachelt, öffentlich durch die Presse, auf Privatwegen durch alle möglichen Mittel. Ein Ketzer als einziger Lehrer an einer katholischen Schule, das war unerhört! Die Regierung, der Gemeinderat, ich selbst wurden mit Schmähungen überhäuft. Die Geistlichkeit in Grenchen wurde scharf getadelt, daß sie den Wolf in die Herde habe einbrechen lassen, und es ward ihr — nicht allein durch die Zeitungen — zur Pflicht gemacht, alles aufzubieten, um das Teufelsnest im Keim zu ersticken.

Der Pfarrer des Ortes war ein stattlicher schöner Mann, Liebling der Frauen und dadurch von Einfluß. Aber ein Streiter war er nicht, er liebte die Ruhe und das Violinspiel und hätte daher lieber nichts getan. Er hielt, soweit sein Einfluß reichte, Knaben vom Besuch der Schule ab, setzte niemals seinen Fuß in dieselbe, erteilte daher auch keinen Religionsunterricht, und die dafür bestimmten Stunden wurden mit einem anderen Lehrgegenstand ausgefüllt. Persönlich stand ich mit ihm auf erträglichem Fuß. Es hatte ihn gefreut, daß ich ein Töchterlein, welches mir zwei Monate vorher im Grenchenbad geboren worden war, von ihm hatte taufen lassen, und er hatte daran leise Bekehrungs-

versuche geknüpft, indem er mir ein angeblich von einem Protestanten geschriebenes Buch zur Verherrlichung der katholischen Kirche zu lesen gab. — Noch weniger als der Pfarrer war sein Kaplan als Sturmbock gegen die Schule zu brauchen. Er war in Würzburg Theologe geworden und wußte, daß Leipzig ein ‚Bücherneſt' iſt. Er war ein guter Landwirt und Bienenzüchter und ſtand damals ganz auf gleicher Bildungsſtufe mit dem Volk, welches aber nicht darauf ſtehengeblieben iſt. Nicht immer gelang es ihm, die geiſtliche Würde zu wahren und Rügen von oben zu vermeiden. Sein theologiſches Wiſſen über das zum Gebrauch Notwendigſte auszudehnen hatte er ſich nicht veranlaßt gefühlt, und ich ſtaunte zuweilen über das Chaotiſche ſeiner Erinnerungen, wenn er z. B. erzählte, wie der heilige Ludwig Rom gegen die Hunnen verteidigt hatte. War von Büchern die Rede, ſo unterließ er nie, einen Miſſionsbericht aus Otahiti zu preiſen, und ich kam bald dahinter, daß dieſer Band ſo ziemlich ſeine ganze Bibliothek ausmachte. Trotz alledem war er ein guter Menſch, und es ſchadet ihm heute nicht mehr, wenn ich erzähle, warum ich ihn liebe. Wir ſprachen von der ewigen Seligkeit und ihrem Gegenteil. Ich redete ihm ins Gemüt, wie ich doch für unmöglich halte, daß der liebe Gott ſo grauſam ſein könne, mich ewig in der Hölle brennen zu laſſen. Der Herr, nicht ich, ſei ſchuld, daß ich reformiert getauft, unterrichtet und konfirmiert worden ſei. Unſere Lehre weiſe uns an, die Nebenmenſchen zu lieben, ihnen Gutes zu tun. Ich bemühe mich nach Kräften, dieſe Lehre zu befolgen, und dennoch ſoll ich ewig verdammt ſein? Dem Kaplan tat das leid, und er fand eine theologiſche Antwort: ‚Ich hoffe, Gott wird Euch behandeln wie einen Heiden, von denen geſchrieben ſteht: ſie werden gerichtet werden nach ihren Werken.' Er war der Schule nicht gefährlich.

Wäre die geiſtliche Führung energiſcher geweſen, ſo war das Gefolge, welches aus der Mitte der Bevölkerung gegen die Schule aufgeboten werden konnte, nicht zu verachten. Abgeſehen von den Frauen, welche großenteils dem Pfarrer anhingen, zählten hierher Männer, welche durch die neue

Ordnung aus den Gemeindeämtern verdrängt worden waren. Anſehen und Familienverbindungen reichten ihnen immer noch weit, und ſie waren von ihren ‚alten Herren' angeleitet, der kräftigeren Jugend vorzuſpiegeln, daß die neue Verfaſſung ihr noch lange nicht genug Freiheit, dagegen mehr Laſten gegeben habe, daß ſie keine Urſache habe zufrieden zu ſein mit einem Zuſtand, welchen die neuen Führer ausſchließlich zu ihrem Vorteil wendeten. Dieſe Gegner waren gefährlich. Von einem derſelben nahm ich die Milch für den Hausbedarf. Die Kinder erkrankten, ſie glühten im Fieber; wir erfuhren, daß uns die Milch von einer kranken Kuh gegeben werde, und daß die Verkäufer ſich deſſen rühmten.

Da die erſt auf dem politiſchen Feld beſiegte Partei gegen den Gemeinderat und die Mehrzahl der Bürger keinen offenen Kampf beſtehen konnte, ſuchte ſie die Eltern abzuhalten, und ſie war zufrieden, als die Schule im Anfang nicht mehr als ein Dutzend Schüler zählte, wenig für eine große Gemeinde, umgeben von anderen Dörfern, deren Söhnen die Bezirksſchule ebenfalls offen ſtand. Gegen die Gefahr der Abzehrung gab es nur ein ſpezifiſches Mittel, die Leiſtungen der Schule. Allein noch bevor es möglich war zu zeigen, daß hier wirklich nützliche Kenntniſſe erworben werden konnten, kam ein Umſtand zu Hilfe.

Grenchen liegt an der Grenze gegen den Kanton Bern, eine halbe Stunde entfernt von dem Berner Dorf Lengnau. Der (reformierte) Gemeinderat von Lengnau richtete an die (katholiſchen) Solothurner Nachbarn die Frage: ob und unter welchen Bedingungen Knaben aus ihrem Ort der Beſuch der Bezirksſchule geſtattet werde. Die Antwort lautete: man werde ihre Söhne willkommen heißen, der Unterricht ſei unentgeltlich, nur habe Lengnau zu ſorgen, daß die Schüler Ruhe und Ordnung halten. Alsbald erſchien ein Zuwachs von acht bis zehn Knaben aus Lengnau; einen darunter hatte der Ortsvorſtand zum Obmann geſetzt und für Erhaltung der Mannszucht verantwortlich gemacht; ſie marſchierten in militäriſcher Ordnung, zwei und zwei, zogen ebenſo wieder heim, und niemals hat zwiſchen ihnen und den

Grenchenern der geringste Streit stattgefunden. Dieses Beispiel wirkte auf die benachbarten Orte des Kantons: einzelne Schüler kamen aus Staad, Bettlach, Selzach, später selbst aus dem französischen Jura. Einer von ihnen verdient besondere Erwähnung. Er war ein großer, starker Mann von zweiunddreißig Jahren (ein Jahr älter als ich) aus der Gemeinde Ely in den Freibergen, zwei Stunden hinter dem Weißenstein, in einer rauhen einsamen Gegend des Berner Juragebirges, die er verlassen hatte, um an der neuen Landstraße von Solothurn nach Grenchen zu arbeiten. Als er von der Bezirksschule hörte, änderte er seinen Entschluß: er verdang sich als Knecht bei einem Bauern um Wohnung und Kost und verzichtete auf Lohn gegen die Befugnis, die Schule besuchen zu dürfen. Sein Trieb nach Wissen und eiserner Fleiß halfen ihm alle Schwierigkeiten überwinden, er war bald einer der besten Schüler, besuchte später das Lehrerseminar in Münchenbuchsee (Bern) und kehrte dann in seine Heimat zurück, wo er Ortsvorstand, Lehrer, kurz alles in allem ist. Nur Familienvater ist Xaver Rais nicht geworden, denn er studiert noch immer fort und — wie er mir später vertraute — kauft lieber Bücher als eine Frau. Die Grenchener zählen ihn noch heute zu den ihrigen, und noch jetzt, wenn ich in den Ort komme, wird ihm Botschaft gesendet; dann hängt er seine Tasche um, greift zum Stab und steigt mit langen Schritten über die Berge.

Der Zuzug von außen verfehlte seine Wirkung auf die Gegner im Ort nicht; manchem Knaben gelang es, den Widerstand der Eltern zu besiegen und vergnügt in die Anstalt einzutreten, welche bald zwischen dreißig und vierzig Schüler zählte. Um den Unterricht nach dem Bedürfnis einzurichten, mußte ich den vorgeschriebenen Plan umändern. Ich tat es auf meine Verantwortung, und als ich am Schluß des ersten Jahres darüber an die Regierung berichtete, wurde, was ich getan, gutgeheißen und der Wunsch ausgesprochen, daß es an den übrigen Bezirksschulen ebenso gehalten werden möchte. Im Sommer hielt ich nur von sechs bis zehn Uhr früh Schule, damit die Knaben noch zu Haus- und Feldarbeiten verwendet werden konnten. Die großen

Arbeiten, Heu- und Getreideernte, fielen ohnehin in die Ferien. Die Lehrgegenstände beschränkte ich in der Zahl, gab ihnen aber einen größeren Inhalt. Daß der Pfarrer keinen Religionsunterricht erteilte, bedauerte ich aufrichtig, denn die Knaben kamen aus der Anfangsschule in diesem wichtigen Zweig sehr verwahrlost; man hatte ihnen nur zwei Sätze eingeprägt, von der Unentbehrlichkeit des geistlichen Standes und von dem Wert der Reliquien; biblische Geschichte war ihnen fast gänzlich unbekannt. — Lehrte der Pfarrer nicht Religion, so lehrte ich keine Politik, sondern überließ die ‚vaterländischen Staatseinrichtungen' der Schule des Lebens. Dagegen wurden deutsche und französische Sprache nebst Stilübungen, Geschichte und Geographie, Arithmetik und Geometrie mit allem Eifer betrieben, und es machte mir Freude zu beobachten, wie weit man in kurzer Zeit fähige, naturwüchsige Knaben bringen kann, wenn man allen Schwulst wegläßt, die Dinge einfach darstellt und den einzelnen in seiner geistigen Arbeit zweckmäßig unterstützt.

Ich hatte das Glück, eine ziemliche Anzahl fähiger Schüler zu erhalten, und für diese wollte ich etwas mehr tun als vorgeschrieben war. Ihnen gab ich daher in besonderen Stunden Unterricht im Lateinischen, und ich benutzte denselben, um ihren Gesichtskreis zu erweitern, den Lernbetrieb anzuregen und zu leiten. Sie bildeten einen Kern, welcher der Schule einen festen Halt gab. Ihnen verdanke ich, daß mir die Schulzucht keine Sorge machte, denn ihr ernstes, gesetztes Wesen imponierte allen. Ich habe in den drei Jahren meines Lehramtes nie eine Strafe verhängt. Verhielt sich ein Knabe faul oder unwahr, so pflegte ich der Ermahnung zur Besserung die Andeutung beizufügen, daß die übrigen Schüler keine schlechten Burschen unter sich dulden würden. Es ist wohl vorgekommen, daß nach Beendigung der Stunde, in welcher eine solche Warnung nötig geworden war, von geringer Entfernung her Töne, die nicht gerade Jubel bedeuteten, zu meinen Ohren drangen; allein ich unterließ es mich nach der Ursache zu erkundigen. Die Anstalt war wegen Zunahme der Schülerzahl aus ‚Güggis

Stock' nach ‚Hänis Haus'* verlegt worden; das Schulzimmer war eine Treppe hoch, unmittelbar über unserm Wohnzimmer, und meine Frau sprach öfters ihr Erstaunen aus, daß sie von oben, wo dreißig Bauernknaben versammelt waren, nicht das mindeste Geräusch höre, und daß unsere kleinen Kinder in ihrem Morgenschlummer nicht gestört würden.

Ein Jahr war noch nicht verflossen, da merkte man im Dorf, daß die Schule nütze. Die Knaben, besonders die von der ‚Garde', wie sich meine Elite nannte, wurden vielfach in Anspruch genommen, um deutsche und französische Briefe, wie sie im Verkehr mit den Landesprodukten vorkamen, zu lesen und zu schreiben, Rechnungen zu prüfen und zu stellen u. dgl. Gern sah ich es nach, wenn einer oder der andere mit solchen Nebenarbeiten hier und da eine Stunde versäumte, denn diese Versäumnis brachte ihnen und der Schule Gewinn. Die Leute sahen uns auf dem Felde Messungen vornehmen, Höhen und Entfernungen mit selbstgefertigten Instrumenten trigonometrisch bestimmen. Den stärksten Eindruck aber machte ein Knabe von fünfzehn Jahren, der um die Erlaubnis bat, vor versammelter Gemeinde für seinen Vater sprechen zu dürfen. Der Vater, ein wackerer, um die Gemeinde verdienter Mann, war durch Unglück in Gant geraten. Das Schlimmste drohte, wenn der stärkste Gläubiger nicht Nachsicht übte, und dieser Gläubiger war die Gemeinde selbst. Der Sohn trat vor die Versammlung und bat um Nachlaß der Schuld. Er schilderte die Verdienste, das Unglück, den Gemütszustand des Vaters, seine Sorgen um die Familie, die trostlose Zukunft, die Vorteile, welche es der Gemeinde selbst bringen würde, wenn sie der Familie den Ernährer, sich selbst den nützlichen Bürger erhalte. Er sprach mit einem Ausdruck, einer Wärme und Innigkeit, daß den harten Männern die Tränen in den Bart rollten — ich versichere, das will dort viel sagen — und daß zuletzt für den Nachlaß der Schuld nicht eine Stimme fehlte. Der

* Ein Wohngebäude, nur für Menschen, ohne Scheuer und Stallung heißt nicht „Haus", sondern „Stock".

Knabe ist jetzt längst Professor der Naturwissenschaften und Doktor der Philosophie. — Seine Rede galt dem Ort mehr als die Tat eines andern Schülers, welcher einem tollen Hund mit der Waldaxt den Kopf zerschmettert hatte. Das, meinten sie, sei keine Kunst, das hätte jeder tun können; aber der junge Redner! ‚So lernen sie reden in der Schule.' Von da an stand die Anstalt fest. Mir aber fehlte noch etwas.

Vergebens hatte ich im ersten Jahr die Regierung um Vornahme einer Prüfung gebeten. Man hatte erwidert, daß man über den Gang der Schule unterrichtet sei und mir Vertrauen schenke. Im zweiten Jahr wiederholte ich dringender meine Bitte und stellte vor, es werde der Schule nützen, wenn der Staat sie beachte. Die Prüfung wurde anberaumt, es erschienen der Landamtmann Munzinger, mehrere Mitglieder des Regierungsrates, Guardian Zweili, verschiedene Lehrer und angesehene Männer aus Solothurn. Alles ging gut; die Knaben fühlten sich gehoben und angefeuert durch die Zeichen der Zufriedenheit der höchsten Staatsbeamten. Nach getaner Arbeit vereinigten sich die Mitglieder des Gemeinderates und andere Honoratioren mit den Beamten und den Freunden der Schule zu einem Mahl. Als die Fremden sich entfernt hatten, blieben die Einheimischen noch lange beisammen, selbst frühere Gegner hatten sich angeschlossen; sehr gern wäre auch der Kaplan erschienen, wenn er sich nicht vor dem Pfarrer gefürchtet hätte, und selbst der Pfarrer, wenn er sicher gewesen wäre, daß seine Oberen es nicht erführen. Bis tief in die Nacht kreiste der Becher, und ich war nicht in der Lage, diese Kelche an mir vorübergehen zu lassen, um so weniger, als in den Augen der Männer, wer nicht mit ihnen trinken konnte, als Schwächling angesehen und keiner tüchtigen Leistung fähig erachtet wurde. — Vom Tage der Prüfung an durfte ich die Schule als eingelebt in die Gemeinde betrachten. Die Zeit war vorüber, wo meine Freunde und Bekannten in Solothurn mir erklärt hatten, daß die Nachricht sie eben nicht überraschen würde, ich sei von den wilden Grenchenern erschlagen worden.

Ich hatte zwar ein so durchgreifendes Verfahren von den Anhängern der ‚Schwarzen' nie besorgt, aber jetzt erst erwärmte mich das Gefühl der Sicherheit. Manche kleine, aber deutliche Züge ließen mich erkennen, daß die Leute auch mich und die Meinigen nicht mehr als Fremde betrachteten. Und das war eine Annäherung, die sich hier zuweilen erst in einigen Menschenaltern vollzog. So war vor der Eröffnung der Anstalt im Schulrat über die Anschaffung von Bänken und anderen Requisiten verhandelt und dabei bemerkt worden, daß die Gegenstände nicht bei den ‚fremden' Schreinern bestellt werden sollten. Geraume Zeit nachher kam einer derselben — es waren zwei Brüder — zu mir und bat, ihm eine Eingabe an die Regierung aufzusetzen, daß sie in Grenchen bleiben und das Bürgerrecht erwerben dürften. Eine neue Verordnung gebe den Ortsvorständen auf, die ‚Schriften' der Eingesessenen zu prüfen und alle, deren Papiere nicht in Ordnung seien, in ihre Heimat zu weisen. Sie hätten keine Schriften und seien in Gefahr, ihren Wohnsitz in Grenchen zu verlieren. Auf meine Frage, wie lange sie am Orte wohnten, erwiderte der Mann: er und sein Bruder seien hier geboren, die Eltern ebenfalls, die Großeltern seien als junge Leute hier eingewandert, und zwar nicht aus einem fremden Land oder aus einem andern Kanton, sondern aus einem Solothurner Dorf vier Stunden von Grenchen, wo man aber von ihnen nichts mehr wissen wolle. Die Gemeinde habe sie gut behandelt, ihnen auch gleichen Anteil an den Nutzungen, wie den Bürgern, bewilligt, aber das Bürgerrecht weigere sie ihnen. Die Regierung bedeutete dann auch der Gemeinde, daß sie versäumt habe, den Großeltern bei ihrem Einzug ihre Schriften abzufordern, und daß die Enkel darunter nicht leiden dürften. Sie wurden Bürger, blieben aber doch die ‚fremden' Schreiner.

Mir war nach Jahresfrist das Glück geneigter. Die Kinder der Nachbarn wählten meine Kinder zu Gespielen, die Frauen suchten den Umgang meiner Frau, und mehrere Männer bestimmten mich, einem Verein beizutreten, welcher gemeinnützige Zwecke verfolgte, bald eine große Ausdehnung gewann, und für die Verwaltung und Bewirtschaftung des Gemeindevermögens manches Gute stiftete. Viele tüchtige Landleute lernte ich dort achten; manche sind in der Kraft ihrer Jahre hinübergegangen. Friedensrichter Voigt, ein echter Alemanne, von langer hagerer Gestalt und dunklem Haar, durch natürlichen Verstand und Scharfblick zum Vorkämpfer für die aufhellende Richtung geartet, wurde vor kurzem von einem Baumstamm erschlagen, der unter seinen Axthieben auf ihn niedersank. Der Gemeinderat Schmied Girard verunglückte in blühender Manneskraft bei einem Freudenfeuer, welches auf der Wannfluh, hoch oben am Rand einer steilen Felswand angezündet worden war, um den Berner Nachbarn weithin die Teilnahme an der Feier ihres Verfassungsfestes zu bezeigen. Er stieß mit dem Fuß ein mächtiges Scheit in die Flammen, glitt aus und stürzte rücklings über die Felswand in die Tiefe. Er war ein rücksichtsloser Gegner der verrotteten Wirtschaft, hatte sich nicht gescheut, Sympathien für David Strauß, dessen Berufung nach Zürich 1839 den vielbesprochenen ‚Züricher Putsch' veranlaßt hatte, kundzugeben und die Überzeugung auszusprechen, es werde nicht eher besser werden, als bis die Gemeinden ihre Pfarrer wählen dürften, und zwar nicht länger als auf fünf Jahre. Kein Wunder, wenn die ultramontane Partei in ihren Blättern seinen Tod als den Finger Gottes, den Guten zur Erbauung, den Gottlosen zur Warnung ausrief. Die Grenchener antworteten auf den vergänglichen Fluch der frommen Presse durch eine bleibende Schrift in Stein. In dem Dorf, am Rand der Landstraße, an einer Stelle, die jeder Wanderer, der des Weges zieht, bemerkt, erhebt sich ein einfacher Gedenkstein. Die Inschrift besagt, daß er der Erinnerung an Gemeinderat Girard gewidmet sei, der von seinen Mitbürgern geachtet und geliebt für Freiheit, Recht und Licht im Leben gearbeitet und den Tod gefunden habe. Mir war er ein guter Nachbar und eine kräftige Stütze gewesen; meine Frau hatte den Mann angestaunt, wenn er ihren Stahl aus seinem Kohlenfeuer mit bloßer Hand faßte und in das Plätteisen schob.

Unter den Schülern bildete sich schnell ein Korpsgeist im

guten Sinne, sie fühlten sich als eine angesehene Körperschaft. Ich unternahm mit ihnen Ausflüge, unter anderem nach Neuenburg, wo ihnen die Merkwürdigkeiten der Stadt besonders die reichen naturhistorischen Sammlungen mit dankenswerter Bereitwilligkeit gezeigt wurden. Ein andermal folgten wir der freundlichen Einladung eines Lehrers in Solothurn zu einer Reihe von physikalischen Experimenten. In die Hauptstadt des Landes wollten die Knaben nicht zu Fuß gehen, sondern als stolze Grenchener auf laubgeschmückten Wagen mit stattlichen Rossen einziehen. In dem Hörsaal zeigten sie ruhige Haltung, Aufmerksamkeit und Verständnis, sie schauten dort manches, was ich ihnen aus Mangel an Hilfsmitteln nur hatte beschreiben können. Die Schule wurde der Mittelpunkt ihres Lebens und ihr Sammelplatz bei allen ungewöhnlichen Vorfällen. Als in einer Nacht die Sturmglocke eine Feuersbrunst in dem nahen Dorf Bettlach ankündigte, kamen alle ungerufen zu mir; wir ordneten uns, eilten im Laufschritt nach der Brandstätte, bildeten eine Kette bis zum nahen Bach und erhielten unsern Anteil an dem Lob bei der ‚Abdankung' des Pfarrers; denn wenn das Feuer gelöscht ist, entläßt der Geistliche dankend die zur Hilfe herbeigekommenen Nachbarn. Den Fähigeren wurde ich der Vertraute für manchen Zug ihrer inneren Entwicklung. Eben der Knabe, welcher als Fürsprecher für seinen Vater vor der Gemeinde auftrat, war bei seinem ersten Erscheinen in der Schule von so unbändiger Überkraft, so unbeleckt von jeglicher Kultur, daß er, statt auf dem gewöhnlichen Wege nach seinem Platz zu gehen, stets über Tisch und Bänke hinwegsetzte; dem Wildfang hielten kaum die Hosen am Leibe. Sehr bald änderte sich dies. Sepp wurde still und ernst, seine ganze Kraft sammelte sich zum Nachdenken und im Lernen. Ich gab ihm meine Freude über die Änderung zu erkennen, und er erzählte mir: Eine Nacht habe er nicht schlafen können, und da sei ihm der Gedanke gekommen: du bist bisher kein Mensch gewesen, sondern ein Vieh; jetzt, durch die Schule, kannst du ein Mensch werden, und du mußt es werden. Seit jener Nacht fühlte er sich wie umgewandelt. Ein anderer — jetzt tüchtiger

Forstmann und Geometer — war mir ebenfalls durch ein fast plötzliches Übergehen von wenig ergiebigem Abmühen zu leichtem Fassen und raschem Fortschreiten aufgefallen. Später gab er mir die Erklärung: ‚Mir ist auf einmal Licht aufgegangen. Sie hatten uns eine Gleichung aufgegeben, ich grübelte, konnte aber die Lösung nicht finden. So war ich im Stall und melkte die Kuh, immer in Gedanken; das Blatt hatte ich mitgenommen, neben mich auf einen Klotz gelegt und sah jeden Augenblick danach hin. Da fuhr es mir wie ein Blitz durch den Kopf: So mußt du's machen! Ich ließ Kuh und Kübel stehen, nahm mein Blatt, lief in das Zimmer, setzte mich an den Tisch, und ich löste die Gleichung. Seither geht alles Lernen besser.'

Das Jahr 1839 ging zu Ende, das Wintersemester, die eigentliche Arbeitszeit der Schule, hatte begonnen mit vermehrter Schülerzahl. Da kamen eines Sonntags einige ältere Schüler zu mir und trugen vor: die Grenchener hätten einst von Zeit zu Zeit eine große Komödie aufgeführt. Diese alte Sitte sei aber seit lange außer Übung gekommen, man habe nichts mehr gesehen als zur Fastnacht den ‚Doktor von Padua', den ‚Pulcinell' und ihre alten Hanswurstenspäße — die aus den italienischen Soldkriegen von Kriegsknechten heimgebracht und in die Dörfer verpflanzt sind —; sie aber wollten wieder ‚ein großes Spiel' haben und bäten mich, ihnen zu helfen. Ich verlangte Bedenkzeit und erkundigte mich bei älteren Leuten, namentlich bei dem alten ‚Hans Vik', der an der letzten Aufführung vor mindestens vierzig Jahren als Jüngling mitgewirkt und, wie er mir verschämt gestand, die ‚Mutter Gottes' gespielt hatte. Von ihm erfuhr ich, daß jene letzte dramatische Leistung die Genovefa gewesen sei. Er bezweifelte, daß das jüngere Geschlecht Ähnliches zustande bringe, denn einen so prächtigen Aufzug mit vielen Rossen, so gewaltige Sprünge frei über die Pferde weg, werde man heutzutage nicht mehr sehen. Besonders anstrengend sei die Rolle des Grafen gewesen; ein Mann habe dazu nicht ausgereicht, sie hätten deshalb drei Grafen gehabt, die abwechselnd ihre gymnastischen Künste verrichteten. Auf meine Frage, ob denn nicht

auch gesprochen worden sei, und ob ihm nicht irgendeine Stelle im Gedächtnis geblieben, die er mir vorsagen könne, hob der Alte an zu deklamieren, anderthalb Töne über der natürlichen Stimmlage, singend, skandierend, mit einförmigem, gehacktem Rhythmus und Tonfall. Sicher war diese Art des Vortrages eine uralt überlieferte, und die Rede bei jenen Darstellungen Nebensache, die Sprünge, Ringkämpfe und Leibesübungen Hauptsache gewesen. Aus den Erzeugnissen neuer Kunst, die mir zu Gebote standen, wählte ich ein vaterländisches Trauerspiel ‚Hans Waldmann, Bürgermeister von ‚Zürich', von Wurstemberger aus Bern. Der Held, Führer in den Burgunderkriegen, bemühte sich, in seiner Vaterstadt die Adelsherrschaft zu brechen und zeitgemäße Reformen einzuführen. Manche Neuerungen waren dem Bürger unbequem. Der ‚Mann des Volkes' wurde unpopulär, eine Adelsverschwörung stürzte ihn, er wurde hingerichtet. An der nötigen Handlung fehlte es dem Stück nicht, Zweikämpfe, Volksaufstand, Gefecht, Kerkerszenen würzten die Speise, längere Dialoge fielen dem Rotstift. Die Schüler erschienen, als meine Bedenkfrist abgelaufen, mit militärischer Pünktlichkeit und nahmen mit Akklamation das vorgeschlagene Stück zur Aufführung an.

Die Jugend gab sich rüstig ans Werk und bewährte die angeborene, durch Erziehung und Übung ausgebildete Begabung der Selbstregierung. Die Teilnehmer — Sekundärschüler und ältere — versammelten sich in dem Lokal der Volksschule, gründeten einen Verein und konstituierten ihn durch Erwählung eines Präsidenten, eines Säckelmeisters und eines Schreibers. Sofort wurde zur Verteilung der Rollen geschritten. Dies geschah folgendermaßen. Der Präsident richtete an die Versammelten die Frage: ‚Wer will den Hans Waldmann spielen?' Drei oder vier Bewerber erhoben sich, und jeder machte seine Ansprüche geltend: Körperlänge, laute Stimme, Schulbildung; dann mußten sie abtreten, und die Diskussion wurde eröffnet. Jeder Bewerber hatte seine Anhänger und seine Gegner. Die Verhandlung wurde geschlossen, und eine an Einstimmigkeit grenzende Mehrheit teilte dem Lehrer Tschui die Titelrolle zu.

So ging es der Reihe nach weiter, und die übrigbleibende Masse verständigte sich untereinander über ihre Verteilung unter Soldaten, Bauern, Seewiber (Bauernfrauen vom Züricher See). Mit der Abstimmung hatte jeder Streit ein Ende, nicht das leiseste Murren erhob sich gegen die Entscheidung der Mehrheit. Ich hatte der Versammlung beigewohnt, ohne ein Wort zu sprechen; denn so willig die Knaben auf meinen Rat hörten, ja mir oft einen Wunsch an den Augen absahen, so unlieb wäre es ihnen gewesen, wenn ich mich in den Kreis ihrer ausführenden Tätigkeit hätte eindrängen wollen. Die Verteilung der Rollen befriedigte vollständig; hätte ich sie vornehmen dürfen, sie wäre keinesfalls besser, wahrscheinlich nicht so gut ausgefallen. Gleich darauf ersuchte mich eine Anzahl älterer Burschen zwischen zwanzig und dreißig Jahren, sie als Soldaten mitspielen zu lassen; es seien doch ein paar wilde Gesellen unter den Schauspielern, es könnten auch unter den Zuschauern ungezogene Burschen Unfug treiben, dann möchte es doch gut sein, wenn sie gleich bei der Hand wären, um Ordnung zu halten. Ihrem Begehren wurde gern willfahrt, und das Erscheinen dieser Starken mag hingereicht haben, ihre Dienste unnötig zu machen.

Nachdem die Rollen ausgeschrieben und gelernt waren, nahmen die Proben ihren Anfang und den ganzen Winter hindurch ihren Fortgang. Die meisten Schauspieler waren nur bis zu einem gewissen Punkt der Ausbildung zu bringen, auf welchem sie standhaft beharrten. Einige jedoch, und gerade die Darsteller der Hauptfiguren, lohnten reichlich die aufgewendete Mühe und ernteten bei der Aufführung und noch lange nachher höchstes Lob. Wahrhaft erfreulich aber war die moralische Einwirkung des künstlerischen Fleißes der Jugend auf das Leben im Dorf. Die Gemeinderäte berichteten mit frohem Erstaunen, daß diesen Winter, was seit Menschengedenken unerhört, keine Schlägerei, nicht der geringste Unfug vorkomme. Die Burschen saßen nicht in den Wirtshäusern, betranken sich nicht; sie übten im Hause ihre Rollen, Nachbarn und Bekannte hörten zu. Obgleich das weibliche Geschlecht von der Bühne ausgeschlossen war, da

Ritterfräulein und Bauernweiber von Knaben dargestellt wurden, sahen doch die Frauen und Mädchen ihre mitwirkende Tätigkeit in anderer Weise in Anspruch genommen.

Denn auch für Theater, Dekorationen, Kostüme, Orchester mußte Rat geschafft werden. Zum Theater wurde der neu angebaute Flügel des Badehauses ausersehen; dieser Flügel enthält den Speisesaal und den anstoßenden Tanzsaal, der erstere ein längliches Viereck, der andere ein etwas kleineres Quadrat, die Wand, welche beide trennte, in der Mitte offen, die Öffnung ein Bogen in Form eines Torgewölbes. Der Tanzsaal mußte die Bühne werden, die Torbogen ein Vorhang bedecken, der Speisesaal den Zuschauerraum abgeben. Ein Podium und Bänke schafften über eintausend Plätze, eine Galerie an der Wand, die dem Vorhang gegenüber lag, diente als Loge einzigen Ranges. Den Plan der Bühneneinrichtung erdachte ein echter Künstler, Maler Disteli in Solothurn, bekannt durch seine Bilder der Schweizer Schlachten; für die Ausführung sorgte der Verein. Er bat den Gemeinderat, für das nötige Zimmerholz die Waldbäume anzuweisen; in hellen Haufen ging's hinan, die Bäume stürzten unter den Axthieben, die Burschen spannten sich davor, hingen ihr Schlittengeschell um und schleppten jubelnd die Stämme den steilen Bergpfad herab zur Sägemühle. Dann kamen die Zimmerleute des Dorfes, Hilfsmannschaft genug arbeitete mit ihnen, in kurzem war das Theater fertig. — Zu den Dekorationen half das Unglück eines Schauspieldirektors, welcher mit seiner Truppe in der nahegelegenen Stadt Biel längere Zeit Vorstellungen gegeben, dann aber vor dem Andrang — nicht des Publikums, sondern der Gläubiger — mit Hinterlassung sämtlicher Theaterrequisiten das Weite gesucht hatte. Die Dekorationen befanden sich in städtischem Verwahrsam, und es gelang dem Theaterverein, gegen eine billige Miete zu erlangen, was man brauchte: ein Zimmer, eine Straße, einen Wald, sogar ein finsteres Gefängnis. — Die Kostüme zeichnete Maler Disteli, er kolorierte nicht nur die einzelnen Anzüge treu nach den Trachten des Ortes und der Zeit, sondern er gab auch an, wie dieselben mit Benutzung vorhandener Kleidungsstücke, der Schürzen, Mieder, Umschlagetücher und Mäntel der Frauen am billigsten herzustellen waren. Während der Dorfschneider mit verstärkten Arbeitskräften rastlos an den Kostümen schaffte, welchen nur höherer Kunstfertigkeit gelingen konnten, mühten sich Mädchen wochenlang mit den Prachtgewändern der Ritterfräulein, mit den einfachern und malerischen Trachten der Frauen aus dem Volk, und mancher Held verdankte Federbarett und Mantel, der ihn zum Gegenstand der Bewunderung machte, dem Geschmack und der Geschicklichkeit einer Schwester oder einer künftigen Braut. Ließen die Kleider fast weniger als ihre Träger zu wünschen übrig, so gaben die Rüstungen der Krieger dieser Aufführung einen eigentümlichen Vorzug. Denn der Verein richtete an die Regierung des Kantons die Bitte, ihm aus dem reichen Schatz des Zeughauses zu Solothurn Rüstungen und Waffen aus den Burgunderkriegen zu überlassen, so viele Helme, Harnische, Arm- und Beinschienen, Schwerter, Speere und Hellebarden; für richtige Rücklieferung und Schadenersatz wurden zahlungsfähige Bürgen angeboten. Die Regierung gewährte nicht allein die Bitte, sondern ihre sachverständigen Mitglieder halfen mit Rat und Tat und beglückten die Truppe mit einer alten Feldschlange und den kohlschwarzen Rüstungen der burgundischen Kanoniere aus dem letzten Dritteil des 15. Jahrhunderts.

Als wir im Februar so weit gekommen waren, daß die Tage der Aufführungen festgesetzt werden konnten —, denn mindestens drei an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen mußten es sein, um einigermaßen die gewaltigen Zurüstungen zu lohnen —, da machte ich nach einer Generalprobe die Vorsteher des Vereins aufmerksam, daß es wohl an der Zeit wäre, Theaterzettel drucken zu lassen. ‚Zettel?' meinte der Präsident, ‚das kann nicht schaden, die Leute wissen dann auch, wen sie vor sich haben.' Es ergab sich, daß die Schauspieler dabei an einen Streifen Papier dachten, den jeder etwa an seine Kopfbedeckung klebe, auf dem das Publikum in großen Buchstaben den Namen der Person lesen könne. Das Mißverständnis veranlaßte mich, auf dem Zettel außer dem üblichen Inhalt noch eine kurze Angabe der

Handlung in jedem Akt beizufügen. Der Verein aber entsendete seine Boten, und ich zweifle, ob fünf Stunden in der Runde ein Städtchen, ein Dorf oder ein Weiler war, wohin sie nicht die Zettel getragen haben. Zu dem Eifer für die Verbreitung trieb aber nicht allein die Lust, sich recht vielen Menschen zu zeigen, sondern auch die Berechnung, daß nur bei zahlreichem Besuch die Eintrittsgelder den Ausgaben gleichkommen, vielleicht einen Überschuß liefern könnten, für dessen Verwendung ein Vereinsbeschluß sorgen würde.

Wieder kamen die Schauspieler und erbaten einen Aufzug. ‚Das Stück hat fünf Aufzüge, wie ihr wißt.' — ‚Wir meinen einen Aufzug, wie er immer gewesen ist, wo wir reiten, wo die Soldaten marschieren und die Weibsleute und das Volk in verzierten Wagen fahren.' Die Mitwirkenden sollten sich also im Dorf sammeln und in geordnetem Zug nach dem eine Viertelstunde entfernten Bad bewegen. Aber die Jugend, die sich in unzähligen Proben abgemüht hatte, die Höhen der Kunst zu erklimmen, wollte nun auch Proben ihres Aufzugs halten, die Rüstungen und schönen Kleider anlegen. Ich überließ das ihnen allein. Zu spät erfuhr ich, daß mit der harmlosen Freude auch eine Racheplan verbunden wurde. Dem Verein war zu Ohren gekommen, daß die Geistlichkeit dem Werk, an welchem die weltliche Obrigkeit ihr Wohlgefallen hatte, nicht hold sei. Der Pfarrer habe nach Solothurn gegen das gottlose Vorhaben, an Sonntagen ein ‚weltlich Stuck' aufzuführen, berichtet, und Bischof und Kapitel drängten die Regierung, den Unfug zu verhindern. Darüber zürnte die Jugend. An einem Sonntagnachmittag, als die Glocken zur Christenlehre in die Kirche läuteten, mischte sich in ihre feierlichen Klänge der Mißton einer Trommel. Es war der Gemeindediener, der, als Tambour in fremdem Dienst alt geworden, sein Instrument mit seltener Meisterschaft handhabte, diesmal aber nicht im Dienst des Rats, sondern um die Schauspieler zur Probe des ‚Aufzugs' zu rufen. Die ungewöhnliche Kraft, welche der Veteran in unmittelbarer Nähe der Kirche verwendete, und das vergnügte Blinzen seiner Augen verriet,

daß ihm in Rom und Neapel jeder Respekt vor der Geistlichkeit abhanden gekommen und den ‚Pfaffen' zu ärgern ein besonderes Vergnügen war. Hatte er mir doch schon früher gestanden, er glaube nicht, daß alle Reformierten in der Hölle brennen müßten; er habe dem Pfarrer in der Beichte gesagt, daß er mit seinem Berner Kameraden immer gut Freund gewesen, und daß der liebe Gott so brave Knaben gewiß nicht dem Teufel in den Rachen jagen werde; als ihm darauf der Pfarrer die Absolution verweigerte, sei er mit den Worten weggegangen: ‚Gut, Herr Pfarrer, dann g'hei ich (werfe ich) alle meine Sünden Euch auf den Buckel.' So marschierte er um das Gotteshaus, übertäubte die Stimme des lehrenden Predigers und war schuld, daß die Jugend aus der Kirche lief, um den Zug zu sehen. Jetzt hatte die Geistlichkeit einen Grund zur Klage, die Andacht hatte wirklich gelitten. Bald erschienen Abgeordnete der Regierung, um die Sache zu untersuchen; nicht ohne Mühe wurde sie gütlich ausgetragen, der Verein gelobte, den Gottesdienst nicht mehr zu stören, die Geistlichkeit ließ ihre Einsprache gegen die Aufführung fallen.

Endlich erschien der große Tag der ersten Aufführung. Es war Sonntag, der 15. März 1840. Schon am Mittag war das Dorf in Bewegung; um zwei Uhr ordnete sich der Zug und setzte sich in Marsch auf der alten Landstraße, die vom Dorf an dem Bad eine Höhe entlang zieht. Noch bedeckte Schnee den Boden, aber die Sonne schien hell. Voran ein Wagen mit einer Blechmusikbande aus Fulda, welche gerade die westliche Schweiz bereiste und jetzt einen feierlichen Marsch spielte. Dann die Ritter und Reisigen, zwei und zwei, in glänzenden Burgunder Harnischen, wohl gegen vierzig Pferde; dann wieder Wagen geschmückt mit Tannenzweigen und Bändern, besetzt mit den Frauen und Jungfrauen aus Adel und Volk und mit den aufständischen Bauern; den Schluß des Zuges bildete das Fußvolk mit seiner Kanone. Es war kein schlechtes Bild aus alter Zeit, die Waffen erglänzten im Sonnenschein, und die Gestalten hoben sich scharf von der blendenden Schneedecke.

Die Aufführung begann gegen drei Uhr und dauerte vier

Stunden. Der Erfolg übertraf jede Erwartung. Das Haus war gefüllt und wurde zu lautem Beifall hingerissen. Ich verlebte hinter den Kulissen peinliche Augenblicke, wenn die kämpfenden Helden, trotz aller Ermahnungen, mit den langen scharfen Schwertern aufeinander hieben, daß die Funken stoben, und ich mußte zufrieden sein, daß nicht mehr Blut floß als einige Tropfen aus einer leichten Wunde an der Hand. Dem Spiel folgte ein Abendessen der Mitwirkenden und der Honoratioren des Dorfes, endlich ein Tanz. Noch um Mitternacht tanzten die Ritter in ihren Rüstungen, die sie um die Mittagsstunde angelegt hatten. Ich schloß daraus, daß dies Geschlecht an Körperkraft den Vätern, die bei Murten und Granson fochten, nicht nachstehe.

Glücklich wie die erste Vorstellung verliefen die beiden folgenden. Von nah und fern strömte die Bevölkerung herbei, Reisende aus Basel, Zürich und anderen Städten. Einundzwanzig Jahre sind vergangen; im neuen Schulgebäude des Dorfes steht jetzt ein Theater, auf welchem die Schüler kleine Stücke aufführen; aber mit Stolz sehen heute noch die wackeren Männer auf ihre große Jugendleistung zurück.

Das Spiel hatte die Folge, daß der Lehrer auch in die fröhlichen Erinnerungen des Schweizer Dorfes hineinwuchs. Das Haus, welches die Gemeinde für Anstalt und Lehrerwohnung gemietet hatte, ein provisorisches Lokal, stand mit der Vorderseite gegen die alte Landstraße, im Rücken lag der kleine Garten, dahinter, mit Obstbäumen bepflanzt, die Hausmatte, welche Futter für zwei Ziegen lieferte. Zu ebener Erde war meine Wohnung, im ersten Stock, zu welchem die enge steile Treppe führte, das Schulzimmer und eine Fremdenstube. — Im Sommer kamen häufig Bekannte aus der Nähe, auch Verwandte aus der Heimat besuchten uns, freuten sich der Gegend und der wohlgesinnten Menschen. Die Ferienzeit wurde gern zu Streifzügen über die Berge benutzt. Der nähere Umgang mit den Männern des Dorfes kam auch der Schule zugute, für deren Bedürfnisse immer reichlicher gesorgt wurde. Unaufgefordert ließ mir der Gemeinderat sagen, daß das gesetzliche Quantum Holz ihm zu gering scheine; ich möge mich daran nicht

kehren, sondern nur angeben, wieviel ich brauche; sie wollten mir ‚Holz gnue (genug)' geben. Die Schüler wetteiferten in Aufmerksamkeiten gegen meine Kleinen und den freiwilligsten Dienstleistungen für unsere kleine Haus- und Landwirtschaft; sie bestellten den Garten, mähten das Gras, brachten das Heu ein; von ihnen erhielt ich die frühesten Erdbeeren und Kirschen, und wenn der Bach gefischt wurde, die schönsten Forellen. Seit der Prüfung war ihr Eifer im Lernen noch gestiegen. Die deutschen und französischen Aufsätze der Fähigeren durften sich sehen lassen; sie lösten Gleichungen zweiten Grades mit Leichtigkeit, erklärten die Einrichtung der Uhr, der Mühle und der Dampfmaschine wie die Gesetze, auf denen ihre Wirkung beruht; außerdem lasen sie im Cornelius Nepos und Cäsar. Der Unterricht in der vaterländischen Geschichte wird in der Schweiz überall sorgfältig betrieben, aber nur in den glänzenderen Partien. Die Schlachten bei Morgarten, Sempach, Murten kennt jedes Kind, aber die Untertänigkeit ihrer Regenten, die französischen Pensionen und Gnadenketten werden gewöhnlich mit Stillschweigen übergangen. Mir schien es zweckmäßig, das Licht nicht ohne den Schatten zu geben.

Mit dem Entlassungszeugnis hielt ich meine Verpflichtung gegen diejenigen Schüler, deren Lerntrieb nun erst rege geworden war, nicht für abgetan. Ich wollte sie weiterbringen, zunächst auf die Kantonschule in Solothurn, die neben der gelehrten eine technische Abteilung erhalten hatte. Zu diesem Zweck mußte für ihren Unterhalt gesorgt werden, denn es waren fast durchgehends Söhne unbemittelter Eltern; bei anderen ließ das Bewußtsein, dereinst Acker, Wiesen und Vieh zu besitzen, selten den Drang aufkommen, mehr als die notwendigen Kenntnisse zu erwerben. Schon vor dem Schlusse des zweijährigen Kursus zeigten sich zwei Schüler reif für die Kantonschule. Ich ging nach Solothurn und sprach mit Landamtmann Munzinger und mit dem Rat für das Erziehungswesen, Dr. F. Die beiden wackern Männer sorgten für die Knaben größtenteils aus eigenen Mitteln. Bald brachte ich ein zweites, dann ein drittes Paar. Auch für diese fand sich die nötige Unterstützung, zumal da

alle Eingetretenen sich bewährten. Doch bemerkte mir Dr. F., daß er für weiteren Zuwachs keine Unterkunft mehr wisse, die Gemeinde sei wohlhabend und könne selbst etwas leisten. Ich erwiderte, daß dies ohne Zweifel geschehen werde, sobald einmal der Nutzen der Schule und der Heranbildung fähiger Jünglinge von den Bürgern an lebenden Beispielen mit den Händen gegriffen werden könne. Bis dahin müsse die Regierung sorgen, daß solche lebende Zeugen geschaffen werden. Eine etwas frostige und trockene Antwort trieb mir das Blut nach dem Kopf: Wenn ihr nicht alles mögliche tut, Kenntnisse und Bildung im Volk zu fördern, dann steigt herab von euren Stühlen und laßt die Patrizier wieder darauf sitzen, denn das ‚Regieren' verstehen diese besser als ihr! — Doch mußte ich für die nächsten Schüler, welche in die höhere Anstalt befördert werden sollten, andere Mittel suchen. Ich gab ihnen den Rat, sich an die Kapuziner in Solothurn zu wenden, da diese durch ihre Vorschriften verbunden seien, armen Studierenden Wohnung und Kost zu geben. Sie hatten es nicht zu bereuen.

Es war ein lustiges Völkchen im Kloster. Der Bürgerkrieg in Spanien hatte sie in zwei Parteien gespalten, in Karlisten und Cristinos, welche sich gegenseitig mit Spottliedern andichteten. Der schlimmste Satiriker, ein junger Urner, führte die Feder der Cristinos; gegen seine Stachelverse konnte das Haupt der Karlisten nicht aufkommen, ein stämmiger Alter, welcher lange den Heiligen Stuhl bewacht und erst spät die päpstliche Uniform mit der Kutte vertauscht hatte. Dieser häusliche Streit hielt sich aber streng innerhalb der Klostermauern, nach außen waren die Väter gute Brüder und überall gern gesehen. Sie lebten mit dem Volk, teilten seine Freuden, spendeten Trost den Unglücklichen, kannten alle Familien und besuchten vorzugsweise die Häuser, deren Frauen den besten Kaffee bereiteten. Der Karlistenhäuptling hatte den Wahlspruch: ‚Nichts über guten Kaffee und die Seel' selig machen.' Jedes Frühjahr kamen zwei Patres nach Grenchen; wie hinter dem Rattenfänger von Hameln, sammelte sich hinter ihnen die männliche Jugend; die ersten riefen: ‚Ho, ho, go Schnäcke ufläse' (Schnecken lesen). Der Ruf zog die Knaben aus allen Häusern in den Wald. Die reiche Beute gab im Kloster ein leckeres Gericht. Die jungen Sammler aber wurden mit ‚Helgen' (Heiligenbildern) belohnt.

Die Kunde, daß ich zwei Schüler zu den Kapuzinern gewiesen, drang bald zu Landamtmann Munzinger, und bei meinem nächsten Besuch fragte er, ob ich nicht wisse, daß dort den Knaben Grundsätze eingeprägt würden, die nicht die unsrigen seien. ‚Das weiß ich wohl,' erwiderte ich, ‚aber ich weiß noch mehr. Einmal, daß Schüler leben müssen, wenn sie lernen sollen; dann, daß Knaben, welche zwei Jahre bei mir gewesen, so verdorben sind, daß ihnen kein Kapuziner mehr hilft.' — ‚Dann bin ich auch zufrieden', sagte Herr Munzinger.

Ich kann von diesem trefflichen Mann nicht scheiden, ohne seinem Andenken einige Worte zu widmen. Er war Kaufmann und hatte einen offenen Laden in Solothurn. Dabei war er wissenschaftlich gebildet, musikalisch, ein Mann von echter Humanität. Selbstlos, von angenehmen Formen, unerschütterlich, wo es dem Gemeinwohl galt, war er ein Gegner des Regiments der alten ‚Geschlechter', welche die heimische Macht wie den fremden Dienst für ihren Nutzen ausbeuteten und für die Interessen des Volkes keinen Sinn hatten. Im Jahre 1830 stand Munzinger an der Spitze der Bewegung, und sein Auftreten in der Volksversammlung zu Balsthal am 5. Dezember entschied den Sturz der Patrizierherrschaft im Kanton Solothurn. Beim Aufbau der neuen Verfassung und Gesetzgebung, bei der Organisation der Verwaltung und ihrer Tätigkeit für Befreiung des Bodens von Grundlasten, für Schulwesen, Straßenbau, Landwirtschaft, Rechtspflege bewährte er sich als Staatsmann von ungewöhnlicher Begabung. Zählte auch der Staat nur wenige Quadratmeilen mit einigen sechzigtausend Einwohnern, so waren doch die Schwierigkeiten des Umbaus nicht geringer als in einem großen Land. Die alten Geschlechter und ihr Anhang, unterstützt von der Geistlichkeit, benutzten die freie Presse, das Versammlungsrecht, ihre reichen geistlichen und weltlichen Mittel, um das Volk gegen die neue

Ordnung der Dinge aufzureizen. An Handhaben fehlte es nicht, da die Einrichtungen für gute Zwecke immer Mittel erfordern, also Lasten auflegen. So wurden z. B. die Gemeinden durch ein Gesetz angehalten, Schulen zu errichten und dieselben ausreichend mit Grund und Boden zu dotieren; wo Gemeindeeigentum fehlte, da mußte Land für die Schule angekauft werden. Mehrere Dörfer widersetzten sich, aber ihr Widerstand wurde mit Gewalt gebrochen. Später dankten die Ortsvorstände dem Landamtmann, daß er sie zum Guten gezwungen habe. Anders verhielt sich die Regierung gegen widerspenstige Geistliche. Ihnen wurde kein Zwang angetan, aber es wurde gesorgt, daß durch ihre Unbotmäßigkeit das Familienglück nicht getrübt wurde. Die Regierung wählte zum Dompropst einen freisinnigen Geistlichen, Rom versagte die Bestätigung, die Stelle blieb unbesetzt, und die Einkünfte flossen in den Schulfonds. Versagte der Geistliche die Einsegnung einer gemischten Ehe oder die Taufe der Kinder, so durfte das Paar anderwärts Trauung oder Taufe vornehmen, der Bezirksbeamte aber besorgte die Einträge in die bürgerlichen Standesbücher. — Wie Munzinger die republikanische Freiheit verstand, mag ein Beispiel lehren. Die Gemeinde Grenchen besitzt ausgedehnte Waldungen, deren Eigentum zwischen ihr und dem Staat geteilt war. Die Gemeinde hatte das Recht, sich daraus zu beholzen, der übrige Ertrag fiel dem Staat zu, ein Verhältnis, welches bekanntlich der Forstkultur nicht günstig ist. Die Regierung machte daher der Gemeinde den Vorschlag, den Wald im Verhältnis zu den beiderseitigen Nutzungsrechten zu teilen, und sandte zu näherer Ermittlung eine Kommission nach Grenchen. Der Bauer, von alters gewohnt, durch die Regierung übervorteilt zu werden, argwöhnte auch hier eine Beeinträchtigung und jagte die Kommission zum Dorf hinaus. Am andern Morgen erschienen Landjäger von Solothurn, holten die angesehensten Landleute aus ihren Wohnungen und führten sie nach der Stadt in das Gefängnis. Dabei war es nicht ohne herzbrechende Szenen abgegangen, Frauen hatten vom Schreck Schaden genommen, die Kinder jammerten, das Dorf war in

Trauer und Wut. Unter dem Eindruck dieser Begebenheit kam ich bald darauf zum Landamtmann und bedauerte die Härte des Verfahrens. Man hätte die Männer vorladen können, keiner wäre ausgeblieben; sie gehören nicht zu denen, die davonlaufen. — ‚Ja,' sagte Munzinger, ‚ich war leider nicht hier.' — ‚Dachte ich's doch,' erwiderte ich, ‚die Sache wäre anders gegangen.' — ‚Allerdings,' rief der Landamtmann, und seine Wangen röteten sich, ‚ich hätte Militär hinausgeschickt und das Dorf besetzen lassen, sie hätten jetzt noch die Exekution!' Ich konnte meine Verwunderung über diesen Zornesausbruch nicht bergen. — ‚Ja, Sie,' fuhr Munzinger fort, ‚Sie mit Ihren monarchischen Begriffen können Rücksichten nehmen, Nachsicht üben; da sind immer Gendarmen und Soldaten genug zur Hand, um einzuschreiten, wenn es nötig wird. Wir haben diese Mittel nicht; der einzelne, das Volk hat ein großes Maß von Freiheit, aber wir dürfen nicht dulden, daß in einem einzigen Fall nur ein Haarbreit darüber hinausgegangen wird, sonst sind wir verloren!' — Ein wahres und mannhaftes Wort.

Wie der Kanton, so lag das Wohl der Eidgenossenschaft dem Landamtmann am Herzen, und wie sich daheim das Volk seiner Zucht fügte, weil es erkannte, daß sie zum Guten führe, so folgte es auch seiner Leitung in eidgenössischen Dingen. Im Sonderbundkrieg stand Solothurn, obgleich katholisch (nur ein vom Berner Gebiet umschlossener Bezirk, Bucheggberg, ist reformiert), auf der Seite der Tagsatzung, seine Artillerie zeichnete sich im Gefecht aus und ließ manchen wackern Mann auf dem Schlachtfeld. Munzinger arbeitete mit an der neuen Verfassung, ward in die Bundesversammlung und von dieser in den Bundesrat gewählt. Die Schweiz ehrte einen ihrer besten Bürger durch die Erwählung zum Bundespräsidenten, und er widmete dem Vaterland, dem er zu früh entrissen wurde, seine ganze Kraft bis zum letzten Augenblick seines Lebens.

Das Jahr 1840 brachte Deutschland und der Schweiz den Franzosenlärm; General Aymar war von Lyon ausmarschiert, und die Eidgenossen zogen ihm entgegen an ihre Grenze. Das Solothurner Bataillon Disteli, welches durch

Grenchen marschierte, wurde von den Bewohnern mit Speise und Trank erquickt und mit dem Zuruf: ‚Schlagt recht drauf', ‚fürchtet euch nicht!' angefeuert. Das Wetter verzog sich, da Louis Napoleon aus freien Stücken die Schweiz verließ, um ihr den Krieg mit Frankreich zu ersparen. Auch über Deutschland schwanden die Kriegswolken, aber sie hinterließen eine nachhaltige Bewegung in den Gemütern, welche der Ausgangspunkt einer Reihe politisch erregter Jahre wurde. Diese Zeit führte auch mich nach Deutschland zurück, Anträge der Freunde, Gefühl der Pflicht. Aber es kostete längeren inneren Kampf.

Unser Abzug mußte an Weihnachten stattfinden, der Abschied ward uns schwer. Die Trennung von den Schülern machte ich kurz ab; ich schenkte jedem ein Buch, sagte ihnen Lebewohl und entfernte mich schnell. Ein junger Mann, der zwar nicht in der Schule gewesen, aber als Soldat im ‚Hans Waldmann' gedient hatte, fragte, von welchem Kutscher in Solothurn ich den Wagen nehmen werde. Ich nannte ihm den Mann. Am folgenden Tag kam er wieder und zeigte mir an, er habe sich bei diesem Fuhrherrn als Knecht verdungen und am Lohn nachgelassen, dafür aber sich ausgebeten, uns nach Deutschland zu fahren, denn er wolle sorgen, daß wir gut fortkämen und sehen, ob wir dort so gut aufgehoben wären wie in Grenchen.

Es war ein kalter dunkler Wintermorgen, als wir vom Wirtshaus, in dem wir die letzte Nacht zugebracht hatten, abfuhren. Groß war unsere Überraschung, als wir in der frühen Stunde und der grimmigen Kälte die Bevölkerung, Männer, Weiber und Kinder, gedrängt vor dem Hause und längs der Landstraße stehen sahen. Sie wollten uns noch einmal die Hand drücken, sie riefen Lebewohl zu, und noch andere Rufe vernahm ich: ‚Es ist gefehlt, daß Ihr von uns fortgeht', ‚Ihr müßt wiederkommen', ‚Ihr sollt das Bürgerrecht haben.' Sie hoben die Kinder in die Höhe: ‚Seht ihn noch einmal, seht sie noch einmal!' — Die Peitsche knallte, und der Wagen fuhr davon!"

So weit die Erzählung des früheren Schullehrers von

Grenchen. — Der Herausgeber vermag sie nach gedruckten Blättern und Briefen fortzusetzen.

Mehr als zwanzig Jahre waren vergangen, seit der deutsche Lehrer aus dem Dorf der Schweiz geschieden war. Er war in den politischen Kämpfen Deutschlands ein starker und maßvoller Führer gewesen, gern hatte er da gestanden, wo die größte Gefahr drohte, sein Name war oft mit warmer Verehrung und bitterem Groll genannt worden. Als die Jahre schwacher Reaktion kamen, war er nach dem Norden Deutschlands gezogen und hatte wieder in angestrengter bürgerlicher Tätigkeit gelebt. Da erkrankte die treue Gefährtin seines Lebens; die Ärzte rieten zu längerem Aufenthalt in reiner Gebirgsluft, und die Gatten beschlossen nach dem Dorf zu reisen, um welches beiden viele holde Erinnerungen aus vergangener Zeit schwebten.

Das Dorf hatte sein Aussehen verändert. Man reist nicht mehr auf der Landstraße, sondern auf der Zentralbahn nach Grenchen; die Industrie ist eingezogen, die Uhrenfabrikation, eine Parkettfabrik, Zementbereitung und andere Zweige in aufsteigender Entwicklung. Aber die Reisenden fanden die alte Gesinnung wieder, nicht nur bei den alten Menschen, sondern wie durch Überlieferung auch bei jüngeren. Am Sonntag nach ihrer Ankunft bewegte sich des Abends vom Dorf nach dem Bad ein langer Zug. Voran die Militärmusik zweier Bataillone, welche unter der Leitung des neuen Bezirkslehrers von Grenchenern gebildet wird, dann die Träger buntfarbiger Laternen, ein großer Teil der Bevölkerung. Vor dem Balkon des Hauses, in dem sie einst den „Hans Waldmann" aufgeführt, ordnete sich die Menge. Große Feuerbecken warfen ein rotes Licht über die Teiche, über springende Fontänen und die Gartenanlagen des Bades, Raketen stiegen und erhellten auf Augenblicke den dunklen Hintergrund, die Berge des Jura. Auf dem Balkon mußten sich die Gäste aufstellen. Die Musik schwieg, unten aus der Reihe trat ein früherer Schüler, jetzt Arzt in Grenchen. Er leitete den Gruß mit der Erinnerung ein, daß gerade am Tage ihrer Ankunft eine große Sonnenfinsternis gewesen sei, vor zweiundzwanzig Jahren aber

seien die Gäste in einer Periode geistiger Finsternis unter sie getreten, sie hätten geholfen, dem Licht den Sieg zu verschaffen; er schloß mit der Versicherung, daß Grenchen die beiden Fremden stets als Angehörige betrachten würde. Als sich aber später das Volk des Dorfes fröhlich um die Freunde aus der Ferne tummelte, wiesen die Eltern auf ein Geschlecht junger Riesen, das unterdes in den Familien aufgeschossen war. „Seht, das sind die ganz Kleinen, die mit Euren Kindern spielten und noch nicht zu Euch in die Schule kommen konnten." Der Deutsche aber holte sich seinen ältesten Schüler, den Xaver Rais, der wieder über die Berge zu ihm herabgestiegen war, an die Seite.

Die Bezirksschule besteht jetzt mit drei Lehrern und reicheren Hilfsmitteln. Vor der Kirche ragt auf der Höhe das neue Schulhaus, weit sichtbar im Land. Die Schule hat sich selbst ihre Verteidiger und Erhalter gezogen.

Der Lehrer aber, welcher hier erzählt hat, ist Karl Mathy, zuletzt badischer Staatsminister, im Jahre 1848 Mitglied des Reichsministeriums; da er lebte, einer der besten und stärksten Vorkämpfer der preußischen Partei.

Mit Schilderung des deutschen Bauernlebens in der Urzeit begannen die Bilder, mit einer wahrhaften Dorfgeschichte aus der nächsten Vergangenheit sollten sie schließen. Es ist ein Schweizer Dorf, allerdings von deutschem Stamm, in welches der Leser geführt wurde. Lebhaft gemahnen manche Zustände desselben, die tüchtige Kraft der Bewohner und ihr Selbstregiment an eine deutsche Zeit, welche viele Jahrhunderte von uns abliegt. Auch zwischen Alpen und Jura hatte Mißregierung lange die Bildung des Landvolkes zurückgehalten, aber der Druck war unschädlich im Vergleich zu dem Schicksal des deutschen Volkes: der Hörigkeit und dem Dreißigjährigen Krieg.

Es war eine von den Aufgaben dieser Blätter, die Erhebung der deutschen Volksseele aus der Vernichtung jenes Krieges und der tyrannischen Herrschaft von Privilegierten darzustellen. Die Befreiung ist den Deutschen geworden, die alte Stärke noch nicht auf jedem Gebiet des Lebens wiedergewonnen. Wir aber haben das Recht zu hoffen, denn wir

leben mitten in mannhafter Arbeit, den alten Gegensatz zwischen Volk und Gebildeten aufzuheben und nicht nur den Bauern, auch den Fürsten und den Mann von altem Landgeschlecht mit dem Segen der freien bürgerlichen Bildung zu erfüllen.

In dem Getöse und der Verwirrung des Jahres 1848 begannen die Stämme des deutschen Volkes vereint den Kampf um eine neue politische Gestaltung des Vaterlandes. Die Reichsversammlung von Frankfurt dürfen wir schon jetzt als eine charakteristische Bildung unseres Lebens auffassen, welche in solcher Würde und maßvollen Besonnenheit nur in Deutschland möglich war. Nicht als Resultat, sondern als Beginn des höchsten Kampfes, als einen großartigen dialektischen Prozeß, in welchem die Nation Bedürfnisse und Sehnsucht zu einer politischen Idee, zum Wollen und Entschluß abklärte. Was 1815 noch undeutliche Phantasie einzelner gewesen war, wurde durch sie zu einer formulierten Forderung des Volkes, um welche seitdem die Bewegung in auf- und absteigenden Wellen daherwogt.

Seit dem Jahre 1840 gewann auch in Preußen die Sehnsucht nach politischem Leben Ausdruck. Es entstand dort ein häuslicher Zwist zwischen den Hohenzollern und ihrem Volk, arm an großen Erscheinungen, durch einige Zeit besonders peinlich und widerwärtig; aber aus ihm erwuchs das Verfassungsleben Preußens, der Beginn einer Neubildung des Staates, ein unendlicher Fortschritt für Fürsten und Volk. Wieder wurde offenbar, daß es nicht immer große Zeiten und große Charaktere sind, welche die wichtigsten Fortschritte vorbereiten.

Aber wie kommt es doch, daß die Lieblinge ihres Volkes, das Fürstengeschlecht, an welchem Hoffnung und Zukunft Deutschlands hängt, daß die Hohenzollern so zögernd und mißtrauisch die neue Stellung betrachteten, welche ihnen das Verfassungsleben ihres Staates, die Unionspartei Deutschlands darbot? Keinem Fürstengeschlecht war der Staat so sehr eine Domäne ihres Schwertes als ihnen. Ihre Ahnen haben das Volk großgezogen, ihre Ahnen haben den Staat

geschaffen, ihre Größe, ihr Kriegsruhm stammt ganz aus der Zeit der fürstlichen Machtfülle. So empfinden sie leicht als Verlust, was wir als Gewinn und Erhebung auch für sie betrachten.

Aber der gesamte politische Streit der Gegenwart, der Kampf gegen die Privilegien, die Verfassungsfragen, die deutsche Frage, sie alle sind im letzten Grunde nur innere preußische Fragen. Und die letzte Schwierigkeit ihrer Lösung liegt zunächst in der Stellung, welche das Preußische Königshaus zu ihnen einnimmt. An dem Tage, wo die Hohenzollern sich warm und willig den Bedürfnissen der Gegenwart hingeben, wird ihrem Staat die langentbehrte Empfindung der Stärke und Gesundheit kommen, von da wird die Führung der deutschen Interessen, die oberste Leitung des deutschen Lebens ihnen fast mühelos, wie von selbst zufallen. Das wissen Freunde und Feinde.

Wir aber denken treu daran, wieviel wir ihnen verdanken. Und wir wissen wohl, daß der letzte Grund unseres Verhältnisses zu ihnen unzerstörbar ist, wenn sie auch einmal zürnen, weil wir zu dreist fordern, oder wenn wir grollen, weil sie zu zögernd gewähren. Denn es ist eine alte herzliche Freundschaft zwischen ihnen und dem Geist der deutschen Nation. Und es ist eine männliche Freundschaft, welche wohl einige Stöße vertragen kann. Der deutsche Bürger aber empfindet auch ihnen gegenüber mit Stolz, daß er Ehre und Größe ihrer Stellung, Ehre und Glück des Vaterlandes gar nicht niedriger faßt als sie selbst.

Der deutsche Bürger ist in der glücklichen Lage, die Familien von altem Landgeschlecht mit warmem, menschlichem Anteil zu betrachten. Sie sind ihm mit teuren Erinnerungen verwachsen, sie sind in großer Zahl gute und zuverlässige Mitarbeiter im Staat, in Wissenschaft, für Kultur und Volksbildung geworden. Er wird nachsichtig gegen sie sein, wenn einzelnen von ihnen noch ein unsicheres Hängen in alten Standesüberlieferungen das Urteil befangen macht, er wird mit Lächeln zusehen, wenn sich ihr Blick sehnsüchtig in die geschwundene Zeit zurückwendet, wo ihre Vorrechte zahlreich und unbestritten waren, er wird, vielleicht geschickter als sie selbst, die Vergangenheit ihres Geschlechts durchforschen, wo wirklich in ihm Tüchtigkeit und Gemeinsinn zutage kam. Aber er wird ein unerbittlicher Gegner aller der politischen und sozialen Vorrechte sein, durch welche sie noch jetzt eine Sonderstellung im Volk beanspruchen. Nicht weil er ihnen diese Gewohnheiten mißgönnt oder sich selbst an ihre Stelle drängen möchte, sondern weil er ohne Freude erkennt, daß ihnen dadurch die Unbefangenheit des Urteils, Verständnis der Welt, zuweilen die Festigkeit des Charakters verringert wird, und weil einige dieser abgelegten Traditionen, wie ihre Privilegien des Hofes, sogar unsere Fürsten in die Gefahr setzen, in dem engen Gesichtskreis deutscher Junker zu verkümmern.

Denn in dem deutschen Bürgertum liegt die edelste Kraft, die Führerschaft auf dem Gebiet idealer und praktischer Interessen. Es ist seit dem Beginn des Jahrhunderts keine Kaste mehr, nach oben und unten abgeschlossen, es ist sehr unähnlich der Bourgeoisie Frankreichs, es ist sowohl Gentry als Volk. Die Entwicklung der Deutschen aber, welche hier in kleinen Bildern dargestellt wurde, ist zugleich die Zeit des Wachstums und der Befreiung des deutschen Bürgers.

In zweihundert Jahren von 1648—1848 vollzieht sich die merkwürdige Erhebung des deutschen Volkes. Nach einer beispiellosen Zerstörung wächst seine Seele herauf an Glauben, Wissenschaft, politischem Enthusiasmus. Sie ist jetzt mitten in starker Anstrengung, sich das höchste irdische Besitztum, den Staat, zu bilden.

Es ist große Freude, in solcher Zeit zu leben. Eine herzliche Wärme, das Gefühl junger Kraft erfüllt Hunderttausende. Es ist eine Freude geworden, Deutscher zu sein; nicht lange, und es mag auch bei fremden Nationen der Erde als eine hohe Ehre gelten.

Schluß

Dieses Buch schließt in bescheidenem Rahmen Lebensäußerungen deutscher Menschen aus zwei Jahrtausenden ein, von der Zeit, wo das Bandum am Speer des deutschen Häuptlings flog, bis zur dreifarbigen Flagge eines deutschen Staates; von der Wagenburg der Kimbrer, in welcher die Frauen ihr Beschwörungslied über den Wunden der Krieger sangen, bis zu den Lazaretten, in denen unsere Frauen die Verwundeten pflegten; von der Zeit, wo der Teutone die Kunst eines römischen Genrebildes verächtlich fand, bis zu den Jahren, in denen die Völker Europas die wertvollsten Erzeugnisse ihrer Kunst und Industrie in großen Palästen vereinigen.

Es ist das Recht der Lebenden, alle Vergangenheit nach dem Bedürfnis und den Forderungen ihrer eigenen Zeit zu deuten. Denn das Ungeheure und Unerforschliche des geschichtlichen Lebens wird uns nur dann erträglich, wenn wir einen Verlauf darin erkennen, der unserer Vernunft und der Sehnsucht unseres Herzens entspricht, in gehäufter Zerstörung einen unendlichen Quell neuen Lebens, aus dem Vergehenden das Werdende. Darum liebt ein Volk, welches sich seiner Gegenwart freut, auch der vergangenen Zeit zu gedenken, weil es in ihr die geworfene Saat seines blühenden Halmenfeldes erkennt, und darum schwankt unsicher der Geschichtschreiber eines Volkes, dem seine Gegenwart verkümmert ist, denn Liebe und Haß sind ihm zufällig, und sein Urteil über den Wert des Geschehenen bleibt in vielen Fällen willkürlich. Darum hat auch jede Zeit ihr eigenes Urteil über die Vergangenheit, in vielem größere Hoheit und Sicherheit, und darum hat jede Zeit Recht und Pflicht, die Geschichte vergangener Perioden neu zu schreiben nach ihrem Bedürfnis.

Wir meinen, für die Deutschen ist jetzt die Zeit gekommen, wo seine Seele über die Vergangenheit des eigenen Volkes dahinfliegen darf wie die Lerche am Frühlingsmorgen über den dämmerigen Grund. Frohlockend fühlen wir, daß wir etwas werden, wir begreifen jetzt, wie wir geworden sind, und wir vermögen in den zweitausend Jahren unseres geschichtlichen Lebens eine Weisheit und Vernunft zu ahnen, deren Walten uns glücklich macht.

Möge auch dieses Buch ein wenig dazu helfen, daß uns Kampf und Verlust unserer Ahnen verständlich werde, Kampf und Sieg der Gegenwart aber groß und glückverheißend.

Nachwort

Freytag will im letzten Band seiner Bilder aus der deutschen Vergangenheit die geistige und allgemeine Entwicklung Deutschlands zu seiner neuen Einigkeit schildern. Aber er kann natürlich bei der Fülle des Materials, das in immer breiter und tiefer werdenden Strömen aus Tagebüchern, Briefwechseln, Selbstdarstellungen und Memoiren sich ergießt, nur einige Ausblicke auf die jüngere Vergangenheit geben. Manche wichtigen und einflußreichen Erscheinungen werden und müssen dabei in den Hintergrund treten. Von unserer Dichtung, von unserer Literatur ist nur ganz entfernt die Rede. Und doch hätte sie aus einem so wichtigen Werk nicht ganz ausgeschlossen sein sollen. Ist sie doch der allerwichtigste Bestandteil und Wertmesser einer Kultur. Sie entsteht aus dem allgemeinen Kulturzustand und formt wieder neue Kultur. Dieser Mangel in Freytags Werk kann hier unmöglich nachgeholt werden. Wer über Deutschlands Literatur, über ihr Wachsen und Werden Näheres wissen will, mag sich eine Literaturgeschichte vornehmen. Wohl aber hätte auf das Leben der literarischen Kreise ein wenig mehr eingegangen werden sollen — ebenso, wie vielleicht manches aus der Franzosenzeit breiter ausgemalt hätte werden können, und auch der Übergang durch die Reaktion zur neueren Zeit bei Freytag ein wenig dürftig ausgefallen ist.

Wohl ist Mathy, dem Freytag ein liebevolles Freundschaftsdenkmal setzt, der Typus des deutschen Bürgers — verantwortungsvoll, hilfreich, schaffensfroh und mit festem Rückgrat für das einstehend, was er für richtig erkannt hat. Aber neben ihm gab es noch viele bedeutungsvolle Gestalten, von denen wenigstens einige noch einen kleinen Umriß verdienen.

Eine gewisse Einheit hatte allerdings das deutsche Volk durch Sprache und Literatur erreicht. Aber dennoch war die Einheit höchst unvollkommen. Zwar sind moderne ausländische Schriftsteller (H. G. Wells!) der Meinung, daß das deutsche Volk sich dabei hätte sollen genügen lassen. Eine solche Meinung verträgt sich nicht mit der sonst von solchen Schriftstellern vertretenen Entwicklungstendenz. Allerdings mag ein kleinstaatliches ohnmächtiges Deutschland vielen als sehr bequem erscheinen. Aber von der einheitlichen Literatur allein kann ein Volk nicht leben und gedeihen. Und so drängte denn Deutschland über viele Stufen — über Pietismus, über den Kampf Friedrichs II. um Preußens Vormacht in Deutschland, über die alle Gebildeten aus Nord und Süd einigende und umfassende, das ganze Volk im Laufe des 19. Jahrhunderts durchdringende Literaturbewegung, über den Zollverein, über ein großes deutsches Eisenbahnnetz (List!), über den Kampf um politische Mitwirkung des Volkes zur wirklichen Einigkeit, deren äußere Form von Bismarck erst erzwungen werden mußte.

Doch hatten nicht nur die gemeinsame Sprache und Literatur wesentliche Kräfte zur Einigung beigetragen. Die Erneuerung und Einigung des deutschen Volkstums begann schon viel früher, als die deutschen Klassiker auftraten. Bevor Klopstock, Lessing, Goethe und alle anderen großen Schriftsteller alles, was Deutsch sprach, zusammenbanden, hatte die deutsche Musik schon gewaltige und erschütternde Tonwerke geschaffen. Aber Händel, Hasse und viele andere Begabte, auch aus seiner Familie, ragte Johann Sebastian Bach heraus, ein Hüne an Können. Zwar wirkt er auf uns umfassender und tiefer als auf seine eigene Zeit und auf die nächsten hundert Jahre nach seinem Tode. Aber auch die Zeitgenossen wurden von ihm hingerissen. An vielen deutschen Orten, am Dresdner Hof und vor allem bei Friedrich II. feierte er Triumphe. Vor der überwältigenden Tonsprache dieses Vorbereiters deutscher Wiedergeburt — es ist bedeutungsvoll, daß in der Zeit, die bewußt nach Einigung strebte und ihre Niedrigkeit fühlte, daß er im März 1829 durch Mendelssohn wiedererweckt und mit glühender

Begeisterung aufgenommen wurde —, vor dieser, allen Verfall sieghaft überwindenden Kraft beugte sich der sonst deutscher Kunst so verständnislos gegenüberstehende Friedrich II. Dieser Künstlergewalt voll Geist, voll deutschem Gemüt und Schaffenskraft konnte sich auch Friedrich II. nicht entziehen — ein Zeichen, daß er doch deutscher empfand, als er als Freund Voltaires wahr haben mochte. Wie sehr er Bach verehrte, geht aus den Schilderungen von Richard Batka hervor, die über Bachs Besuch in Berlin berichten.

„Bachs Sohn, Philipp Emanuel, der seit 1740 am Hof Friedrichs des Großen als Cembalist weilte, hatte auf besonderen Wunsch des Königs seinen Vater schon mehrmals zu Besuch geladen, aber der Alte scheute bei seinem Hang zu stillem, häuslichem Leben die Beschwerden der Reise. Erst 1740 machte er sich, um Emanuels immer dringlichere Bitten zu erfüllen, doch auf den Weg.

Es war an einem Sonntag, am 7. Mai, als er mit seinem Sohn Friedemann in Potsdam eintraf. Der König hatte sich gerade zu dem allabendlichen Hofkonzert begeben und die Flöte zurechtgelegt, als ein Offizier ihm den Rapport über die angekommenen Fremden überbrachte. Mit der Flöte in der Hand warf er einen Blick auf das Papier und wandte sich sogleich mit einer Art von Unruhe an die Kapellisten: ‚Meine Herren, der alte Bach ist gekommen.' Ohne Verzug wurde der berühmte Gast auf das Schloß entboten, man ließ ihm nicht einmal Zeit, seinen schwarzen Staatsrock anzuziehen, sondern im Reisekostüm, unter vielen Entschuldigungen über diesen Aufzug, erschien er vor dem König. Dieser führte ihn gleich in den Saal, wo seine kostbaren Silbermannschen Flügel standen und geruhte unverweilt, wie die Spenersche Zeitung meldet, ‚in eigener höchster Person dem Kapellmeister Bach ein Thema vorzuspielen, welches er in einer Fuga ausführen sollte. Es geschah dieses von gemeldetem Kapellmeister so glücklich, daß nicht nur Se. Majestät dero Allergnädigstes Wohlgefallen darüber zu bezeugen beliebten, sondern auch die sämtlichen Anwesenden in Verwunderung gesetzt wurden. Herr Bach fand das ihm aufgegebene Thema so ausbündig schön, daß er es hernach in Kupfer stechen lassen will. Am Montag ließ er sich in der Heiligengeistkirche auf der Orgel hören und erwarb sich bei den in Menge vorhandenen Zuhörern allgemeinen Beifall. Abends trugen Se. Majestät ihm nochmals die Ausführung einer Fuga von sechs Stimmen auf, welches er zu höchstderoselben Vergnügen ebenso geschickt wie das vorigemal bewerkstelligte.'

Friedrich, der gewiß nicht zu den leicht in Bewunderung überfließenden Charakteren gehörte, war von der unerhörten Meisterschaft des alten Kantors völlig überrascht. Hinter ihm am Klavier stehend rief er ein über das andere Mal: ‚Nur ein Bach! Nur ein Bach!'" So verlief der Aufenthalt in Potsdam für den Meister in jeder Hinsicht ruhmreich und ehrenvoll.

In der Musik von Johann Sebastian Bach war zweifellos jenes starke religiöse Gefühl Ton geworden, das in der durch den Protestantismus herbeigeführten unmittelbaren Beziehung des Menschen zum Göttlichen und in dem durch den Pietismus vertieften Gefühlsleben, in dem Bedürfnis nach höherem Lebensinhalt seinen Ursprung hatte. Diese Musik war zugleich eine Grundlage zum Zusammenschluß Gleichgesinnter zu gemeinsamer Tätigkeit. Auch sie trug bei zur Einigung der deutschen Menschen. Und es ist, wie wenn diese Tonwerke hinausschallen über die Einigung des einen Volkes, wie wenn sie das Göttliche aller Völker aufrufen wollen zum geeinten Menschentum. —

Überhaupt ist jene Zeit reicher für Deutschland gewesen, als wir allgemein annehmen. Deutschlands geistiger Aufstieg beginnt nicht erst mit den Klassikern. Die Welt war auch damals nicht nur mit gefühlsstarkem, aber krankhaftem Pietismus erfüllt. Die in den „stillen Kreisen" beliebte Abkehr von dieser Welt brachte ihnen geistige Verarmung. Und die Überzeugung von der Richtigkeit des im eigenen Herzen offenbarten Weges zur Seligkeit führte zur Unduldsamkeit und zum Untergang der geistigen Freiheit auch in jenen Kreisen. Ein großes Glück war es, daß diese Kreise nur einen kleinen Teil des Volkes einfangen konnten. Die Vor-

herrschaft religiöser Einseitigkeit und Beschränktheit war vorbei. Viele lebendige Kräfte rührten sich überall. Neben dem Pietismus, der gewiß manches Gefühl verfeinerte, den Umgangston verbesserte und auch manches Gewissen schärfte, wirkte gleichzeitig der große sinnvolle Lebensdrang des Barocks, das überschäumende Leben an den Höfen und in vielen Kreisen des Bürgertums.

Die Baukunst und Bildnerei fand in Schlüter einen unübertrefflichen Höhepunkt. Neben dem einseitig tüchtigen Landesvater Friedrich Wilhelm I., der trotz aller Ehrenrettung durch Schmoller wohl ein ordentlicher Verwalter war, dem aber jede Begabung zur geistigen Leitung fehlte, neben ihm gab es auch Fürsten wie August den Starken. Ihm werden viele Vorwürfe gemacht. Er führte ganz gewiß kein vorbildliches Familienleben. Aber er hatte Verständnis für Geistiges, für Musik und Kunst. Ihm haben wir den prächtigen, stets entzückenden Zwinger in Dresden zu verdanken! Er hinterließ, wie neue Forschungen ergeben haben, trotz seines üppigen Lebens, doch die Finanzen seines Landes in besserem Zustand, als er sie übernommen hatte.

Immerhin darf nicht übersehen werden, daß Friedrich Wilhelm I., ebenso bewußt wie unbewußt, der Erzieher seines großen Sohnes war und manches unfreiwillig erreicht hat. Eines ist jedenfalls sicher: Er förderte ein pflichttreues Beamtentum und war auch in der Zeit sittlicher Bedenkenlosigkeit das immer wieder hervorleuchtende Vorbild eines untadelhaften deutschen Hausvaters. Allerdings war er eine besonders störrige und hart gebundene Ausgabe eines solchen. Er artete nur zu oft zum Haustyrannen aus. Eine Frau wie seine Mutter Sophie Charlotte hätte er nicht neben sich geduldet. Sie bewies durch ihre Wirksamkeit, daß die Frauen damals nicht nur im Gefühlsüberschwang und in Empfindsamkeit aufgingen, daß neben denen, die in religiöser Verzückung alles Heil fanden, auch Frauen mit Wissensdrang lebten und als Gefährtinnen und Erzieher wirkten. Und Sophie Charlotte war nicht etwa die einzige. Auch im Bürgertum lassen sich zahlreiche solche ursprünglichen Naturen nachweisen. Denken wir nur an Goethes

Mutter. Derartige Gestalten waren nicht vereinzelt. Sie waren ein Typus.

Sophie Charlotte war die Tochter einer pfälzischen Prinzessin, die den hannoverischen Hof zum norddeutschen Mittelpunkt der neuen westeuropäischen Bildung gemacht hatte.

Die pfälzische Prinzessin hatte in Heidelberg die erste deutsche Universität kennengelernt, die auf Gleichberechtigung aller Konfessionen begründet war. Ihre Tochter Sophie Charlotte verpflanzte das frische geistige Interesse auch an den Brandenburger Hof.

Sie war konfessionslos erzogen worden; ihre Konfession sollte erst nach derjenigen ihres Zukünftigen bestimmt werden. Nach ihrer Verlobung mit dem Brandenburger Kurprinzen ward sie für kalvinistisch erklärt. Sie war nicht nur eine Weltdame, die geistreich und gebildet mit jedem erlesenen Geist philosophische Gespräche führen wollte und möglichst viel berühmte Köpfe um sich versammelte. Ihr eigenes geistiges Interesse war durchaus tiefer, als es sonst in höfischer oder ähnlicher Umgebung zu finden ist. Ihr ernster Wunsch, sich zu bilden, in die letzten Abgründe des Denkens vorzudringen und sich ein gediegenes Wissen anzueignen, scheint bei ihrem Schwiegervater, dem Großen Kurfürsten, auf kein allzu großes Verständnis gestoßen zu sein. Als sechzehnjähriger Backfisch war sie nach Berlin gekommen und mußte bald eine bittere Erfahrung machen. Als in jungen Ehemannsfreuden der Kurprinz seinem Vater mitteilte, daß die Prinzessin guter Hoffnung sei, fuhr der grämliche Alte auf: „Gewiß, aber frage mich nur nicht, von wem!“ Die Beleidigung, nach dem Zeugnis des französischen Gesandten eine Verdächtigung, zu der die Prinzessin niemals auch nur den geringsten Anlaß gegeben, bedeutete natürlich den Bruch. Die Kurprinzessin kehrte zu ihren Eltern nach Hannover zurück. Ihr Mann folgte ihr. Erst nach zwei Jahren kam es zu einer oberflächlichen Aussöhnung mit dem Großen Kurfürsten.

Zu einem Leben nach heimischem Geschmack kam sie erst als Kurfürstin. Leibniz, der am Hofe ihrer Eltern lebte, kam oft zu persönlichen Gesprächen zu ihr hinüber, meist

nach dem Schlosse Lietzenburg, das nach ihrem Tode nach ihr Charlottenburg genannt wurde. Leibniz regte durch sie den Kurfürsten an, eine Akademie der Wissenschaft in Berlin zu errichten, die denn auch 1700 als erste in Deutschland gebildet wurde. An ihr wirkten Gelehrte von Ruf, so besonders auch Astronomen und Publizisten. Mancher deutsche Gelehrte, wie der große Publizist und Rechtsweiser Pufendorf, der schon unter dem Großen Kurfürsten nach Berlin kam, aber bereits 1694 gestorben war, hatten ihre Beziehungen zu Berlin, das auch auf diese Weise für die Aufklärung wirkte — früher als französisches Gelehrtentum. Das bekannteste Buch von Leibniz, die „Theodizee" (Rechtfertigung Gottes), gibt, wie er behauptet, nur die Gespräche wieder, die er mit seiner kurfürstlichen Freundin gewechselt habe.

Außer Leibniz zog Sophie Charlotte auch andere Männer von Geist und Namen zum Besuch nach Berlin. Der englische materialistische Philosoph Toland widmete ihr ebenfalls eine Schrift „Briefe an Serena". Auch in den Gesprächen mit Toland zeigte sich die Fürstin als wissenschaftlich sehr lebhaft. Sie prüfte seine Gründe, widerlegte, disputierte und bewährte sich durchaus als geistreiche und vielgewandte Frau. Toland urteilt: „Alles, was lebhaft und gebildet ist, kommt an ihren Hof; und sieht man zwei Dinge, die die Welt sonst füreinander ganz zuwider hält, in vollkommener Einigkeit beisammen: die Studien und die Lustbarkeiten." Sie lebte in Charlottenburg in einem Leben mit möglichst geringem Zeremoniell voll Heiterkeit, Maskerade, Theater, Dichtung und Philosophie.

Sophie Charlotte hat sicher Pate gestanden an der Wiege der modernen Frau. Sie soll kurz vor ihrem Tode gesagt haben: „Ich sterbe nun also und tue damit alles, was ich für Seine Majestät zu tun imstande bin, indem ich ihn nicht bloß von einem Druck befreie, den er in meiner Gegenwart immer empfand, sondern ihm auch Gelegenheit zu einem pomphaften Begräbnis gebe, was für ihn, bei dem Geschmack, den er nun einmal hat, immer das Wichtigste bleibt." Diese Art von Lebensbetrachtung, die jede bedrückte Situation immer noch zu einer lustigen umdeutet und den

Spott nicht vergißt —, die ist gerade vorbildlich für ihre Zeit, für ihren Enkel Friedrich II. und dessen Jahrhundert.

Vom geistigen Freund der Sophie Charlotte, von Leibniz, kann hier nur nochmals wiederholt werden, daß er durchaus auf der Höhe der Wissenschaft seiner Zeit stand, einer jener seltenen Menschen von unglaublicher Vielseitigkeit, der gleiche Ergebnisse erzielte wie berühmte Gelehrte anderer Nationen. Ja, die Erfindung der Differentialrechnung, die er jedenfalls früher als Newton veröffentlichte, verbesserte er wesentlich und machte den Grundgedanken erst recht fruchtbar. Er wollte auch als guter Patriot den beutegierigen Ludwig XIV. von Deutschland ablenken und ihn durch eine Schrift auf Ägypten hinführen. Doch gelang ihm das nicht. Erst Napoleon führte jenen Plan aus. Leibniz war nicht nur auf dem Gebiet der Mathematik bahnbrechend (unsere ganze heutige Bezeichnung geht auf ihn zurück), auch seine Philosophie ist ein wesentlicher Fortschritt. Sie strebt zur Harmonie. Er arbeitete in allen Wissensgebieten und suchte überall Wege zum Gleichmaß. Die Wissenschaft sollte durchaus im Dienst des öffentlichen Wohls stehen. Er plante bereits ein allgemeines Versicherungswesen und andere soziale Reformen, gründete Akademien der Wissenschaft und leitete sie mit Großzügigkeit. Auf theologischem Gebiet wollte er Katholizismus und Protestantismus zu einer einheitlichen befriedeten Kirche vereinen und beschäftigte sich sein ganzes Leben lang mit Entwürfen zu einer Universalsprache und einer Universalschrift. Er wirkte nicht nur unmittelbar auf seine Schüler, auf Wolff, sondern auch auf spätere, auf Lessing, Schelling, Hegel sowie andere und gibt auch neueren Denkern immer noch Gelegenheit, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Er war ein umfassender Geist, eine vollblütige Barocknatur. Und daß er bei aller Universalität (er schrieb fast nur lateinisch), doch auch sich gebunden fühlte an sein Volk und sein Land, beweist neben manchem anderen seine kleine, um 1680 deutsch geschriebene Schrift „Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache", aus der eine kleine Probe gegeben sei:

„Im Jahrhundert der Reformation redete man ziemlich reines Teutsch, außer weniger italienischer, zum Teil auch spanischer Worte, so vermittelst des Kaiserlichen Hofes und einiger fremder Bedienter zuletzt eingeschlichen... Allein wie der Dreißigjährige Krieg eingerissen und überhand genommen, da ist Teutschland von fremden und einheimischen Völkern wie mit einer Wasserflut überschwemmt worden, und nicht weniger unsere Sprache als unser Gut in die Rappuse gegangen (zugrunde gegangen).

Besonders hat nach dem Münsterischen Frieden die französische Macht als Sprache bei uns überhand genommen. Man hat Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen, und unsere jungen Leute, auch wohl junge Herren selbst, so ihre eigene Heimat nicht gekennet und deswegen alles bei den Franzosen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Freunden in Verachtung gesetzet, sondern auch selbst verachten helfen und einen Ekel der teutschen Sprach und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bei zuwachsenden Jahren und Verstand behenken blieben. Und weil die meisten dieser jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, so bei einigen nicht gefehlt, doch wegen ihrer Herkunft und Reichtums oder durch andere Gelegenheiten zu Ansehen und fürnehmen Ämtern gelanget, haben solche Frantz-Gesinnete viele Jahre über Teutschland regieret, und solches fast, wo nicht der Französischen Herrschaft (daran es zwar auch nicht gefehlet), doch der Französischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht: ob sie gleich sonst dem Staat nach gute Patrioten geblieben und zuletzt Teutschland vom Französischen Joch, wiewohl kümmerlich, annoch erretten helfen."

Vor allem hatte Leibniz in dieser kleinen Schrift betont, daß die Volkssprache eine wesentliche Voraussetzung sei für nationale Selbständigkeit, Eigenart und Freiheit.

Leibniz und seinem wissenschaftlichen Kreise — insbesondere auch Thomasius — ist eine allgemeine Wirkung auf das öffentliche Leben zuzuschreiben. Nicht nur die Hexenverfolgung wurde durch sie wenigstens in Preußen beseitigt, und zwar 1728, als die Geistlichen noch an der Müllerstochter Dorothea Steffin die Austreibung des Teufels vornehmen wollten, das Berliner Kriminalkollegium aber erkannte, daß es sich um eine Geisteskranke handelte.

Dem höheren Rechtswesen, insbesondere dem Kammergerichtspräsidenten und Justizminister von Cocceji, ist auch die Abschaffung der Tortur zu verdanken. Bis dahin war kein noch so klar liegender Beweis von falschen, durch dies blutrünstige Verfahren erpreßten Geständnissen beachtet worden. Cocceji fand bei der Durchsicht der Akten eines Kriminalfalles das Folgende: Im sogenannten Stelzenkrug an der Ecke der Alexander- und Neuen Königstraße wohnte 1737 ein Lehrer bei einer Witwe. An einem Winternachmittag spazierte er nach dem Dorf Weißensee. In später Abendstunde ging er quer über die Felder heimwärts, verfehlte aber im Schneegestöber den richtigen Pfad; erst gegen Morgen erreichte er seine Wohnung. Inzwischen war die Witwe ermordet aufgefunden worden. Der Verdacht lenkte sich auf den Lehrer, dessen Verirrungsgeschichte verdächtig erschien. Er sollte, weil er hartnäckig leugnete, gefoltert werden. Im letzten Augenblick aber fand Cocceji bei der Durchsicht der Akten, daß der Knoten des Strickes, mit dem die Witwe erdrosselt worden war, ein sogenannter „Henkersknoten" gewesen. Die Tortur wurde eingestellt und vom Henkermeister Brand nachgewiesen, daß nur ein Henker der Mörder gewesen sein könnte. Weitere Nachforschungen ergaben, daß zwei Neffen der ermordeten Witwe als Scharfrichtergehilfen in Brandenburg lebten. Sie wurden verhaftet und gestanden ihr Verbrechen ein.

Diese Tatsache erregte allgemeines Aufsehen und veranlaßte Friedrich II., durch Kabinettsbefehl vom 3. Juni 1740 die Tortur aufzuheben. Er schrieb hierzu:

„Man verzeihe es mir, wenn ich mich gegen die Tortur ereifere. Ich wage es, die Partie der Humanität gegen einen Gebrauch zu nehmen, der den Christen und den gebildeten Völkern Schande macht, und ich wage es hinzuzufügen, gegen einen Gebrauch, der ebenso grausam als unnütz ist."

Auch auf anderen Gebieten zeigte sich, daß die deutsche

gebildete und bürgerliche Welt nicht nur in Pietismus versank, sondern in voller Klarheit das Leben und die Umwelt betrachtete. Der Deutschschweizer Haller pries schon lange vor Rousseau das einfache kräftige Naturleben der Bauern, ja er schrieb schon vor 200 Jahren ein Loblied auf die gewaltige Schönheit der Alpen. Manches gute und ernste Empfinden wachte auf. Der Adel, der nur seiner Wirtschaft und seinem Vergnügen gelebt, verwuchs wieder mit dem Staat, als er durch den Zwang zum Heeresdienst dem Staat seine Kräfte widmen mußte. Allerdings wurde auch in den einseitig zusammengesetzten Offizierskorps der Kastengeist bis zur Höhe getrieben und in Kasernen und Bürgerquartieren eine stumpfe Masse als Kanonenfutter erzogen, die wohl unter dem Korporalstock und unter der Fuchtel der Offiziere ihre Pflicht tat, die auch manchmal in gewissem Stolz und Zorn voller Begeisterung den Gegner über den Haufen rannte. Als aber das Offizierskorps und die Führung bei Jena versagte, da konnte auch der Zorn der Gedrillten nur noch in Selbstzerstörung sich austoben: die nach Magdeburg zurückgeflossenen Soldatenmassen zerschlugen ihre Gewehre auf dem Pflaster.

Die ganze Art, wie das „gemeine" Volk und der gemeine Soldat zur Vaterlandsliebe erzogen worden war, hatte das Volk noch nicht mit dem Staat eng genug verbunden. Selbst Nettelbeck erzählt aus seiner Jugendzeit, wie er sich dem Soldatenstand entzog:

„Fünf Tage lang war ich im lieben Vaterhause gewesen und von der Not kaum wieder ein wenig zur Besinnung gekommen, als schon wieder ein neuer Unglücksstern über mir aufging. Denn da hieß es: Die Unteroffiziere von unserm Bataillon, welches damals seine Winterquartiere in Torgau hatte, hätten sich bei uns eingefunden, um frische Rekruten in diesem ihrem Kanton auszuheben. Eine Schreckenszeitung für alle Eltern jener Zeit, sowie für alles junge Volk, das eine Flinte schleppen konnte und nicht mochte!

Diese entschiedene Abneigung des Bürgers gegen den Soldatenstand hatte aber auch ihre genugsame Rechtfertigung in der heillosen und unmenschlichen Art, womit die

jungen Leute beim Exerzieren, zumal von den dazu angestellten Unteroffizieren, behandelt wurden. Unter den Fenstern ihrer Eltern selbst, auf öffentlichem Markt, wurden sie von diesen rohen Menschen bei solchen Einübungen mit Schieben, Stoßen und Prügeln auf das grausamste gemißhandelt; oft nur, um ihre neue Autorität fühlen zu lassen, oft aber auch wohl in der eigennützigen Absicht, um von den Angehörigen Gaben und Geschenke zu erpressen. Es war ein kläglicher Anblick, wenn die Mütter bei solchen Auftritten in Haufen danebenstanden, weinten, schrien, baten und von den Barbaren rauh und unsanft abgeführt wurden. Klagen bei den Obern fanden nicht statt oder wurden verspottet; denn diese dachten wie ihre Untergebenen und sahen mit kalter Geringschätzung auf alles herab, was nicht den blauen Rock ihres Königs trug.

... Wer es also irgend vermochte, entzog sich dieser Sklaverei lieber durch die Flucht ins Ausland und ging dadurch dem Staat gewöhnlich für immer verloren... Darum stand mir's auch nie zu Sinn, meinen großen Friedrich, so sehr ich ihn auch verehrte, in Reihe und Glied und mit dem Schießprügel auf der Schulter, zu dienen. Denke man sich also meinen Schreck, als ein gutmeinender Freund unter dem angekommenen Werberkorps (er hieß Lemcke) meinen Vater insgeheim vertraute: sämtliche junge Burschen in der Stadt von vierzehn Jahren und darüber wären bereits notiert, und um elf Uhr würden die Tore geschlossen, die brauchbarsten darunter aufgegriffen und gleich mit dem nächsten Morgen nach Sachsen auf den Transport gegeben werden.

Jetzt war es neun Uhr morgens. Hier galt es demnach kein Säumen; ich sollte vorerst nach der Münde flüchten und mich dort verbergen. Nur zu bald kam auch dorthin das Geschrei, daß alle Vorbereitungen meines Warners pünktlich eingetroffen und das Ordonnanzhaus bereits voll von neuen Rekruten stecke. Mein Vater ließ mir durch eine vertraute Frau sagen, daß auch bei ihm genaue Haussuchung nach mir geschehen sei. Ich möchte mich daher ungesäumt aufmachen und, zwei Meilen weiter am Strand entlang, im Dorf Bornhagen bei einem mir namhaft gemachten

Bauern, dem zu trauen sei, eine einstweilige Zuflucht suchen. Doch dieser gute Rat kam leider zu spät; mein Aufenthalt war schon verraten!"

Mit genauer Not entwischte Nettelbeck dem ihm nachgesandten Werber und gelangte zu einem weiter entfernten Versteck, wo er sich zehn oder zwölf Tage verborgen hielt. Dann floh er, immer von den Werbern verfolgt weiter, floh auf ein Schiff, wo er sich unter der Ladung verkoch und zu seinem Staunen noch elf andere junge Menschen traf, die ebenfalls vor den Werbern geflüchtet waren.

Sie gelangten alle über Danzig nach Königsberg, wo sie leicht als Seeleute Stellen fanden. Nettelbeck, der schon im Siebenjährigen Krieg als Bürgeradjutant Kolberg gegen die Russen verteidigen half, der 1806 und 1807 die Seele des heroischen Widerstandes der kleinen pommerschen Festung war und der mit Stolz davon erzählt, wie in Lissabon das wächserne Konterfei des großen Preußenkönigs mit allen Ehren in Prunkzelten gezeigt wurde — auch Nettelbeck fand es im Alter, als er seine Erinnerung schrieb, noch richtig, daß er dem rohen Drill seiner Zeit entwichen war.

Nicht allen glückte es so gut wie Nettelbeck. Wie tief aber das deutsche Volk damals von manchem seiner Fürsten bewertet wurde, führt uns Joh. G. Seume in seinem Werk „Mein Leben" recht eindringlich vor. So betätigen sich hauptsächlich die hessischen Landgrafen als Seelenverkäufer, indem sie zahlreiche Regimenter aus Landeskindern und Aufgegriffenen an England zum Kampf gegen die amerikanischen Bürger verkauften und verpachteten.

Heinrich von Treitschke, dessen Autorität besonders hoch steht, äußert sich hierzu in folgender Weise (Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, 2. Aufl. 1886, II. Teil): „Von den Subsidiengeldern, welche diese tapferen Kriegshandwerker dem Landgrafen erwarben, kam dem Land freilich wenig zugute; ungeheure Summen verschlang die prahlerische Prunksucht des Hofes", und weiter: „Beide wetteiferten (Landgraf Friedrich II. und Erbprinz Wilhelm) in fiskalischen Künsten, um den englischen Soldherrn zu übervorteilen; der Sohn ließ sich seine gefallenen und verwundeten Landeskinder Kopf für Kopf besonders vergüten, der Vater fand es einträglicher, die Löhnung seiner Soldaten selbst in Empfang zu nehmen, so konnte er die Gefallenen noch eine Weile in den Präsenzlisten fortführen.

Die also erworbenen Blutgelder speicherte der Sohn haushälterisch in seinen Schätzen auf; der Vater verwendete sie zum Teil für seine Kasseler Neubauten, einen andern Teil verpraßte er in geschmacklosen Festen mit den französischen Dirnen und Abenteuern, welche seinen Hof beherrschten und die Sitten der Hauptstadt auf lange hinaus verdarben. Trotz dieser Verschwendung hinterließ er ein fürstliches Hausvermögen, das in Deutschland seinesgleichen nicht hatte."

Und nun mag ein Deutscher, der diese Übergriffe des Absolutismus am eigenen Leib erlebte und erlitt zu Worte kommen:

Seume, der 1780 als Theologiestudierender in Leipzig weilte, entwich, unzufrieden mit diesem Studium, heimlich von dort, um nach Paris zu wandern.

„Den dritten Abend", so erzählte er, „übernachtete ich in Wach, und hier übernahm trotz allem Protest der Landgraf von Kassel, der damalige große Menschenmakler, durch seine Werber die Besorgung meiner ferneren Nachtquartiere nach Ziegenhain, Kassel und weiter nach der Neuen Welt.

Man brachte mich als Halbarrestanten nach der Festung Ziegenhain, wo der Jammergefährten aus allen Gegenden schon viele lagen, um mit dem nächsten Frühjahr nach Fawcets Besichtigung nach Amerika zu gehen... Wir lagen lange in Ziegenhain, ehe die gehörige Anzahl der Rekruten vom Pflug und dem Heerweg und aus den Werbestädten zusammengebracht wurde. Niemand war damals vor den Handlangern des Seelenverkäufers sicher; Überredung, List, Betrug, Gewalt alles galt. Man fragte nicht nach Mitteln zu dem verdammlichen Zweck.

Während unseres Aufenthaltes in Ziegenhain brauchte mich der alte General Gorn zum Schreiben und behandelte mich mit vieler Freundlichkeit. Hier war denn ein wahres

Quodlibet von Menschenseelen zusammengeschichtet, gute und schlechte und andere, die abwechselnd beides waren. Meine Kameraden waren noch ein verlaufener Musensohn aus Jena, ein bankrotter Kaufmann aus Wien, ein Posamentierer aus Hannover, ein abgesetzter Postschreiber aus Gotha, ein Mönch aus Meiningen, ein preußischer Husarenwachtmeister, ein kassierter hessischer Major von der Festung und andere von ähnlichem Stempel. Da es den meisten gegangen war wie mir oder noch schlimmer, entspann sich bald ein großes Komplott zu unserer aller Befreiung.

... Doch es wurde alles verraten, ein Schneider aus Göttingen, der ein Stimmchen sang wie eine Nachtigall, erkaufte sich durch die Schurkerei eine Unteroffiziersstelle bei der Garde, und da man ihn dort gehörig würdigte, und er des Lebens nicht mehr sicher war, die Freiheit und eine Handvoll Dukaten. Ich erinnere mich der Sache noch recht lebhaft. Alle Anstalten zum Ausbruch waren getroffen. Wir lagen in verschiedenen Quartieren, in den Kasernen, dem Schlosse und einem alten Rittersaal. Man wollte um Mitternacht auf ein Zeichen ausziehen, der Wache stürmend die Gewehre wegnehmen, was sich widersetzte, niederstechen, das Zeughaus erbrechen, die Kanonen vernageln, das Gouvernementshaus verriegeln und alle fünfzehnhundert Mann zum Tor hinaus marschieren. In drei Stunden wären wir in Freiheit gewesen. Leute, die den Weg wußten, waren genug dabei. Als wir aber den Tag vorher abteilungsweise auf den Exerzierplatz kamen, fanden wir statt der gewöhnlichen zwanzig Mann deren über hundert, Kanonen auf den Flügeln mit Kanonieren, die brennende Lunten hatten, und Kartätschen im Feuer liegend. Jeder merkte, was die Glocke geschlagen hatte. Der General kam und hielt eine wahre Galgenpredigt. Die Adjutanten kamen und verlasen eine Menge zum Arrest, worunter auch mein Name war. Doch wurde ich, und vermutlich noch mehrere, der Menge wegen bald losgelassen.

Der Prozeß begann; zwei wurden zum Galgen verurteilt, die übrigen mußten in großer Anzahl Gassenlaufen, von

sechsunddreißig Malen herab bis zu zwölf. Es war eine grelle Fleischerei. Die Galgenkandidaten erhielten zwar nach der Todesangst unter dem Instrument Gnade, mußten aber sechsunddreißigmal Gassen laufen und kamen auf Gnade des Fürsten nach Kassel in Eisen. Auf unbestimmte Zeit und auf Gnade in die Eisen, waren damals gleichbedeutende Ausdrücke und hießen soviel als ewig ohne Erlösung. Wenigstens war die Gnade des Fürsten ein Fall, von dem niemand etwas wissen wollte. Mehr als dreißig wurden auf diese Weise grausam gezüchtigt, und viele, unter denen auch ich war, kamen bloß deswegen durch, weil der Mitwisser eine zu große Menge hätten bestraft werden müssen. Einige kamen bei dem Abmarsch wieder los aus Gründen, die sich leicht erraten lassen. Denn ein Kerl, der in Kassel in den Eisen geht, wird von den Engländern nicht bezahlt."

Endlich wurden die Verkauften über Kassel nach Münden gebracht und dann „eng zusammengedrückt und eingepökelt" die Weser hinabgefahren. Auch wurden sie von dem Unternehmer, der die Verpflegung leitete, sehr um ihr Essen betrogen.

„So fuhren wir den ganzen Strom hinab von Minden bis zu Bremerlee (Lehe?), wo uns die englischen Transportschiffe erwarteten. In Münden auf der Wiese besichtigte uns der Makler Fawcet, und es gab von den Dragoner-unteroffizieren und Gardisten einige freundliche Rippenstöße, weil wir nicht laut und voll sonorisch genug: ‚Es lebe der König!' schrien. Da ich als ein kleiner Kerl im Ranzenglied, das heißt im mittelsten, stand, entging ich den Püffen, ohne eine Silbe zu sagen genötigt zu sein. Aber den Hut mußte ich wenigstens mitschwingen."

Die Überfahrt nach Amerika dauerte zweiundzwanzig Wochen, da die Schiffe ziemlich weit nach Norden fahren mußten, „weil damals noch die Spanier und Franzosen dort mit Flotten kreuzten und auf uns lauerten ... In den englischen Transportschiffen wurden wir gedrückt, geschichtet und gepökelt wie Heringe. Den Platz zu sparen, hatte man keine Hängematten, sondern Verschläge in der Tabulatur des Verdecks, das schon niedrig genug war, und nun lagen noch

zwei Schichten übereinander. Im Verdeck konnte ein ausgewachsener Mann nicht geradestehen und im Bettverschlag nicht geradesitzen. Die Bettkasten waren je für sechs Mann, wenn aber vier darin lagen, waren sie voll, und die beiden letzten mußten hineingezwängt werden. Es war für den einzelnen gänzlich unmöglich, sich umzuwenden und ebenso unmöglich, auf dem Rücken zu liegen. Die gradeste Richtung mit der schärfsten Kante war nötig. Wenn wir so auf einer Seite gehörig geschwitzt und gebraten hatten, rief der rechte Flügelmann: ‚Umgewendet!' und es wurde umgeschichtet; hatten wir nun auf der andern Seite genug ausgehalten, rief das nämliche der linke Flügelmann, und wir zwängten uns wieder in die vorherige Quetsche."

Auch die Beköstigung war knapp und sehr schlecht. „Im Schiffsbrot waren so viele Würmer, die wir als Schmalz mitessen mußten, wenn wir nicht die schon kleine Portion noch mehr verringern wollten, das wenige Wasser war reine Jauche; fingerdicke Fasern machten es fast konsistent. Ohne es durch ein Tuch zu seigen, war es nicht wohl trinkbar, und dann mußte man immer noch die Nase zuhalten."

In Amerika ging es Seume etwas besser, da er Unteroffizier und Schreiber beim General wurde. Zu Kämpfen mit den Franzosen kamen diese Deutschen nicht, da bald Friede geschlossen wurde. Die Rückfahrt dauerte nur dreiundzwanzig Tage, in Bremerlee wurden sie wieder umgeschifft.

„Hier erschreckte uns die Besorgnis, daß wir bei Minden würden an die Preußen verkauft werden. Es wurde laut gesprochen, und der bekannte gewissenlose Seelenschacher des alten Landgrafen machte die Sache nicht unwahrscheinlich."

In Bremen desertierte Seume, wurde aber später durch seine hessische Uniform verraten und von preußischen Werbern als Deserteur ohne Umstände nach Emden geschleppt, wo er gemeiner Soldat werden mußte. Wieder entfloh er, wieder wurde er verfolgt und erwischt, doch kam er von der harten Strafe des Spießrutenlaufens durch Fürsprache frei. Bis es ihm mit tatkräftiger Hilfe wohlwollender Bürger dann schließlich doch gelang, nach Leipzig zu entkommen.

Solche Vorkommnisse wurden durchaus nicht stillschweigend und geduldig vom deutschen Volk hingenommen. Allerdings ließ es sich nicht zu wilden Aufständen hinreißen. Aber es bedurfte nicht erst des Anstoßes durch die Revolution, um deutliche Stimmen erschallen zu lassen, die ein vielfaches Echo fanden. Schiller hat dem Volksempfinden in seiner berühmten Szene in „Kabale und Liebe" zwischen Kammerdiener und Lady seine starken Worte geliehen.

Diese zündende Stelle beweist, daß im deutschen Volk nicht nur Empfindsamkeit, Bildungseifer und Streben nach materiellem Wohlergehen sich eingestellt hatten, sondern auch, daß es begann, sich gegen Ungerechtigkeit aufzulehnen. Gerade daß er mit vollstem Feuer diese Stimmung hinausschrie, gab Schiller solche gewaltige Resonanz. Und er war nicht der einzige Tyrannenbekämpfer seiner Zeit. Schubart hat heftig den übermütigen Absolutismus und Despotismus geschmäht. Aus seinem Gedicht „Die Gruft der Fürsten", das er ein Jahrzehnt vor der Französischen Revolution im Frankfurter Musenalmanach auf 1781 drucken ließ, heißt es z. B.:

„Die Hunde nur und Pferd und fremde Dirnen
Mit Gnade lohnten und Genie,
Und Weisheit darben ließen, denn das Zürnen
Der Geister schreckte sie.
— — — — — — — — — — — — — — — —
Hier klatschte nicht des armen Landsmanns Peitsche,
Die nachts das Wild vom Acker scheucht!
An diesem Gitter weile nicht der Deutsche,
Der sich vorüber keucht.

Hier heule nicht der bleiche Waisenknabe,
Dem ein Tyrann den Vater nahm;
Nie fluche hier der Krüppel an dem Stabe,
In fremdem Solde lahm."

Der Groll gegen die Übergriffe mancher Fürsten war um so größer, als gerade im 18. Jahrhundert deutsche Fürsten bewiesen hatten, was sie als „erste Diener ihres Staates"

dem Volk, das in ihre Hand gegeben war, schuldig waren. Es war nicht nur Friedrich II., der trotz aller seiner Härte doch über alle Zeiten und Regierungssysteme hinwegleuchten wird. Es ist wieder ein Ernst von Sachsen-Gotha, der den kleinen Fürsten seiner Zeit als Vorbild lebte. Dem 1745 in Gotha Geborenen brachte seine geistreiche Mutter schon frühzeitig Liebe zur Kunst und Wissenschaft bei. Sein ernster Charakter, seine Liebe zur Gerechtigkeit zeigte sich, als der König von England auch ihm ungeheure Subsidien anbot, Truppen nach Amerika herzugeben. Ernst schlug das lockende Anerbieten ab, trotzdem sein Land sehr verschuldet war. Er befreite es durch große Sparsamkeit von seinen Schulden, ohne dem Volk neue Lasten aufzubürden. Als im Jahre 1771 Hungersnot und Teuerung herrschten, ließ er die herrschaftlichen Speicher öffnen und das vorhandene Korn zu billigen Preisen verkaufen. Der Kampf der Amerikaner für ihre Freiheit begeisterte den Herzog. Ebenso begrüßte er die Französische Revolution, deren Ausartung und Greuel ihn jedoch dann abstießen. Doch wollte er als Privatmann sich zurückziehen, wenn die Revolution auf Deutschland übergegriffen hätte. Gelehrten und ihren Hinterbliebenen zahlte er Pensionen aus seiner Privatkasse und gab viel Geld für wissenschaftliche, besonders physikalische Versuche und für die Erweiterung der Bibliothek im Schloß Friedenstein, der er allein zweitausend wertvolle orientalische Manuskripte zuführte. Die Gelehrtenschulen seines Landes verbesserte er, gründete Lehrerseminare und Freischulen für arme Kinder. Mit Künstlern, Wissenschaftlern und anderen hervorragen-Persönlichkeiten stand er in freundschaftlichem Verkehr und gab aus seiner Privatkasse für Kunstwerke, Sammlungen und wissenschaftliche Zwecke ständig mit edler Freigebigkeit große Summen her. Auch für soziale Verbesserungen sorgte er unermüdlich, gründete eine Brandkasse, eine Witwenfürsorge für Staatsdiener, sorgte für bessere Behandlung der kranken Bettler, errichtete ein Leihhaus und zahlreiche Armen- und Krankenhäuser. Er zeichnete sich besonders durch menschenfreundliches Wohlwollen aus, das die Schwäche anderer mit Milde und Nachsicht beurteilte.

Neben solchen Gestalten erschien die Mehrzahl der andern Fürsten unbedeutend, und in ihrem egoistischen Despotismus um so verabscheuenswerter. Vor allem aber konnten sie neben Friedrich II. nicht bestehen. Er wies die Siegesglückwünsche nach der siebenjährigen Kriegsarbeit zurück und sah nur „unermeßliche Arbeit" vor sich. Seine Arbeit als Kolonisator ist immer noch nicht genug gewürdigt und noch nicht erreicht. Er begriff die furchtbare Gefahr, die ein Volk ohne Land und ein Land ohne Volk bedeutet und schuf seinem Volk Lebensraum. Aber nicht nur auf Ackerboden. Zwar wissen wir jetzt, daß die Geschichte vom Müller Arnold nicht die Windmühle neben seinem Schloß Sanssouci betrifft, und daß der Müller Arnold, der um seine Wasserrechte gegen einen märkischen Gutsbesitzer klagte, formell unrecht hatte. Aber Friedrich II. entschied doch für ihn, weil das natürliche Recht beim Müller lag, der eben das Wasser zum flotten Mahlwerk brauchte. Und die auf die Festung Spandau geschickten Gerichtsräte mochten dort in ihrem übrigens recht behaglichen Gefängnis darüber nachdenken, daß eine neue Zeit auch ein neues Recht brauchte.

Friedrich II. gab ja seinem Volk auch das Allgemeine Landrecht, das trotz mancher rückständiger Eierschalen doch die Grundlagen moderner volksfreundlicher Rechtsauffassung enthielt. Dieses Landrecht, vor allem aber auch die wie ein Lauffeuer durch ganz Europa sich verbreitende Nachricht von dem Müllerprozeß und seiner Wendung durch den König wirkten umwälzend, weckten die europäische Begeisterung für Friedrich und seinen Staat. Allerdings hatte er nicht verstanden sich selbst und seinen Despotismus zu überwinden und das Volk selbsttätig und selbständig zu machen. So konnte sein Staat seinen Schöpfer nicht überleben.

Aber trotzdem blieb seine Idee das Lebendige und lange hinaus Wirkende. Sie beseelte nicht nur die Preußen, sondern alle guten Geister Deutschlands. Als zwanzig Jahre nach Friedrichs Tod Napoleon den Preußischen Staat mit wenigen heftigen Schlägen zertrümmerte, eilten nicht nur gute Preußen, sondern auch viele andere Deutsche von Charakter und Tüchtigkeit hinzu, um Preußen wieder neu auf-

zubauen. Freiherr vom Stein, Scharnhorst und Gneisenau wollten Deutsche sein. Aber sie wußten, daß Deutschland nur durch Preußen bestehen und neu werden konnte, weil Friedrich II. seinem Staat durch sein hartes Wirken die deutsche Sendung verliehen hatte.

Allerdings hatte er versäumt, die Bürger seines Staates zu Staatsbürgern zu erziehen. Ein Mitarbeiten in der Gemeinde oder gar in größeren Verbänden war ganz ausgeschlossen. Das nationale Gefühl stieß auf soviel Widersprüche mit der sozialen und politischen Wirklichkeit, daß es sich in die Nebelregion allgemeiner Humanität und eines idealen Weltbürgertums flüchtete. Die Kleinstaaterei — Deutschland in Hunderte von Fürstentümern zersplittert —, alles unter dem Druck des Absolutismus, fast alle Bauern im aufreibenden Frondienst, die Bürger nur unter der Leitung von selbstherrlichen Beamten, die nicht immer die strenge Fuchtel eines Friedrich zu spüren bekamen —, so wurden die Menschen zu gleichgültigen Untertanen.

Allerdings war aus der Zeit der Stürmer und Dränger, aus Lessings „Emilia Galotti", aus Schillers Jugenddramen und Schuberts Aufrufen gegen den Despotismus eine unterirdische Stimmung in den Kreisen der Gebildeten geblieben. Wenn sie auch noch nicht tatkräftig mitarbeiteten, so blieb doch ihr politisches Interesse wach. Im Vordergrund des Interesses blieb einstweilen das Ausland und die große europäische Politik. Sie wurde jedoch mehr durch persönliche Mitteilungen und durch Briefe berichtet und besprochen als in der Öffentlichkeit. Die Zeitungen standen mit ihren kurzen Briefnotizen und höfischen Nachrichten noch auf jenem tiefen Stand, auf den sie Friedrich II. und seine fürstlichen Gesinnungsgenossen herabgedrückt hatten. Er hatte zwar als junger König erklärt, daß die Gazetten nicht geniert werden sollten, aber bald ihnen jede Meinungsäußerung unterbunden. Und nach seinem Tode drückte die preußische Beamtenschaft noch mehr auf die Zeitungen. Dennoch war von gewissen Zeitschriften, wie besonders von Professor Schlözers „Briefwechsel" und seinem „Staatsanzeiger" eine gewisse politische Stimmung ausgegangen und erhalten ge-

blieben. Er hatte zwar nur vorsichtig Leibeigenschaft, Fürstenwillkür und Adelsherrschaft gegeißelt. Aber die Fürsten fürchteten und achteten ihn zugleich. Herzog Karl von Meiningen schrieb ihm 1781, daß ein wohldenkender Fürst jenem „Briefwechsel" die besten Ratschläge entnehmen könnte.

Das Schlimme jedoch war, daß die Geschicke des Volkes und der Staaten nur allein von der Leitung und der Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit der leitenden Fürsten abhängig waren. So konnte es kommen, daß Preußen in die Hände eines Friedrich Wilhelm II. kam. Die Aufzeichnungen der Prinzessin Luise von Radziwill, einer geborenen Prinzessin von Preußen, geben ein anschauliches Bild von den Zuständen in Preußen. Eine Seite aus diesen Aufzeichnungen dürfte genügen:

„Frühling und Sommer dieses Jahres verrannen unter Verhandlungen zwischen dem König und Fräulein von Voß. Diese widerstand allen Vorstellungen, die man ihr machte, denn alle Welt, selbst ihr Bruder, dessen Schwiegervater und ihre Freundinnen, begünstigten das Vorhaben des Königs. Zu meiner Betrübnis gehörte zu diesen auch Fräulein von Keller. Sie zog die Geistlichkeit zu Rate, deren Antwort ich mit Staunen las, denn ich vermochte ihre Beweisgründe nicht zu verstehen."

Diese Zeilen zeigen uns einen korrumpierten Adel, eine gar zu gefällige Geistlichkeit und einen König, der jenes Fräulein von Voß, genannt Gräfin von Ingenheim, in Sanssouci einquartierte. Dort lebte sie nach den Worten der Prinzessin Luise „in tiefster Zurückgezogenheit einzig und allein der Aufgabe, den Schmerz des Königs zu lindern".

Es könnte für ein Symbol genommen werden, was die Prinzessin an anderer Stelle sagt:

„Gräfin Ingenheim wußte sehr wohl, wie sehr ihre Unterbringung in Sanssouci vom Publikum gemißbilligt war, um so mehr, als sie die Gemächer Friedrich II. innehatte, und das Sterbezimmer des Königs ihretwegen angetastet und anders eingerichtet worden war."

In den Räumen, in denen einer der Größten jahrzehntelang unermüdliche Arbeit für das Volk geleistet hatte, lebte nun die morganatische Gemahlin seines weichherzigen Nachfolgers... Wenn das Volk auf alle diese Erscheinungen wohl mit Kritik, aber ohne Tatkraft antwortete, so lag dies wesentlich an der politischen Zersplitterung. Die Zersplitterung mußte erst durch eine Katastrophe wenigstens bis zu einem gewissen Grade beseitigt werden. Daß diese Katastrophe das Volk aufwühlen und einigen mußte, geht aus allen Schilderungen hervor, die über das Wirken der Feinde im eroberten Land berichten. Sehr anschaulich schildert Johanna Schopenhauer aus Weimar, wie die Flut der Feinde nach der entscheidenden Schlacht von Jena über die deutschen Haushaltungen herfiel:

„Kurz darauf drohte man die Haustür zu erbrechen. Sophie und Conta liefen hinunter und beredeten die wilden Menschen, Gott weiß wie, ans Fenster zu kommen. Sie forderten schnell Brot und Wein. Beides wurde ihnen zum Fenster hinausgereicht. Sie wurden lustig, sangen und tranken Sophiens Gesundheit, die ihnen Bescheid tun mußte, und gingen weiter. So ging es verschiedene Male hintereinander. Wir hofften wieder, alles wäre vorüber; mit einem Male rief einer unserer Leute, die Tür wäre erbrochen, sie wären im Hause. So war's nicht, bloß die äußere Gartentür war erbrochen, sie donnerten an die Haustür und verlangten Einlaß, wenn sie die Tür nicht einschlagen sollten, ein Herr aus dem Hause hätte ihnen Einlaß versprochen. So war's auch, der jüngere Conta hatte, da er die Frauenzimmer herbrachte, auf der Straße den kopflosen Einfall gehabt, um sie sich abzuwehren. Sophie und der ältere Conta gingen also hin; wir bereiteten uns darauf, sie ins Zimmer dringen zu sehen. Wir waren alle in ein kleines Hinterstübchen zusammengedrängt, um kein Licht sehen zu lassen; Adele hatte ich auf ein Bett gelegt, ich setzte mich darauf, meinen Beutel mit etlichen Talern in der Hand. Nun hörten wir die wilden Stimmen unten: „Du pain, du vin, Vite, nous montons!" und Sophie und Conta hießen sie freundlich willkommen. Sophie sagte, sie

hätte längst auf sie gewartet und für sie gekocht, sie möchten nur still sein, damit der Offizier, den wir im Hause hätten, sie nicht höre; dann fragte sie, ob sie im Zimmer essen wollten; sie hätte jedoch den Schlüssel nicht zur Hand, aber hier auf der Diele wäre ja die schönste Gelegenheit, Tisch und alles, und damit tischte sie ihnen Brot, Wein und Braten auf. Conta, der für ihren Mann passierte, tat das seine; die Wilden wurden wieder zahm, aßen, tranken und waren ganz fidel. Denk' dir dabei die gräßlichen Gesichter, die blutigen Säbel blank, die weißlichen, mit Blut bespritzten Kittel, die sie bei solchen Gelegenheiten tragen, ihr wildes Gelächter und Gespräch, ihre Hände mit Blut gefärbt. Ich sah sie nur einen Augenblick von der Treppe, es waren zehn bis zwölf. Sophie mitten darunter, scherzte und lachte. Einer faßte sie um den Leib; sie drehte sich schnell und schüttelte ihm die blutige Hand, damit er ihren Gürtel nicht fühlen sollte...

Die Stadt ist förmlich der Plünderung preisgegeben; die Offiziere und die Kavaliere blieben frei von den Greueln und taten, was sie konnten, um zu schützen und zu helfen. Aber was konnten sie gegen fünfzigtausend wütende Menschen, die diese Nacht hier frei schalten und walten durften, da die ersten Anführer es, wenigstens negativ erlaubten! Viele Häuser sind rein ausgeplündert; zuerst natürlich alle Läden; Wäsche, Silberzeug, Geld ward fortgebracht, die Möbel, und was sich nicht transportieren ließ, verdorben; dazu der gräßliche Witz dieser Nation, ihre wilden Lieder: ‚Mangeons, buvons, jouons, brûlons toutes les maisons!' hörte man in allen Ecken. Überall liefen sie mit brennenden Lichtern umher, die sie dann in den ersten besten Winkel schleuderten. Es ist unbegreiflich, daß nicht Feuer an allen Ecken ausgebrochen ist. Auf dem Markt hatten sie große Wachtfeuer angebrannt, um welche sie schwärmten und Hühner, Gänse, Ochsen brateten und kochten. Im obern Teil des Parkes bis an Ober-Weimar und das Webicht hin war ihr Lager, das heißt, die nicht einquartiert waren, biwakierten ohne Zelt bei großen Feuern. Der Park ist sehr verwüstet, die schönsten Bäume zum Feuer umgehauen, alle Gebäude

darin, bis auf die kleinen Behältnisse, wo das Gartengerät aufbewahrt wurde, sogar erbrochen und beschädigt worden. Die wenigsten im Lager wußten, daß unten eine Stadt wäre; dann kamen die aus der Stadt mit Beute beladen ins Lager und erzählten, daß es unten eine ansehnliche Stadt gäbe, die ihnen preisgegeben wäre; so liefen fast alle hinunter. Die Offiziere waren außer sich darüber; aber sie durften sie nicht halten."

In dieser Zeit der schweren Not erwachten die großen Kräfte des Volkes. Und es zeigte sich, daß von all den vorangegangenen geistigen Strömungen und sittlichen Ideen dieses Volk gut durchfurcht worden war. Humanitätswillen, der Drang zur Aufklärung, zu sittlicher und wirtschaftlicher Hebung, verfochten vom weitschauenden Lessing bis zum nüchternen, nur nächstes sehenden Nicolai, die schon mit Möser beginnende Deutschtümelei, von den Romantikern, insbesondere in „Des Knaben Wunderhorn" von Arnim und Brentano mit gewaltig lockendem volkstümlichen Klang verstärkt, verschmolz zu einem ernsthaften tatkräftigen Idealismus. Als Wahrzeichen für eine größere Einheitlichkeit hoben die leitenden Kräfte das ganze Volk aus seiner Passivität heraus. Die Städteordnung vom 19. November 1808 gab der Bevölkerung wenigstens die Selbstverwaltung und damit die Anteilnahme am öffentlichen Leben in den Gemeinden. Auch die adligen Vorrechte und die bäuerliche Erbuntertänigkeit wurden im Oktober 1807 wenigstens formell aufgehoben. Wirklich beseitigt wurden sie allerdings erst im Jahre 1848.

Alle diese Dinge, vor allem neben dem Hauptziel der Aufklärung, der geistigen und politischen Freiheit auch das leidenschaftliche Gefühlsmoment der Romantik, trieben zu einem geistigen Aufschwung. Die „Freiheit von Vorurteilen", die von Friedrich Schlegel in der „Lucinde" gepredigt worden war und in der die führenden romantischen Kreise, Dorothea Veit, Karoline Schlegel und andere Frauen sich auslebten, hatte übrigens das Volk in seiner Gesamtheit nicht ergriffen. Es lebte in gefestetem Familiensinn. Und die Kriegserlebnisse förderten diesen Sinn zum mindesten

im Bürgertum und anderen Bildungsschichten — schon aus Gegensätzlichkeit zum „Franzmännischen".

Das große Ereignis des Zusammenbruchs und der Fremdherrschaft führte das deutsche Volk zu einer aktiven Teilnahme an der Gestaltung seines Geschickes. Zuerst fand es sich in dem gemeinsamen Ziel, die Fremdherrschaft von sich abzuschütteln. Die Süddeutschen und auch manche Schichten in den Ländern des Rheinbundes ließen sich wohl nicht gleich von der auflodernden Begeisterung der Norddeutschen mitreißen. Aber schließlich litten sie auch unter dem vernichtenden Druck der Fremdherrschaft. Viele Freunde und Brüder waren unter die Fahnen geeilt, die gegen die Fremden zogen*. Viele von ihren Freunden und Verwandten waren schon auf den Schlachtfeldern für die fremde Glorie gefallen. Und dann kamen Schilderungen von der Grausamkeit, mit der die fremden Heere im Lande hausten. Schließlich wurden die Lauen mitgerissen. Otto von Odeleben, der als sächsischer Militärbevollmächtigter dem Hauptquartier Napoleons während des Frühjahr- und Herbstfeldzuges 1813 zugeteilt war, gibt in seinen Schilderungen die beste Darstellung jener Monate. Der Feldzug und die Verfassung des Kaisers werden in unvergleichlicher Einfachheit geschildert. Vor allem aber kommt auch die unterirdische Stimmung der Deutschen zum Ausbruch, die auf französischer Seite ihr Vaterland bekämpfen und zerstören mußten. Odeleben erzählt, wie die Franzosen in dem befreundeten Sachsen hausten:

„Am 28. April (1813) ging Napoleon mit seinem und Berthiers Generalstab von Erfurt bis Eckersberge ... Schon in Eckersberge konnte man sich von der Gleichgültigkeit überzeugen, mit der die Offiziere des Hauptquartiers den Ausbruch der Roheit und den Ausschweifungen zusahen, welche sich die Truppen bei dem Mangel an Vorsorge und Aufsicht erlaubten. Denn unter den Fenstern Napoleons, wo die

* Nach den neuesten Feststellungen konnte Preußen im Frühjahr 1813 nur 135 000 Man und 272 Geschütze ins Feld schicken. Dies muß beachtet werden für den langsamen Verlauf der Befreiung und für das Zögern mancher Gegenden.

Menschen vorbeiströmten und mit fürchterlichem Geschrei und Lärmen alles aufregten, wurden die ganze Nacht hindurch von den im Biwak vor der Stadt liegenden Truppen alle Türen, Fensterläden und andere Geräte, wenn sie auch noch so unentbehrlich waren und selbst einige Schritte weiterhin etwas Entbehrlicheres gefunden werden konnte, in das Feuer geschleppt, gemäß dem schönen französischen Prinzip, welches bei dem Bewirtschaften fremden, mühsam erzeugten Gutes weder Schranken noch Mäßigung kennt, wohl aber da, wo das liebe Ich im Spiel ist, oft selbst bei den unbedeutendsten Ausgaben die schändlichste Knauserei enthüllt. Die Offiziere sahen dem Unwesen mit stoischem Gleichmut zu oder begünstigten es sogar. Aber wehe dem Land, wo solche Zügellosen hausen! Ein Haus — ein Dorf aus Nachlässigkeit und Unvorsichtigkeit in Brand zu stecken, ist unbedeutend, den Wohlstand ganzer Familien oder Gemeinden in einem Nu zerstören, wo der schlecht oder leichtsinnig Denkende nur seinen Feuerbrand zehn Schritt weiter forttragen durfte, eine Kleinigkeit. Ich habe weder Generäle noch Offiziere gesehen, die irgendeinem solchen Frevler den Prozeß gemacht hätten. War ein Haus verlassen, so ging es am schlimmsten zu.

Den 13. Mai war Bischofswerda den Russen mit Sturm entrissen und dann von den Franzosen an mehreren Seiten in Brand gesteckt worden... Als der Kaiser am 19. Mai in Bischofswerda die furchtbare Einäscherung der ganzen Stadt erblickte, wo fast nicht ein Stein auf dem andern geblieben war, ergriff ihn der Anblick der unglücklichen Einwohner, welche traurig um ihre noch rauchenden Brandstellen herschlichen. Auf seine mehrmaligen genauen Fragen erfuhr er ganz ausdrücklich und bestimmt, daß die Stadt von den Franzosen angezündet worden sei... Aber man kann sich kaum einen erschütternden Anblick denken als diesen Aschenhaufen, umlagert von den unheilbringenden Zerstörern."

Daß nun von ganz Deutschland die Nachricht vom glücklichen Ausgang der Schlacht bei Leipzig bejubelt wurde, ist wohl zu verstehen.

Aber die große Erhebung, aus der schließlich der Sieg

des zur Gemeinsamkeit erwachten Volkes erwuchs, hatte nicht den erwarteten und notwendigen, über den Krieg hinausreichenden Erfolg. Das Volk, mündig geworden im Kampf, wurde trotz der Verheißungen des preußischen Königs nicht zum öffentlichen Leben zugelassen. In Süddeutschland wurden die politischen Forderungen, trotz bereits erlassener Verfassungen, zurückgedrängt. Nationale Ideale galten den Machthabern der Kleinstaaten als gefährlich. Und so zeigte sich denn selbst in der Jugend Zwiespalt. Burschenschaften und patriotische Bünde gründete die Hochschuljugend. Aber in manchen Kreisen siegte unter dem Druck der Regierung die alte unpolitische Passivität. Die neuen „Korps" proklamierten ausdrücklich „unpolitische" Tendenzen — was zum Teil schäbige Stellenjägerei bedeutete, zum Teil aber auch versteckte Politik im Interesse der von dem Österreicher Metternich unter dumpfer Stickluft gehaltenen deutschen Einzelstaaten.

Es ist ein Irrtum zu glauben, daß nun in Deutschland nur jene biedermeiersche Genügsamkeit einzog, von der so oft geschwärmt wurde. Wohl zogen sich viele bedeutende Köpfe verstimmt zurück. Aber die Überzeugung, daß eine gleichberechtigte Zusammenarbeit aller Volkskreise notwendig sei, lebte in sämtlichen maßgebenden Köpfen weiter und wirkte im stillen. Selbst manche Frauen sahen klar und blieben treu. Caroline von Humboldt, die in ihrer Jugend die empfindsamsten Briefe an ihren Verlobten geschrieben hatte, beweist in einem Briefe aus Rom vom 9. Dezember 1818, daß jene schwärmerische Jugend auch vielerlei gelernt und nationale und politische Ideale aufgenommen hatte. Ohne solche Jugend wäre wohl ein Brief wie der folgende nicht möglich gewesen.

Rom, den 9. Dezember 1818.

Dein lieber Brief vom 17. November ist mein letzter. Also Jordan ist Gesandter in Dresden. Die andere Nachricht, die Du mir in demselben Brief gibst, vom Niederlegen des Ministeriums des Bewußten (Wittgenstein) hat mich sehr frappiert, denn ich setzte sie in die immediate Verbindung mit der Nachricht, die Du mir zum Neujahrgeschenk (die von

Hardenberg entworfene Verfassung) ankündigst, und die mich tief, tief traurig gemacht hat. Was wird daraus werden? Sollen denn ganz unberechenbare Folgen aus der Befriedigung der Eitelkeit eines Menschen entstehen? Denn ich gestehe Dir, der hat nicht die Mittel in sich, ein solches Werk zu entwerfen und zu gründen. Und Keiner hat das. Die Besten sollen es beraten, nicht einer. Jener legte sein Ministerium nieder, weil er weiß, das dies hervortritt. Seine Feigheit ist bekannt und seine namenlose Angst vor dem Neujahrsgeschenk. Der Scythe (Schuckmann, Minister des Innern) bekommt das Geschäft, das er bisher betrieb? Du weißt, ich wünsche, daß Du das übernähmst, wovon der Scythe jetzt den Namen führt. Gott ist mein Zeuge, daß mich kein eitles Wollen treibt, auch weiß ich, daß Du Dich auf kein Rosenbett legst, allein ohne eine Stelle der Art, fassest Du kein Segel des schwankenden Schiffs. Und doch wie Du stehst, kannst Du es auch nicht verlassen. Ja, Du schadest sogar. Das ist meine Ansicht. Meine Liebe wäre, mit Dir in tiefer Einsamkeit zu leben und in dem stillen Burgörner, aber es geht nicht. Ende dies Schwanken. Laß sie nicht alles wieder ändern und Dich ausschließen. Dein Sein in Frankfurt ist mir außerordentlich zuwider in diesem Moment. Sie werden Dir kleine Verhinderungen über den Hals schicken, die Absicht, Dich den ganzen Winter dort zu halten, glaube es mir. Du bist viel zu gutmütig und traust noch dem, dessen Benehmen ein einziges Gewebe von Falschheit, Lüge und Absichten gegen Dich ist. Mich kann er nicht mehr trügen. In den verschiedenen Projekten Deiner künftigen Tätigkeit hat er sich mir ganz bloß gegeben. Lauter Dunst. Und das einzige wahre, tiefe, darum auch nie auszugleichende Motiv ist seine Eitelkeit. Sie ist unersättlich. Das Neujahrsgeschenk beweist es mir. O wie wahr sagst Du: ‚Das Schicksal ist wenigstens selten zu nachsichtsvoll. Es läßt am Ende fast niemals mehr in den Menschen zurück, als was es ihnen nicht zu entreißen vermag.' Wie wahr und tief! Wohl uns. Uns hat es den heitern Sinn, die selige Ergebung in einen höheren ordnenden Willen und Demut, und durch Demut Anerkennung alles Besseren gelassen.

Lieber, einziger Wilhelm, überlege alles wohl und lasse es, wenn Du Dich zum täglichen Handeln entschließest, nicht so hingehen. Spanne alle Segel auf. Wolle, wozu Du Dich entschlossen, zwinge den Bewußten, Ernst mit den Verheißungen zu machen, oder zwinge ihn anzuerkennen, daß es weltkundig werde, er wolle Dich nirgends. Glaube mir, das ist's, was er vor allem fürchtet. Aber er hat einen feigen Charakter, und alle Streiche, die er führt, sollen heimlich sein. Auf Dich will er den Tadel laden. Laß ihm nicht den Sieg. Er stehe in seiner Blöße da."

Selbst Hardenberg, dessen Einfluß bald nach dem Krieg gebrochen war, galt also vielen nicht als entschieden genug. Über alle stille Genügsamkeit der Zeit, über alle erzwungene äußere Ruhe ging eben die Entwicklung der Zeit hinweg und äußerte sich auch in manchen Köpfen, die empfindsamer geworden waren für die Bedürfnisse der Zeit.

Fast immer wird der Vormärz als ein harmloses Biedermeieridyll hingestellt, in dem jede Familie in der blühenden Gartenlaube saß und vergnügte Reisen in der Postkutsche gemacht wurden. In jenen Jahrzehnten zwischen 1815 und 1848 wurden aber auch die Fundamente zu den großen wirtschaftlichen und politischen Umwälzungen gelegt. In den zwanziger Jahren begann sodann der Kampf für die Eisenbahnen, die in den vierziger Jahren bereits die wichtigsten deutschen Städte auf 2131 km Geleise miteinander verbanden. In den zwanziger Jahren wurden auch schon die ersten Gewerbeausstellungen veranstaltet, auf denen Maschinen zu sehen waren, die dann das Gewerbe revolutionierten. Die ersten deutschen Schriften über soziale Mißstände erschienen. 1844 entwarf Friedrich List eine Schilderung der Lebenshaltung der arbeitenden Bevölkerung:

„Unter notwendigsten Lebensbedürfnissen verstehe man in vielen Gegenden Deutschlands Kartoffeln ohne Salz, eine Suppe mit Schwarzbrot, zur höchsten Notdurft geschmälzt, Haferbrei, hier und da Klöße. Die, welche sich schon etwas besser stehen, sehen kaum in der Woche einmal ein bescheidenes Stück frisches oder geräuchertes Fleisch auf ihrem

Tisch, und Braten kennen die meisten nur vom Hörensagen. Ich habe Reviere gesehen, wo ein Hering, an einem an der Zimmerdecke befestigten Faden mitten über dem Tisch hängend, unter den Kartoffelessern von Hand zu Hand herumging, um jeden zu befähigen, durch Reiben an dem gemeinsamen Tafelgut seiner Kartoffel Würze und Geschmack zu verleihen."

In manchen Bezirken, wie z. B. in denen der schlesischen Leinweber, quälte eine ständige Hungersnot die Bevölkerung. Und Professoren, die für die deutsche Wirtschaft und Kultur von höchstem Wert geworden sind, wurden ohne Rücksicht von ihrem für die deutsche Kultur so wichtigem Wirkungsort verjagt, wenn sie den Wunsch nach Änderung der Zustände laut werden ließen. Wie die Presse und vor allem die Jugend mißhandelt wurden, ist ja durch viele Vorfälle und Schriften bekannt. Im Bürgertum, das doch damals schon das wirtschaftliche und geistige Gerüst des Staates war, das aber noch nichts galt, ist das jedoch leider fast ganz vergessen. Unsere Väter aber kannten noch das Wort:

„Wer die Wahrheit kennet und saget sie frei,
Der kommt in Berlin auf die Hausvogtei!"

Unsere Väter wußten noch von den sieben fortgejagten Göttinger Professoren und von den vielen Jünglingen und Männern, die gleich Fritz Reuter eine Festungstid erlebt haben, die nur nicht immer so humorvoll geschildert werden konnte, weil nicht jeder eine solche vergoldende Erinnerung besaß wie Fritz Reuter. —

In dieser Zeit der Biedermeieridyllen gärte es zugleich sehr heftig. Die geistig führenden Kreise und die große Masse des Bürgertums sehnten sich heraus aus den muffigen Verhältnissen. Vor allem wollten sie auch heraus aus den beengenden Kleinkrämereien der Kleinstaaten, wollten das ganze, das große Deutschland, das den damaligen Herrschenden gegen ihre Absicht ging. Eine solche gärende Zeit brachte auch Menschen und Kreise hervor, die sich zusammenschlossen zu gemeinsamen Kämpfen für ihre neuen Ziele.

Sie gründeten nicht etwa neue Bünde, arbeiteten aber in gemeinsamer Richtung. Sie sorgten nicht nur wie Mathy, den Freytag so liebevoll schildert, für das Bildungswesen des Volkes, sondern sie wußten tatkräftig die Verhältnisse zu fördern, die zur Volksgemeinschaft führten. Sie wirkten vor allen in wirtschaftlichen Verbänden, wie Perthes, der den Deutschen Buchhändler-Verein mitbegründete, und wie Friedrich List, der Vorkämpfer für das wirtschaftlich und durch Verkehr geeinte Deutschland. Die Persönlichkeit Lists und sein Wirken verdient und verlangt einige Worte:

Der Befreiungskrieg 1813/15 erlöste das deutsche Volk zwar vom militärischen Druck der Fremdherrschaft, aber in seinen wirtschaftlichen Nöten blieb es stecken. Alle jene durch aufgelegte Kontributionen und Zwangszahlungen an die französischen Herren und Heerführer erzwungenen Anleihen und Schulden wurden keinem deutschen Staat und keiner deutschen Gemeinde „wiedergutgemacht". Bis 1870, ja bis 1913 hatten viele Gemeinden unter großen Mühen die Schulden aus jener Franzosenzeit zu tilgen. Der allgemein verminderte Geldumfluß und die starke industrielle Konkurrenz Englands verursachten den Sturz vieler Fabriken, die durch die Kontinentalsperre Napoleons immerhin gewonnen hatten. Es entstanden neue Zollverhältnisse, die für das Ausland Handelsfreiheit und unter den einzelnen deutschen Staaten Zollschutzzustände hervorriefen. Achtunddreißig voneinander getrennte, oft recht kleine „Staaten" mit vielfach durchschnittenen Gebietsteilen suchten jeder nur Vorteile auf Kosten des gesamten deutschen Handels und Verkehrs.

Um diese Zeit, Frühjahr 1819,, verlangte in einer von siebzig angesehenen Fabrikanten unterzeichneten Bittschrift Friedrich List von der Bundesversammlung baldige Abhilfe. Einige Gesandte gaben ihm Recht, die Lage der deutschen Industrie sei trostlos. Aber die ohnmächtige Bundesversammlung tat nichts.

Nur Preußen hatte schon 1818 sein Gebiet zu einem einzigen Handels- und Verkehrsgebiet erklärt. Schließlich schlossen sich auf Drängen der Bevölkerung Hessen, 1831

Bayern, Thüringen, Württemberg, 1833 Sachsen an, so daß 1834 der Zollverein gegründet werden konnte, dem 1836 dann auch Baden beitrat*. Aber große Strecken Deutschlands blieben noch draußen. Ja einzelne Kleinstaaten verschlechterten ihre Existenz noch ganz erheblich durch überkluge Vorträge mit großen Auslandsreichen. Das brachte sie natürlich in schwere wirtschaftliche Verhältnisse. Und manche waren froh, daß sie ihre Auslandsverträge loswerden und sich dem von Preußen geleiteten Zollverein anschließen konnten — in dessen Staaten in den nächsten 30 Jahren die Ausfuhr auf das Dreifache stieg.

Zu den Männern, die bald die Unhaltbarkeit der alten Zustände einsahen und unablässig auf ihre Verbesserung bedacht waren, gehörte der große Volkswirtschaftslehrer Friedrich List, dem an Rührigkeit, Ausdauer und Vaterlandsliebe wenige seiner Zeitgenossen gleichkamen, der aber fast alle an Uneigennützigkeit und praktischer Tüchtigkeit hinter sich ließ. Er war 1789 in Reutlingen als Sohn eines geachteten Weißgerbers geboren worden und wurde, weil er nicht studieren konnte, widerwillig Beamter. Als er in Tübingen amtierte, benutzte er seine ganze freie Zeit zum Besuch der Vorlesungen und wurde als Sekretär ins Ministerium berufen, wo er bald Oberrevisor wurde. In dieser Stelle lernte List alle Übelstände eines überzüchteten Schreiberwesens und zu weitgehender Regierungsbevormundung kennen. Als er einige krasse Fälle zu bearbeiten hatte, mußte er u. a. mitteilen, daß 700 jüngere Leute aus der Neckargegend auswandern wollten, weil ihnen außer dem Druck der hohen Lasten auch die rohe Behandlung durch brutale Beamte nicht gefiel.

Aber nicht die rohen Amtsschreiber, sondern der Regierungskommissar List wurde beseitigt. Um ihn loszuwerden, ward für ihn eine Professur für Staatswissenschaften der Universität Tübingen gegründet. List mußte die ihm wider Willen angebotene Stellung annehmen, weil er selbst sol-

* Nicht Friedrich Wilhelm III. gründete den Zollverein, wie Freytag irrtümlich meint, sondern sein eifrig dafür tätiger Minister von Motz, angeregt und gedrängt durch List und seine Anhänger.

chen Lehrstuhl empfohlen hatte, um bessere Beamte zu erziehen.

List war nun im Süden Deutschlands der erste, der die Notwendigkeit der Selbstverwaltung hervorhob. Auch beschäftigte er sich ernstlich mit dem Notstand von Handel und Gewerbe, die entsetzlich unter den vielen Grenzschranken, Wegezöllen und der ganzen üblen Kleinregiererei litten. Schon hatten mehrere angesehene Männer sich für die Beseitigung der Zollschranken ausgesprochen. Alle diese wohlgemeinten Bestrebungen einzelner blieben jedoch erfolglos. Unsere Industrie wäre damals endgültig zugrunde gegangen, wenn nicht ein tätiger, schöpferischer Geist die Sache aufgegriffen und zur Aufgabe seines Lebens gemacht hätte, sie auf die Höhe allgemeinen nationalen Interesses emporgehoben hätte.

Ganz richtig bemerkt Ludwig Häußer, der Herausgeber von Friedrich Lists gesammelten Schriften: „Zu dieser Aufgabe bedurfte es eines Mannes, dessen politische Tragweite über die Interessen einer Fabrikantengesellschaft hinausging, der die Sache als ein mächtiges Moment der nationalen Erhebung zu benutzen verstand, der den alten Sauerteig in neue Gärung brachte, der schreibend, redend, herausfordernd und agitierend die großen materiellen Angelegenheiten des Volkes aus einem Vorrecht der Schulen in ein Interesse aller umzugestalten wußte. Dieser Mann war List. In diesem Sinne faßte er 1819 die Schöpfung des Handelsvereins ins Auge, in diesem Sinne wirkte er jahrelang unermüdlich. List hatte den Gedanken zu einer solchen handelspolitischen Einigung schon geraume Zeit mit sich herumgetragen, mit Cotta in Stuttgart und andern gleichgesinnten Männern auch darüber Briefe gewechselt. „Kaum brauche ich zu sagen," schrieb er später, „daß mein erster Gedanke bei der Stiftung des bekannten Frankfurter Handels- und Gewerbevereins ein politischer war. Da die Preußen damals soviel von geschichtlich gewachsenen Konstitutionen sprachen, und die Jugend soviel dummes Zeug machte, so wollte ich die Probe machen, ob nicht ein Kern zu pflanzen wäre, aus dem ihnen eine herauswüchse."

Mit diesem Gedanken kam er während einer Ferienreise 1819 nach Frankfurt am Main, wo die Ostermesse eine bedeutende Anzahl von Kaufleuten und Fabrikanten versammelt hatte. Natürlich stand unter diesen die Zollangelegenheit als die brennende Frage auf der Tagesordnung. Ein Großhändler, Elch aus Kaufbeuren, hatte eine Petition an den Bundestag um Erleichterung der inneren Handelsbeschränkungen entworfen und sammelte dafür Unterschriften. In diesem Augenblick trat List mit ähnlichen Gedanken hervor und fand bei dem Kaufmann Schnell aus Nürnberg, Weber aus Gera, Arnold aus Gotha u. a. bereitwilliges Gehör. Er setzte sich mit Elch wegen der Petition in Verbindung, ließ sich von diesem das gesammelte Material geben und schrieb dann jenen beredten und eindringlichen Entwurf, welcher der Bundesversammlung übergeben ward. (14. April.)

Dabei blieb jedoch List keineswegs stehen, wiewohl er recht wohl wußte, was zu erwarten war. „Die Petition", bemerkte er sehr richtig, „wird von sich reden machen, aber liegen wird sie bleiben, wie hundert andere Petitionen an den Bundestagen. Um etwas zu erreichen, müßte man die Mehrzahl der deutschen Fabrikanten und Kaufleute zu dem gemeinschaftlichen Zweck vereinigen, die deutschen Regierungen und Behörden zu gewinnen, die Höfe, die Ständeversammlungen, die Kongresse durch Abgeordnete beschicken, ein Organ in der Presse gründen und unermüdlich für die Sache fortagitieren." Der Gedankengang war richtig und fand auch Anklang, da seine Zweckmäßigkeit einleuchtete.

List arbeitete unermüdlich für seine Idee vom wirtschaftlich geeinten Deutschland. Die Monarchen der einzelnen Staaten empfingen ihn wohl huldvoll. Auch veranlaßte er Konferenzen, reiste umher und machte rastlos Propaganda durch Reden und in der Presse. Als List aber den Blick auf die große Sache, auf das wirklich geeinte Deutschland richtete, ließen ihn die Handelsherren im Stich; sie hatten nur an ihre kaufmännischen Interessen gedacht. —

Von den Reutlingern als Abgeordneter gewählt, regte er allerlei Reformen an: Gemeindeselbstverwaltung, öffentliche Rechtspflege, Beschränkung der Staatsausgaben; einen jährlichen der Kammer vorzulegenden Haushaltsplan — alles Dinge, die heute selbstverständlich sind. Die Regierung beschuldigte ihn des Hochverrats. Er wurde zu zehnmonatlicher Festungshaft verurteilt. Er flüchtete nach Straßburg und schließlich nach der Schweiz, mußte aber seiner Familie wegen zurückkehren und seine Strafe auf dem Hohenasperg absitzen. Schließlich gab man ihm die Erlaubnis, nach Nordamerika auszuwandern.

In Amerika wurde er schnell mit den führenden Männern bekannt. Eine kleine Farm, die er gekauft, mußte er bald wegen ihrer ungesunden Lage wieder aufgeben. Nun betätigte er sich als Publizist und trat für eine nationale Ökonomie ein. Englische Staatsmänner, meinte er, führen die allgemeinen Freihandelsideen nur im Mund. Ihre gerühmte Freiheit des Handels gehe nur darauf hinaus, andern Nationen Sand in die Augen zu streuen und sie von der englischen Industrietätigkeit abhängig zu machen.

Seine Tätigkeit brachte ihn mit den bedeutenden Persönlichkeiten der Union zusammen und erleichterte ihm die Gründung einer Gesellschaft zur Ausbeutung von ihm selbst aufgefundener Kohlenlager. Ihn beschäftigte dabei auch hauptsächlich der Gedanke, den Wert der Produkte durch Belebung und Erweiterung der Verkehrsmittel zu steigern. Zu diesem Zweck wußte er die Kapitalisten, welche die Betriebssumme zusammenschossen, zu bestimmen, die reichhaltigen Minen zu Tamaqua vermittelst einer Eisenbahn mit Port Clinton in Verbindung zu bringen, um dergestalt die Kohlen nach dem Schuylkillkanal gelangen zu lassen, was deren Absatz außerordentlich erleichterte. Vor List gab es kein Tamaqua. Dieser Ort, sowie der genannte Hafenplatz, verdanken ihre Existenz der Rührigkeit des begabten Reutlingers. Schon nach wenigen Jahren erhoben sich an Stelle der Hütten, die man anfangs für die Arbeiter errichtete, einige hundert Häuser, und als List mit seiner Familie vor seiner Abreise aus Amerika jene Gegenden besuchte, befanden sich auf der früher unangebauten Landstrecke vier kleine Städte mit Kirchen, Schulhäusern, Gasthöfen — alles

Neuschöpfungen, die durch die Wirkung des neuen Transportmittels dem Boden entwachsen waren.

Kurz, Lists Unternehmung fand gedeihlichen Fortgang. Ganz natürlich hatte sich der Entdecker der Kohlengruben einen ansehnlichen Teil des Gewinnes gesichert. So sah er sich in die erfreuliche Lage versetzt, seine Tätigkeit ohne drückende Sorge um die Existenz noch anderen Spekulationen zuwenden zu können.

Nichts beweist den Patriotismus dieses braven deutschen Mannes besser, als daß er inmitten solcher lohnender Beschäftigung des fernen Geburtslandes gedachte. So vielseitig ihn auch sein großes Unternehmen in Anspruch nahm, die Sehnsucht nach seiner Heimat war doch keinen Augenblick in seinem Herzen erloschen, und das Heimweh äußerte sich bei dem sonst so praktischen Mann zuweilen so stark, daß er sich zu jeder Anstrengung untüchtig fühlte.

So schreibt er am 5. Oktober 1828: „Ich war inzwischen in Philadelphia auf Besuch und habe dort Hamburger Zeitungen gelesen. Ich kann Dir nicht beschreiben, was ich fühlte. Gleich bei meiner Zurückkunft habe ich die Handelsvereins-Korrespondenz, die ich über See gebracht und die seit drei Jahren in einem Winkel liegt, vorgenommen und durchgestöbert. Welche Erinnerungen? Das waren noch die goldenen Tage der Hoffnung. Nun habe ich wieder das Heimweh für sechs Wochen und bin solange zu amerikanischem Geschäft fast nicht zu brauchen. Mir geht's mit meinem Vaterland, wie den Müttern mit ihren krüppelhaften Kindern, sie lieben sie um so stärker, je krüppelhafter sie sind. Im Hintergrund aller meiner Pläne liegt Deutschland, die Rückkehr nach Deutschland; es ist wahr, ich würde mich dort viel ärgern über die Kleinstädterei und Kleinstaaterei."

Unablässig beschäftigte ihn der Gedanke, die Zukunft von Handel und Verkehr beruhe darauf, daß die Eisenbahnen einem großen nationalen Transportsystem zur Grundlage dienten. Später schrieb er darüber:

„Mitten in den Wildnissen der blauen Berge träumte mir von einem deutschen Eisenbahnsystem; es war mir klar,

daß nur durch ein solches die Handelseinigung in volle Wirksamkeit treten könne. Diese Ideen machten mich mitten im Glück unglücklich. Notwendig mußte die finanzielle und nationalökonomische Wirksamkeit in Deutschland um so größer sein, je unvollkommener vorher die Transportmittel im Verhältnis zu der Kultur, Größe und Industrie der Nation waren. Früher hatte ich die Wichtigkeit der Transportmittel nur gekannt, wie sie von der Werttheorie gelehrt wird, ich hatte nur den Effekt der Transportanstalten im einzelnen betrachtet, nur mit Rücksicht auf Erweiterung des Marktes und Verminderung des Preises der materiellen Güter. Jetzt erst fing ich an, sie aus dem Gesichtspunkt der Theorie der produktiven Kräfte und in ihrer Gesamtwirkung als Nationaltransportsystem, folglich nach ihrem Einfluß auf das ganze geistige und politische Leben, den geselligen Verkehr, die Produktivkraft und die Macht der Nationen zu betrachten. Jetzt erst erkannte ich, welche Wechselwirkung zwischen der Manufakturkraft und dem Nationaltransportsystem bestehe, und daß die eine ohne das andere nirgends zu hoher Vollkommenheit gedeihen kann. Dadurch ward ich in den Stand gesetzt, diese Materie, ich darf es wohl behaupten, umfassender abzuhandeln als irgendein Nationalökonom vor mir, und namentlich die Notwendigkeit und Nützlichkeit ganzer Nationaleisenbahnsysteme in ein klares Licht zu stellen, ehe noch irgendein Nationalökonom in England oder Nordamerika daran gedacht hatte, die Frage aus diesem höheren Gesichtswinkel zu betrachten."

Er machte der Öffentlichkeit klar, welche Vorteile die Schienenwagen wirtschaftlich und kulturell bringen würden, hoffte sogar, daß zugunsten Deutschlands die alten kontinentalen Handelswege wieder aufleben und seinem Vaterland neuen Wohlstand bringen würden. Seine Tätigkeit wurde mißdeutet. Als er 1832 nach Deutschland heimkehrte, wurde ihm verboten, das württembergische Gebiet zu betreten. Selbst die Hamburger, diese sonst so weitsichtigen Handelsleute, belachten seinen Plan von einem Eisenbahnnetz in Mitteleuropa. List ward für einen Held aus Utopien angesehen. In Sachsen, wo er sich 1833 niederließ, beschäftigte

er sich mit literarischen Arbeiten, aber ließ nie sein Ziel, ein deutsches Eisenbahnnetz zu erreichen, aus dem Auge. In Leipzig sahen die Bürger den Nutzen solcher Verkehrsmittel ein. Auch Harkort und viele andere hervorragende Männer schlossen sich ihm an.

Er wurde zum Urheber der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, aus der sich dann das große Eisenbahnnetz Deutschlands entwickelte. Aber die Leipziger Herren drängten ihn beiseite, behandelten ihn von oben herab und fanden ihn mit einigen tausend Talern für seine jahrelange Arbeit und seinen Ideenreichtum ab.

Er mußte noch manche Enttäuschung erleben. Eine wirtschaftliche Zeitschrift, die er 1837 gründete, wurde ihm durch Verbot ruiniert. Immer wieder aber trat er öffentlich für seine wirtschaftlichen Ideen ein, schrieb Zeitungsartikel und gab sein Werk „Nationale Systeme der politischen Ökonomie“ heraus. Er sagte: „Sollen in Deutschland die Nationalinteressen durch die Theorie der politischen Ökonomie gefördert werden, so muß diese aus den Studierstuben der Gelehrten, von den Kathedern der Professoren, aus den Kabinetten der hohen Staatsbeamten in die Kontore der Fabrikanten, der Großhändler, der Schiffsherren, der Kapitalisten und Bankiers, in die Bureaus aller öffentlichen Beamten und Sachwalter, in die Wohnungen der Gutsbesitzer, vorzugsweise aber in die Kammern der Landstände herabsteigen, mit einem Wort, sie muß zum Gemeingut aller Gebildeten in der Nation werden.“

Er gab 1843 das „Zollvereinsblatt“ heraus, in dem er für den Anschluß der außenstehenden Staaten, Hannover, Oldenburg und der Hansastädte eintrat, deutsche Handelskonsulate, Seehandel und vieles andere forderte, das heute längst Gemeingut ist.

List ward nun auch hier und da in Deutschland ob seiner ideenreichen und anregenden Tätigkeit gefeiert, konnte auch in seine württembergische Heimat zurückkehren.

Trotz aller Achtung und Anerkennung, die ihm so vielfach entgegengebracht wurde, vermißte List jedoch schmerzlich die

allgemeine Zustimmung für seine Wirksamkeit sowie den sicheren Rückhalt, welchen eine Anstellung im Staatsdienst oder eine Verwendung im Eisenbahnwesen gewährt hätte. Auch ward er immer empfindlicher gegen die Angriffe meist im geheimen agitierender Widersacher. Erst im Juli 1845 übernahm er die Redaktion des „Zollvereinsblattes“ wieder, die während seiner Abwesenheit durch Tögel geführt worden war. In diesem Jahre drängte sich abermals manches Erfreuliche, jedoch auch viel Unerfreuliches zusammen. Der böhmische Spinnverein sandte List als Anerkennung für seine Wirksamkeit für die Industrie eine Dankadresse und ein Probestück böhmischen Kunstfleißes als Ehrengeschenk. Auf dem Kongreß deutscher Gewerbetreibender, der zur Michaelismesse zu Leipzig gehalten wurde, beantragte am Schluß der Vorsitzende, von der Pflicht der Dankbarkeit bedrängt, man möge dem Dr. Friedrich List, der sich seit Jahren mit solcher Aufopferung der Förderung der Interessen der vaterländischen Industrie hingegeben und durch keinerlei Anfechtungen und Verfolgung in solchem Streben habe beirren lassen, einen öffentlichen Dank aussprechen und den Ausschuß beauftragen, eine Adresse an ihn zu entwerfen, die ihm später mit einem Ehrengeschenk übergeben werden solle. — Ein rheinischer Industrieller (Lossen auf der Concordiahütte bei Koblenz) regte bei den Eisenwerkbesitzern am Rhein den Gedanken an, durch ein Ehrengeschenk von wenigstens tausend Talern den Mann zu ehren, dessen kräftiger Einwirkung man die fortschreitende Umgestaltung der öffentlichen Meinung über den hohen Wert der vaterländischen Industrie verdanke. Im Oktober 1845 empfing List dies Ehrengeschenk.

Das waren Lichtpunkte im Leben dieses verdienten Mannes. Aber das Gefühl der Befriedigung hielt nicht lange vor. Lists körperliche und geistige Gesundheit war im Schwinden. Peinigende, unheimliche Sorgen beschlichen den sonst so kräftigen Mann, wenn er seine Schaffenslust von damals mit der früheren verglich, und wie ein Alp lagerte der Gedanke auf Geist und Seele, daß seine Arbeitskraft

immer mehr versiege und damit die Mittel zu einer unabhängigen Existenz aufhören könnten.

Im Jahre 1845 suchte List seine wankende Gesundheit durch eine Badereise nach Rippoldsau zu kräftigen. Aber Luftveränderung und Bäder können das nicht heilen, dem es an der frischen Luft des geistigen Gedeihens gebricht, der sich nach dem stärkenden Bad der Anerkennung für sein Wirken sehnt. Er erfuhr neben den Ehrungen auch allerlei Angriffe. Neider machten sein System lächerlich und schmähten ihn, behaupteten, seine Tätigkeit sei lediglich eine Sache persönlichen Interesses und veranlaßt von einigen Fabriken, in deren Dienst der Anwalt der deutschen Industrie stehe.

List, der sich abgebraucht fühlte und sich um seine Familie sorgte, wurde schwer getroffen. Er raffte sich noch einmal auf und trat für eine Allianz zwischen Deutschland und England ein, wobei England mehr Vorteil gewänne, als wenn es gegen das gewerbliche Aufkommen Deutschlands intrigiere. Doch war er überarbeitet und zu sehr enttäuscht, daß er bei allen Anregungen nie eine wirksame Position gefunden. Ein Ehrengeschenk von sechstausend Gulden, gestiftet von Fabrikanten, konnte ihn nicht aufmuntern. Er suchte Erfrischung auf einer Fußwanderung, auf der ihn jedoch sein Kummer über die Verfolgungen und Verleumdungen und die Undankbarkeit für sein gemeinnütziges Streben in so trübe Stimmung trieb, daß er sich Ende November bei Kufstein erschoß. —

Schwer hatte List zu kämpfen gehabt. Aber er erreichte doch viel.

Aus der Philisterhaftigkeit der Zeit, die nur für das eigene kleine Wohl besorgt war, aus dem Stilleben einer beschränkten Umwelt, aus verschlafener Behaglichkeit, aus den schöngeistigen Tees mit ihrem geistreichen Wesen wuchs zugleich politisches und großzügiges Denken und Tun auf. Im Salon der Rahel begegneten uns zugleich das schöngeistige „Biedermeier“ wie auch die vormärzlichen Vorboten einer lebendigeren Zeit.

Ein zeitgenössischer Bericht über einen Abend in dem Salon der Rahel Varnhagen meldet, wie dort Gesandte und Professoren, Gelehrte, Offiziere, Schriftsteller und Sängerinnen zusammenkamen, wie sie in den einfachen, aber gut abgestimmten und daher elegant wirkenden Räumen betreut wurden und sich erhitzten an Gesprächen über theologische Streitigkeiten, über italienische Komponisten, über geschichtliche Ereignisse und philosophische Systeme. Gesang und Musik einte sie wieder einigermaßen.

In diesem Bericht werden die Räume einer höheren bürgerlichen Kultur folgendermaßen geschildert: „Mittlerweile besah ich mir die Örtlichkeit etwas näher. Die hellblauen Zimmer waren geräumig und ziemlich hoch, mit freier Aussicht auf die Straße hinaus, rückwärts auf hohe Gartenbäume, übrigens ganz einfach ausgestattet, ohne Kostbarkeit und Glanz; ein paar geringe Bildnisse hingen an der Wand, zwei Büsten, die des Prinzen Louis Ferdinand und, ich glaube, Schleiermachers, standen zwischen Blumentöpfen; von Gerät schien nur das eben zum Gebrauch Nötige vorhanden; aber das Ganze machte dennoch einen eleganten Eindruck, oder vielmehr die Anordnung war so gefällig und bequem, daß sie jenes eigentümliche Behagen hervorbrachte, welches durch die höchste Eleganz bewirkt werden soll und bei den größten Mitteln doch sooft verfehlt wird.

Auf dem Fortepiano lagen einige Bücher, die ich unwillkürlich in die Hand nahm. Ein Band von Saint-Martin und die Gedichte Uhlands, ein französischer Roman und Fichtes Staatslehre ruhten friedlich beisammen ...“

Der Berichterstatter aus dem Rahelschen Salon erzählt dann noch ausführlich, wie sich das lebhafte Gespräch bald der Politik, bald der Musik und dem Theater und seinen Personen zuwandte. Alexander von Humboldt kam hinzu, und der neue Berliner Pietismus und die Frömmelei, die sich in den aristokratischen Kreisen ausbreiteten, wurden gründlich untersucht. Zuletzt kam Bettina von Arnim. Auch sie gehörte zum Rahelschen Kreis. Aber selbst dieser Kreis verstand die bedeutende Bettina nicht immer. Varnhagen

nannte sie sogar: „Bettina, die reizende, tiefsinnige, geistspielende Bettina ist frech und schamlos im Lügen." Er wie so viele andere wußten nicht, daß sie mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit lebte, daß ihr das Leben oft genug zur Dichtung wurde wie so vielen Romantikern. Goethe hatte sie wohl eher begriffen; er führte ihre Launenhaftigkeit auf ihre Abstammung von einem italienischen Vater und einer deutschen Mutter zurück. Ihr fortwährendes Schwanken brachte ihr viel Ungelegenheiten — die aber mehr ihren Grund in der Verständnislosigkeit der nüchternen und moralisierenden Freunde Bettinas gehabt haben dürften als im Wesen der Schwester Clemens Brentanos.

Schmidt-Weißenfels schildert sie in seinem Buch „Die Stadt der Intelligenz" als ein altes verschrumpftes Mütterchen in fast liederlichem Aufzug, dem aber noch der romantische Geist aus den Augen glühte und aus dem Munde sprudelte. So wirkte sie, die in der Wirklichkeit wie eine Fremde lebte und doch mehr Wirklichkeitssinn als viele andere besaß — sie sah schärfer als die Berufenen das Elend gewisser Volksschichten. Bürgerlichem Formalismus mußte sie ein Rätselwesen sein. Schon ihre von feiner poetischer Scham durchwehte Hochzeit erschien den Bürgern absonderlich. Durch ihren, nach heiliger Glorie strebenden Bruder Clemens Brentano lernte sie dessen Freund Achim von Arnim in Berlin kennen. Sie wurde von ihm in die Salons geführt und lachte, als man die Nase rümpfte, weil sie ungeniert ihr Bein über den Stuhl legte. Von allen Streichen, die ihrer Ehe vorausgingen, waren die Vorbereitungen zur Hochzeit wohl die seltsamsten; denn das Brautpaar der Romantik hatte nichts weniger zu besorgen vergessen als das Aufgebot, das Bett und eine Wohnung. Arnim starb schon 1831 und hinterließ der Witwe zwei Töchter. Die eine, Gisela, heiratete Hermann Grimm — ähnlich so, wie ihre Mutter sich verheiratet hatte. Jeder kam allein in die Kirche, wo sie getraut wurden. Jeder fuhr dann allein nach seiner eigenen Wohnung.

War Bettina krank, so machte sie sich Schattenspiele von Pappdeckeln, bei denen die Katze und der Ritter die Hauptrollen spielten. Kam der erste Lenz ins Land, so ging sie Veilchen suchen und botanisieren, fuhr mit zwei Pferden, spazierte in die Gemüsefelder und half dem Gärtner alles nach der Schnur pflanzen. Plagte sie Langeweile, so stand ihr das Kammermädchen Modell zu den drolligsten, phantastischen Figuren, die sie so kratzfüßig hinzeichnete wie E. T. A. Hoffmann seine Teufel und Kater, um sie dann, die nackten Hexen, den Herren Studiosen zu zeigen, die sie oft besuchten. Unglückliche Armut und Bedrängnis klopften nie vergebens an ihre Tür, noch weniger an ihr Herz; auch hier suchte sie gern Romantik zu pirschen und aus den Höhlen des Elends jammervolle Gestalten zu ziehen, gleichviel ob Juden, Türken oder Christen, denen sie dann weit über ihre Kräfte half. Ihr großes uneigennütziges Herz bewährte sie ihr ganzes Leben lang. In ihren Briefen sprach sich eine heldische Frauenseele aus, die so hoch über allem Gewöhnlichen stand, deren Herz so stark schlug, daß wir wünschen müssen, sie möge mehr geliebt und gelesen werden als bisher — sie möge unsern Töchtern und Frauen ein Vorbild werden.

Sie mag sich in dem aufgeregten Berlin des Vormärz besonders wohlgefühlt haben. Hier gab es was zu erkämpfen. Sie selbst, die auch unter kleinlichen Zensurstückchen der preußischen Beamtenhierarchie zu leiden hatte, tat einiges für Erleichterung der Zensur. Sie stand mit allen belebten Kreisen der preußischen Residenz in Verbindung. Bruno Bauer, der geistige Meister der „Freien", zu denen auch Max Stirner, der Verfasser von „Der Einzige und sein Eigentum" gehörte, spielten in Bettinas Umgangskreis eine hervorragende Rolle. Aber auch Rahel und Varnhagen und deren weitgreifender Kreis erhielten einen Teil ihrer Bedeutung durch Bettina.

Sie kämpfte gegen die anmaßenden und brutalen Übergriffe der Polizei und für die armen Weber in Schlesien. Das trug ihr vom Minister von Arnim die Anschuldigung ein, „sie sei die Ursache des Aufstandes, sie habe die Leute gehetzt, ihnen Hoffnungen erweckt durch ihre Reden und Briefe und schon durch ihr Königsbuch". Solche Anklagen und Humboldts Rat veranlaßten sie, ein Armenbuch fallen

zu lassen, das sie plante. Aber ihre Vielgeschäftigkeit und Hilfsbereitschaft hatte sie zu einem Hort für Verfolgte gemacht. Sie galt als Vermittlerin beim König. Die Hilfeflehenden wandten sich an sie. Sie trat für polnische Aufrührer ebenso eifrig ein wie für Deutsche, die wegen ihrer politischen Überzeugung füsiliert werden sollten. Sie ließ sich von dem drohenden Schicksal mancher Gefangenen und Verurteilten so rühren und ergreifen, daß sie bittere und herbe Worte an den König schrieb und mit mehr Geist und Überzeugung operierte, als der von der Revolution indignierte und ein wenig pharisäisch nach Gründen suchende König aufzubringen vermochte. In ihrem feurigen Zorn fand sie glühende Worte.

In einem wegen des mit dem Tode durch ein Kriegsgericht bedrohten Gottfried Kinkel geschriebenen, kühnen und sinnigen Brief verkündete sie das göttliche Recht der Gnade. Und als der König mit einem kalten, abweisenden und ironischen Brief antwortete, gab sie nicht nach und hielt ihm in einem schönen und starken Brief vor, wie ungerecht es sei, einen Menschen zu einem Bekenntnis seiner Unehrenhaftigkeit zu zwingen. Sie erinnerte ihn mutig an die Erschießung Robert Blums und an alle übrigen Todesurteile und sparte nicht mit herben Worten gegen gütelose Menschen.

Sie versuchte durch Strenge und gemütvollen Ernst den König milde zu stimmen. Er aber ließ sich von ihren erhabenen Briefen nicht umstimmen und verschärfte das Urteil des Kriegsgerichts noch, machte aus der lebenslänglichen Festungsstrafe eine lebenslängliche Zuchthausstrafe.

Daß der König Kinkels Schicksal verschärft hatte, erregte in ganz Deutschland die stärkste Teilnahme, bis in die Reihen seiner politischen Gegner hinein. Groß war daher die Freude, als im November 1850 bekannt wurde, er sei aus Spandau entkommen und befinde sich in England in Sicherheit.

Karl Schurz, ein einundzwanzigjähriger Student, der später als Politiker und Minister in Nordamerika gegen die Korruption kämpfte, hatte das kühne Wagnis ausgeführt, seinen verehrten Professor, dem er auch als Freund und

politischer Gesinnungsgenosse nahestand, zu befreien. Die Schilderung dieser Befreiung, enthalten in den Lebenserinnerungen von Karl Schurz, liest sich ganz außergewöhnlich spannend. Sie ist ein wertvolles Kulturbild aus jener Zeit, weil sie zeigt, wie die verschiedensten Schichten des Volkes damals in vollster Einigkeit zusammen lebten und handelten. Die ganze Erzählung ist zu lang, hier kann nur ein kleiner Ausschnitt die Stimmung jener Zeit zeigen:

„... Nun hatte der dunkle Körper beinahe den Boden erreicht. Mit wenigen Sprüngen war ich zur Stelle. Jetzt faßte ich ihn an; es war mein Freund, und da stand er lebendig auf seinen Füßen. ‚Das ist eine kühne Tat!' war das erste Wort, das er mir sagte.

‚Gott sei dank!' antwortete ich. ‚Nun schnell das Seil ab und dann fort!'

Ich bemühte mich umsonst, den Knoten des Seils, das um seinen Leib geschlungen war, zu lösen.

‚Ich kann dir nicht helfen,' flüsterte Kinkel, ‚das Seil hat mir beide Hände furchtbar zerschunden.'

Ich zog mein Jagdmesser, und mit großer Anstrengung schnitt ich das Seil durch. Das lange Ende wurde, sobald es frei war, schleunigst nach oben gezogen. Während Kinkel meinen Mantel umwarf und ich ihm die Gummischuhe anzog, blickte er besorgt um sich. Hensels Kalesche hatte sich umgedreht und kam langsam zurück.

‚Was ist das für ein Wagen?' fragte Kinkel.

‚Unser Wagen.'

Dunkle Gestalten zeigten sich an den Straßenecken und näherten sich uns.

‚Um Himmelswillen, was für Leute sind das?'

‚Unsere Freunde.'

In einiger Entfernung hörten wir Männerstimmen singen: ‚Wir sitzen so fröhlich beisammen.'

‚Was ist denn das?' fragte Kinkel, während wir durch eine Seitengasse Krügers Hotel zueilten.

‚Deine Kerkermeister bei einer Bowle Punsch!'

‚Famos', sagte Kinkel.

Bei Krüger traten wir durch eine Hintertür ein und befanden uns bald in dem Zimmer, in welchem Kinkel die für ihn bestimmten Kleider anlegen sollte. Es waren ein schwarzer Tuchanzug, ein großer Bärenpelz und eine Kappe, wie sie von preußischen Forstbeamten getragen wird. Von einem nahen Zimmer her erscholl noch die Stimmen der Zechenden. Krüger, der einige Minuten zugesehen hatte, wie Kinkel die Zuchthausuniform gegen seine neue Bekleidung austauschte, entfernte sich plötzlich mit einem ihm eigenen Lächeln. Bald trat er wieder ein, einige gefüllte Gläser tragend. ‚Herr Professor,' sagte er, ‚daneben sind einige Ihrer Gefängnisbeamten bei einer Bowle Punsch. Ich habe sie eben gefragt, ob sie mir nicht ein Glas erlauben wollten für ein paar Berliner Freunde, die gerade angekommen wären. Sie hatten nichts dagegen. Nun, Herr Professor, trinken wir Ihr erstes Wohl aus der Bowle Ihrer Kerkermeister!'

Es war uns schwer, nicht vor Vergnügen über den Humor der Situation laut aufzulachen.

Kinkels Umkleidung war schnell vollendet und seine vom Seil zerrissenen blutigen Hände mit Taschentüchern verbunden. Er dankte den aufopfernden Freunden mit wenigen Worten, die sie schluchzen machten. Dann sprangen wir in Hensels Wagen. Die Zuchthausbeamten saßen und jubelten noch immer bei ihrer Bowle."

An der Befreiung des Professors Kinkel hatten kleine Gastwirte, Fuhrleute und Arbeiter sowohl wie Gewerbetreibende mit vollster Hingabe mitgewirkt. Diese Befreiung wirkte wie ein Symbol. Sie bedeutete zugleich die Widerlegung der Freytagschen Ansicht, als sei alles Heil der jüngsten Vergangenheit vom Zusammenwirken der Fürsten und des Volkes oder gar durch die Führung der Fürsten gekommen. Vielmehr mußten alle wesentlichen Schritte vom Volk erkämpft werden. Wohl wendeten sich manche Schichten des Bürgertums von der Volksgemeinschaft ab und sahen ihr Glück in launigen und gemütvollen Genremalereien, nachdem die romantische Kunst und die großen Schil-

dereien der Klassiker abseits vom Leben geführt hatten. Auch ging ihr Interesse am Volk nicht weiter als bis zu den herzigen unwahren Dorfgeschichten.

Mit derart gerichteten Volksschichten war jedoch das stark an Zahl und Bedeutung zunehmende Bürgertum nicht erschöpft. Aus den vormärzlichen Zeiten waren noch genug Menschen und Stimmungen erhalten, die nachwirkten, als die Reaktion wieder jede Selbständigkeit ausschalten wollte. Allerdings wurde das Proletariat als ein unvollkommenes oder rohes Pack betrachtet, über das man seinen Scherz machen konnte. Eigentlich existierte für die Kulturwelt noch kein Proletariat. Es gab nur Holzweiber, Torfweiber, Unratweiber, die sich zankten, prügelten und Zoten rissen. Weiter hatte man an ihnen noch nichts beobachtet.

Und doch waren die Städte schon mit einem hunderttausendköpfigen Proletariat gefüllt. Das Kleinbürgertum lebte zum überwiegenden Teil in proletarischen Zuständen. Und an Menschen, die nicht einmal eine kärgliche, selbständige kleinbürgerliche Existenz hatten, fehlte es auch nicht. Die tapfere Bettina von Arnim hat in ihrem Werk „Dies Buch gehört dem König" genug und deutlich von dem großstädtischen Elend gesprochen. Und auch andere Schriftsteller veröffentlichten genaue Untersuchungen und Darstellungen des Proletariats. Am gründlichsten war Ernst Dronke in seinem Werk über Berlin, 1846, aus dem wir erfahren, daß es damals schon Stepperinnen, Spulerinnen, Zigarrenmacherinnen und wohl an fünfzig verschiedene Gewerbe für die Mädchen aus dem Volke gab. Viele verdienten täglich drei bis fünf Silbergroschen und hatten meist vier Monate stille Zeit im Jahre. Und manche, wie die Stickerinnen, hatten unter der lohndrückenden Konkurrenz der Frauen und Töchter der mittleren Bourgeoisie zu leiden, die sich nur ihr Taschengeld verdienen wollten. So kam denn damals unter den jungen Arbeiterinnen das Grisettenwesen auf. Das alleinstehende Mädchen, das irgendwo ein Dachkämmerchen bewohnte, als Schneidermamsell sich ernährte, sich alles selbst kochte und einrichtete, hatte auch meist in ihrem dürftig, aber sauber eingerichteten Stübchen einen Stiefelzieher —

nicht für sich, sondern für den jungen Mann, der sie ab und zu Sonntags ausführte oder ihr auch mal ein Halstuch schenkte. Diese sozial gar nicht so tief stehende Klasse war nicht das einzige Proletariat. Trauriger ging es in den Familienhäusern zu, von denen ein Buch der vierziger Jahre berichtet: „Am leichtesten übersieht man einen Teil der Armengesellschaft in den sogenannten Familienhäusern. Sie sind in viele kleine Stuben abgeteilt, von welchen jede eine Familie zum Erwerb, zum Schlafen und als Küche dient. In 400 Gemächern wohnen 2500 Menschen... Der Vater webet zu Bett, zu Hemden und Hosen und Jacken das Zeug und wirkt Strümpfe, doch hat er selber kein Hemd. Barfuß sitzt er und in Lumpen gehüllt. Die Kinder gehen nackt, sie wärmen sich eines am andern auf dem Lager von Stroh und zittern vor Frost... Kreuzweis wird durch die Stube ein Seil gespannt, in jeder Ecke haust eine Familie; wo die Seile sich kreuzen, steht ein Bett für den noch Ärmeren, den sie gemeinschaftlich pflegen."

Ernst Dronke behauptet 1846: „Berlin zählt unter anderen 10 000 prostituierte Frauenzimmer, 12 000 Verbrecher, 12 000 latitierende Personen, 18 000 Dienstmädchen, 20 000 Weber (die bei ihrer Arbeit sämtlich ihr Auskommen nicht finden), 6000 Almosenempfänger, 6000 Kranke, 3—4000 Bettler, 2000 Bewohner der Zuchthäuser und Strafanstalten, 1000 Bewohner des Arbeitshauses, 700 Bewohner der Stadtvogtei, 2000 uneheliche Kinder, 2000 Pflegekinder, 1500 Waisenkinder; das ist nahezu der vierte Teil der Einwohner der ganzen Hauptstadt."

In einer solchen Bevölkerung, die unter den denkbar schlechtesten Bedingungen lebte und sich fast nur von Kartoffeln und Kaffeewasser nährte, mußten Gärungsstoffe entstehen. Als im Winter 1847 die Bauern und Höker die Kartoffelpreise hochschlugen, da riß den Arbeiterfrauen die Geduld. Auf dem Markt am Rosentaler Tor war es eine Frau, die das Signal zum Aufstand gab.

Mit einem scharfen Messer schnitt sie einen der zum Verkauf ausgestellten Kartoffelsäcke auf, die Kartoffeln rollten

auf den Boden, und sofort warf sich jubelnd und schreiend die Menge über die Knollen. Jeder suchte zusammenzuraffen was er finden konnte, niemand dachte mehr ans Bezahlen. Die Verkäufer schimpften und tobten, sie versuchten, ihr Eigentum zu retten, aber sie wurden zurückgestoßen und mißhandelt.

Wer dachte jetzt noch an das Kaufen! Die Kartoffelsäcke und Brotschragen wurden geplündert, und die ohnmächtige Marktpolizei mußte tatenlos zuschauen, denn die wenigen Polizisten vermochten nichts gegen die wütende Menge auszurichten. Männer, Frauen und Kinder beteiligten sich mit gleicher Energie bei dem Raubwerk, ja die Frauen waren am kühnsten und rücksichtslosesten. Auf dem Molkenmarkt hatten sich zu gleicher Zeit ähnliche Exzesse zugetragen. War es infolge einer Verabredung geschehen? Schwerlich! Die gleiche Ursache hatte an verschiedenen Orten dieselbe Folge gehabt.

Mit der Plünderung auf den Märkten war der Skandal nicht beendet. Er begann vielmehr erst. Die Arbeiter rotteten sich zusammen. Eine wilde Schar, welche zum großen Teil aus Weibern bestand, zog durch die Straßen, um die Bäcker- und Fleischerläden zu plündern.

So hatten sie denn gründlich demonstriert gegen die Zustände, die ihnen trotz schwerer und unermüdlicher Arbeit nicht einmal ein Sattessen gebracht hatten. Diese Vorkommnisse schürten die Stimmung, die eine Umwälzung, eine beschleunigte Entwicklung des Staates und der wirtschaftlichen Möglichkeit forderte. Das Volk brauchte Brot. Die alten Zustände versagten es ihm. Und da, wo die Mutter mit den Kindern hungert, ist sie die erste, die beweist, daß es anders werden muß.

So halfen denn auch viele einfache Frauen in den Märztagen. Es ging eben um die Lebensmöglichkeit. Auch manche Kleinbürgerinnen stellten sich tapfer an die Seite des Mannes. Wenn sie auch nicht auf die Barrikaden gingen —, sie gaben ihm daheim recht. Obgleich viele Frauen um den Mann bangten, wenn er als Bürgerwehrmann mit dem

Schießprügel abzog, so wußten doch auch viele in der beginnenden Reaktion der spionierenden Polizei ein Schnippchen zu schlagen und sie kaltblütig um die konfiskationsfähigen Sachen herumzuführen. Manche, die das ganze Getriebe nicht empfunden hatten, waren allerdings froh, daß der Unruhe gewaltsam ein Ende gemacht wurde. Sie lieferten selbst die Waffen ab oder denunzierten, in der Haustür stehend, einzelne Bewohner.

Die Volkserhebung, die notwendig war, um dem Volk die Mitwirkung an dem Schaffen seiner Lebensmöglichkeiten und seiner Entwicklung zu sichern, war in der Gemeinschaft der diese Mitarbeit für unbedingt unentbehrlich ansehenden gebildeten und begeisterten Schichten des Bürgertums und den nach Luft und Licht verlangenden unteren Schichten des Volkes geboren und durchgeführt worden. Das Biedermeierliche, das wohl in den stillen Philisterhäusern und menschenleeren Marktplätzen der Kleinstädte sich selbst bespiegelte, war aus dem geistigen Leben des Volkes längst verschwunden gewesen. Deutsche Flüchtlinge hatten in London schon vor dem Revolutionsjahr das „Kommunistische Manifest" entworfen und in Deutschland verbreitet. Wohl hatte der gesunde Sinn des Bürgertums und der Arbeiterschaft diesen über das lebensmögliche Ziel hinaus stürmenden Aufruf gegen den einseitigen Herrschaftsdruck nicht angenommen. Aber die Arbeiterschaft fühlte sich in den bürgerlichen Kreisen als Anhängsel, fühlte sich zurückgesetzt. Die bürgerlichen Führer vergaßen zwar nicht die Arbeiter, aber die Arbeiter fühlten sich nicht als Gleichberechtigte behandelt. So fingen sie an ihre eigenen Wege zu gehen. Die Stimmung jener Zeit und das Werden der Arbeiterbewegung gibt August Bebel in seiner Darstellung „Aus meinem Leben" recht anschaulich.

Bebel erzählt, wie in den fünfziger Jahren von bürgerlichen Volksfreunden Bildungsvereine gegründet wurden, in denen von zahlreichen bekannten Gelehrten wissenschaftliche Vorträge gehalten sowie Unterricht in Englisch, Französisch, Stenographie, Buchführung und deutscher Sprache erteilt wurde. Von den Mitgliedern wurden auch politische

Kämpfe ausgefochten. Doch blieb Bebel auf der Seite jener, die sich für den Unterricht entschieden, als eine Gruppe den Verein ganz politisieren wollte. Bebel selbst lernte im Verein Buchführung und Stenographie. Aus seinen ausführlichen Schilderungen sei hier ein kleines Stimmungsbild mitgeteilt:

„Die Opposition schied nunmehr aus und gründete den Verein Vorwärts, der im Hotel de Saxe sein Hauptquartier aufschlug. Der Wirt in diesem Lokal war der in den Reaktionsjahren gemaßregelte ehemalige Pfarrer Würkert. Dieser hatte eine eigene Methode, Aufklärung zu verbreiten und dabei auch sein Geschäft zu machen. Er veranstaltete allwöchentlich Vorträge, die er selbst hielt, über alle möglichen Themen, wie die Geburts- und Todestage berühmter Männer, politische Tagesereignisse usw. An solchen Abenden war sein Lokal gedrängt voll. Da machte es denn einen eigenartigen Eindruck, wenn Würkert, der soeben noch unter den Gästen sich bewegte und diesem und jenem ein Glas Bier verabreicht hatte, auf einem Treppenpodest Platz nahm, der vom oberen in das untere Lokal führte, und von dort allen sichtbar seinen Vortrag hielt. Nicht im Gegensatz, sondern vielmehr in Ergänzung der Zusammenkünfte im Hotel de Saxe stand die Restauration zur „Guten Quelle" auf dem Brühl, ein damals eben gebautes Kellerlokal, dessen Wirt der Achtundvierziger Grun war. In der einen Ecke jenes Lokals stand ein großer runder Tisch, der der Verbrechertisch hieß. Das besagte, daß hier nur die ehrwürdigen Häupter der Demokratie Platz nehmen durften, die zu Zuchthaus oder Gefängnis verurteilt worden waren oder die man gemaßregelt hatte. Öfter traf beides zu. Da saßen Professor Roßmäßler, Dolge, der wegen seiner Beteiligung am Maiaufstand zum Tode verurteilt worden war, nachher zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt wurde und dann acht Jahre in Waldheim gesessen hatte. Zu den „Verbrechern" gehörten weiter Dr. Albrecht, der in unserem Verein Stenographie lehrte, Dr. Burckhardt, Dr. Peters, Friedrich Oelkers, Dr. Fritz Hofmann, Gartenlauben-Hofmann genannt, usw. Wir Jungen rechneten es uns zur

besonderen Ehre an, wenn wir an diesem Tisch in Gesellschaft der Alten ein Glas Bier trinken durften.

Die Leiter des Vereins Vorwärts begnügten sich aber nicht mit ihren Vereinsversammlungen, sie trugen die Agitation in die Arbeiter- und Volksversammlungen, die sie von Zeit zu Zeit einberiefen, in welchen Arbeiterfragen und Tagesfragen erörtert wurden."

Aus diesen Vereinen entwickelte sich dann die Arbeiterpartei. Das deutsche Volk war wieder in verschiedene Schichten gespalten. Das Bürgertum, durch die gewaltige Zunahme der Bevölkerung, durch die endlich erreichte Einigung und Industrialisierung reich geworden, vergaß den Zusammenhang mit den unteren Schichten genügend zu wahren. Und die Arbeiterschaft vergaß, daß das Bürgertum und besonders seine gebildeten Schichten seine Vorkämpfer und seine Mitarbeiter gewesen waren und noch sind. Gerade die erfreuliche und organisatorische Tätigkeit des Bürgertums schaffte ja der Arbeiterschaft erst die Lebensmöglichkeiten.

Die deutschen Erfinder waren immer dabei gewesen, wenn es galt, die technische Entwicklung zu fördern und der Menschheit neuen Daseinsboden zu schaffen. Von Guericke an, der mit der Erfindung des luftleeren Raumes eine der Grundlagen für die Dampfmaschine schuf, über Marggraf-Achard hinweg, die schon Ende des 18. Jahrhunderts den Rübenzucker erfanden und damit das Fundament zu einer modernen intensiveren Ackerkultur legten, über Königs Schnellpressenerfindung, die allerdings zuerst den Engländern zugute kam, dann aber auch dem deutschen Buch und seiner Verbreitung in allen Volksschichten, bis zu Weber und Gauß, die 1833 den ersten elektrischen Telegraphen herstellten — sie alle, und dann vor allem die großen Chemiker, die bahnbrechend wurden für alle Welt, sie schufen den Boden, auf dem die neu hinzuwachsenden Volksmassen Arbeit und Brot finden konnten. In richtiger Erkenntnis dessen hatten ja viele der bedeutendsten Köpfe sich immer für die Volksinteressen eingesetzt, wie auch Weber. Er gehörte zu den sieben Göttinger Professoren, die vom rückständigen

König von Hannover ihres Amtes entsetzt wurden. Unter den Göttinger Sieben war auch der bekannte Märchen-Grimm. Das ganze deutsche Volk war damals entrüstet über die Willkürherrschaft des hannoverschen Fürsten. Trotz der biedermeierlichen Philisterhaftigkeit empfand das geistig arbeitende und auch das handarbeitende Volk die Gemeinsamkeit, die in der Arbeit lag. Damals schon begann eine andere Zeit. Die deutschen Gelehrten träumten nicht mehr. Sie gingen an die Arbeit. Mit welcher Hingabe, läßt Gauß in einem Brief ahnen, den er im November 1833 an den Astronomen Alberg schrieb:

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon früher von einer großartigen Vorrichtung, die wir hier gemacht haben, schrieb. Es ist eine galvanische Kette zwischen der Sternwarte und dem Physikalischen Kabinett, durch Drähte in der Luft über die Häuser weg, oben zum Johannesturm hinaus — und wieder herabgezogen. Die ganze Drahtlänge wird etwa 8000 Fuß sein. An beiden Enden ist sie mit einem Multiplikator verbunden, bei mir von 170 Gewinden, bei Weber im Physikalischen Kabinett von 50 Gewinden, beide um einpfündige Magnetnadeln geführt, die nach meinen Einrichtungen aufgehängt sind. — Ich habe eine einfache Verrichtung ausgedacht, die ich einen Kommutator nenne, wodurch ich augenblicklich die Richtung des Stromes umkehren kann.

Wenn ich so taktmäßig an meiner galvanischen Säule operiere, so wird in sehr kurzer Zeit (z. B. in 1 oder 1½ Minuten) die Bewegung der Nadel im Physikalischen Kabinett so groß, daß sie an eine Glocke anschlägt, hörbar in einem anderen Zimmer... Wir haben diese Vorrichtung bereits zu telegraphischen Versuchen gebraucht, die sehr gut mit ganzen Worten oder kleinen Phrasen gelungen sind. — Diese Art zu telegraphieren hat das Angenehme, daß sie vom Wetter und Tageszeiten ganz unabhängig ist; jeder, der das Zeichen gibt, und der dasselbe empfängt, bleibt in seinem Zimmer, wenn er will, bei verschlossenen Fensterläden. Ich bin überzeugt, daß bei Anwendung von hinläng-

lich starken Drähten auf diese Weise auf einen Schlag von Göttingen nach Hannover oder von Hannover nach Bremen telegraphiert werden könnte."

Gauß erkannte also richtig, was sich aus den bescheidenen Anfängen seiner Anlage machen ließ; doch hinderte ihn der Mangel an nötigen Mitteln am weiteren Ausbau der Erfindung. Weber hingegen plante im März 1836 bereits eine Telegraphenanlage zur Sicherung des Eisenbahnverkehrs auf der Strecke Leipzig—Dresden. Ja, er betonte hier sogar schon die Möglichkeit der telegraphischen Verbindung weit entfernter und durch Meere getrennter Länder. Leider ließ man in Sachsen den Plan des elektrischen Eisenbahntelegraphen wegen der „hohen" Kosten von 1500 Mark fallen.

Zweifellos hat die deutsche Sprache und die deutsche Literatur das deutsche Volk kulturell geeint. Aber ebenso die gemeinsame Arbeit, zu der auch der große, durch keine Kleinstaaterei mehr gehemmte Handel und Verkehr gehören. Und die Fortschritte der Kultur sind in ständigem Ringen der verschiedenen Schichten miteinander erkämpft worden. Bürgertum und Arbeiterschaft haben zusammen in unermüdlicher Arbeit und in ständigem Streben nach höherer Kultur die Grundlagen für das neue Deutschland gelegt. Sie müssen beide darauf achten, daß nicht verschiedene Bildung sie trenne und daß jene Millionen, die durch ihre Sprache und ihre Bildung zum deutschen Volk gehören, aber nicht in politischer Gemeinschaft mit ihm leben können, der deutschen Kultur erhalten bleiben. Nur ein einiges Deutschland, verbunden durch gemeinsame Kultur und gemeinsame Arbeit, kann bestehen und gedeihen.

Der Deutsche darf nicht mehr träumen. Er muß mit wachen Augen ans Werk gehen — so wie das unsere Großväter taten, als sie nicht mehr tiefsinnig grübelten, sondern den Rückenzucker und den Telegraphen erfanden, und als unsere Großmütter erkannten, daß nicht mehr ein einzelner die richtige Form für die Zusammenarbeit finden könne, sondern daß viele dazu gehörten, um die Mitarbeit des ganzen Volkes zu sichern, seine Verantwortung und seine Kräfte zu

wecken und zu stählen — daß eben die Kultur eines Volkes von allen Schichten geschaffen und getragen wird und daß alle Schichten eines Volkes ebenso an der Entwicklung der Kultur mitwirken wie alle Völker des europäischen Kulturkreises. Auch das deutsche ist wie die andern Völker in ständigem Wettstreit, in immerwährendem Aufeinanderwirken an der Schaffung der Gesamtkultur tätig.

Der Deutsche, der die Kulturgeschichte seines Volkes kennt, wird sich nicht für erhabener dünken als Angehörige anderer Kulturvölker, aber er wird sich auch nicht unterlegen fühlen, sondern mit gleichberechtigter Sicherheit in ihren Kreis treten.



Inhalt des dritten Bandes

Aus dem Jahrhundert des großen Krieges (1600–1700)

(Fortsetzung)

Der Dreißigjährige Krieg. Die Städte. Physiognomie der Städte im Jahre 1618. – Einwirkung des Krieges. Luxus, Kontribution, Belagerungen. – Religiöse Verfolgung. – Die Frauen von Löwenberg 7

Der Dreißigjährige Krieg. Der Friede. Festmahl der Gesandten zu Nürnberg. – Festfeier in einem thüringischen Dorfe. – Zustand des Landes nach dem Kriege. – Seine Verwüstungen. Versuch einer Schätzung. – Die politische Lage Deutschlands nach dem Kriege. – Die Folgen für die österreichischen Provinzen . . 34

Die Staatsraison und der einzelne. Auflösung des Deutschen Reiches. – Die Parteien der Fürsten. – Der despotische Beamtenstaat. – Die Staatsmänner nach dem deutschen Kriege. – Landstände. – Neue Steuern. – Niedrige und unsichere Stellung der Untertanen. Einfluß derselben auf Charakter. Ansicht des Volkes vom Staate. Kühle Teilnahme. – Die Staatsraison. Charakteristik derselben nach der Flugschrift von 1678: Idolum Principum. – Stimmung bis 1740 57

Brautstand und Ehe am Hofe. (1661.) Die Mode und Galanterie als fremde Mittel, Zucht zu erhalten. – Brautwerbung einer Standesperson in Wien. Die fürstlichen Familien. – Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz. Brief der Kurfürstin Charlotte von der Pfalz an den Kaiser. – Urteil über sie und ihren Gemahl . . 79

Aus dem Leben des niedern Adels. Überreste der alten Raublust um 1600. – Duelle. – Reiselust. – Zunahme der höfischen Bedeutung. – Schilderung eines wohlhabenden Edelmanns von 1650–1700. – Der Briefadel. Der Stadtadel. Neugeadelte Kaufleute von 1650–1700. Beschreibung ihres Lebens. – Die Masse des Landadels. Die Krippenreiter von 1650–1700. Schilderung derselben nach dem „Edelmann" von Paul Winckler. – Bessere Zustände seit 1700. Das Ritterrecht. Größere Sorge um die Wirtschaft. Vorrechte des Adels. Hoffähigkeit und Hofämter. Beamten- und Offiziersadel. – Eindringen neuer Bildung. – Gellert. – Fall der Privilegien. – Vereinigung des Adels mit dem Bürgertum 104

Aus deutschen Bürgerhäusern. (1675–1681–1683.) Abschluß der Stände. – Servilität und fremde Mode. – Geselliger Verkehr. – Ordnung und Zucht bei Brautwerbung. – Erzählung des Friedrich Lucä. Veränderung im Ausdruck herzlicher Empfindung. – Leben im Hause. – Aufblühen Hamburgs. – Brief des Bürgermeisters Schulte an seinen Sohn in Lissabon. – Das Pflichtgefühl des Mannes. – Berend Jakob Carpfanger. – Traurige Zeitung aus Cadix 153

Jesuiten und Juden. (Um 1694.) Verfall der Kirchen. – Protestanten und Katholiken. – Auch die Jesuiten sind schwächer geworden. – Lage der Juden seit dem Mittelalter. Ihre gewinnbringenden Geschäfte. – Die Juden in Prag. – Geschichte des Simon Abeles. – Sieg der Humanität über die religiöse Intoleranz 188

Der deutsche Bauer seit dem Dreißigjährigen Kriege. Zustände des Bauern seit dem großen Kriege. – Dienste und Lasten. – Verschiedenheit nach Landschaften. – Verschlimmerung seines Wesens durch den Druck. – Härte des Urteils der Gebildeten. Probe davon aus dem Büchlein: Des Baurenstands Lasterprob von Veroander. – Erste Zeichen der Besserung. – Die Aufklärer. – Schilderung des deutschen Bauern durch Christian Garve. – Aufregung der Bauern um 1790. Befreiung. – Die Gegenwart und was noch zu wünschen bleibt 221

Gauner und Abenteurer. Einfluß der Reformation. Polizei. – Räuber und Mordbrenner. Fremde Gaukler. – Schilderung der Vagierenden nach Garzoni. – Komödianten und Einfluß der Abenteurer auf die Literatur. – Vornehme Gauner. Goldmacher 254

Aus neuer Zeit (1700–1848)

Einleitung. Das Volk und der einzelne. – Eigentümliches in der Fortbildung des deutschen Volkes seit dem Dreißigjährigen Kriege 275

Die Stillen im Lande. Richtungen im Protestantismus bis 1618. – Folgen des Krieges. – Gleiches Herzensbedürfnis bei allen Konfessionen. – Älterer Pietismus, Spener. – Wundersucht. – Haß gegen weltliche Ergötzlichkeit. – Hochmut. – Die Frauen. – Selbstbeobachtung. – Gesellschaftlicher Verkehr. – Gute Einwirkung auf die Sittlichkeit. – Die Erweckung. – Bibeldeutung. – Petersen und Frau, Charakteristik. – Erzählung von Johanna Eleonora Petersen, darauf: Erzählung von Dr. Johann Wilhelm Petersen. – Schicksale der Gatten und ihre Offenbarungen. – Der spätere Pietismus und seine Verirrungen. – Opposition. – Qualen des Studenten Ernst Semler. – Fortschritt des Volkes durch den Pietismus 282

Der Wasunger Krieg. (1747.) Die politische Lage. — Isolierung der Fürsten. — Anton Ulrich, Herzog von Sachsen-Meiningen. — Ehe und Schicksale, Kampf um die Anerkennung seiner Ehe. — Händel der Damen am Hofe von Meiningen. — Veranlassung zum Kriege zwischen Meiningen und Gotha. Bericht aus dem Tagebuch des gothaischen Leutnants Rauch vom Jahre 1747. — Ausgang der Wasunger Händel 338

Es wird Licht. Wandlung des Menschengeistes durch den Bücherdruck. — Fixieren der Eindrücke. — Mathematische Disziplinen und Naturwissenschaften. — Das Recht. — Die Philosophie und ihre Stellung zur Theologie. — Die Führer. — Umwandlung der Literatur durch die Wolfianer. — Bewegung der Geister. — Schilderung einer deutchen Stadt um 1750. — Aussehen der Stadt; Häuser. Polizei. Handwerker. Die Honoratioren. Kaufleute und ihr Handel. Geistliche. Lehrer und Schule. Die Aufklärer. Gottsched. Lektüre. Stadtgelehrte. Buch- und Antiquarhandel. Honorare. Apotheke. Post. Reisen. Haushaltung und Hauseinrichtung. Kleidung. Zucht. — Freunde und Gönner. Weichheit. Tränen. — Selbstbeobachtung. Armut des Ausdrucks. Künstlichkeit des Benehmens. — Ehe als Geschäft. Frauen und Pflicht des Hauses. — Erzählung von Johann Salomo Semler. — Brief einer Braut an ihren Bräutigam im Jahre 1750. — Charakteristik Semlers 370

Aus der Garnison. Das Heer und die Verfassung des Staates. Die Landesmiliz und ihre Geschichte. — Das Kriegsvolk des Landesherrn. — Veränderte Organisation nach dem Kriege. Die Ergänzung. Die Anfänge der gezwungenen Aushebungen um 1700. Allmähliche Einführung der Kantonpflicht. Die Werbung und ihre Ungesetzlichkeiten. Gaunereien der Werber. Weiber und Kinder des Heeres. Verachtung des Soldatenstandes. Desertionen. Verhandeln der Armeen. — Das preußische Heer unter Friedrich Wilhelm I. Das Garderegiment zu Potsdam. Die preußischen Offiziere. — Ulrich Bräcker. — Erzählung eines preußischen Deserteurs 433

Aus dem Staat Friedrichs des Großen. Der Staat der Hohenzollern, seine Kleinheit, Charakter des Volkes, der Fürsten. — Kinderleben Friedrichs. Gegensatz zum Vater. Katastrophe. — Zucht durch Arbeit. Einwirkung auf seinen Charakter. — Seine Heirat. Verhältnis zu Frauen. — Aufenthalt in Rheinsberg. — Sein Wesen, da er König wird. Seltsamer Gegensatz zwischen poetischer Wärme und herber Schonungslosigkeit. — Innere Wandlungen durch die ersten schlesischen Kriege. Verlust der Jugendfreunde. Die literarische Zeit bis 1756. — Seine Poesie, Geschichtschreibung, literarische Vielseitigkeit. — Sieben Jahre eiserner Arbeit. Seine Kriegsführung, sein Heldenkampf. Bewunderung der Deutschen, des Auslandes. Seine Leiden. Auszüge aus Briefen Friedrichs (von 1757—1762). — Er ist größer als seine Worte.

Ausdauer. Grundsätze seiner Regierung. Verbesserung Schlesiens. Unterschied zwischen preußischem und österreichischem Regiment. Pflichtgefühl der preußischen Beamten. Preußisches Wesen. — Erwerbung Westpreußens. Geschichte des Landes. Kläglicher Zustand vor 1772. — Kulturen Friedrichs. Seine letzten Lebensjahre. — Seine Größe 476

Der erste Luftballon zu Nürnberg. (1787.) Einfluß Friedrichs auf deutsche Kunst, Philosophie, Geschichtschreibung. — Das Heraufkommen der philologischen und historischen Disziplinen seit 1750. — Blüte der Poesie. — Aussehen einer Stadt um 1790. Die Häuser. Arme. — Krankenpflege. Pocken. Vergnügungen. Kaffeegärten. Theater. Anreden. Reisen. Postwagen. Sinn für Natur. Dialekt. Neuigkeiten. Wichtigkeit des Klatsches. Die Erfindung des Luftballons und die Aufregung darüber. — Das Urteil Goethes. — Bericht über die Auffahrt des Franzosen Blanchard zu Nürnberg i. J. 1787 nach einer Flugschrift 532

Aus den Lehrjahren des deutschen Bürgers. (1790.) Langentbehrte Empfindung des Gedeihens im deutschen Bürgertum um 1790. — Verschiedene Grundlagen für Sittlichkeit und Tatkraft bei Adel, Bürgern und Bauern. Charakteristisches im Leben des Landadels. Die Frömmigkeit der Landleute. Das gebildete Bürgertum. Vorzüge der lateinischen Schule und der Universitätsbildung. Mißbehagen gegenüber dem Leben. — Die Empfindsamkeit und ihre Wandlungen von 1750—1790. — Aus dem Leben einer Familie von aufsteigender Lebenskraft. — Die Kinderjahre von Ernst Friedrich Haupt. 559

Aus der Zeit der Zerstörung. Lage Deutschlands. — Höfe und Städte des Reichs. — Das Volk im Reich. — Die Reichsarmee. — Die Emigranten. — Einwirkung der Revolution auf die Deutschen. — Gegensatz zu französischem Wesen. — Der preußische Staat. — Sein schnelles Wachstum. — Die königliche Würde. — Güte der Beamten. — von Held. — Bureaukratie. — Das Heer. — Die Generäle. — Der Sturz. — Erzählung aus den Jahren 1806 und 1807 von Christoph Wilhelm Heinrich Sethe. Sein Leben 593

Die Erhebung. Traurige Lage des Volkes im Jahre 1807. — Die ersten Zeichen der steigenden Kraft. — Haß gegen den Kaiser. — Rüstungen Preußens. — Charakter und Bedeutung der Erhebung von 1813. — Napoleons Flucht. — Zug der Franzosen nach Rußland 1812 und Rückkehr im Januar 1813. — Die Kosaken. — Das Volk steht auf. — Epische Stille, einfache Herzlichkeit. — Allgemeine Begeisterung. — Die freiwilligen Jäger. — Die patriotischen Gaben. — Die Landwehr und die Arbeit der Kleinen. — Der Landsturm. — Das erste Gefecht. — Eindrücke des Krieges auf den Bürger. — Die Krankenpflege und Hilfe der

Frauen. — Der Feind in der Stadt. — Das Vordringen der Freunde. — Die Gefangenen. — Kräftigung der Charaktere. — Verlauf des Krieges. — Siegesfeier. — Die Toten 632

Erkrankung und Heilung. Zeit der Reaktion. — Hoffnungslosigkeit der deutschen Frage. — Die Unzufriedenen. — Ermattung der Preußen. — Die Wissenschaft und ihre Schäden. — Schwäche der Gebildeten in Norddeutschland. — Aufblühen der praktischen Tätigkeit. — Die Süddeutschen. — Die Dorfgeschichten. — Lebensschicksale eines Süddeutschen. — Schilderung einer Dorfschule durch Karl Mathy. — Schluß. Die Hohenzollern und das Volk. — Das deutsche Bürgertum. — Schluß 678

Nachwort 726

DBG

Dieses Werk
ist eine Veröffentlichung der
Deutschen Buch-Gemeinschaft
Berlin SW 68
Alte Jakobstraße 156

Guten und doch billigen Büchern in vorbildlicher Formgebung und bester Ausstattung zu wohlfeilen Preisen den Weg in alle Schichten unseres Volkes zu schaffen, ist die Aufgabe der Deutschen Buch-Gemeinschaft. Sie erreicht dieses durch Herstellung und Vertrieb in eigenem Wirkungsbereich.

*

Jedermann wird durch Beitritt zur Deutschen Buch-Gemeinschaft die vorteilhafteste Gelegenheit gegeben, sich unter neuen Bezugsformen eine eigene und wertvolle Hausbibliothek anzuschaffen.

*

Bücherverzeichnis und ausführliche Werbeschrift wird auf Wunsch kostenlos zugesandt

DEUTSCHE BUCH-GEMEINSCHAFT

BERLIN SW 61 / TELTOWER STRASSE 29

Kunstgeschichte / Musik

Brahm, Otto, Karl Stauffer-Bern. Sein Leben, Briefe und Gedichte. Mit 4 Kunstdruckbildern. (94)

Brieger, Lothar, Die romantische Malerei. Mit 48 Abbildungen und 40 Kunstdruckblättern. (110)

Leben des Benvenuto Cellini. Von ihm selbst geschrieben. Übersetzt von J. W. v. Goethe. Mit 9 Vollbildern. (40)

Deri, Max, Das Bildwerk. Eine Anleitung zum Erleben von Werken der Baukunst, Bildhauerei und Malerei. Mit 86 Abbildungen. (20)

Döhring, Karl, Prof. Dr., Indische Kunst. Eine Einführung und Übersicht. Teil I: Vorderindien und Ceylon. Teil II: Hinterindien und Java. Mit 296 Tafelbildern. Dieser Band muß infolge seines Umfanges als Doppelband berechnet werden. (98)

Feuerbach, Anselm, Ein Vermächtnis. Neue Ausgabe mit einer Einführung über das Leben und Schaffen des Künstlers von M. Fleischhack. Mit 16 Kunstdruckbildern. (72)

Halm, A., Einführung in die Musik. (162)

Richter, Ludwig, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Neue, illustrierte Ausgabe von Dr. Fritz Nemitz. (159)

Thausing, M., Dürer. Geschichte seines Lebens und seiner Kunst. Mit vielen Abbild. u. Kunstdruckbildern. (185)

Illustrierte Jugendschriften

Herausgegeben vom Berliner Lehrerverband

Grimm, Ausgewählte Märchen. Herausgegeben von P. Samuleit, mit Bildern von Hans Baluscheck. (30)

Deutsche Sagen. Die Auswahl besorgte E. Jaedicke, die Bilder zeichnete E. Feyerabend. (31)

Andersen, Ausgewählte Märchen. Die Auswahl besorgte E. Guder. Mit Bildern von A. W. Baum. (32)

Der Strauß. Ein Buch für junge Mädchen. Mit vielen Abbildungen. Herausgegeben von Dr. Gertrud Fauth. (33)

Leben und wundersame Abenteuer des Robinson Crusoe. Übertragen u. bearb. v. Gertrud Fauth. Mit vielen Textabbildungen. (164)

Deutsche Schwänke. Die Abenteuer des Münchhausen und Till Eulenspiegel. Neu herausgeg. Mit vielen Bildern. (165)

Druck von A. Seydel & Cie. Aktiengesellschaft, Berlin SW 61.



GUSTAV
FREYTAG

Bilder aus der
deutschen
Vergangen-
heit



III

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu
4086/III $
001-004087-03-0
Nr 40875